KUNSTWART

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Oktoberheft 1909

Unsre Arbeit fürs Ganze. Vom Herausgeber 1

Zur Naturgeschichte des Volksliedes. Von Richard Batka 8

Kennen wir die Kinder? Von Adolf Henseling 11

Lose Blätter: Fünf Gedichte von Alfred Vogel ▣ Kindergeschichten von Meinrad Lienert und Carl Spitteler ▣ Lederhosen-Saga von Börries von Münchhausen 14

Rundschau u. a.: Mitleiden und Mitleideln ▣ Die Bedeutung der Sprache für die Poesie ▣ Viererlei Novellen ▣ Lenz ▣ Berliner Theater ▣ Künstlertheater 1909 ▣ Theaterbetrieb ▣ Da capo ▣ Von den Wettstreiten deutscher Männerchöre ▣ Ballettmusiken ▣ Etwas über Kammermusik ▣ Bayreuther Theaterzettel ▣ Antikes Rokoko ▣ Zum Eichendorff-Denkmal ▣ Kleine Wohnungen ▣ Vom „System Podbielski“ und von dem Schema F ▣ Raubzeugbekämpfung in Sachsen ▣ Buchstaben-Zahlen ▣ Ernste Volksfeste ▣ Philosophisch-soziologische Bücherei ▣ Recht und Bildung ▣ Vom Mandatniederlegen ▣ Japan in München ▣ Die Frau und die „Landflucht“ ▣ Säuglingsschutz ▣ Bodenständigkeit ▣ Die Fratze in der Schule ▣ Wie's gemacht wird 31

Bilder u. Noten: Thoma, Wundervogel mit Engelwolke; Kirberg, Gelbe Stube; Voigt, Kindergruppe; 7 Abb.: Antikes Rokoko; 2 Abb.: Wie's gemacht wird; 4 Abb.: Vom „System Podbielski“ usw. ▣ Mayer, Der Hufschmied; Celestino, Menuett

XXIII MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY 1·

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

erscheint jährlich 24 mal (je zu Anfang und Mitte des Monats). Bestellgeld: 4 Mark vierteljährlich, für Oesterreich 4 K 80 H, unter Kreuzband unmittelbar vom Verlag 4 Mk. 60 Pf., fürs Ausland 5 Mk. 20 Pf. Preis der einzelnen Hefte 75 Pf., für Oesterreich 90 H. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an. Der Preis für Anzeigen beträgt für die gespaltene Nonpareillezeile 80 Pf. Zurückweisung von Inseraten, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor. Probehefte unentgeltlich und portofrei vom Verlag Georg D. W. Callwey in München. Geschäftsstelle für Berlin: W. 57, Kurfürstenstraße 8, für Oesterreich-Ungarn: Wien I, Bauernmarkt 3.

Der Nachdruck einzelner unsrer Eigenbeiträge, mit Ausnahme der „Losen Blätter" und der Beilagen, ist bei deutlicher Quellenangabe „aus dem Kunstwart" seitens der Redaktion erlaubt, wodurch die Rechte der Verfasser jedoch nach dem neuen Gesetz nicht aufgehoben werden. Für Besprechungsexemplare sowie Niederschriften oder andere Einsendungen irgendwelcher Art wird eine Verantwortlichkeit nur dann übernommen, wenn sie erbeten worden sind. Unverlangte Besprechungsexemplare können überhaupt nicht, unverlangte Manuskripte nur dann zurückgesandt werden, wenn Rückporto beilag — doch kann auch hiefür irgendwelche Bürgschaft nicht übernommen werden: wir bitten dringend, uns unverlangte Manuskripte usw. überhaupt nicht einzusenden. Briefe zu beantworten, ist dem Herausgeber nur in Ausnahmefällen möglich, da sonst seine volle Arbeitskraft allein zum Briefschreiben kaum ausreichen würde. Aus entsprechenden Gründen kann der Herausgeber Besuche nur annehmen, wenn eine Sprechzeit vorher vereinbart worden ist. Alle Einsendungen über Musik, Bücher und Noten wie Manuskripte, sind an Dr. Richard Batka, Wien XIII/6, Auhofstr. 78, zu richten.

BERZ & SCHWEDE

Entwurf und Ausführung von Park- und Garten-Anlagen

Reich illustriert. Katalog über Park- und Hausgärten gratis

INH. M. R. O. BERZ · STUTTGART

ZWEIGBURO: FRANKFURT a. M.

WORPSWEDER WERKSTÄTTE

IN TARMSTEDT BEI BREMEN

EINRICHTUNGEN VON LANDHÄUSERN, VILLEN, BLOCKHÄUSERN, JAGD-, SPORT-, GARTENHÄUSCHEN

NACH ENTWÜRFEN VON

HEINR. VOGELER-WORPSWEDE.

UNSERE LANDHAUSMÖBEL HALTEN SICH ENG AN TRADITIONELLE LÄNDLICHE FORMEN.

□ □ FREISLISTE ÜBER EINZELMÖBEL: WORPSWEDER BINSENSESSEL GRATIS. □ □

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Dreiundzwanzigster Jahrgang, erstes Viertel
Oktober bis Dezember 1909

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v. 23:1

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an

Größere Aufsätze

Unsre Arbeit fürs Ganze (Avenarius) 1 1
Zur Naturgeschichte des Volksliedes. Auch eine Übung im Betrachten von Kunstwerken (Batka) 1 8
Kennen wir die Kinder? (Henseling) 1 11
Vom Neuen in der Schauspielkunst (Gregori) 2 81
Sachlichkeit und Sachenrecht (Polenske) 2 86
Briefmarken sind keine Kleinigkeit (Avenarius) 3 153
Von der Spannung (Rath) 3 159
Universität, Bildung und Studium (Herter) 4 225
Schiller und die ästhetische Kultur (von Gleichen-Rußwurm) 4 251
Wann geht's an die Herrentracht (Avenarius) 5 297
Vom Aberglauben (Bonus) 5 501
Weihnachten (Avenarius) 6 577
Anzengruber (Rath) 6 579

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Mitleiden und Mitleidein 1 31
Hoch-Zeiten 2 116
Man geniert sich 3 192
Wissenschaft und Bildung 4 261
Nach dem Schillertage 5 341
Ideale 6 415

Vom Ausland

Japan in München 1 68
Japanisches 2 143
In Dänemark 4 288

Bildung und Schule

Bodenständigkeit 1 74
Die Fratze in der Schule 1 75
Einsames und gemeinsames Genießen 2 145
„Klopstock als Erzieher" 3 219
Die Häufung der Schülerselbstmorde 3 221
Freie Studenten 4 291
Kunsterziehung und Kunstgeschichte 5 369
Wo ist das Steckenpferd geblieben? 5 372
Gegen den Phantasiemord durch Spielzeug 6 450
Zum Religionsunterricht 6 451

Gesellschaft

Ernste Volksfeste 1 63
Philosophisch-soziologische Bücherei 1 64, 2 158
Eine Linie 3 206
Kunststadt und Fremdenstadt 3 207
Vier Namen 4 284
Von Prof. Zazra, Frau Abend & Co. 4 284
Pfarrer Bion 5 367
Ist es denn nun Frau Steinheil gewesen? 5 367
Zuchthausarbeit 6 445
Abraham a Sancta Clara 6 446

199515

Digitized by Google

Handel und Gewerbe

Buchstaben-Zahlen 1 62
Volkswirtschaftliche Anschauung 2 135
Die Geschmacksbildung des Kaufmanns 3 203, 4 280
Kauft keine Hausgreuel 5 361
Besitzsteuern und Verbrauchssteuern 5 361
„Dem Fortschritt eine Gasse!“ 5 364
Zur Kleidermode 5 365

Heimatpflege

Vom „System Podbielski“ und von dem Schema F 1 58
Elektrisch leuchtende Bismarcktürme? 2 133
Zum Kampfe um Groß-Berlin 2 134
Der geschonte Anilinteppich und die verhinderte Wohnungsreform 3 202
Bemalte Wohnräume 4 277
Die Kultur des Christbaums 6 439

Von der katholischen Seite

„Das Hochland“ 2 142

Körperpflege

Säuglingsschutz 1 72
Für Korsette und Gummigürtel 2 144
Haltungsgymnastik 3 214

Angewandte Kunst

Kleine Wohnungen 1 58
Festwiesenbauten 2 132
Münchner Universitätsbauten I 4 274
Schaufenster 5 358
Weihnachtskarten 6 437

Bildende Kunst

Antikes Rokoko 1 56
Zum Eichendorff-Denkmal 1 57
Adolf Schinnerer, der Radierer 2 129
Kaiserliche Porträtaufträge 2 132
Miniaturen 3 201
Zum „Mädchen von Antium“ 5 356
Zum „Streit um die Wachsbüste“ 5 358
Alfred Rethel 6 428
Lionardo als Bildhauer 6 429
Arbeiter-Dilettanten 6 435

Literatur

Viererlei Novellen (Schmitthenner, Bartsch, Salten, Münzer) 1 55
Lenz 1 57
Gesamtausgaben 2 117
Neue Frauenromane (von Bülow, Wohlbrück) 2 120
Wilhelm von Polenz 3 194
Kritik im Roman (Mann, Bleibtreu, Greinz) 4 265
Von der Lyrik (Flaischlen, Bruns, von Kalckreuth) 5 343
Die Wahrheit in Kampfstellung und die Wahrheit Gewehr bei Fuß 5 346
Die drei Weltromane des siebzehnten Jahrhunderts (Gil Blas, Don Quichotte, Der abenteuerliche Simplicissimus) 6 418
Schnellen Rat zum Bücherkauf 6 420

Mann und Weib

Die Frau und die „Landflucht“ 1 69
Die Koedukation 2 143
Mannesfürsorge 3 212
Frauen und Universitätsstudium 4 288
Die Dienstbotenfrage 3 568, 6 447

Musik

Da capo 1 49
Von den Wettstreiten deutscher Männerchöre 1 51
Ballettmusiken 1 53
Etwas über Kammermusik 1 54
Bayreuther Theaterzettel 1 56
Über Kritik der Tonkunst 2 125
Kontas „Buckliger Geiger“ 2 128
Vom ersten deutschen Brahmsfest 2 128
Ein jungdeutscher Opernpreis 3 198
Papiergriechen 3 199
Neue Chorwerke 3 200
Louis' „Deutsche Musik der Gegenwart“ 4 271
Eugen d'Alberts „Izeyl“ 5 352
Neue Wagnerliteratur 5 354
Scholander 6 426
Gustav Mahlers „Siebente“ 6 427
Der deutsche Volksgesangverein 6 428

Naturschutz

Raubzeugbekämpfung in Sachsen 1 62
Großbanken und Heimatschutz 4 278

Vom Recht

Recht und Bildung 1 66
Der Eid 3 210
Erpressung 4 285

Von der Sprache

Die Bedeutung der Sprache für die Poesie 1 52

Digitized by Google

Von der evangelischen Predigt 3 193
Sprachererneuerung 6 417

Zu den Tageserörterungen

Vom Mandatniederlegen 1 67
Andersdenkende hören! 2 141
Politische Aphorismen 4 287
Schiller, der naive Emporkömmling 5 567

Theater

Berliner Theater:
I: (Musset, Dehmel, Schnitzler) 1 39
II: (Dreyer, Berger, Turszinsky, Stifter) 2 122
III: (Andrejew, Nicodémi, Overweg) 3 196
IV: (Hardt, Fulda) 4 267
V: (Wildenbruch, Herzog, Shaw, Don Carlos-Aufführung des Deutschen Theaters) 5 547
VI: (Skowronnek, Kadelburg und Presber, Harlan, Flers und Caillavet, Bendiener) 6 424

Dresdner Theater:
(Björnson) 6 421

Hamburger Theater:
I: (Lothar und Saudeck) 4 270
II: (Heckscher) 5 551
Künstlertheater 1909 1 42
Theaterbetrieb 1 47

Unter uns

Wie's gemacht wird 1 77
Dieses Heft ist zu umfangreich 1 77
Der „Gesundbrunnen für 1910" ist da! 2 148
Ludwig Richters Lebenserinnerungen 3 222
Unser Dürerbundsignet 4 294
„Dürerbund-Ratgeber" und „Dürerbund-Jahresbericht" 5 575
Zu unsern Anzeigen und Prospekten 5 574

Lebende Worte

Unsre Verpflichtung 1 77
Ueber Kunst 2 149
Höheres Leben 3 222
Was ist das deutsche Volk? 4 295
Lasset die Kinder Kinder sein! 5 574
Weihnachtliches 6 452

Lose Blätter

Vogel, Alfred: Fünf Gedichte 1 14
Lienert, Meinrad: Aus „Das war eine goldene Zeit" 1 19
Spitteler, Karl: Aus den „Mädchenfeinden" 1 24
Münchhausen, Börries von: Lederhosen-Saga 1 29
Avenarius, Ferdinand: Aus dem „Fröhlichen Buch" 2 81
Spittler, Karl: Der Kosak und die Russalka 3 163
Aus den „Memoiren des Chevaliers von Roquesant" 3 165
Keyserling, Eduard von: Aus „Bunte Herzen" 4 242
Pauls, Eilhard Erich: Aus den Novellen „Vom Leid" 5 305
Renner, Gustav: Aus „Francesca" 5 314
Ponten, Joseph: Aus dem Landschaftsroman „Siebenquellen" 5 325
Handel-Mazzetti, Enrica von: Aus der Ballade „Deutsches Recht" 6 384
Anzengruber, Ludwig: Aus seinen Dichtungen 6 392

Bilder

	Heft
Vollbilder:	
Thoma, Hans: Wundervogel mit Engelwolke	1
Kirberg, Otto: Gelbe Stube	1
Voigt, Meta: Kindergruppe	1
Hagen, Theodor: Stoppelfelder im Herbst	2
Schinnerer, Adolf: Der Abschied des jungen Tobias	2
— —: Auf der Heimreise	2
— —: Die Heimkehr	2
— —: Milbertshofen	2
Mediz, Karl: Felsengestade	3
Samberger, Leo: Bildnis des Grafen Trailsheim	3

Digitized by Google

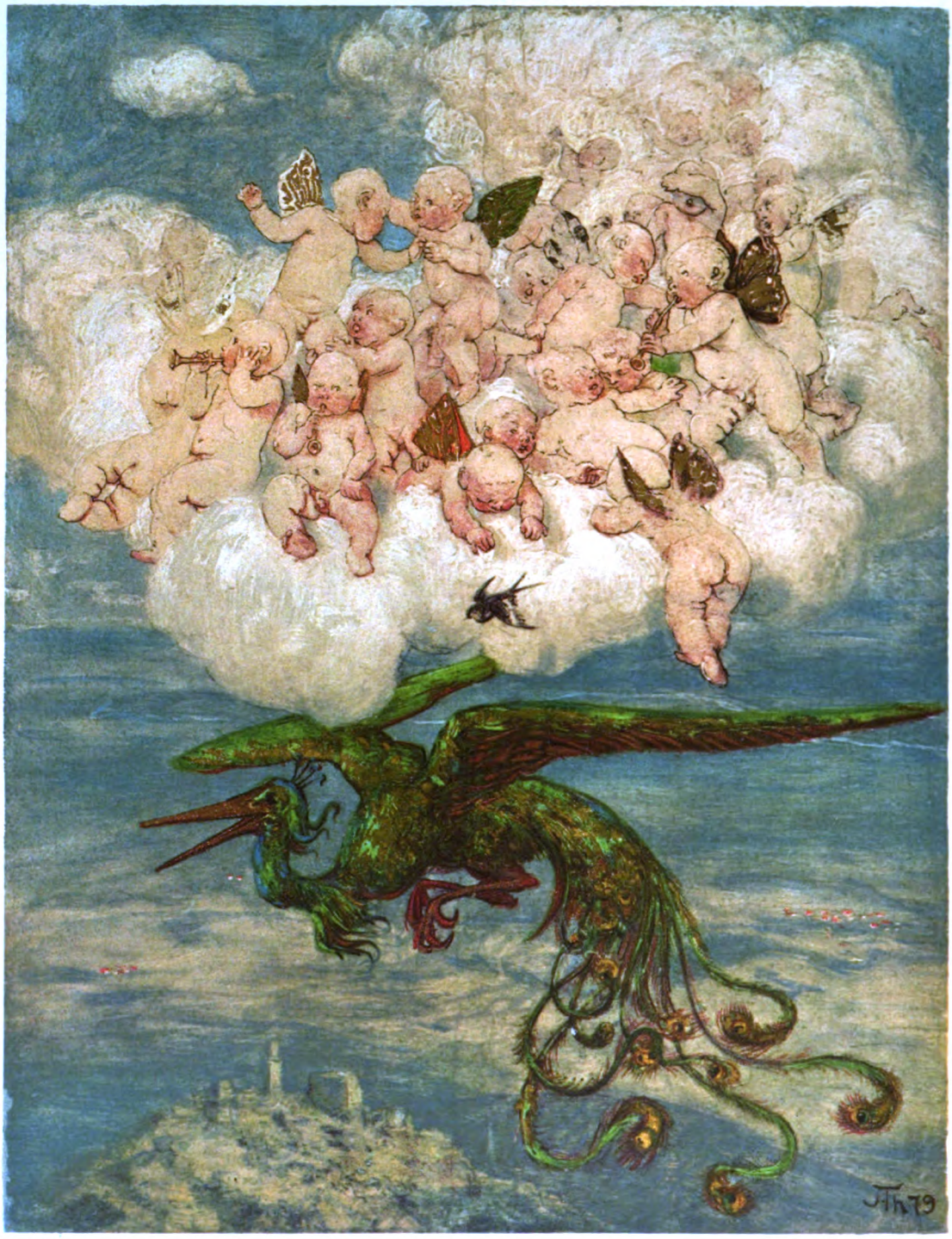
	Heft
Gamberger, Leo: Erinnerung	3
Eisenwerth, Karl Schmoll von: Morgennebel	3
Grethe, Carlos: Abend	4
Leipold, Karl: Der Atlantik	4
Predis, Ambrogio dé: Bildnis eines Mädchens	5
Bronzino: Bildnis der Lucrezia Pucci	5
Das Mädchen von Antium	
— —: Teilbild	5
Schongauer, Martin: Die Madonna im Rosenhag	6
Bildnis Anzengrubers (Phot.)	6
Kunz, Fritz: Stille Nacht, heilige Nacht	6
Schäfer, Rudolf: Das ewig Licht	6
— —: Christi Garten	6
Thoma, Hans: Ruhe auf der Flucht	6
Steinhausen, Wilhelm: Rast auf der Flucht	6
Illustrationsbeilagen:	
Sieben Abbildungen zu dem Beitrage: Antikes Rokoko	1
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Wie's gemacht wird	1
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Vom „System Podbielski“ und von dem Schema F	1
Sechs Abbildungen zu dem Beitrage: Festwiesenbauten	2
Sechsundzwanzig Abbildungen zu dem Aufsatze: Briefmarken sind keine Kleinigkeit	3
Zehn Abbildungen zu dem Beitrage: Münchner Universitätsbauten	4
Acht Abbildungen nach Photographien von lebenden Tieren	5
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Lionardo als Bildhauer	6
Textbilder:	
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Kleine Wohnungen	1
Achtunddreißig Bildproben aus dem „Fröhlichen Buch“ von Ferdinand Avenarius	2
Sechs Abbildungen zu dem Beitrage: Haltungsgymnastik	3
Zeichnung von Erich Kuithan: Einsetzung eines Hafens in den Schmelzofen	4
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: „Dem Fortschritt eine Gasse!“	5
Zeichnung vom Grafen Pocci: Christkind im Walde	6

Noten

	Heft
Mayer, Friedrich: Der Hufschmied	1
Celestino, Eligio: Menuett	1
Konta, Robert: Aus dem Tanzspiel „Der bucklige Geiger“	2
Boruttau, Alfred Julius: Elvershöh (altnordische Ballade)	2
Bach, Wilhelm Friedemann: Largo	3
Hasse, Johann Adolf: Bauerntanz	3
O freudenreicher Tag (fränkisches Volkslied)	4
Oppel, Reinhard: Polnisches Weihnachtslied	4
Für fufzehn Pfennige (altdeutsch)	4
Von der edlen Music	5
Wiegenlied in der Weihnacht (Volkslied)	5
Die Weihnachts-Nachtigall (Volkslied aus dem 17. Jahrhundert)	5
Christkindleins Wiegenlied (Volkstümlich)	5
Mayer, Friedrich: Christbaum	6
— —: Fromm	6

Digitized by Google

Digitized by Google



Hans Thoma

KW

Digitized by Google

Hans Thoma

Digitized by Google

Jahrg. 23 Erstes Oktoberheft 1909 Heft 1

Unsre Arbeit fürs Ganze

Hegel, heißt es, habe gescherzt: mich hat nur einer verstanden, und der hat mich mißverstanden. So geht's bei den Großen. Denen vom Mittelmaß geht es so: rufen sie mal anderer Leute Gedanken von der Landstraße weg, so laufen diese doch immer wieder dahin zurück, wo's kahl, aber eben ist. Man lockt sie nochmals her, wo's keimt und blüht — sie fühlen sich doch wieder im alten Wegstaube wohl. Die Psychologen wissen, warum: jeder Gedanke strebt zum gebahnten Weg. Und wenn der auf einen Fluß ginge, wo früher vielleicht eine Brücke stand. Und wenn er in einen Sumpf ginge. Ach, daß die Gedankenrufer, die Worte, Fäuste hätten zum festhalten! Nun haben sie nicht einmal Gesichter, deren Ausdruck eindeutig ist. Wie viele haben schon geseufzt: daß die Worte Münzen wären unabgreifbaren Gepräges, unverkennbar nach Gehalt und Wert und immer gleich im Kurs! Aber die gibt's ja nicht einmal aus Erz, und gäb es sie, das Erz selber schwankt ja im Wert. Organisches wächst, altert, stirbt, und vom Luftigsten im Organischen, vom Wort lassen sich zudem fürs Papier ja nur die Schatten fangen, die schwarzen Buchstabenbilder da ohne den Ton. Also: werden wir mißverstanden, so können wir nichts dagegen tun, als immer wieder neue Schattenrisse zeichnen nach den singenden, pfeifenden, trillernden oder krächzenden wegfliegenden Wortvögeln in der Luft.

Wie oft, ein Beispiel zu nehmen, spricht man ohne viel einzuschränken von „Kunst", und wie verschieden ist doch, was man dabei denkt. „Kunst ist schwer," sagt der eine, „vor Kunst setzten die Götter den Schweiß!" „Der hilft dir nichts," antwortet der Nachbarsmann, „hast du kein Talent, so glückt sie dir nie, hast du's aber, so ist sie leicht." „Wir brauchen sie gar nicht," meint des Stammtischs dritter, „die viele Kunst verdirbt die Natürlichkeit." Das ärgert den vierten: „Gerade als die Völker noch natürlich waren," ruft er, „bildeten sie alles um sich mit Kunst!" „Es muß die echte Kunst sein", beschließt der fünfte. Und keiner von ihnen merkt, daß ein jeder das Wort in anderem Sinne gebraucht hat. „Kunst" kann ja bedeuten erlerntes Können und angeborne Fähigkeit, kann bedeuten Gegensatz zur Natürlichkeit und Ausfluß von ihr, und zehnerlei bis hunderterlei noch, und die echte ist immer die, die der Herr Sprecher mag.

Darum, sagten die Männer, die vorwärts wollten, holen wir uns ein Wort von den Alten her, das nicht angezogen ist mit so viel verschiedenen Röcken: sprechen wir nicht von künstlerischer, sondern ästhetischer Kultur! Aber „ästhetisch", das reimt sich auf Teetisch, und schon deshalb erging's ihm in Deutschland übel. Andern schien's wieder nach sehr gesüßter Limonade zu schmecken. Dritten sah's nach gepufften Krawatten und Glockenröcken, und nach denen, die sich ausleben wollen, vierten nach alleinseligmachender Farbgepünkteltheorie, den allermeisten jedenfalls sah's nach den Leutlein

Digitized by Google

aus, denen das Leben als gar zu körperroh peinlich und nur der Abglanz reinlich erscheint.

Mit den Ästheten zusammengeworfen zu werden, war zwar das dümmste, war im Hinblick auf unsern alten Kampf auch das ungerechteste, was uns geschehn konnte, war aber auch für die Propaganda unsrer Gedanken das gefährlichste. „Kunst ist alles, Stoff ist nichts", — es genügt schon ein gescheiter Sperling dazu, solch eine Gedankenpuppe als Stroh zu erkennen — ja freilich, wenn wir so töricht sind, so dürfte man auf uns pfeifen! Also warben wir um besseres Verständnis mit einem neuen, durch andre noch nicht entwerteten Wort. „Ausdruckskultur", das, meinten wir, deute wohl genug darauf, daß wir die Erscheinung auf das hin erfassen wollten, was sie ausdrückt, also auf ihren Gehalt. Wie oft haben wir's dann wiederholt: vor allem andern als Sprache des Wesens ist die Gestalt uns wichtig, als Erscheinung dessen, was erscheint, also: weil sie uns über das Wesen aufklärt. Half alles nichts: man lief wieder auf die gewohnte Gedankenbahn. Auch sehr berühmte Gelehrte meinten, wenn man den „Ausdruck" wichtig nähme, so lenke man vom Wesen ab. Will man mit einem Worte kreiseln, muß man's halt auf den Kopf stellen.

Weil das mit jedem angeht, hätt's keinen Zweck, wieder nach neuen zu suchen. Was will die Bewegung um Ausdruckskultur? Wenn wir immer wieder erklären, immer wieder durch unsre Arbeit auch zeigen: das, so werden uns doch immer mehrere verstehn. Den Schnellfertigen aber sagen wir: Prüft unsre Worte auf Voraussetzung und Schluß, und wo's nicht stimmt, da belehrt uns. Und vergleicht unser Reden mit unsern Handlungen, je strenger je besser. Aber zu Übungen am Phantom oder gar zu einem Losschlagen auf unsre Gegner mit der Behauptung, eben diese unsre Gegner seien wir, dazu ist unsre Sache zu groß und unsre Zeit zu ernst. Wir und die Ästheten sind zweierlei grundverschiedene Leute.

Den Hauptpunkt vorweg, denn von dem trotten die Gedanken am leichtesten immer wieder vom Grün auf den Allerweltsweg ab: Ästhetische Erziehung und Ausdruckskultur sind an sich überhaupt nicht Materie, Stoff, Gehalt. Mittel sind sie — wann wird man das begreifen! Form, Ausdruck, Sprache sind sie. „Ich ziehe das Sittliche dem Ästhetischen vor", das ist gerade so gescheit wie: ich ziehe das Sittliche dem Englischen vor. Das lichtvollste ist immer wieder Goethes einfaches Wort: „Kunst ist die Sprache des Unaussprechlichen." Was sich in logischen Sätzen nicht sagen läßt, oder was die logischen Sätze umschwebt wie ein unfaßlicher Duft, der doch ihre Wirkung verwandelt, ist viel. All unser Fühlen, das selbst gebildete wie das vom Vater, vom Volk, von der Rasse ererbte, all das fürs Bewußtsein gestorbene Fühlen, das uns in dunkeln Tiefen doch mitbestimmt, all das Hinaustasten neuer Gefühle, die sich erst bilden — nur die Sprache des Unaussprechlichen vermittelt es. Mit ihr aber spricht es auch aus aller Erscheinung, die Ausdruck von Kräften, das heißt: aus allem, was wahrnehmbar ist. Diese Sprache, unsre Herren Gegner, für die wünschen wir dem Volk Ohren zum Hören und Augen zum Sehn, damit es besser erfassen kann: was die Welt in ihr spricht.

Digitized by Google

Wie wirr ist es da, zu sagen: wir sähen „das Ästhetische als das Höchste“ an — wer von uns schlägt ein Mittel höher an, als was das Mittel bringen soll? Oder gar, wir erhöben das Schlagwort „nur Kunst!“ — wo unter uns ist der Narr, der behauptete, wenn er eine Sprache verstünde, käm es auf das nicht mehr an, was sie sagte? Wem fällt es ein, „die künstlerische Bildung als brauchbare Grundlage für die menschliche Gesellschaft“ anzusehn, die Menschheit also auf eine Form zu stellen statt auf einen Gehalt? Behauptet wer, wir hätten gefaselt, „daß die ästhetische Erziehung an Stelle jeder anderen, der religiösen, ethischen, nationalen treten könne und müsse“, so kann er uns gründlicher überhaupt nicht mißverstehn. Nicht nur, weil er dadurch beweist, daß er unsre praktische Arbeit nicht kennt oder nicht begreift. Gerade, damit die religiöse, ethische, nationale Erziehung gedeihe, fordern wir als ihr Mittel Ausdruckskultur.

Wer von uns das liest, denkt, es ist einfach genug. Es kann doch nicht einfach sein, sonst verstände man's endlich auch ringsum, wo man überhaupt von unsrer Bewegung spricht. Der andern wegen müssen die Freunde erlauben, daß wir wieder einmal noch mehr davon reden.

Wenn unser Volk gesunden, wo es krank, und erstarken soll, wo es schwach ist, wenn es die Gaben entfalten soll, die ihm, wir glauben's, gegeben sind, wie wenigen Völkern oder wie keinem, die Gaben, an denen nach des Dichters Wort dereinst noch die Welt gesunden soll — so braucht es den höchsten Ernst bei der Erziehung nicht nur seiner materiellen und intellektuellen, sondern auch seiner sittlichen Kräfte. Mit diesen Worten betret ich nicht fremden Grund, hier ist der Boden, auf dem unser Denken und Tun gewachsen ist, gerade hier. Volk heißt Gemeinschaft, und Sittlichkeit ist der Ausdruck dessen, was die Gemeinschaft erst möglich macht. Der Besserung Voraussetzung ist die Erkenntnis, daß etwas zu bessern ist. Aber logisches Denken erkennt auch dort nicht allein, wo schlechter Wille ihm nichts vorfälscht oder geheimer Wunsch nicht sich zu Gefallen biegt. Selbst das tritt nur selten in reiner Logik ans Licht, was glaubt, streng zwischen ihren Gleisen zu wandeln. Die ungeheure Mehrheit der Erscheinungen im Geistesleben aber läßt sich auf ihren Gehalt nur erfassen durch allerhand, was außerhalb des gesprochenen Worts oder neben ihm, „zwischen den Zeilen“ liegt. Bei den eigentlichen Künsten ist das ja klar: wer beispielsweis den Berliner Dom, das Begassche Kaiserdenkmal, die Kellersche Apotheose Wilhelms des Ersten nicht nur „schaut“, sondern „durchschaut“, der sieht in ihnen Zeugnisse andern Geistes, als dessen, den sie darstellen wollen. Was kennzeichnet eine Gesellschaft besser, als die Autoren, die sie hätschelt, die Theater, Konzerte, Varietés, die sie beklatscht, als die Art der Häuser und Paläste, die sie baut, der Erholungsstätten auf dem Lande, die sie sich einrichtet, der Bilder, Möbel, Kleider, die sie kauft, der Zeitungen, die sie als ihre Sprecher empfindet, der Reden, durch die sie bewegt wird. Ich sage immer: die Art von alledem, nicht nur der Inhalt, auch der Ton ist's, „der die Musik macht“. Welch ungeheure Gewalt hat bei uns die Phrase, die gesprochene, geschriebene, geschauspielerte, getönte, gemalte, gebaute Phrase! Alle Erscheinungen im Menschenleben sind Ausdruck.

Digitized by Google

Weil sie das sind, lassen sie sich lesen, und weil sich auch das Unbewußte in ihnen ausdrückt, auch auf das hin lesen, was des Sprechers Wesen ist: wer's kann, hört wie Siegfried nach dem Drachenblutnippen nicht, was Mime sagen will, hört, was Mime ist. Jedes Lebenszeugnis aus antiken, gotischen, aus Renaissance- und Rokokojahren spricht uns vom bewußten, flüstert uns aber zugleich vom unbewußten Wesen ihrer Zeit. Dazu braucht es vielleicht Distanz. Aber besser als wir's tun, können wir auch unsre eigne Zeit doch wohl sehn, wenn wir uns im Dunstwegblasen üben und uns nicht selber einreden, alle die Masken wären Gesichter. Unaufrichtigkeit zu erkennen und Aufrichtigkeit für die minder guten Augen zu verlangen, das ist die erste Forderung aller Ausdruckskultur als der Vermittlerin der Selbstkontrolle einer Nation.

Aber wir brauchen Ausdruckskultur noch zu mehr. Wir brauchen sie auch, damit wir in uns das Verlangen nach allem, was gesund, rein und kraftvoll ist, zu immer stärkerem Begehren steigern. Ein Beispiel, Kleidung. Was führt vorwärts: sie als gefällige Drapierung aufzufassen, als geschlechtliches Werbe-, als soziales Prunk-, als privates Eitelkeitsstück oder aber als Schutz- und Ausdrucksmittel des Körpers? Jetzt darf sie diesen unsern Körper noch ungestört mit Korsett und Stöckelschuhen verderben, weil wir nur das angezogene Weibchen sehn, den Menschenkörper darunter mit unreinem Auge oder gar nicht. Dagegen: fühlen wir alle im niedlichen Stöckelschuh den verkrüppelten Fuß und unterm Korsett den zerpreßten Leib — um die Gesundung unsrer Frauen, unsrer Kinder, unseres Volkes stünd's besser. Ein andres Beispiel: der Sport. Was führt weiter: ein Rekordrasen sich vormachen zu lassen oder mitzutun, das den Menschen zu einem Dreimuskelapparate macht, oder: Sport zu verlangen, der Leib und Willen adelt und erzieht? Ein drittes, die Volksfeste. Was führt bergan: das Kneipen und Johlen auf unsern Vogelwiesen nach Dresdner Art oder ein fröhliches Selberdabeisein mit Spiel und Sang, Stutzen und Turngerät, wie es in einigen deutschen Gauen immer noch lebt? Ein viertes: fördert uns das Reisegetroddel mit seinem Allesgesehenhaben und Überallgewesensein mehr als ein Beschränken auf weniges, das man aber in Menschenleben wie in Kunst- und Gottesnatur mit gebildetem Auge sich bereichernd genießt? Ein fünftes: verwachsen wir mit unsrer Heimat nicht dann erst ganz, wenn wir dabei sein können, sie zu schützen und zu gestalten, weil wir sie mit fühlendem Auge sehn? Durch die Erscheinungen erfassen wir die Welt, je inniger wir die Erscheinungen empfinden, je inniger empfinden wir auch die Werte der Welt. So wächst aufs engste verschwistert mit dem Drange nach adliger Erscheinung der Drang nach adligem Gehalt.

Vom adligen Gehalte den bestgesättigten Niederschlag geben uns die großen Taten des Geistes, also, soweit sich's ums Fühlen handelt, die großen Werke der Kunst. Wen's ihr zudrängt, der soll zu ihr kommen können, auch wenn er fernab wohnt und auch wenn er arm ist. Schon deshalb, weil nur so die Berufenen sich selbst entdecken können, sie, welche die Allgemeinheit braucht. Ja: braucht. Denn an der Sprache hat sich ja Geist und Seele entwickelt und ent-

Digitized by Google

wickeln sie sich noch; würde der Verlust der Sprache der Wissenschaft Stillstand und Verdummen des Gedankens bedeuten, so der Verlust der Sprache der Kunst Verstumpfung und Vertierung des Gefühls. Hohe Kunst auf alles einfache Leben zu pfropfen, wir denken gar nicht daran! Sie ist Vermittlung von Leben — wer im gesunden Verhältnis mitten im Leben selber steht, der Bauer etwa auf freier Scholle, kommt im allgemeinen gut ohne sie aus: wer Blut hat, braucht keine Transfusion. Nur, daß vom Blut in diesem Sinne alljährlich mehr unserm Volke entzogen wird, wie sich der Ackerstaat zum Industriestaat verwandelt. Das tut er unter der Herrschaft des Kapitals, das den Teufel nach anderm als dem Heckenlassen der Goldstücke fragt. Das Gau um Gau nur nach der Nutzbarkeit umgestaltet, wie Wald um Wald Nutzforst geworden ist, — wir können noch froh sein, wo nicht umzäunter. Bis jeder Quadratmeter der schönen Welt was zum Verdienen gibt, nur keiner mehr was zum Freuen. Es sei denn, daß unter wackrer Mitarbeit auch unsrer Kraft noch andre Werte als gemünzte anerkannt werden: daß aus der Zivilisation allmählich Kultur werde.

Freudigkeit wollen wir wieder in der Welt, statt all der zerstreuenden Vergnügungen die gesammelte ruhige Freudigkeit, die ausweislich der Physiologen Zeichen dafür ist, daß die Zelle gedeiht. Seltsam, daß die über uns klagen, nicht wenigstens die wirtschaftliche Wichtigkeit der ästhetischen Kultur sehn. Ich meine nicht, was doch auch was besagt: daß sie als wirksamste Veredlerin des Rohstoffs Millionen ins Land bringt, wie Frankreichs Geschmack jahrhundertelang Tribut von der Welt erhob. Ich denke an die Verdrängung kostspieliger Genüsse durch wohlfeile, wenn ein Büchlein, ein Notenblatt, ein gutes Bild nicht mehr kostet als ein Glas Bier. „Kaviar fürs Volk", aber in anderm als in Hamlets Sinn. Und hier ist es, wo auch die Form als Form, die Sprache als Ding für sich Bedeutung gewinnt, hier erst, während dem Ästheten ihr Reiz die Hauptsache bedeutet, das, was er um seiner selbst willen pflegt. Die Freiheiten der Wort- und Tongebilde an sich, die Schönheiten der Farbe und der Bewegungen, sei's in ihrem eigentlichen Leben, sei's in ihrem Niederschlag als Linien, die Schönheiten der Phantasiegestaltung selbst: kurz, das in engerem Sinne Künstlerische, das Artistische kann an edler Freudigkeit dem feinsinnigen Menschen genug bringen, um es als einen der Glückbringer hochzuschätzen. Es schadet auch keinem, der die Landschaft draußen, der insbesondre die Spiele des Lichts und die Bewegungen des Wassers aller Form in ihren Reizen zu sehen sich übt; neben der wachsenden Assoziationenfülle liegt hier wohl am meisten Grund dafür, daß die Natur mit immer freigebigerer Hand fürs Altern tröstet. Vor allem aber ruft das Verlangen nach Freudigkeit nach schöner Gestaltung des Lebens selbst. Wir wollen keine Schminke, wir machen uns nichts aus Putz. Aber auch das wahrhaftigste Gestalten aus Zweck und Stoff heraus kann häßlich oder schön sein. Und wie beim körperlichen, so beim geistigen Stoff. Auch diese Forderung der Ausdruckskultur hat mit dem Genüßlingstum der l'art pour l'art-Ästheten nicht mehr als den Gegenstand gemein. Was uns sie hochhalten läßt, ist nicht der Wunsch nach esoterischen Genüssen,

Digitized by Google

es ist die Pflicht aller gegen alle, es ist der soziale und damit der sittliche Gedanke, der auch sie stellt.

So tritt die Bewegung um Ausdruckskultur aller Enden als Dienerin der edelsten Kräfte unsres Volkes auf. Wo sie's kann, greift sie als solche auch schon mit zu. Ich erinnere an die von Hamburg und Altona aus angeregten praktischen Bemühungen der deutschen Lehrerschaft um das Kinderbuch in allen seinen Formen. Was wir unserseits durch die Herausgabe von Schultze-Naumburgs „Kulturarbeiten", durch die „Meisterbilder", die „Vorzugsdrucke", die „Hausbücher", die „Hausmusik" usw. versucht haben, hat eine Menge von Publikationen angeregt, die Bundesgenossen sind. Der „Heimatschutz" wirkt mit zahlreichen Verbänden doch auch schon recht kräftig im Land. Der umfassendere „Dürerbund" arbeitet in Heimatschutzsachen mit ihm im Kartell, kann aber dank der Stiftung, die ihn stützt, noch sehr viel weiter greifen. Vielleicht seine kräftigste Arbeit entzieht sich der öffentlichen Kenntnis: sein Mitwirken an öffentlichen und privaten Aufgaben durch Eingaben und Ausarbeitungen. Aber seine Flugschriftensammlung mit Aufklärungs- und Agitationsstoff, seine Zeitungskorrespondenz, die von mehr als tausend Blättern benutzt wird, seine Auskunftsstelle, seine Wanderausstellungen, seine praktischen Versuche sonst, seine Preisausschreiben, sein Volkskalender „Gesundbrunnen", sein „Jäger auf junge Seelen", das Büchlein „Heb mich auf!", vor allem sein „Literarischer Ratgeber", der den Weg zu unsrer Literatur vom Dreinreden geschäftlicher Interessen freizumachen sucht, die stehen ja in der Öffentlichkeit. Das Wirken der Ortsgruppen vom „Dürerbund" und „Heimatschutz" kommt hinzu. Ebenso tun's die „Volksbücher-Vereine", wie wir abgekürzt sagen wollen. Das alles nennt nur Verbände. Welche Literatur ist auch außerhalb ihrer Tätigkeit in unsrer Bewegung entstanden! Und hat gewirkt. Viele Tausende von Bauten, die Umwandlung ganzer Gewerbe mit sehr starken wirtschaftlichen Folgen, eine Menge neuer Einrichtungen und Versuche, auch eine große Anzahl von behördlichen Maßnahmen zeugen davon. Die Zeit reift. Selbst im wichtigsten aber auch schwerfälligsten aller Apparate, in unsrer Gesetzgebung beginnt der neue Geist sich zu regen.

Es ist kein „Fachgeist", das gibt ihm die Stärke. Vor einem Vierteljahrhundert noch war alle ästhetische Erziehung Fachsache, abgesonderte Fachsache, die sich nur mit hoher, höchstens noch mit angewandter Kunst beschäftigte, am Leben fürnehm befrackt vorübersah, ja, dieses Leben nicht nur durch allerhand Mächte verderben ließ, sondern mit seiner Verehrung fremder Ideale geradezu selbst verderben half. Die „ästhetische" ist eine Art Ausdruckskultur, nicht die ganze. Beispielsweis· die Arbeit darum, daß die literarischen Ratgeber, daß die Zeitschriften, daß die Zeitungen in ihren Urteilen frei werden von den Wünschen der Inserenten, daß also, was sie ausdrücken, auch der wirklichen Überzeugung ihrer Leiter entspreche, ist Ausdrucks- aber nicht ästhetische Kultur. Wo überhaupt Ausdruck, wo Erscheinung ist, also so weit unsre Augen sehn und Ohren reichen, da kann sie mit dabei sein und soll's. Denn ihrerseits ist sie ja letzten Grundes nichts weiter, als der Ausfluß des doch wohl natürlichen Menschengefühls:

Digitized by Google

daß Wahrhaftigkeit dem Schwindel vorzuziehen sei. Weil sie nichts weiter ist, als das, so wurzelt sie auch von Urahnen her ganz sicher noch tief in uns allen: sie braucht nicht künstlich eingeräumt, sie braucht nur vom Schlamm darüber befreit zu werden. Nährt sie, gebt ihr Kraft, und sie bricht in ein paar Jahrzehnten überall wieder durch. Wie im Frühling die grünen Spitzen durch den Moder vom welken Laub. Und wie in Frühlingszeiten der Menschheit die Talente aufschießen — in manchen Lebensgauen auch gerade jetzt: Licht und Naß, und sie sind da. Die Keime warten immer.

Aber vorm Fachgeist, ach vor dem Fachgeist wollen wir uns ja mißtrauisch hüten! Wir lieben auch als solches das Künstlerische, wir wollen uns üben, die schönen Blumen am Wege ja gut zu sehn, aber hocken bleiben wollen wir bei ihnen nicht, steckenbleiben wollen wir nicht im Ästhetentum. Davon sprachen wir schon, eigentlich ist's aber noch die geringste Sorge. Die Hauptsorge ist: Fühlung zu gewinnen nach allen Seiten im Volksleben, mit den Männern und Frauen uns zu verbünden, die bisher fern von uns auf fremdem Wirkensgebiet doch denselben Trieb schon spürten, wie wir. Es sind ihrer ganz überraschend viel. Nach der Erweiterung des Kunstwarts vor zwei Jahren hat sich uns erst gezeigt, daß bei Philosophie, Juristerei und Medizin und gottlob auch bei Theologie, daß bei Heer und Flotte, daß bei Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, daß bei Technik und Industrie, daß bei der Lehrerschaft von der Volks- bis zur Hochschule, daß bei den Frauen wie bei den Männern, kurz: daß bei der vorwärtsstrebenden Minderheit, welche die Führer stellt, überall in unserm Volk ganz derselbe Auftrieb drängt, wie bei uns. Der Drang nach Wahrhaftigkeit, das Erkennen, daß Sein und Schein immer weiter auseinandergehn unter der Zivilisation von heute, das Erkennen der Gefahr darin für die Gesellschaft und ihre Kultur, sie wachen überall auf, wo Leben ist, und so strecken sich überall her Hände zu uns herüber. Wir haben weit übers Hoffen Verbündete gewonnen, die nun mit uns arbeiten. Sie müssen lernen, wir müssen lernen; es ist nicht leicht, das Leben auf all den Gebieten auf andres hin, als das Gewöhnte anzusehn. Es wird sich auch oft noch gar nicht darum, es wird sich vorläufig sehr vielfach vorerst nur um ein Unterrichten, um ein Informieren handeln. Erst um ein Begreifen von einzelnem, das uns noch fern lag, dann um ein Auffinden der Zusammenhänge, „wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt".

Aber wollten wir selbst nur Kunst „verstehn" und wollten wir nur Kunst „genießen", und wollten wir nur der Kunst dienen, nur der Kunst, wir müßten's doch anders treiben, als man's früher getrieben hat. Nur recht bescheidnen Pflanzen genügt der Blumentopf, die großer Art bleiben klein, wenn man sie in welche pflanzt: sie gehören ins Erdreich draußen. Schon das Pröbchen Erde im Topfe zeigt ja, wie alte Kräfte gebildet und zerrieben haben, bis, was hier nährt, zustande kam. Aber die Sonne, wie sie heute wärmt, der Regen, wie er heute fällt oder ausbleibt, der Wind, wie er heute die Luft bewegt, die gehören außer dem Pflanzen-Ich dazu, um uns begreifen zu lassen, was in der Welt selber heute gedeiht und heute kümmert.

Digitized by Google

Das verstehn wir an dem Tisch mit den Töpfen nicht, dazu müssen wir ins Freie. Die Zusammenhänge gehören dazu, und es hängt ja im Leben so ziemlich alles zusammen. Nicht, daß wir alles einzelne in jeder Einzelursach erkennen müßten: ich verstehe schon, warum das Blatt da fällt, auch wenn ich nicht millimeterweis die Kräfte nachrechnen kann, die dieses Zickzack durch die Luft zeichnen lassen. Im Gegenteil: wir brauchen dringend das Abkürzen all der Kenntnis-Unmengen, und gerade dem soll durch Heraushebung des Wesentlichen auch unsre Arbeit dienen. Nicht die Überfülle der Einzelheiten zu sehn, erstreben wir, sondern das Ganze zu sehn als eine Einheit, um auf unsre Weise dem Ganzen dienen zu können. A

Zur Naturgeschichte des Volksliedes

Auch eine Übung im Betrachten von Kunstwerken

Die schöne Harmonie von Wort und Weise, die in den Gesängen unsres Volkes herrscht, hat jeder, der ihnen aufmerksam lauschte, schon empfunden, ohne daß man sich über den Grund dieser merkwürdigen Erscheinung bisher im klaren wäre. Wie kommt diese Einheit des dichterischen und musikalischen Ausdrucks zustande, nach der die Kunstmusik so oft vergebens strebt? Daß Dichter und Komponist des Volksliedes nicht selten eine und dieselbe Person ist, genügt wohl nicht, um die Tatsache zu erklären. Viele Volkslieder werden ja gar nicht auf Originalweisen gesungen, sondern auf Melodien, die älter sind als der Text, und doch auch hier in den meisten Fällen diese ungezwungene, künstlerische Übereinstimmung der Elemente! Wieso? Woher? Ich meine nun, die Ursache in der eigentümlichen Technik unsrer redenden Volkskunst zu finden und möchte sie an einem Beispiel, an dem Lied von den zwei Königskindern aufzeigen.

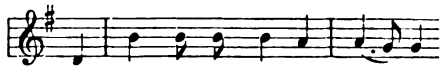
Das Volkslied geht bekanntlich immer vom Wort aus. Die Musik ist ihm bloß ein Mittel des Ausdrucks, das hinzutritt, um den Ausdruck zu verstärken. Der Dichter hat ganz einfach, erzählend begonnen:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb.
Sie konnten zusammen nicht kommen —

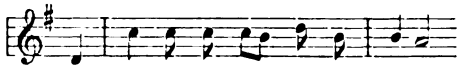
und spricht zuletzt das tragische Moment der ganzen Ballade aus:

Das Wasser war viel zu tief.

Die Musik folgt nun diesem Gedankengang Schritt für Schritt, indem sie auch den Ausdruck der berichtenden Zeilen noch differenziert. Die erste Zeile ist schlicht, episch gehalten:



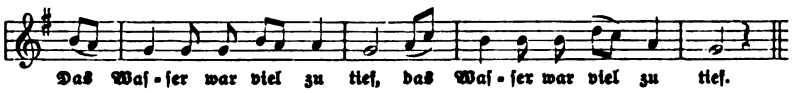
Die zweite steigert dieses Motiv, indem sie das Intervall erhöht und die Phrase über den Septakkord der Tonart spannt. Man spürt deutlich den stärkeren Gefühlseinschuß, den sie dadurch erhält.



Digitized by Google

In der dritten Zeile ist das volle Pathos des Ausdrucks erreicht. Die Melodie schwingt sich voll Empfindung sehnsüchtig auf und wendet sich mit Wehmut wieder zurück:

und schließlich wird die Bedeutung der kadenzierenden Schlußzeile, die das tragische Moment enthält, dadurch ganz besonders hervorgehoben, daß man sie wiederholt:



So hat sich die Dichtung aus dem Gedankengang der ersten Strophe eine besondere, ihm genau angepaßte Weise geschaffen. Entstehung der Melodie aus dem Geiste der Dichtung. Nur nebenbei weise ich noch darauf hin, daß die musikalische Phrase des Eingangs hier das Modell für die folgenden Verszeilen abgibt, die sie bloß nach dem jeweiligen Ausdrucksbedürfnis abwandeln. Es gibt aber auch Volksweisen, die — je nach dem Erfordernis des dichterischen Inhalts — aus zwei oder mehreren gegensätzlichen oder Parallelmotiven gebildet sind.

Von der zweiten Strophe an übernimmt nun die Musik die Führung. Sie ist vom Poeten festgelegt. Nun muß er sich ihr anpassen. Er muß jede folgende Strophe mit epischer Gelassenheit beginnen, dann Zeile um Zeile mit sich steigerndem Gefühlsinhalt füllen, die Spitze des Ausdrucks in der dritten Zeile haben und in der vierten etwas so Wichtiges sagen, daß es sich verlohnt, es zu wiederholen, es dem Hörer mit besonderm Nachdruck einzuschärfen:

O Lieb, kannst du nicht schwimmen?
O Lieb, so schwimm zu mir!
Drei Kerzen will ich anzünden,
Die weit sollen leuchten zu dir.

Wie in der ersten Strophe nicht etwa der abstrakte Gedanke „sie konnten zusammen nicht kommen“, sondern die Vorstellung des furchtbar feindlichen Elementes („das Wasser war viel zu tief“) die Phantasie des Volksdichters beherrschte, so in der zweiten die Vorstellung des weithin über das Meer leuchtenden Lichtsignals.

Dasselbe beständige Crescendo zeigt auch die dritte Strophe:

Das hört eine falsche Nonne,
Sie tat, als ob sie schlief,
Sie tät die Kerzen auslöschen,
Der Liebste ertrank so tief . . .

und so ließe sich durch das ganze Gedicht dieselbe Komposition beobachten: gelassener Bericht, Steigerung oder Ausführung des Inhalts, Spitze des Ausdrucks und zuletzt eine bedeutsame Konklusion, welche meist die Verbindung mit der nächsten Strophe herstellt und wiederholt wird. Entstehung der Dichtung aus dem Geiste der Melodie.

Digitized by Google

Hierin liegt, glaube ich, das Geheimnis der wunderbaren Einheitlichkeit von Text und Musik des Volksliedes. Und es bedarf zu ihrer Erklärung keinerlei mystischer Vermutungen, sie ist etwas ganz Natürliches, wenn man den Vorgang des Entstehens von Volksliedern psychologisch ins Auge faßt.

Alsbald wird auch klar, warum unsre besten Kunstdichter zu fertigen Melodien fast niemals befriedigende neue Texte machen, die sich einbürgern, was der älteren Volkspoesie doch so häufig glückte. Nicht nur, daß sich wohl die dichterische Schöpferkraft einer Melodie erschöpft: es dichten eben die Kunstdichter nicht aus dem Geiste der Melodie, nicht in der Gebundenheit durch sie, sondern als Literaten, und da stimmen dann Wort und Weise nur zufällig überein. Man empfindet den Mangel an organischer Einheit, das Gedicht behauptet sich nicht im singenden Volksmund.

Den Versuch kann man mit jedem guten Volkslied anstellen. Es gab natürlich auch schlechte Volksdichter, die es nicht verstanden, mit ihren Worten der Musik zu folgen. Und wie auch der treffliche Kunstdichter bisweilen an dem Widerstand der sprachlichen Materie scheitert, so kommt es auch vor, daß der gute Volksdichter das Gesetz, das er sich stellte, nicht überall durchführen kann, so daß zum Beispiel Strophen entstehen wie:

Ach Mutter, liebe Mutter,
Meine Schwester ist noch ein Kind.
Sie pflückt wohl alle die Blumen,
[: Die an dem Meerstrande sind. :]

Hier nimmt die Stelle des Hauptgedankens ein nebensächlicher, bloß ausführender Relativsatz ein. Solche Stellen sind ästhetisch nicht anders zu beurteilen als mangelhafte oder fehlende Reime, wie sie bisweilen als Zeugen einer unzureichenden Technik oder einer unüberwindlichen Schwierigkeit der Materie selbst in den besten Volksdichtungen vorkommen.

Sehen wir uns nunmehr ein anderes Volkslied an, zur Abwechslung ein heiteres, etwa den „Tod von Basel".

[: Als ich ein Junggeselle war,
Nahm ich ein steinalt Weib. :]
Ich hatt sie kaum drei Tage,
Ti-Ta-Tage,
[: Da hat's mich schon gereut. :]

Auch hier lag dem Volksdichter daran, in den beiden ersten Zeilen die Situation, worauf die ganze Geschichte sich aufbaut, dem Hörer eindringlichst einzuprägen. Also: Repetition. Die zwei mittleren Zeilen dienen der Überleitung und die letzte bringt eine mehr oder weniger überraschende Pointe, die so wirkt, daß ihre Wiederholung dem Zuhörenden erwünscht ist. Damit hat sich der Dichter die musikalische Form selbst bestimmt, die ihn nun zwingt, in die ersten beiden Zeilen immer jene Prämissen zu stecken, von denen das Verständnis des weiteren abhängt, und die Spitze des Ausdrucks in die letzte Zeile zu verlegen.

Digitized by Google

[: Da ging ich auf den Kirchhof hin
Und bat den lieben Tod: :]
„Ach, lieber Tod von Basel,
Bi-Ba-Basel,
[: Hol mir mein Alte fort." :]

[: Und als ich wieder nach Hause kam,
Mein Alte war schon tot. :]
Ich spannt vier Roß vorn Wagen,
Wi-Wa-Wagen,
[: Und fuhr mein Alte fort. :]

[: Und als ich auf den Kirchhof kam,
Das Grab war schon gemacht. :]
Ihr Träger, tragt fein sachte,
Si-sa-sachte,
[: Daß d'Alte nit erwacht. :] Usw.

Wiederum also ein Dichten aus dem Geiste der Melodie. Und zwar ein Dichten, das mehr ist als ein Beachten der musikalisch-poetischen Akzente, sondern eines, das der Ausdruckspotenz ganzer Melodie-Abschnitte entspricht. Aus dieser Erkenntnis lassen sich auch unschwer einige wichtige Gesetze für den Vortrag von Volksliedern ableiten, da es eben mit eine Aufgabe des Interpreten ist, diese Feinheiten der künstlerischen Technik zur Geltung zu bringen.

Technik? Haben die alten Volkssänger diese Technik etwa mit Bewußtsein ausgeübt und ist der Verlust dieser niemals aufgezeichneten Technik etwa eine der Ursachen des Verfalles der Volkskunst? Ich wage diese weitschauenden Fragen hier nicht mit einem raschen ja oder nein zu beantworten. In vielen Fällen ist der eben gekennzeichnete Volksliedstil wohl rein instinktiv dadurch getroffen worden, daß der Urheber den Ausdruck der musikalischen Phrase mit äußerster Lebendigkeit empfand und ganz unwillkürlich als Dichter darauf einging.

Richard Batka

Kennen wir die Kinder?*

Daß alle Arbeit der Schule — wie alle Arbeit und aller Umgang mit Kindern — „dem Kinde gemäß" sein soll, ist nun schon eine alte Forderung. Ziemlich neu ist der Sinn, mit dem sie heute gestellt wird. Rücksicht nehmen auf die Enge und Schwäche des kindlichen Geistes, anpassen an sein Verständnis, darauf lief es immer hinaus. Heute fordert die in vollem Zuge vorwärts strebende Pädagogik weit mehr: Unsre Arbeit soll sich gründen auf den jeweiligen geistigen Entwicklungsstand der Kinder und auf die Be-

* Diesen Aufsatz bringen wir nicht nur deshalb in diesem Heft, weil er die Kindergeschichten der heutigen „Losen Blätter" gut ergänzt. Er ist zwar zunächst für Lehrer geschrieben, ich meine aber, er ist auch für Eltern ganz besonders nützlich und gut zu lesen. Nur steht es ja hier nicht so, daß sie alle ihre Kinder vortrefflich zu kennen meinen, es gibt genug, die in irgendeinem Herzkämmerlein die Besorgnis haben, daß sie eigentlich ihre Kinder nicht kennen. A

Digitized by Google

dürfnisse und Notwendigkeiten, die daraus erwachsen. Und dieser Satz, daß der kindliche Geist, so viel oder so wenig er nun eben entwickelt ist, die Grundlage all unsres Arbeitens bilden müsse — und dies nicht bloß im allgemeinen, sondern bei jedem Einzelschritt — mag wohl als die Kardinalforderung der „neuen Schule“ gelten. Deren Werden und Dasein ist gegeben mit der Verwirklichung dieses Satzes.

So schallt denn dieser auch aus allen pädagogischen Büchern, Zeitschriften und Reden vernehmlich genug. Er ist Mode — und darum leider auch sehr oft Phrase. Denn er ist nichts als Phrase, solange seine Voraussetzung nicht erfüllt ist oder wenigstens zu erfüllen versucht wird. Das ist die Beantwortung der Frage: Wie sieht denn der Geist des Kindes auf den verschiedenen Stufen seiner Entfaltung aus, oder vielmehr: wie wirkt er sich aus; und welche Notwendigkeiten ergeben sich daraus für jede Stufe? — Aber: versteht sich's nicht eigentlich von selbst, daß wir (wir Schulmeister nämlich) die Kinder kennen? Wir arbeiten tagtäglich mit ihnen zusammen — wer soll sie kennen, wenn nicht wir? Auf deutsch: Hier sind wir die Fachleute; ergo: wir verstehen die Sache.

Man frage nun unter uns Pädagogen einmal nach dem „Geist des Kindes“. Der eine schwärmt und ergeht sich gern in Gefühlen — seine Kinder natürlich auch. Der andre ist gewöhnt, nüchtern und klar zu sehen und begrifflich zu denken — auch seine Kinder haben Freude dabei und neigen zum reinen Verstandesmenschentum. Jener hat Freude und Glauben bei den Wundergeschichten unsrer Bibel — seine Kinder nicht weniger. Dieser neigt zu begründeten Zweifeln — sein Ergebnis: Diese Geschichten „widerstreiten dem gesunden naiven Wirklichkeitssinn des Kindes“. Einer hält mit Wärme fest am dogmatischen Bekenntnis — er weiß uns von freudigem Glauben auch bei den Kindern zu berichten. Ein andrer mag vom „Dogma“ nicht viel mehr wissen — er beweist uns sicher: in den Kopf des Kindes paßt es nicht hinein. So sehe ich noch fast überall, wo man mir von Kindern redet, das Spiegelbild des Redenden. Den Vorzug einiger Bequemlichkeit hat ja diese „Methode“, mit der wir unsre Kinder „kennen“ lernen, zum mindesten: Wir projizieren einfach das Bild unsres Geistes auf einen engeren Horizont — so haben wir den „Geist des Kindes“.

Das Schlimmste ist dabei, daß wir sogar den „Beweis“ erbringen können für die „Richtigkeit“ solcher Zeichnung. Denn unsre Kinder sind im „normalen Schulbetrieb“ tatsächlich nichts als unser Spiegelbild. Wir lassen ihrem Geiste niemals Zeit, sich auszuwirken; wir schieben ihn vielmehr mit zwingenden Fragen Schritt um Schritt den Weg, den wir haben wollen. Unsre „Kunst“ und die immense Empfänglichkeit des Kindes ermöglichen uns sogar — fast möcht ich sagen: leider — dies so zu tun, daß die Kinder Freude dabei haben und selbst sogar Sprünge machen in der Richtung, in der wir schieben. Das freut uns dann — nur die Seitensprünge können wir nicht vertragen und gewöhnen sie dem Allzueifrigen bald ab. Aber gerade die Seitensprünge kommen aus dem Geist des Kindes; jene andern sind von uns verursacht. Auf die geschilderte Weise kommt

Digitized by Google

es eben, daß unser Bild vom Kinde immer „erfahrungsmäßig“ stimmt. Da wir Lehrer verschiedene Leute sind, so kommt's aber freilich auf diesem Wege auch: daß wir an keinem Punkte einig werden über den Geist des Kindes.

Dieser Zustand, daß wir von unserm eigenen Spiegelbild nicht loskommen und es scheinbar immer wieder als richtig erwiesen sehen, hat zunächst zwei Ursachen. Der Stundenplan mißt uns die Zeit recht knapp, der Lehrplan dagegen den „Stoff“ sehr reichlich zu. Darüber ist nun schon viel geklagt. Wir haben schon damit genug zu tun, diesen „Lernstoff“ so auf die Stunden zu verteilen, daß keine allzu sehr belastet wird. So bringen wir für jede Stunde eine gute Portion Futter mit, das wir vorher zurechtkochen müssen, damit es in der einen Stunde auch verdaut oder wenigstens aufgegessen werden kann. Und nun müssen wir immer treiben: essen! essen! Die Kinder haben gar nicht Zeit, zu kosten, wie's eigentlich schmeckt, zu wählen oder gar auf dies und das zu denken, was ihnen noch lieber wäre. Fällt ihnen doch so etwas ein, dann wagen sie's nicht zu sagen. Recht viel zu verschlingen, das ist wahrhaftig die einzige Freude, die ihnen bleibt. So wird nichts recht geschmeckt und nichts recht verdaut. Und wir wollen dabei den Appetit der Kinder kennen lernen, wie groß er ist und auf was er geht? Ja, so kommt eben jeder zu dem schönen Ergebnis: Gerade meine Suppe ist gut.

Also: Zeit! Nehmen wir sie uns! Hier dürfen wir das vorlaute Amtsgewissen getrost aufs Maul schlagen. Dann wollen wir einmal das Fragen, Gängeln und Schieben eine Weile lassen, den Kindern das Wort geben und mit ihnen plaudern. Sicher, die sind erst ganz verdutzt und schauen sich verwundert um. Wenn sie aber merken: Der Weg ist frei — daß sie laufen und springen dürfen nach eigner Lust — dann geht's im Jubel kreuz und quer, manchmal auch mit tollen Sprüngen. Wenn wir nun betrachten, was uns die Kinder vorplaudern von den Dingen, zu denen wir sie führen wollten oder bei denen wir mit ihnen schon einmal waren: dann erst können wir merken, wie ihr Geist sich selber auswirkt. Denn dann erst können seine eigenen Regungen lebendig werden und zum Ausdruck kommen. Vielleicht brauchen die Kinder dann überhaupt nicht mehr zu sagen, was wir gerad hören wollen; sondern haben Zeit und Anlaß, selber zu denken und Stellung zu nehmen und davon dann zu reden. Dann erst wär's gut.

Aber noch eins ist dabei nötig — und sein Fehlen ist bislang die dritte der schlimmsten Ursachen jenes Zustandes, von dem wir sprachen. Wir brauchen ein psychologisch gut geschultes Auge. Wir werden vor allem lernen müssen, psychologisch objektiv zu beobachten und zu denken. Sonst sehen wir doch immer wieder uns selbst und unsre Wünsche in das Kind hinein.

Also: Wir müssen den Geist des Kindes in unsern Schulen nur erst einmal selbst reden lassen und ihm aufmerksam zuhören. Dann erst können wir ihn kennen lernen, den wir jetzt kaum je überhaupt zu sehen bekommen. Dann erst kann er sich frei entfalten. Und erst dann kann er Grundlage sein für die Arbeit in der „neuen“ Schule.

Adolf Henseling

Digitized by Google

Lose Blätter

Fünf Gedichte von Alfred Vogel

Beethoven im Hades

Der letzte blasse Schein starb auf der Flut,
Die schwer und schwarz und reglos glatt wie Stahl
Durch finstre Felsen kriecht zum weiten Tal,
Bis stumm am öden Strand der Nachen ruht.

Sie landen. Einer doch hebt an zu geigen.
Unsterblich loht im Herzen ihm die Glut,
Und ihm erblaßte nicht die Fahrt das Blut.
Nun bricht sein leises Lied das ewige Schweigen.

Da ist's, als flösse Blut in starren Steinen.
Rings schwanken Schatten her mit tiefem Beben,
Und Lethes Zauber schmilzt in heißes Weinen.

Wovon sie sich erlöst: Schmerz, Liebe, wildes Streben,
Dem neuen Sinn will's höchste Wonne scheinen,
Und auf den Knien, schluchzend, segnen sie das Leben.

Traum

Mich hebt es auf vom Lager sanft und sacht
Und schwebt mit mir hin in die blaue Nacht.
Mein Herz sitzt still — wie kam's aus seinem Haus? —
Auf meiner Brust, sieht wie ein Falke aus.
Die wilden Augen doch sind scheubefangen,
Noch weiß es nicht, was mit ihm vorgegangen.
Doch mich durchzuckt jetzt jählings ein Begreifen,
Wie lautlos wir treppauf zur Höhe streifen:
„Im Turm des Glückes trägt man mich empor.
Und morgen ist der Tag ...“ Da knarrt ein Tor:
Bei hohen Glocken bettet man uns nieder.
Ich träume hin, die Hand fühlt das Gefieder
Des Falken weich und warm. Ihn schläfert auch.
Zuzeiten weht ein Wind, ein stärkrer Hauch;
Dann rühren sich die erzgewaltgen Glocken.
Mein Falke schlägt die Flügel, heißdurchschrocken,
Und dämmert wieder hin. O süßes Bangen!
Ich fühle nur: „Wie nah die Glocken hangen —
Wenn sie ins Frührot morgen Donner schlagen,
Wie werd das ich, wie wird's mein Herz ertragen?“

Das Glücksbüblein

Vom wüsten Sturz- und Trümmerfeld des Aufstiegs
Nahm mich ein schmales Felsentor hinaus
Auf sanften Wiesenabhang überm Meer.

Digitized by Google

Dort standen vor dem hellen Himmelsblau
Und vor der Meeresfläche weichem Duft
Aus hartem blanken Golde Stamm auf Stamm.
Die Äste aber ragten zart hinaus
Und ließen, stolz und edel im Gelenk,
Wie aus erhobnen, schmalgestreckten Händen
Ein leichtes Zweigwerk zierlich niederrieseln:
Das wehte, lang und fein, im sanften West
Wie aufgelöstes goldnes Frauenhaar.

Im seidnen Grün, an einem dieser Bäume
Saß still das Büblein Glück, mir abgewandt.
Ich trat herzu. Die Locken schimmerten.
Die langen, schmalen, farbenschillernden
Libellenflügel schaukelten manchmal
Im schwachen Wind ein wenig auf und nieder.
Aus hohem Grase blinkte, neben ihm,
Das Silberkrüglein mit dem Himmelstau.
Er schlief. Nun weckte ihn mein leiser Tritt.
Groß sah er erst und fremd auf mich. Dann glitt
Ihm ein Erinnern über sein Gesicht.
„Du kommst gewiß," so fragte er fast schüchtern,
„Weil ich dich gestern nicht besuchte? Ja?"
„Nein", sagte ich, noch in Gedanken, ernst:
„Doch lange Zeit hab ich auf dich gewartet,
Und gestern meinte ich, du müßtest kommen!
Denn welk und matt von langer Trockenheit
War jede Blüte meiner Seele." „Ach,
Ach, ja", sprach er und zog den Mund ins Schmollen.
„Ich wollt auch kommen, freilich ... ganz gewiß!
Doch bin ich auf dem Wege eingeschlafen.
Ich war so müde, und, weil ich die andern
Sonst alle schon besucht und abgetan,
Ja, alle, bis auf dich ..." „So bliebst du aus?"

Er schwieg und rückte kindlich mit den Schultern.
„Du hast mich wohl gar sehr entbehrt?" begann
Er dann und sah mich mit geneigtem Köpfchen
Von unten altklug und mitleidig an.
„Nein," sagte ich, und unwillkürlich lächelnd
Blickt ich auf ihn herab, „was denkst du denn?
Du bist ja auch nur so ein kleines Glück,
Das manchmal seinen Dienst verschläft. Da kommt's
Nicht weiter darauf an ..."

Die Unterlippe zog sich tief herab,
Sein Mündchen wurde breit, verzerrte sich.
Er grub die beiden Fäustchen in die Augen
Und weinte. Große Tränen rollten ihm

Digitized by Google

Wie Silberperlen auf die runden Wangen.
Und schluchzend, vorwurfsvoll, stieß er hervor:
„Ich . . . war . . . aber so müde, so müde . . .!“

Die Küsse im Haar

Du böser Mann, du Schlimmer! Du bist schuld,
Daß ich im Traum so heiß erschrocken bin!
Jedoch, erschrick nicht, daß ich so beginne.
Auch dieser Schreck war gar ein süßes Glück.
Gern lag ich wach mit wilddurchglühten Wangen
Und ließ des Glückes heiße Wellen mir
Mit schnellem Puls durch Herz und Schläfen treiben.

Vor meinem Spiegel stand ich zum Entkleiden
Und sah mein Bild. Das lächelte mich an.
Die Augen liebt er, diesen Mund, die Brauen.
So dacht ich da mit innigem Betrachten.
Ist nicht dies Angesicht der Knospe gleich,
Die, kaum vom ersten Sonnenstrahl getroffen,
Nun sehnsuchtsvoll zum Licht hinüberdrängt,
Sich dir ganz öffnen will, allmächtge Liebe?
Und wie mit stillem Glanz die kleinste Blüte
Der Sonne nachzueifern sich bemüht,
Soll Dankesglühn aus innerstem Gemüte
Mein Wesen sein, das dir entgegenlacht.

Die Mutter mahnte. Wie schrak ich empor!
Schnell griff ich hoch, die Haare mir zu lösen,
Doch ließ mich ein Erinnern jählings stocken.
Wie sagtest du? „Wenn du zur Nacht die Locken
Aufbindest, hüte dich, daß all die Küsse
Verräterisch nicht auf den Boden stürzen!“ . . .
Heiß stieg die Scham mir in das Angesicht,
Doch war's zu spät. Schon fielen schwer die Flechten
Und aus den dunkeln ringsumhergeschüttet:
Die Küsse, die du mir ins Haar gedrückt!
Das war ein Rollen und ein goldnes Klingen!
Die Mutter stand, die Schwester voller Staunen.
Ich aber schlug die Hände vors Gesicht
Und wußte nicht, wie ich mich fassen sollte.

Im Dom

Still wuchs ich aus dem Marmorgrund empor
Im Dom der Geister. Säulen sah ich ragen
Und Pfeiler, des Gewölbes Wucht zu tragen,
Das hoch im Ungewissen sich verlor.

Sacht hob mich noch der Spanndruck innerer Kraft.
Da sah ich mich in seltsamer Gemeine:

Digitized by Google

Rings standen Geister, größere und kleine,
Ein zwerghaft Volk, manch kümmerlicher Schaft.

Verwundert maß ich meinen Wuchs an jenen.
Die Fackel hoch, der Genius, mir zu eigen,
Trat her. Von rotem Flackerschein beschienen,

Nicht Säulen, Geister sah ich aufwärts steigen,
Und ihres Angesichts erhabne Mienen
Erahnt ich droben hoch im ewgen Schweigen.

Kindergeschichten
von Meinrad Lienert und Carl Spitteler

[Wie im Gesellschaftsleben ein Vermittler uns mit Fremden bekannt macht, so stellt uns der Dichter Gestalten vor. Es gefällt uns nicht, wenn er uns dabei Bemerkungen über die Vorgestellten zuflüstert, die sein persönliches Urteil über sie einschließen oder gar ausbreiten, es gefällt uns auch nicht, wenn er uns dabei mit den Augen zublinzelt — es gefällt uns beim Poeten gerade sowenig wie beim gesellschaftlichen Vermittler. Wir entnehmen im menschlichen Verkehr ziemlich bald aus der Haltung des Zweiten zum Dritten, wie er zu ihm steht. Wir entnehmen in einer Dichtung aus dem zugewiesenen Platz, aus der Auswahl dessen, was der Verfasser uns vom Handeln seiner Gestalten zeigt, wir entnehmen noch aus allerhand Kunstmitteln sonst, was der Poet von seinen Geschöpfen hält. Aber alles das geschieht, dem Wesen der Kunst entsprechend, durch Phantasie und Gefühl: wir wollen selber sehn, selber hören, uns selbst eine Meinung bilden in der Kunst wie im Leben. Wir — ich meine: wir „Anspruchsvolleren", denen das Herumgeben fertiger Meinungen nicht eben als Zeichen höherer Geisteskultur erscheint.

Auch für Kindergeschichten gilt das Gesagte. Auch Kinderseelen wird der wirkliche Poet nicht unter Beigabe seiner Meinung nach Art eines Meldezettels vorstellen: er hat zu bilden und unsre Phantasie bilden zu lassen, nicht zu reden, auch nicht im Flüstertone oder durch bedeutsames Räuspern oder Augenblinzeln zu reden: „Du verstehst schon, Leser, 's ist halt ein Kind!" Mit dem Ästhetischen verwachsen ist ein Ethisches, das aus dem Ernst jeder Arbeit hervorgeht: hat es der Dichter einmal mit dem Kinde zu tun, so hat ihm die kindliche Seele ebenso wichtig und des tiefsten Einspürens wert zu sein, wie die Fausts oder Hamlets, wenn Faust oder Hamlet sein Stoff wäre. Er darf also bei der Darstellung von Kinderseelen nicht oberflächlich sein, nicht „huschig" oder „fahrig", er darf nicht denken: bei einem Kinde kommt's nicht so drauf an. Reden der Kinder brauchen nicht gelallt, gestammelt, gedehnt, sie brauchen nicht „naturalistisch" gegeben zu sein — das Mehr oder Minder der Annäherung an das Wirkliche ist eine Stilfrage. Aber sie müssen wahrhaftig sein, aus dem kindlichen Geiste heraus geboren, der Kindermund darf kein Sprachrohr des Herrn Verfassers werden, um zu sagen, was dem gerade paßt — oder wir bekommen literarische Seitenstücke zu den Maskenbällen mit

Digitized by Google

Kindern in Kleidern „Großer“, je schlimmer, je ernster sie gemeint sind. Es zeugt nicht von Respekt vor dem Stoffe — und das heißt: vor der Natur —, wenn der Schilderer einer Kinderseele sie mit noch so putzenden oder putzigen Sachen aus seinem Privatbesitz, das heißt mit ihr Fremdem überklebt. Weiter: es zeugt auch von kurzem Blick, wenn er das für nötig hält. Und von Schwäche des inneren Auges, wenn er das Gefundene unterstreicht oder durch Parallelstellen verdoppelt. Denn die Kinderseele ist zwar ärmer an Erworbenem, als die unsrige, aber in manchem Sinne reicher an Ererbtem; sie steht dem Naturmenschentum näher und verliert mit dem Heranwachsen des jungen Menschen, wie der Zivilisationsmensch seine Erwerbungen mit Verlusten von den Kräften des Naturmenschen bezahlt. Gerade deshalb ist uns ja die Kinderseele ein „Jungbrunnen“, der Kraft spenden kann.

Wir könnten noch von manchen Fehlern unsrer „Kinderdichter“ reden, die landläufig sind. Jeder Poet wirkt aufdringlich, wenn er betont, was sich von selber versteht — wohl: was versteht sich mehr von selbst, als die intellektuelle Überlegenheit des Erwachsenen über das Kind, und wie häufig ist doch in unsern Kindergeschichten das Zeigen, das Betonen einer Überlegenheit dieses Herrn Verfassers da, der auf das Unzulängliche des kindlichen Denkens nachsichtig lächelnd hinweist. Auch mit dem bei Kindergeschichten so beliebten „Rühren“ ist's eine eigne Sache. Es gibt sehr verschiedene Arten von Rührung, bekanntlich, und welche einer zeigt, das läßt uns ihn als Menschen fühlen. Die tiefinnigen Gedichte, mit denen Klaus Groth vom Weg ins Kinderland spricht, sind andern Geistes voll, als die „Nein, wie rührend!“-Rührung der Spieler und Spielerinnen mit lebendigen Püppchen. Es ist auch nicht alles echter Humor, was über „Kinderstreiche“ lacht. Wer tiefer blickt, wird in manchem, was beliebte Kinderschilderer „komisch“ finden, Keime von Eigenschaften sehn, die beim Erwachsenen recht ernst stimmen, und so wird ihm das Lachen dabei vergehn — wie er umgekehrt allerlei, was eine Schulmeisterseele betrüben mag, wieder weniger tragisch nehmen wird. Freilich, wenn ein Poet des seelisch Unbewußten, des scheinbar zwecklos bewegten Mechanismus der Kinderseele nachbildend genießt, so mag ihm ein Lächeln kommen, Frohheit der Erinnerung gemischt mit Wehmut über Verlorenes; aus seinen Augen mag ein Grüßen leuchten hinüber zu den auch Erwachsenen, die er als seine Hörer und Leser, als seine Miterleber an diesem seinem inneren Leben da und an seinen Gestalten um sich fühlt. Das nennen dann wir Humor. Es hat nichts mit dem „Flüstern“ und „Blinzeln“ gemein, noch mit Witzantithesen und Mätzchenmacherei, es wirkt nicht durch betonte Gegensätze zur Welt der Erwachsenen, nicht durch Vergleiche und Diminutivsucht. Nur durch das Strahlen aus seelischer Fülle wirkt es. Und so wäre denn zwischen der echten und der unechten Kinderdichtung ein gleicher Unterschied wie zwischen der Kindermalerei etwa eines Uhde, die uns sachlich und ohne „Aufmachung“ herb und derb oder heiter und zart Natürliches zeigt, und der Püppchenmalerei etwa eines Oskar Pletsch oder gar jener Karikaturen aus Farbe und Zucker, die wir auf Ansichts- und sonstigen Grußkarten in den Schaufenstern, oder aus Druckerschwärze und Zucker, die wir in allerhand Familienblättern sehn. Alle ästhetischen Mängel und alle menschlichen drücken sich eben beim „Kinderdichter“ so gut wie beim

Digitized by Google

Darsteller der Erwachsenen und so gut wie beim Maler und Zeichner aus.

Unterbreiten wir, statt noch weiter davon zu sprechen, den Lesern zwei Beispiele zur Illustration dessen, was schon gesagt ist.

Nicht als Gegenbeispiel und Beispiel, denn auch das erste Stück enthält gute Werte, „Der Gang zur Post", der einem Buche des jungen Schweizers Meinrad Lienert entnommen ist, dem Bande „Das war eine goldene Zeit" aus dem Verlage von Huber & Co. in Frauenfeld. Wir haben es hier weniger mit einem geschlossenen Kunstwerk als mit einer anekdotischen Erinnerungensammlung zu tun. Manches von dem oben als unkünstlerisch Gekennzeichneten wird man vielleicht darin finden: ein wenig Gefühlsüberschwang, ein Zuviel von Diminutiven und von Parallelismen, eine falsche Interpretation des kindlichen Benehmens. Entschlägt man sich der höchsten künstlerischen Ansprüche, so kann man Lienerts Buch dennoch als ein anmutiges Gebilde genießen. Seine Erfindung ist flüssig und geschickt, die Situationen als solche überzeugen von ihrer Echtheit. Und seine künstlerischen Mängel sind nirgends ethische Fehler, womit gesagt sein soll, daß er nicht schauspielert und nicht bewußt auf Tränendrüsen- oder Zwerchfellwirkungen spekuliert. Er gibt sich natürlich — und er ist noch jung. So bedeutet es keine Herabsetzung für ihn, wenn sein Buch neben dem eines Künstlers von erstem Range sich als immerhin zweiten Ranges erweist. Der Größere ist sein Landsmann Spitteler. Dessen Kinderbuch „Die Mädchenfeinde" (Verlag von Eugen Diederichs in Jena) ist eine Novelle von 131 Seiten. Doch umfaßt sie nur anderthalb Tage aus dem Leben der beiden Brüder, die mit dem feinen Kinde Gesima zusammen eine Fahrt machen und während ihrer aus der jungenshaften Feindseligkeit gegen die Zierpuppe zur begeisterten Freundschaft übergehen. Anderthalb Tage, — und wie ist die Fülle des kindlichen Lebens darin widergespiegelt, das rastlose Greifen von Spiel zu Spiel in dem Träumen, das fern ist von der Zweckgebundenheit unsres Lebens, die Flucht der naiven Vorstellungen, die doch so gar nicht naiv im üblen Sinne wirken, weil der Meister sie unbefangen von „Erwachsenenvorurteilen" abrollen läßt. In bildhaft blühender, sonniger Sprache ist die entzückende Erfindung gestaltet, wohlgeformt nach Einteilung und Satzbau, kunstvoll verbunden und gesteigert bis zu dem Schlußbild hin. Wir geben außer diesem nur eine Episode, welche inhaltlich mit dem Lienertschen Stück entfernte Ähnlichkeit hat.]

Der Gang zur Post

„Meiredli, tummle dich! Lauf mit dem Brief zur Post und wirf ihn in den Briefeinwurf; er pressiert. Siehst du, drum habe ich »pressant« daraufgeschrieben."

„Ich gehe gleich," machte ich, „muß nur noch eine Burg errichten und Soldaten draufstellen."

„Das kannst du nachher; der Tag läuft dir nicht davon; geh jetzt!"

Ich hatte eben eine englische Königsjacht, der Mutter Bügeleisen a. D., in See laufen lassen. Ein gewaltiger Kreidestrich umfaßte das unermeßliche Meer. An seinem Ufer gedachte ich eine wohlarmierte Festung mit der Mutter Nähtischchen und einer ausgedienten Zuckerbüchse aufzubauen.

Digitized by Google

Ein starkbeschädigtes Lampenglas wollte ich an den Strand als Leuchtturm aufpflanzen. Das Wachsstümpfchen, welches ich aus der Großmutter schnupftabakduftendem Muff geraubt, brannte bereits — was für eine Rücksichtslosigkeit war das nun von meiner Mutter, mich mitten aus der Weltgeschichte heraus auf das ungeblochte Parkett des Alltags stellen zu wollen!

„Ach Mutter, du lässest einen nicht einmal den Krieg fertigmachen!"

„Geh jetzt und komm bald wieder!"

„Ja, ja", brummte ich unwillig, tiefbeleidigt durch die mütterliche Ermahnung, bald wieder zurück zu sein; befand sich die Post doch gleich im zweitnächsten Haus, kaum fünfzig Schritte von uns.

„So gib ihn!"

Der Brief wurde mir übergeben. Ich steckte ihn in die Tasche. Ein paar tolle Sprünge, ein wildverwegener Ritt über das Stiegengeländer, und ich stand unter der Haustüre.

Draußen sah alles blendendweiß aus. Alle Dachgiebel hatten sich aufs feinste bepelzkappt. Ein frischer Schnee war gefallen. Luftig wie aus eitel Taubenfederchen, aber hoch war er aufgebaut.

Ach, dachte ich, was ließen sich da für feine Säle und Stübchen im Schnee machen! Da könnte sich einer einrichten wie der König Drosselbart und in lauter schneewieselweißem Marmor wohnen. Es fielen mir auf einmal eine ganze Reihe von Königen ein, die alle in weißen Marmorschlössern residiert hatten.

Ich sprang in den Schnee und begann sogleich, vorläufig noch planlos, ihn niederzustrampeln. Keine geringe Arbeit; denn der Schnee lag fast meterhoch. Was für ein königlicher Palast ließ sich auf dem stillen Dorfplatz bauen! Kein Mensch machte mir den Baugrund streitig; keine städtische Kommission würde mich mit nörglerischen Spitzfindigkeiten und Liegenschaftssteuern plagen. Das Dorfpublikum war froh, daß der Schneepflug für genügenden Durchpaß durch die weißen, hochaufgetürmten Marmorbrüche gesorgt hatte.

Und nun kam Plan und Ziel in meine Arbeit. Ich bereitete mit Händen und Füßen einen großen Herrensaal, kalt und vornehm. Wohl zehnmal legte ich mich den Wänden nach auf alle mögliche Art in den Schnee, mit ausgestreckten Armen und Beinen, seitlings, rücklings und bäuchlings; drückte auch noch das Gesicht hinein, als gälte es, eine Totenmaske in Wachs abzunehmen. Also wurde der Saal allseitig mit einer durchaus eigenartigen Bildergalerie geziert. „Und Marmorbilder stehn und sehn mich an." Bei vielen dieser Bilder aus Alabaster sah man sogar die Ohren und Nasenlöcher und den verwilderten Schopf haarscharf abgezeichnet. Kurzum, es war eine sehenswerte Ahnengalerie.

Nun stampfte ich verschiedene Ausgänge und ebenso viele heimelige Seitengemächer, in denen ich zahlreiche weißseidene Polsterstühle „festsaß".

Endlich hatte ich mein großes Werk, den Palast, beendet — es war wohl eine geraume Zeit darüber vergangen — und saß nun, sinnend und die Gartenanlage bedenkend, im großen Saal auf meinem bläulich schimmernden Thronsessel, einsam und allein wie der König von Bayern auf Herrenchiemsee. Die bläulich-weiße Seide begann allmählich etwas durchzuschlagen, und eine gewisse unköngliche Unbehaglichkeit krabbelte den Rücken hinauf. Da flog ein Schneeball an meinem Kopf vorbei,

Digitized by Google

und ehe ich mich aufgerafft, jagten zwei Nachbarsbuben in meinen Palast, warfen sich links und rechts, wo's ging, in die Wände meines Thronsaales hinein und vermehrten die sorgfältig angelegte Ahnengalerie mit ihren Bildern. Kein Bildhauer der Welt hätte ihre gespreizten Finger und ihre Lismerkappen mit dieser schreienden Wahrhaftigkeit in den Marmor gemeißelt.

„Macht, daß ihr aus meinem Saal hinausgeht!" rief ich drohend.

„Nein!" trotzten sie lachend. „Oh, schau du den an! Wir haben so gut das Recht da im Schnee herumzustampfen wie du!"

Nun schlug einer mit dem Schuh in meine Polsterstühle, also daß ihre Flaumfederchen auseinanderstoben wie Dezemberschnee.

Ein Sprung, ich hatte ihn am Kragen. Wir purzelten mitsammen zu Boden. Der dritte mengte sich in den Kampf. So wälzten wir uns, ein kreischender Bubenknäuel, im aufstiebenden Marmorstaub herum.

Da, der Ton eines Glöckleins. Der Knäuel fuhr blitzgeschwind, so geschwind, wie es die glattesten Schlangen niemals fertigbrächten, auseinander. Und o Wunder: Drei sittsame kleine Knaben mit Taubenaugen knieten am frischgepflügten Weg.

Wieder der zitternde Ton eines Glöckleins, und um die nächste Hausecke bog der Sigrist, die Laterne in der einen, in der andern Hand das Versehglöcklein. Ihm folgte der Priester im Chorhemd, das Allerheiligste tragend. Kam wohl von einem Sterbenden. Einige Frauen und Kinder folgten mit brennenden Wachskerzen. Nun erhoben auch wir uns und folgten wahrhaft andächtig und einträchtiglich dem Erlöser nach in die Kirche. In der Kirche erteilte der Priester den Segen, und dann wollten wir wieder durch eine Seitenpforte der Kirche hinausgehen.

Im Vorgang stellte uns der Sigrist. Er winkte vom Turmeingang her. Freudestrahlend eilten wir zu ihm in den Turm hinein; denn nun durften wir ihm vesperläuten helfen. Eine ganze Viertelstunde lang läuten, welch ein Hochgenuß für uns Waldstattbuben!

Jeder faßte einen Glockenstrang, und mit gezückter Kartoffel, alias Taschenuhr, stand der alte Sigrist da, ebenfalls einen Glockenriemen in der andern Hand haltend. Die Turmuhr schlug.

„Jetzt!"

Nun zogen wir auf Tod und Leben an unsern Glockensträngen, die durch kleine Löcher von der Decke herabhingen.

Bilibambambam . . .

„Hör mal, Meiredli," sagte der Sigrist, „erzähl wieder einmal etwas; du weißt ja immer etwas. Sollst ja erst letzthin den Buben von einem unterirdischen Gang erzählt haben, der, von euerm Kartoffelkeller ausgehend, in einem Zauberschlosse auslaufe."

„Ja," rief einer der Knaben, „und als wir den Gang sehen wollten, so sagte er, er sei halt von einem Erdbeben verschüttet worden. Das war ja gar keine wahre Geschichte."

„Nein, er hat sie gelogen", sagte der andere Bub.

Ich verachtete diese Einreden gegen die Wahrheit meiner Geschichten und sagte bloß: „Euch erzähl ich nie mehr etwas; es wäre mir noch lang zu dumm."

„Aber mir bericht etwas, Meiredli," ermunterte der Sigrist, „es ist mir dann kurzweiliger; doch das sag ich dir: die großen Leute darf man nicht anschwindeln!"

Digitized by Google

„Weißt, Sigriſt," redete ich, „mein Vater hat einen Atlas."

„So, ſo."

„Ja," fuhr ich wichtig werdend fort, „und da hat er mir daraus geſagt, wie die Welt iſt."

„Das dünkt mich kurios; wie iſt denn die Welt?" fragte verwundert der Alte.

„Alſo," begann ich jetzt hochwichtig, „zuerſt kommt lange, lange nichts, und dann kommen die Sterne, und das ſind alles Welten."

„Wer's glaubt", machte der Sigriſt; „wie ſehen ſie denn aus?"

„He," beſchied ich kurzbeſonnen, „halt wie Strumpfkugeln."

„Oh, das glaub ich ewig nie", ſagte der Sigriſt.

„Ich auch nicht", ein Knabe.

„Ich auch nicht", der andere.

Alle glaubten es nicht.

„Es iſt doch wahr", trotzte ich gekränkt. „Und dann kommt die Sonne, und die ſieht aus wie eine brennende Heubürde."

„Das glaub ich erſt recht nicht", machte der Alte.

„Ich auch erſt recht nicht", der eine Knabe, und der andere ſagte ihm's nach. Alle glaubten es erſt recht nicht.

„Es iſt gleichwohl wahr," behauptete ich verſtimmt, „und dann kommt der Mond, und der ſieht aus wie eine goldene Kegelkugel."

„So," rief der Sigriſt entrüſtet aus, „da hört man jetzt, wie der Kleine ſchon lügt. Erſt gibt er uns an, der Himmel ſei voller Strumpfkugeln, und nun ſagt er gar, der Mond ſei eine Kegelkugel, und es weiß doch ein jedes Kind, daß der Mond eine Scheibe iſt; für was hieße es ſonſt in allen Geſchichtenbüchern: »die Mondſcheibe ging auf«? Erſt letzthin hab ich's in einem dicken Buche geleſen; es ſtand mehr als hundertmal darin. Und da willſt du einem alten Mann ſolche Bären aufbinden! Bürſchlein, Bürſchlein!"

„Es iſt doch wahr!" ſchrie ich wild werdend, „und auf dem Mond hat's Land und Waſſer und Berge, welche einmal Feuer herausgeſpeit haben."

Jetzt brach der Sigriſt in ein Gelächter aus, und beide Knaben ſtimmten fröhlich ein.

„Es iſt wahr; es iſt wahr; es iſt wahr!" lärmte ich.

Da zerrte der Sigriſt alſo wütend an ſeinem Glockenſtrang, daß ihn die zu ſehr in Schwingung geratene Glocke an die Decke hinaufriß, wo er mit dem Kopfe heftig anſtieß. Dort zappelte er nun wie weiland Sindbad, der Seefahrer, als er dem Vogel Roch an den Beinen hing, fuhr aber ſchneller wieder herab als ſeinerzeit der Schneider von Ulm, als ihm die Flügel ausgingen.

Jetzt beſann ich mich auf die Vorzüglichkeit meiner Beine und begab mich ſchleunigſt auf die große Retirade um die Turmecke.

Die tiefergehende Sonne beleuchtete das Kloſter, alſo daß die großen Turmuhren glänzten und blitzten wie lauter Gold. Und trotzig ſtanden die beiden ſteinernen Kaiſer am Aufgange zur Kirche da, wie die ſteinernen Engel und Engelein auf den Kramgaßladen, mit blendendweißen Pelzröcken bekleidet. Doch konnte ich's nicht leiden, daß ihnen Krone und Helm von hohen weißen Koſakenmützen zugedeckt waren. Es ſchadete ihrer Majeſtät. Raſch gelang es mir, durch einige wohlgezielte Schnee-

Digitized by Google

bälle, ihnen die entwürdigenden Bärenmützen abzuwerfen, wofür sie mit Zepter und Schwert verbindlich zu winken schienen.

Durstig von der Läutarbeit, hüpfte ich zum Brunnen unsrer Lieben Frauen hinunter. Der stand einsam und verträumt da, und aus seinen vierzehn Röhren plätscherte über kristallautere Eiszapfen und -zäpfchen das ewigfrische Wasser.

Gerade setzte ich zum Trinken an, da spritzte mir von der Seite her Wasser an die Jacke.

Erstaunt und erbost, mit noch triefendem Mund, sah ich mich um. An einer Röhre, fast verborgen hinter dem Brunnen, stand mein Nachbarskind, das heiterschopfige Marieli, das immer so gern mit mir Fangmich und Versteckens spielte, und lächelte mich, den verräterischen Finger noch an der Röhre, mit den blauen Augen an.

„So, du ...", wollte ich's anfahren. Da traf mich nochmals ein schüchterner Wasserstrahl an ein Hosenbein.

„Aber jetzt!" lärmte ich grimmig und fuhr auf das Marieli los; „wart jetzt nur!"

Zornbebend packte ich die Kleine und riß sie an ihren blonden Zöpfen. Sie lächelte mich noch an, als gefiele es ihr fast, von mir gerissen zu werden. Das nahm ich aber für eitel Spott, warf das aufschreiende Kind in den hohen Schnee, daß es drin fast ganz verschwand, und „salzte" es so regelrecht ein, daß der Schnee aufstob.

Sogleich, wie ich's losließ, mühte es sich verzweifelt ab, aus dem Schnee zu kommen, und nun lag es da, hastig atmend, mit zündroten Wangen, verschüttelte die aufgegangene goldene Haarwelle und schaute mich hilflos weinend mit großen entsetzten Augen immer an.

„Steh doch auf!" sagte ich, etwas bedrückt.

Es schien mich nicht zu hören. Wie gebannt lag es im Schnee, immer die zwei blauen, schreckensstarren Augen auf mich gerichtet und trostlos vor sich hinschluchzend.

Eine tiefe, nie gefühlte Beschämung kam mit einem Mal über mich und ein großes Erbarmen mit den entsetzten blauen Augen.

„Marieli, steh jetzt auf; ich tu dir nie mehr etwas!" bat ich.

Keine Antwort als das gleichmäßige Schluchzen und Schlucken. Und in seinen Augen sah ich zum erstenmal, was mir später wohl auch in den eigenen Augen gestanden haben wird: ein furchtbares Erwachen, eine nie geahnte Enttäuschung, kurzum den Blick, der zum erstenmal hineinsieht in die alles verschlingende, alles zermalmende, erbarmungslose Mühle des Lebens. Was ich auch redete, die unglückseligen blauen Augen sahen mich fremd an, starrten mich an wie etwas Ungeheuerliches.

Still schlich ich, das Weinen nun ebenfalls zuvorderst, davon. Nur von ferne noch sah ich, wie sich das Marieli erhob, sich wie ein verschneites Vögelchen verschüttelte und langsam heimwärts ging.

Aber ach, wie bald laufen Kinderreu und Kinderleid vor neuen Eindrücken davon!

Die alten schweren Postrosse, die eben von der Schwyzerpost waren abgelöst worden, stapften müde nach ihrer Stallung. Ein verwegenes Klettern: ich thronte auf meinem Lieblingsgaul, einem alten Schimmel. „Hü, hü, Schimmel!" lärmte ich und ritt, stolz wie ein Knabe auf einem

Digitized by Google

Schimmel, über den Platz vor unserm Hause, nicht ohne Wehmut die Ruinen meines verflossenen Alabasterpalastes beaugenscheinigend.

Ein Fenster ging in unserm Hause.

„Meiredli!“ rief die Mutter. „Kommst du vielleicht heute auch noch einmal nach Hause, oder muß man dich mit der Kutsche holen?“

„Ich komme ja schon“, machte ich verdrossen und eifrig sitzenbleibend.

„So? Wer macht denn deine Hausaufgaben, sag? Etwa wieder die Großmutter?“

„Ach was,“ murrte ich unwirsch, „die hab ich am Abend noch bald gemacht, wird nicht so pressieren!“

Hinter einem Vorhang hervor schaute halbwegs das ernste Gesicht des Vaters.

Ein kecker Abschwung vom Postgaul, ein paar Meilenstiefelsprünge, ein kurzes Hulterpulter durchs Stiegenhaus hinauf, und ich stand in der Wohnstube.

„Muß man die Großmutter für dich vielleicht auch noch in die Schule schicken?“ fragte der Vater.

Was für harmlose, kaninchenfromme Musteraugen hätten mich jetzt aus dem Boden angeschaut, wenn er ein Spiegel gewesen wäre.

„Aber wo bist du denn wieder herumgefahren?!“ schimpfte die Mutter, „bist ja wieder ganz schmutzig. Was brauchst du denn immer auf den verschwitzten Postgäulen herumzureiten?“

Blitzgeschwind zog ich das Nastuch aus dem Hosensack, mich abzuputzen. Da fiel ein zerknittertes Papier mit auf den Boden. Der Vater hob es sogleich auf. Es war der Brief, den mir die Mutter vor einigen Stunden übergeben hatte und auf dem in einer Ecke „pressant“ geschrieben stand.

Der tückische Postwagen

Die Türen standen offen zum Empfang der Morgenluft, welche von weitem herkam und würzige Grüße aus fremden Gauen mitbrachte. Drüben in der Bauernstube zog ein Trüpplein Knechte und Mägde ein; ihre heißen Körper und frohen Gesichter zeugten von rüstiger Früharbeit, nüchternen Mutes auf freiem Felde vollbracht. Wie sie so einer um den andern mit roten Backen, glänzenden Stirnen und schweißglitzernden Armen bedächtig in die kühle, schattige Stube traten, war es anzusehn, als ob jeder von ihnen sechs Quadratfuß Sonnenschein und ein paar Eimer Luftessenz um sich hätte.

Zuhinterst, um einen halben Kopf größer als die übrigen, rückte Therese an, aufrecht und zufrieden, in den langen blaßblonden Zöpfen blaue Bänder, in den Augen Siegesleuchten, in den Scheitelhaaren ein paar Flocken Heu: man spürte es ihr an, daß sie die Lerchen hatte jubeln hören. Sie kam zu den Kindern ins Gastzimmer. Zunächst wünschte sie ihnen einen guten Tag und erkundigte sich, ob sie wohl geruht und gefrühstückt hätten, und ob ihnen nichts mangle. Dann entschuldigte sie die Abwesenheit ihres Vaters; er habe nach Sentisbrugg fahren müssen, schon in der Frühe, vor sechs Uhr; er lasse sie aber herzlich grüßen und ihnen eine glückliche Reise wünschen. Hierauf sah sie ins Leere und ließ endlich einen langen eigentümlichen Blick auf den Buben ruhen.

„Es hat eine Änderung in Sentisbrugg gegeben,“ sagte sie in ge-

Digitized by Google

dämpftem, fast ehrerbietigem Tone zu ihnen, als ob sie zu Erwachsenen redete, „habt ihr's erfahren?“

Und auch Gesima schaute die Knaben scheu an.

„Was für eine Änderung?“ fragten diese.

Therese blickte auf den Boden. „Nun, ihr werdet's noch immer früh genug vernehmen; genießt nur unbefangen eure letzten Ferientage und seid fröhlich, es ist euer heiliges Recht. — Wohin mit dem Gerold, Hansli?“

„Nur ein wenig auf Entdeckungen ums Haus herum,“ antwortete Hansli, „Gesima, du bleibst hier; dich können wir nicht brauchen.“

„Ihr dürft euch aber nicht mehr zu weit entfernen,“ mahnte Therese, „denn in einer starken halben Stunde kommt die Post. Und da habt ihr es dann nicht wieder mit einem langmütigen Privatwagen zu tun, der euretwegen einen halben Tag auf dem Fleck wartet, sondern mit einem obrigkeitlichen Fahrplan, der auf niemand Rücksicht nimmt; da geht es strikte nach der Uhr.“

Das mit der Entdeckungsreise ums Haus war nur ein Viertel der Wahrheit: ein Komplott gegen Gesima heckte Hansli. Kaum hinter den Pappeln bei der Scheune angelangt, hielt er still und zog Gerold ins Vertrauen, indem er sich eng an ihn anschmiegte, um ihn besser zu überzeugen. „Wir wollen suchen,“ flüsterte er, „daß wir beide auf den Bock oder auf das Postdach zu sitzen kommen, und Gesima ins Innere des Wagens, dann sind wir sie bis Bischofshardt los.“

Gerold gab keine Antwort, sondern brummte nur.

„Das allerschönste wäre,“ fuhr Hansli fort, „wenn sie den Postwagen verfehlte; freilich müßte man hierfür ein Mittel finden, sie aus dem Haus herauszulocken. Wenn wir ihr zum Beispiel angäben, im Garten wären Himbeeren? Was meinst du?“

Wiederum begnügte sich Gerold mit Brummen. — „Aber ist denn das wirklich schon die Post, dort in der Clus? Es ist doch noch viel zu früh.“

Hansli spannte den Blick; er sah weiter und schärfer als sein Bruder. „Bewahre, es ist ja bloß ein einziges Pferd, und gar kein Wagen dahinter.“ Plötzlich tat er einen Luftsprung: „Ein Dragoner!“ schrie er.

Ärgerlich verwies ihm Gerold die unbesonnene Meldung. Er war durch die Erfahrung gewitzigt; ihm war durch tausend schmerzliche Enttäuschungen der Glaube an leibhaftige Soldaten, geschweige denn an Dragoner, in der gemeinen Alltagswirklichkeit längst abhanden gekommen. Eher noch an den Osterhas glauben, als an Dragoner. Ach Gott, wie viele hundert Male hatte er vorzeiten beim Gepolter jedes Rumpelkarrens gemeint, eine Trommel zu hören, beim Aufschein eines bunten Frauenhutes einen Tambourmajor zu sehen. Und hernach die grausame Enttäuschung! Lieber ein für allemal die Hoffnung aufgeben. — Und doch! Diesmal sieht es wirklich von fern einem Dragoner gleich, es glitzert etwas auf dem Kopf des Reiters, wie ein wahrhaftiger Helm, und etwas an seiner Seite wie eine Säbelscheide. Wenn der Hansli recht hätte! O Bangigkeit, o Hoffnung! Jetzt fragt sich's bloß: hat er Epauletten, hat er einen roten Streifen an den Hosen, einen roten Halskragen? Ja, ja, ja, kein Zweifel mehr, ein leibhaftiger Dragoner. Aber wohin der wundersame Schmetterling schwenken wird, wenn er

Digitized by Google

vollends aus der Clus hervorkommt? seitabwärts in den Gau? oder herwärts nach der Friedlismühle? Atemlos verfolgten ihre Blicke jede Bewegung des Pferdes. Jetzt ist er an der Kreuzung, nun wird sich's entscheiden. „Er kommt." „Nein, er biegt ab." O weh! verloren! er reitet nach dem Gau.

„Nach!" schrie Hansli.

„Nach!" bestätigte Gerold stöhnend.

Und wie hungrige Wölfe setzten sie sich in Galopp, unbekümmert um die abmahnenden Rufe, die hinter ihnen drein liefen, um sie zurückzuholen. Der Dragoner trabte scheinbar ganz langsam; trotzdem vergrößerte sich stetig der Zwischenraum, statt sich zu verringern, und schon begann ihnen der Atem auszugehen. Allein es gibt hierzulande Wirtshäuser am Wege; nicht unmöglich, daß er irgendwo absteigt und einkehrt. Dann ist aber auch der Galopp nicht nötig, der Trab tut's auch; also gingen sie in Trab über; und der förderte sie beinahe ebenso flink; abgesehen davon, daß er den Atem weniger in Anspruch nahm. Immer kleiner wurde der fliehende Reiter; nur noch wie ein rotes Schäfchen leuchtete er von Zeit zu Zeit zwischen den Bäumen auf. Aber täusch ich mich? Mir scheint, das Schäfchen bleibt gleich groß und behält beständig ein nämliches Häuschen neben sich. „Er sitzt nicht mehr auf dem Pferde", meldete der scharfsichtige Hansli. Folglich war er abgestiegen, und das Häuschen mußte eine Schenke sein. Also fielen sie mit neugestärktem Mute wieder in Galopp.

Er saß wirklich in der Schenke, der Ersehnte, man konnte seinen Raupenhelm durchs Fenster erblicken; und sein Pferd stand an einem Pfosten angebunden vor der Tür. Nun begannen sie die Liebeswerbung, nicht ohne Zuversicht und Selbstbewußtsein. Sie waren ja doch nicht die ersten besten Buben, sondern Kadetten, sie trugen Uniform mit goldenen Knöpfen, Gerold sogar mit Granaten auf den Knöpfen, sie konnten einen Säbel und eine Patrontasche vorweisen, sie durften sich mithin ein wenig als seine Kameraden betrachten; gewiß wird er ihnen einen freundlichen Gruß, vielleicht gar, o Wonne, ein holdes Wort gönnen. Es galt bloß, sich ihm bemerkbar zu machen. Darum stolzierten sie in militärischer Haltung vor dem Fenster auf und ab, warfen sich in die Brust, hüstelten, sängelten, streckten sich auf den Zehen. „Zeig deinen Säbel," riet Hansli, „vielleicht macht das Eindruck." Also zog Gerold den Säbel und salutierte damit vor dem Fenster. Als auch das nichts fruchtete, kletterte Hansli am Sims in die Höhe, um den schwarzen Roßhaarschweif auf seinem Tschakko wirken zu lassen.

Jetzt kroch eine mürrische Alte, verdrossen wie das Regenwetter, aus der Haustür. Was sie wollten, fuhr sie die Buben unwirsch an, mit mißtrauischer Miene.

„Nichts; nur den Dragoner ansehen", antwortete Hansli kleinlaut.

„So kommt ehrlich und rechtschaffen in die Stube," bellte sie, „und trinkt einen Schoppen Wein, wie sich's gehört, aber nicht wie die Bettler vor dem Wirtshaus herumstreichen ohne einzukehren."

„Wir trinken keinen Wein."

„Dann schert euch vom Fenster weg!" und verschwand mit einem Blick des Hasses und der Verachtung.

Digitized by Google

Nun richteten sie ihre Werbungen an das Pferd, in der Hoffnung, auf diesem Umwege die Gunst des Reiters zu erschmeicheln; liebkosten dem Gaul den Hals, das Maul, das Kreuz, wagten sogar ab und zu den Sattel und die Steigbügel anzurühren, bescheiden mit heiliger Scheu. Ob dieser Beschäftigung erleuchtete den Gerold ein gescheiter Einfall. Er erinnerte sich, gelesen zu haben, ein Freier pflege seine Geliebte mit heimlichen Geschenken zart zu überraschen, Blumensträußen und dergleichen. Einen Blumenstrauß besaß er leider nicht, wohl aber den Fünffrankentaler vom Götti Statthalter. Den schob er nun mit feinfühliger Gebärde behutsam in den Pistolenhalfter des Sattels.

Da schoß der Dragoner mit dem Kopf aus dem Fenster wie der Teufel aus einer Schachtel. Was sie an seinem Gaul zu schaffen hätten, wollte er wissen; der gehöre ihm, nicht ihnen. Darauf nannte er den einen einen Lausbuben, den andern einen Saububen und beide zusammen zwei Krötenbuben. Und wenn sie sich nicht sofort packten, werde er herauskommen und sie bei den Ohren nehmen.

Also mit Schimpf abgefertigt, trabten sie wieder von dannen, niedergeschlagenen Mutes, mit hangenden Köpfen. Neben der Schande der verschmähten Liebeswerbung quälte den Kanonier noch das nutzlos verschwendete Silberstück; nicht sowohl der Verlustschaden selber, als die Gewissensorge, ob er mit der Dahingabe eines geschenkten Gutes nicht etwas Unrechtes begangen habe, eine Versündigung gegen das achte Gebot: „Du sollst nicht stehlen." Eigentlich gestohlen war das ja nicht, allein man hatte ihnen ja in der Schule so eindringlich bedeutet, daß die zehn Gebote eine viel größere Tragweite hätten, als ihr Wortlaut zu sagen schien; kaum daß man sich unvorsichtig bewegte, so hatte man sich gegen eines der bösen Zehn versündigt. Zum mindesten hatte er sich einer leichtsinnigen Verschleuderung schuldig gemacht; mithin war er ein Vergeuder wie der verlorene Sohn. „Gelt, du erzählst es keinem Menschen", bat er seinen Bruder, nachdem er ihm, ohne den Geschwindlauf zu unterbrechen, seine Missetat bekannt hatte. Das gemeinsame Mißgeschick erweichte des Bruders Herz, so daß er ihm unverbrüchliches Schweigen gelobte.

„Wenn wir jetzt nur nicht zu allem noch die Post verfehlen!" seufzte Gerold und drängte zu verdoppelter Eile.

Waren sie weit gelaufen! Die Strecke wollte kein Ende nehmen. „Dort kommt die Post!" ertönte Hanslis Schreckensruf. Richtig, ungefähr zehn Minuten von ihnen entfernt, erschien der Postwagen aus der Clus und schwenkte, ihrer verzweifelten Zeichen ungeachtet, nach der Frieblismühle, zwischen den Bäumen verschwindend.

„Zu spät!" jammerten ihre Herzen.

Gerold stellte den Lauf ein und hielt dem Bruder eine Ansprache: „Jetzt nur eines nicht: nur ja nicht hitzig nachlaufen, nachdem es doch einmal zu spät ist; das wäre das Unvernünftigste, was ein Mensch in solchem Falle tun kann. Denn sonst geschieht unfehlbar folgendes: Sowie der Postwagen merkt, daß man ihm nachläuft, bleibt er absichtlich stehen, bis man ihm ganz nahegekommen ist, dann auf einmal fährt er im letzten Augenblick höhnisch davon, und je mehr man sich darüber ärgert, desto mehr freut es ihn. Den Gefallen wollen wir ihm nicht tun. Also nur ganz ruhig und gemächlich im Schritt gehen, es kommt auf das nämliche hinaus."

Digitized by Google

Das leuchtete dem Infanteristen ein, und so zogen sie langsam im Schritt weiter, froh, dem tückischen Postwagen seine boshafte Schadenfreude zu vereiteln.

Bald konnten sie ihn von weitem sehen, den abgeseimten Reisekasten, wie er neben der Frieblismühle stillehielt, mit harmloser Miene, als ob er auf sie wartete.

„Trau ihm nur nicht, dem falschen Fritz!“ warnte Gerold, „laß dich nicht fangen! Er spekuliert einzig darauf, daß wir ihm nachrennen, dann fährt er augenblicklich fort, darauf kannst du dich verlassen.“ Und zum Trotz verlangsamten sie nochmals ihre Schritte.

Und immer, immer hielt er noch auf dem Fleck, der Hinterlistige, wie angenagelt, so daß sie ihm, wie zögernd sie auch schlendern mochten, trotzdem stetig näher und näher rückten. Aber diese Standhaftigkeit beschlich sie Verwunderung, und in der Verwunderung saß die Hoffnung. „Weißt du, was ich glaube,“ rief Gerold, „wenn wir laufen wie der Blitz, so kommen wir trotz allem noch rechtzeitig, aber so schnell als du nur kannst.“ Und mit gewaltigen Sprüngen begannen sie einen Hetzlauf zu rennen. Da tönte ein Posthorn und klatschte eine Peitsche, und wackelnd reiste der Postwagen in die Weite.

„Siehst du ihn jetzt, siehst du ihn, den gelben Salamander, den verschmitzten?“ knirschte Gerold, „was habe ich dir gesagt? Sobald wir anfingen zu rennen, so lachte er mit dem Schwanze und troddelte höhnisch davon. Wären wir ruhig im Schritt weitergegangen, so hätten wir ihn überrascht.“ Und in seiner Wut schleuderte er dem heimtückischen gelben Betrüger seinen Säbel nach.

Hansli spottete über diese ohnmächtige Strafexekution. „Du bist genau so verrückt wie Xerxes, als er das Meer peitschen ließ.“ Gesagt und warf seine Patrontasche hinter dem Säbel drein.

„Das eine Gute ist immerhin dabei,“ tröstete Hansli, „jetzt sind wir wenigstens der Gesima los und ledig.“

„Wieso?“

„Weil sie mit der Post davongefahren ist.“

Die Tatsache mußte Gerold als wahrscheinlich zugeben; allein einen merklichen Trost verspürte er nicht darin; eher fast das Gegenteil. Ob sie gleich nur ein Mädchen war, so hatte er sich halt schon ein wenig an Gesima gewöhnt, und mit einem Mal kam ihm die ganze Welt langweilig und dumm vor.

„Und was jetzt weiter?“ fragte Hansli.

„Mir einerlei“, knurrte der Kanonier.

„Nach meiner Meinung gehen wir einfach zu Fuß nach Bischofshardt.“

„Mir einerlei.“

„O weh, da kommt die Therese, paß auf, jetzt gibt es eine Strafpredigt.“

„Mir einerlei.“

Es gab keine Strafpredigt, bloß eine milde Frage um Aufschluß über ihr rätselhaftes Verhalten. Warum sie so langsam im Schneckentempo angerückt wären, wie wenn sie es absichtlich darauf angelegt hätten, die Post zu verfehlen. Zehn lange Minuten sei es ihr gelungen, den Postillon hinzuhalten, aber länger habe sie es nicht verantworten können. Was sie jetzt beginnen wollten? Das kleine Fräulein wäre der Ansicht, sie könnten alle drei zusammen zu Fuß weiter; sie habe selber schon zweimal

Digitized by Google

den ganzen Weg von Bischofshardt nach Schönthal zu Fuß gemacht. „Also, wenn ihr einverstanden seid —“

„Ja, ist sie denn nicht mit der Post fortgefahren?“ fragte Gerold.

„Sie wollte durchaus nicht ohne euch einsteigen. Dort steht sie auf der Treppe.“

„Schöne Geschichte, schöne Geschichte! die Post verfehlt!“ spottete Gesima, indem sie die beiden Hände mit gespreizten Fingern erhob.

Darauf machten sie sich alle drei auf den Weg.

„Glückliche Reise“, rief ihnen Therese nach. „Wollt ihr nicht noch etwas zum Essen mitnehmen, ein paar Birnen oder Pflaumen? oder sonst etwas?“

„Nicht nötig. Und vielmal Dank für alles.“

[Die Versöhnung]

Gesima aber stieg von der Estrade herab und begab sich, an Hansli vorbei, der freudebesessen auf und nieder tanzte wie ein tollgewordener Gummiball und die hinzugeschenkten Ferientage an den Fingern abzählte, zu Gerold hinüber, hielt in bescheidener Haltung vor ihm still und fragte ihn mit den Augen, ob er jetzt mit ihr zufrieden und gänzlich versöhnt sei. Gerold, mit dem Rücken ans Geländer gelehnt, zog ein finsteres Denkergesicht, musterte das heroische Maidlein vom Kopf bis zu den Füßen, und wieder von den Füßen bis zum Kopf, dann verkündete er mit der lautesten Stimme, die er aufbrachte, freudig und überzeugt: „Es tut mir leid.“

Lederhosen-Saga

von Börries von Münchhausen

[Aus der neuesten Auflage der bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienenen „Balladen und ritterlichen Lieder“. Einige Zeilen sind im Einverständnis mit dem Dichter weggelassen.]

Es war ein alter schwarzbrauner Hirsch,
Großvater schoß ihn auf der Birsch,
Und weil seine Decke so derb und dick,
Stiftete er ein Familienstück.
Nachdem er lange nachgedacht,
Ward eine Hose daraus gemacht, —
Denn: Geschlechter kommen, Geschlechter vergehen,
Hirschlederne Reithosen bleiben bestehen.

Er trug sie dreiundzwanzig Jahr,
Eine wundervolle Hose es war!
Und als mein Vater sie kriegte zu Lehen,
Da hatte die Hose gelernt zu stehen,
Steif und mit durchgebeulten Knien
Stand sie abends vor dem Kamin, —
Schweiß, Regen, Schnee, — ja, mein Bester:
Eine lederne Hose wird immer fester!

Digitized by Google

Und als mein Vater an die sechzig kam,
Einen Umbau der Hose er vor sich nahm,
Das Leder freilich war unerschöpft,
Doch die Büffelhornknöpfe warn dünngeknöpft,
Wie alte Groschen, wie Scheibchen nur, —
Er erwarb eine neue Garnitur.

Und dann allmählich machte das Reiten
Ihm nicht mehr den Spaß wie in früheren Zeiten,
Besonders der Trab in den hohen Kadenzen
Ist kein Vergnügen für Exzellenzen,
So fiel die Hose durch Dotation
An mich in der dritten Generation.

Ein Reiterleben in Niedersachsen, —
Die Gaben der Hose warn wieder gewachsen!
Sie saß jetzt zu Pferde, wie aus Guß,
Und hatte wunderbaren „Schluß",
Und abends stand sie mit krummen Knien
Wie immer zum Trocknen am Kamin.

Aus Großvaters Tagen herüber klingt
Eine ferne Sage, die sagt und singt,
Die Hose hätte in jungen Tagen
Eine prachtvolle grüne Farbe getragen.
Mein Vater dagegen — weiß ich genau —
Nannte die Hose immer grau.

Seit neunzehnhundert ist sie zu schaun
Etwa wie guter Tabak: braun!
So entwickelt sie, fern jedem engen Geize,
Immer neue ästhetische Reize,
Und wenn mein Ältester einst sie trägt,
Wer weiß, ob sie nicht ins Blaue schlägt!

Denn Geschlechter kommen, Geschlechter gehen,
Hirschlederne Reithosen bleiben bestehen,
Und fern, im Nebel der Zukunft schon,
Seh ich die Hose an meinem Sohn.
Er wohnt in ihr, wie wir drin gewohnt,
Und es ist nicht nötig, daß er sie schont,
Ihr Leder ist gänzlich unerschöpft,
Die Knöpfe nur sind wieder durchgeknöpft,
Und er stiftet, folgend der Väter Spur,
Eine neue Steinnußgarnitur.

Digitized by Google

Mitleiden und Mitleideln

Wie bestürmen mich die Werke meines toten Freundes lebendig, jetzt noch, seitdem er längst von der Erde ging! Und wie steht sein Bild mir bezwingend vor der Seele, wo ich seinen Leib machtlos im Vergehen weiß! Er ist gestorben und ist doch nicht gestorben. Die mit mir seine Zeitgenossen sind, wissen, daß er so groß ist, daß der Tod ihn nicht auslöschen kann. Neben der Bahre sahen sie ihn selber stehn. Mit einem Willen, noch jetzt stark genug, sie alle zu bezwingen, die um ihn standen, so daß sie zitterten in Liebe und Ehrfurcht.

Aber es waren auch solche unter ihnen, die nur einen willenlosen Leichnam sahen, und den bemitleidelten sie. Sie bemitleidelten nun die Person, die das Sterben unter sie in die Erde hinabdrückte.

Bei welches Großen Erdenabschied spielt sich das nicht ab? Die wenigsten leiden, die andern leideln. Die Kritik verstummt; aus dem Selber-mit-Leiden, daß diese Größe von uns mußte, oder aus Mitleideln über die gebrochene Größe, von der sie meinen, sie läge nun machtlos da? Die Verhimmelung schäumt über, sie tun von sich hinzu, daß er noch größer aussehe, von ihrem kleinen Sich! Um dem Heimgegangenen gutherzig einen möglichst glanzvollen Abschied zu bereiten. Sie häufen so viele Worte über sein Grab, als wollten sie ihm dahinein alle mitgeben, die sie überhaupt noch über ihn zu sagen haben. Und finden diese Worte schnell. Sie sorgen, ja die ersten zu sein, die ihm alle seine Größe und seine Güte nachrufen. Sie meinen's ganz gewiß nicht schlecht. Und doch ist's, als wollten sie dem Knochenmann seine Arbeit vollenden, indem sie auch die Seele da absterben lassen, seine Seele, die sie zum Phantom verwandeln, nach dem Ebenbild ihres phantomhaften Mitleidens. Sie entkleiden sie von ihren Schwächen und entstellen sie, sie nehmen also, sie töten also von ihr, indem sie ihr Unsterblichkeit zusprechen.

Wer sich trotz all seiner Schwächen im Leben Größe errungen hat, warum sollte dessen Größe die Schwächen nicht tragen können? Warum sollte sie die Kritik nicht aushalten? Wer weiter unter uns bleibt im Geiste, der bleibt wie er *war*. Man bessere und bästele nicht nachträglich an dem Menschen herum, der einmal in diesem Leibe da lebte. Man *fälsche* ihn nicht.

Hüten wir uns aber vor dem Mitleideln auch bei den *Lebenden*! Vieles kommt ärmlich daher und ist doch im Innern reich. Das Mitleid, das beim Anblick einer mangelhaften Gewandung klagend und erbarmend den Kopf schütteln macht und den abwehrenden Stolz der Persönlichkeit, die darin steckt, nicht auf sich fühlt, das *ist* Mitleideln, das nicht weiter als bis zur Oberfläche sehen kann, ganz nach seinesgleichen Herkunft. Kleinlich ist es und anmaßend, wie das Mitleid altersschwacher Tanten, die sich um einen Liebling besorgen, der seinerseits mit Kreuzfidelität oder mit Mannesernst durchs Feuer des Lebens geht. Mitleiden tröstet und erquickt, Mitleideln beleidigt, weil es immer an äußern Fetzen hängenbleibt und nie zum Ich bringt.

Digitized by Google

Und so eigentlich immer besagt: Das Beste deiner Persönlichkeit sehe ich nicht. W. Schmidt

Die Bedeutung der Sprache für die Poesie

Man pflegt die Sprache das Werkzeug des Dichters zu nennen und empfiehlt diesem deshalb die größtmögliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit für sie. Nun will ich gewiß nicht bestreiten, daß der Dichter schließlich kein andres Mittel übrig hat, als sich der Sprache zu bedienen, in Hieroglyphen kann er sich ja — leider! — nicht verständlich machen. Allein, daß die Sprache jene entscheidende Wichtigkeit hätte, die man ihr beimißt, daß sie das Instrument und den Stoff der Dichtkunst bedeuten sollte, daß sie gleichsam das Fleisch zu der Seele der Poesie darstelle, das hat mir nie eingeleuchtet, weder damals in meinen Kinderjahren, da ich der Poesie als Leser gegenüberstand, noch heute, da ich sie selber übe. Denn bei weitem der größte und schwierigste Teil, ich sage sogar der entscheidende Teil der Dichtertätigkeit geht vor, ehe der Dichter nur sich an die Sprache erinnert. Er denkt und dichtet ja nicht mit der Sprache, sondern mit dem Bilde, mit der Vision.* Kommt er endlich dazu, sich der Sprache zu bedienen, so ist die Hauptsache schon geschehen, und der sprachliche Ausdruck ist im Vergleich zu der sorgenvollen vorsprachlichen Dichtertätigkeit ein so leichtes Kinderspiel, daß es sich gar nicht einmal der Mühe lohnt, davon zu reden, daß ich vielmehr jedem, der das Vorsprachliche im reinen hat, das Gelingen auch des sprachlichen Ausdrucks mit Sicherheit zu verbürgen wage. Hiermit will ich natürlich nicht etwa der leichtsinnigen Handhabung des sprachlichen Ausdrucks das Wort reden; gewiß nicht, sondern im Gegenteil. Nur begeht man einen Fehler, wenn man gar zu großes Aufsehen von der Sprache macht, und hiermit den Dichter verleitet, seinen sprachlichen Gelüsten und Studien als *solchen* Wichtigkeit beizumessen. Es ist eben von der Natur dafür gesorgt, daß jeder, der einen rechten poetischen Gedanken oder Inhalt hat, von selber auch den richtigen sprachlichen Ausdruck dafür findet, einerlei ob er will oder nicht will. Wäre ich hierüber im Irrtum, und die andern, die eine entgegengesetzte Ansicht vom Wert der Sprache haben, im Recht, dann müßte ja, wer seine Sprache und seine Verstechnik mit Fleiß geübt hat, einen gewaltigen Vorsprung vor jenem haben, der sich nie um Sprache und Vers kümmerte. Das ist aber erfahrungsmäßig nicht der Fall. Ob einer mit fünfzehn Jahren schon fehlerlose Sonette reime, oder ob ein anderer erst mit dreißig Jahren seinen ersten Vers versuche, das ist für die Beurteilung seiner Sprach- und Verskunst völlig gleichgültig; jener hat nicht den mindesten Vorsprung vor diesem voraus, nicht einmal verstechnisch. Darf ich mit meinem eigenen Beispiel exemplifizieren? Ich habe mich nie im mindesten um die Ausbildung meiner Sprache als solcher gekümmert, ich habe als Siebenundbreißigjähriger meinen ersten Reim gewagt, und dennoch geht die Sage, ich handhabte Sprache und Vers nicht übler als ein anderer. Die sprachliche Technik hat eben für den Dichter nicht die

* Avenarius hat einmal vorgeschlagen, die Dichtkunst als „Bildnerei mit Vorstellungen" zu betrachten.

Digitized by Google

Bedeutung wie für den Maler und den Musiker die Technik der Farben- und die der Tongebung.

Wie kommt es nun aber, daß die Welt anderer Meinung ist? Daß immer von der Sprache der Dichter gar so viel Aufhebens gemacht wird? Ich glaube: das kommt davon, daß uns die Dichter, vor allem die griechischen und römischen Dichter, von den Sprachgelehrten vermittelt worden sind.

Carl Spitteler

Viererlei Novellen

Vier Bände Novellen, die von vier Arten der Novelle Zeugnis geben: von der Geschichte kleineren Schlags, von der kulturgeschichtlichen Novelle, der psychologisch-impressionistischen Skizze und der romantischen Fabelteufelei. Natürlich sind da außerdem einzelne vermischte Spielarten und Übergangsstücke, die zwischen zweien oder dreien der Bücher gewisse Übereinstimmungen schaffen; doch im wesentlichen bedeutet jeder Band eine andre Art.

Von Adolf Schmitthenner, dem Heidelberger Pfarrer und Dichter, wieder einem zu früh vom Tod Entführten, wird uns eine innerlich und äußerlich starke Sammlung vorgelegt, von deren einzelnen Stücken hier zum Teil schon gesprochen ist: „Die sieben Wochentage und andere Erzählungen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Der Teil, der dem Ganzen den Namen gab, ist ein Märchen. Sieben Geschwister, armer Leute Kinder, geboren nach der Reihe an sieben verschiedenen Wochentagen und nach diesen benannt, werden von einem alten Herrn Paten, der schließlich als der liebe Gott zu erkennen ist, mit absonderlichen Merkmalen gezeichnet und auf siebenerlei Straßen in die Welt hinausgeweht, nach seltsam fährlichen Verwicklungen wieder zusammen- und zur Ruhe ins Vaterhaus geführt. Echte Naivität verbindet sich in dieser Erzählung mit so viel Weisheit, wie nötig ist, um der Wald-, Prinzessin-, Räuber- und Königs-Poesie einigen sinnbildlichen Untergrund zu verleihen, also daß die unlogischen Fabulierungsreste des richtigen Märchens auch hier reizvoll stehenbleiben.

„Die vier Fichten“ umfassen ebenfalls ein keck und innig absonderliches Waldmärchen mit Weltall-Untertönen. Zwischen Märchen und Novelle vermitteln zwei weitere Stücke. Das eine erzählt von einem Kind, das seinen Schlaf dem schlaflosen Vater abgibt, das andre von einem Verwitweten, den seine abgeschiedenen Lieben, Weib und Kind, durch einen zart-geisternden „Besuch“ bald nach sich ziehen. „Der Dickkopf und das Peterlein“ schildert wirklichkeitsmäßig die rührende Freundschaft zwischen einem Verkommenen und einem gütigen Kind. Im „Pfarrkranz“ werden Kinderstreiche behaglich zum besten gegeben.

„Ein rasches Ende“ heißt eine spannungsreiche Episode aus den Kriegen mit der ersten französischen Republik; das tragische Ende überzeugt da nicht ganz, das im Titel festgelegte Programm wird ein bißchen zu prompt durchgeführt und variiert. Im Gegensatz dazu bringt „Die Frühglocke“ den erfreulichsten Ausgang einer bitterbös anhebenden Sache: Ott Heinrich, der Pfalzgraf bei Rheine, muß einen Studenten, der beim Tanz einen erstochen hat, zum Tod verurteilen; wenn am nächsten Morgen die Frühglocke ausläutet, soll er erschossen werden. Das Mägdlein aber, um das der Streit geschah,

Digitized by Google

erklettert nachts den Turm, macht zwei der Glocken stumm und verhindert bei der dritten das „Ausläuten“, indem es heimlich weiterläutet, bis Ott Heinrich selber mithilft und alles zum Guten wendet.

Für diese mancherlei Abarten von Prosadichtung ist „Geschichten“ das Einheitswort. Was die „Geschichte“ kennzeichnet — Einfachheit im Empfinden und im Vortrag, Schlicht-Zufriedenheit der Weltanschauung, Überwiegen des Gefühls über die Verstandesarbeit, des Fabulierens über das Analysieren — all das ist in Adolf Schmitthenners Wesen, mag er Märchen oder Chronikhaftes oder Gegenwarts-Begebenheiten ersinnen. Wie seine Stoffe zeigen, kommt er leicht der Gefahr nahe, Sentimentalität zu wecken. Da ist es nun das beste Zeugnis für seinen Wert, daß in seiner Persönlichkeit genug positive Herzenskraft steckt, um das Sentimentale allermeist in dessen günstigster Stellung noch zu überwinden. Schmitthenners Gaben beschränken sich auch keineswegs auf weichmütige Träumerei, sie schließen vielmehr recht gegenständliche Darstellung und einen Zug leisen Humors ein. Wir haben in ihm einen geborenen Erzähler, einen geborenen Dichter verloren.

Der junge Steiermärker, den unlängst unser Schrifttum gewonnen hat, Rudolf Hans Bartsch, ließ seinen beiden ersten Romanen rasch ein Novellenbuch (bei L. Staackmann in Leipzig) folgen. In den „Zwölfen aus der Steiermark“ gab sich eine Doppelnatur zu erkennen. Die eine Hälfte war der Natur eines Adolf Schmitthenner gar nicht unähnlich; da war der Mut zum Naivsein, Heimatfreude, deutsche Gefühlsseligkeit. Die andre Hälfte hob sich eigen davon ab: Prunksucht der Schilderung, Vordringen eines beweglichen Verstandes, frühes Raffinement der Arbeitsweise. In dem neuen Buch, „Vom sterbenden Rokoko“, kommt größtenteils diese zweite Seite zur Geltung.

Von dem halben Dutzend Novellen, die darin gesammelt sind, spielen fünf im Frankreich des ausgehenden Rokoko-Jahrhunderts. Nur eine, die erste, hat Wien und Prag zum Schauplatz; aber die Brandglut der französischen Revolution leuchtet herüber, und zwar sehr bedeutsam. Der Dichter zeigt uns Mozart bei der Arbeit und deutet „die Schauer in Don Giovanni“ als Reflexe des Pariser Kulturumsturzes. Das Geistreichsein, das hier sein Spiel treibt, spielt sich durch das ganze Buch hindurch.

Im „Frivolen Vaudreuil“ wird, wieder einmal, die erste Aufführung von Beaumarchais' Figaro behandelt, zugleich mit einer galanten Anekdote, die ein wenig künstlich für das Urteil über die sozialen Zeiterscheinungen ausgebeutet wird. Im „Liebestrank“ paradiert Cagliostro. Sehr geschickt, wie zu einem Schulbeispiel vom sterbenden Rokoko sind dessen sämtliche Sensationen — die leichtsinnig-graziöse Marquise, der rauhe Gardeschweizer, die Naturmode, Menuett und Guillotine — zu einer flotten Erzählung vereinigt in: „Die kleine Blanchefleure“. Ein Bild wie das der Aristokraten bei Kammermusik und Reigen im Gefängnis prägt sich wohl manchem unvergeßlich ein. Die übrigen beiden Miniaturgemälde zeigen einen unverbildeten deutschen Junker im wirksamen Gegensatz zur Überreife der altfranzösischen Kultur („Madame Dorette und die Natur“) und endlich eine Pariser Weltdame, die in ihren wechselnden Verehrern die ganze Geschichte des

Digitized by Google

späteren Rokoko und der Revolution — Leutnant Bonaparte eingeschlossen — durchlebt und möglichst durchliebt („Der Salon der Frau von Vermillon").

Diese Novellen würden künstlerisch schwerer wiegen, wenn sie nicht durchweg mit gar so reichlichen Erläuterungen des geschichtskundigen Verfassers beschwert wären. „Das erlesenste Frankreich", heißt es zum Beispiel von der Kultur im Keller des Temple; „ein Heer von guter Geburt, von Karriere, gefährlicher Herrschaftskunde, aber auch (wenn die Revolution Augen für so etwas gehabt hätte) eine Versammlung fast sämtlichen in Frankreich zurzeit aufbringbaren Geistes, von Grazie, Lebensart, feiner Liebenswürdigkeit und göttlicher Lebensüberlegenheit usw." Das ist nicht die Sprache eines Dichters, sondern eines mittelmäßigen Journalisten; und wenn es auch schöner gesagt wäre, würde doch das Wort gelten: Bilde, Künstler, rede nicht!

Das Zuviel an Lesefruchtbarkeit (man erlaube dies neue Wort!), an anekdotischer Zuspitzung auf Kosten der psychologischen Treue, an Pikanterie und Flüchtigkeit wird im übrigen wenigstens teilweise aufgewogen durch einzelne hübsche Einfälle, durch die jugendliche und österreichische Anmut, die an Bartschs erstem Werk so entzückte und hier noch nicht versagen kann. Daß sein Novellenband durch die Beschränkung auf ein Thema Einheitlichkeit erhielt und daß er viel Verständnis für kulturgeschichtliche Zusammenhänge bekundet, kann für die ästhetische Beurteilung nicht wesentlich in Betracht kommen.

„Vom sterbenden Rokoko" soll nicht zu schwer genommen werden; man könnte sonst einen frühen Abstieg des hoffnungsreichen Talentes verkünden. Gewiß ist der Band nur eine Zwischenarbeit. Immerhin ward hier offenbar künstlerisch Begonnenes eilfertig erweitert und abgeschlossen. Man kann nicht dringlich genug warnen vor solcher überpünktlichen Ausnutzung eines wohlverdienten Erfolges. Hoffen wir denn festiglich, daß bei dem nächsten größern Werk Rudolf Hans Bartschs von solchem Streben nichts zu spüren sei.

Kulturpsychologie, wie sie der Grazer an kompakten Klassen der Vergangenheit treibt, wendet der Wiener Felix Salten auf die gegenwärtige Mitmenschheit und mehr auf kleinere Untergruppen oder auf Individuen an. Sein Novellenbuch nennt sich schönklingend „Die Geliebte Friedrichs des Schönen" (Verlag: Marquardt & Co., Berlin). Doch dreht sich die Novelle, die der Sammlung diesen Namen lieh, bloß um ein armselig altes Weiblein von heut, das von einem herzlosen Bruder Hofrat in ein Versorgungshaus gebracht wird und am Grabmal des schönen Fürsten sich in einen letzten, kurzen Glückswahn fiebert.

Und dieser Fall ist wirklich kennzeichnend für das Büchlein. Es meidet Glanz der Lebenslage und des Kostüms, es beschäftigt sich am liebsten mit ganz Vereinsamten: mit einem Sehnsüchtigen, dem der sommerliche Feiertag nur gesteigerten Glückshunger und keine Stillung bringt; mit der problematischen Natur eines verurteilten Totschlägers*; mit der Erinnerung zweier Greise an wunderlich zusammengetroffenes Liebes-

* Salten hat diese Novelle („Der Ernst des Lebens") zu einem wirksameren, minder unglaubwürdigen Einakter verwertet. D. V.

Digitized by Google

glück und Liebesleid; mit einer Hundertvierzehnjährigen, die vom Bürgermeister nur deshalb nicht befeiert wird, weil sie vor beinah hundert Jahren ein ledig Kind hatte; mit einem alten Hund sogar, der den „Wegen des Herrn" unentwegt folgt und vor lauter demütiger Treue bei einem Dauerwettlauf mit dem Omnibus eingeht.

Während Bartsch — als Novellist — gern gesichert scheinende Ergebnisse, runde Funde verabreicht, erscheint Felix Salten hier als ein rastloser Sucher, der aus Zweifel an allem und aus Mitleid mit allem Vernachlässigten in abseitige Seelen eindringt und die stumpfen Satten verhöhnt. Ein selbständiger Nachfolger der Naturalisten und des Prosaisten Maeterlinck. Seine Fähigkeit reicht von wohlfeiler Satire und nicht stets überzeugender Paradoxie bis zum feinstgespaltenen Impressionismus und zu ergreifenden Zügen von Seelenentschleierung.

Auch Kurt Münzer geht, in seinen „Abenteuern der Seele" (Berlin, Vita), auf Enträtselung der seelischen Grundgewalten aus. Nur gibt er sich durchaus als Romantiker, der vor eitel Bewunderung der Lebensgeheimnisse diese noch stärken und organisieren möchte, daher die Rätsel des Lebens durch rätselvolle Kunstwerke noch mehrt.

Eine schier unerschöpfliche Phantasie öffnet uns da ihre Reiche. Wer freilich auf logische Sauberkeit hält und an Dämonie auch in der Kunst nicht glauben will, der wird nicht eintreten wollen. Wenige werden hemmungslos freudig, viele mit halbem Widerstreben hindurchschreiten. Sie werden sich fast wie im alten romantischen Lande fühlen; höchstens wird ihnen das Dunkel stellenweise minder besessen-düster und manche Formel bekannt vorkommen. Die stete Wirklichkeitsflucht, die enge Verknotung von Liebe und Tod, von Leben und Kunst, die seltsam übereinstimmenden Zufälle, die Aufhebung von Zeit und Raum — all das Wesen oder Unwesen der alten Romantik kehrt hier, ähnlich wie in den „seltsamen Geschichten" so mancher Neuer, entstäubt und feingeschliffen wieder, freilich nicht mehr mit dem vollen alten Zauber innerer Notwendigkeiten.

Da gerät ein deutscher Künstler zu Florenz in eine unheimliche Liebschaft mit einer religiös Wahnsinnigen („Die heilige Caterina"). In einem alten venezianischen Palazzo spukt die letzte Falieri; sie soll eine unwürdige Liebe zu einem Gehilfen des Giorgione gepflegt haben. Ein Kunstenthusiast verliebt sich bis zum Wahnsinn, bis zum Selbstmord in die raffaelische „Madonna des Großherzogs"; was sein Freund in weiter Ferne träumend alles miterlebt. Aus einem alten Kleiderschrank, den ein reicher Junggesell unter absonderlichen Umständen erwarb, erscheint ihm nachts in überlebensstarken Träumen ein Mädchenwesen, das aus blasser Geistigkeit nun wiederum, wie schon in vielen Wiedergeburten, zur irdischen Liebe herausreift, wundersame eigene Lebensläufe erzählt und zu allerletzt sein Tod wird.

Von der Fülle des Traumzaubers, der in diesen und noch mehr Stücken des Buches aufgewandt wird, kann die knappe Andeutung keinen Begriff geben. Zuweilen geht die Überspannung der Empfindungen offenbar ins Krankhafte, nicht mehr Plastische und Sinnbildfähige, ins Schädlich-Zwecklose über; das psychologische Er-

Digitized by Google

gebnis entspricht nicht immer dem Bilder-Aufwand. Zum großen Teil aber ist schwere, süße Poesie gegeben, tiefsinnvolle Spiegelung von immer dräuenden Möglichkeiten des Lebens, der Kunst, der Liebe, des Todes. Und ob er auf rechtem oder auf irrigem Weg wandelt, dieser Kurt Münzer geht nicht auf bloßes Gruselnlehren, sondern auf künstlerische Wirkung aus. Willy Rath

Lenz

Eine neue, sehr schöne kritische Ausgabe der „Gesammelten Schriften von Jakob Michael Reinhold Lenz", die Franz Blei im Georg Müllerschen Verlag zu München herausgibt und deren erster Band vorliegt, regt an, auszusprechen, was uns Lenz heute bedeutet. Vor allem wohl: einen unmittelbaren und merkwürdigen Aufschluß über Goethe.

Die Dichter, die besonders deutlich ein zeitlich bedingtes literarisches Programm vertreten, verlieren meist rasch an Unmittelbarkeit der Wirkung. Die Heraufführenden des letzten Literaturumschwungs haben heute schon diesem Gesetz ihren Zoll gezahlt. Das kann, gar bei einer so starken dichterischen Persönlichkeit wie Lenz, natürlich nicht hindern, daß der literarische Genießer, daß der Kulturpsychologe, der mit zeitlich unbeirrtem Blick sich die geistigen Bedingungen einer vergangenen Epoche klarzumachen sucht, sich ihnen immer wieder zuwenden wird. Und der Literaturfreund, der historisch zu lesen, der das Veraltete eines überwundenen geistigen Kostüms von den Erscheinungen abzustreifen vermag, der wird in dem Gesamtbilde Lenzens, wie denn auch in dichterischen Einzelheiten, mancherlei finden und belohnt werden. Er wird die epische Kraft in den „Landplagen" als etwas Starkes, fast Antikes, empfinden und immer wieder vor Schönheiten verweilen, die der Dichter mit Bildnerhand schuf, wie vor diesen Versen der grausigen „Pest":

„Itzt steigt Phöbus hinter Gebirgen empor. Mit Entsetzen
Sieht er durch schwerfällige Nebel, die nächtlichen Lager
Mit unzähligen Leichen bedeckt. Es schlüpfet sein scheuer
Strahl durch des Lustschlosses Fenster: und sieh! Der Herrscher des Landes
Liegt, ein bloßer Körper, auf seidnen Kissen: noch hält ihn
Mit dem erdrosselnden Arm der Tod hohnlachend umschlungen.
Um ihn liegen die Wächter, itzt Aser . . ."

Er wird an Gestalten der Dramen (zum Beispiel dem Geheimrat, dem alten Wenzelaus im „Hofmeister") wie an manchen Szenen (zum Beispiel der Studentenbude im „Hofmeister") lebendiges Leben spüren; den irrlichtelierenden temperamentvollen Geist der „Anmerkungen übers Theater" mit Genuß zu sich sprechen lassen; und in manchem der kleinen Gedichte wird er mitschwingen. Aber er wird sich doch auch eingestehen müssen, daß der viel ältere, ganz programmlose Günther mit seinem Besten viel weniger literarisch, viel unmittelbarer, selbstverständlicher auf uns wirkt als Lenz. Und er wird unter all diesen Zeichen elementarer dichterischer Kraft die Sehnsucht nach Aufstieg empfinden.

Die Erfüllung dieser Sehnsucht ist ihm vielleicht schon beim Beginn seiner Beschäftigung mit Lenz bewußt geworden: Goethe. Und vielleicht ist das Erlebnis bei jeder Beschäftigung mit Lenz in höhe-

Digitized by Google

rem Maße Goethe als Lenz. Nicht erst, wenn man etwa auf das „Faust"-Fragmentchen stößt und von bekanntem Klang erfaßt wird:

„In ewiger Unbehäglichkeit,
In undenkbarer Einsamkeit,
Ach, von nichts mehr angezogen,
Verschnauf ich hier des Erebus Wogen.
Bittre Fluten, liebtet ihr mich,
Wär ich in eurem Schoß ersunken,
Hätte da Vernichtung getrunken;
Aber, ach! ihr haßtet mich!
Fühltet ihr, wie's mich gelabt,
Als ihr brennend mich umgabt.
Wie es kühlte meine Pein,
Mich von etwas umfangen zu wissen!
Von der Schöpfung losgerissen
Noch von etwas geliebt zu sein!
Aber ach! betrogen, betrogen!
Auch ihr haßt mich, gerufene Wogen!
Ist kein Wesen in der Natur,
Das, nicht leben, nicht erbarmen,
Das mich grenzenlosen Armen
Bei sich dulden wollte nur?"

Uns allen ist Goethe zuerst in seiner Einzigkeit bewußt geworden, losgelöst von Zeit- und Zeitstilbeziehungen, als ein Endgültiges. Mit Lenz haben wir eine Relation zu ihm, die ihn uns vielleicht enger als alle anderen Beziehungen an die gemeinsame Wirklichkeit anschließen läßt, mit Lenz haben wir die von dieser Jugend selbstgeschaffene geistige Atmosphäre, haben wir das hohe Mittel, aus dem sich Goethe erhob, den breiteren Grund, aus dem er persönlich aufwuchs. Wir erkennen hier, mit unmittelbareren Kräften als philologischen, nämlich mit dem Gefühl: was das Gegebene, was er selbst und was seine Tat war. Und am leuchtendsten wird diese Erkenntnis sein, wenn wir nicht das Maß der Begabungen zu vergleichen suchen, wenn wir nicht nach ursprünglichem Vorrang und nach stilistischen Prioritäten fragen zwischen den beiden Dichtern, zwischen diesen Werken, deren Autorschaft in der Meinung der Zeitgenossen gelegentlich zwischen Goethe und Lenz schwankend war. Wenn wir sie vielmehr willkürlich gleichsetzen und in Wechselwirkung diese geistigen Kräfte, unter den Einflüssen ihrer Zeit, den Anfang gemeinsam schaffen lassen. Uns ist die glückliche Jugend Goethes so viel, sie ist uns von dem reifen Goethe so erleichtert und verklärt worden, daß wir auch sie schon einzig sehen, und die, wenn auch organische und im Naturwillen dieses Wesens begründete Tat seiner Entwicklung nicht richtig einschätzen. Das können wir ganz erst, wenn wir dessen bewußt sind, daß er als Beginnender nicht so einzig war, wie er jetzt erscheint. Darin sehe ich den geistigen Gewinn der Tatsache, daß sich die frühe, unvollendete Form Lenz neben der zum umfassenden Ganzen gewachsenen, übervollendeten Reifeform Goethe erhalten hat. —

Im Anschluß hieran möchte ich noch einer mir nachträglich zugekommenen geschmackvollen Auswahl der Gedichte von Lenz Erwähnung tun, die Erich Oesterheld im Verlage von Fritz Eckardt in Leipzig herausgegeben hat. Sie ist gut ausgestattet, mit sehr orientierenden Anmerkungen und einer charakteristischen Zusammenstellung von Urteilen über Lenz versehen. Gegen sie wäre nur einzuwenden: daß, wer sich heute überhaupt mit Lenz beschäftigt, sich nicht auf den Lyriker beschränken darf. Der Lyriker ist in Lenz nicht eine so gesonderte Person (wie etwa in Goethe), daß sie ohne den übrigen Lenz ganz voll erschiene.

Wilhelm von Scholz

Digitized by Google

Berliner Theater

Das Königliche Schauspielhaus eröffnet, Paul Lindau führt — das bedeutet für die neue Spielzeit von vornherein nicht Fanfare, sondern Schamade. Statt geradeaus in Gegenwart und Zukunft zu blicken, kramt der siebzigjährige Jubilar, den sich das Theater am Schillerplatz zum neuen Dramaturgen bestellt hat, vor aufgezogenen Schubladen in den Erinnerungen seiner Jugendzeit. On revient toujours . . . Diesmal ist Alfred Musset der Erkorene seiner Liebe. In kritikloser Schwärmerei spricht er den Mussetschen Freunden von 1830 das Bekenntnis nach, daß dieser Musset, der Dichter des „Andrea del Sarto“ und des „Lorenzaccio“, der einzige Schriftsteller gewesen sei, der fähig war, den Verfall der dramatischen Kunst aufzuhalten, wenn nicht eine Schar ungebildeter Böotier gleich seinen ersten dramatischen Versuch auf den Brettern niedergezischt hätte. Nun, wenn irgendeine dramatische Niederlage wohlverdient war, so, scheint mir, war es jene. Mussets weiteres dramatisches Schaffen, seine literarische Charakteranlage und künstlerische Entwicklung haben sie zehnfach bestätigt. Gleich seinem Octave litt auch er von frühauf an der maladie du siècle, die all seine Kräfte lähmte, die ihn willenskrank, schlaff, selbstquälerisch machte und aller zielbewußten Selbstbeherrschung beraubte. Er ließ sich bei all seinen Arbeiten von Launen und Zufällen schaukeln; er wußte nur selten, wohin das Boot ihn tragen würde. Ich will nach Madrid und komme nach Konstantinopel — so hat er selbst einmal seine Planlosigkeit verspottet. „Das einzig Gute, was mir auf dieser Welt bleibt, ist ein paarmal geweint zu haben“: solche und ähnliche Verherrlichungen der Tränen, des Opfertaus eines von unglücklicher Liebe gequälten Herzens, finden sich so viele in seinen Dichtungen, daß man ihn ohne große Übertreibung schlechtweg als den „Dichter der Tränen“ charakterisieren konnte. Musset ist von einer schwächlichen, in Gedanken und Gefühlen erbärmlich verzärtelten Zeit ungeheuer überschätzt worden. Die ließ sich von seiner beweglichen Phantasie, seinem bald prickelnden, bald wehmütig resignierten Esprit und seiner einschmeichelnden Sprache Höhen und Tiefen des Gedankens, ja eine ganze originale Lebensphilosophie vortäuschen, die entweder gar nicht da oder doch zum wenigsten höchst brüchig und fadenscheinig waren. Er vermag wohl auch heute noch mit einigen seiner Gedichte zu rühren; um uns zu ergreifen, zu erschüttern, zu erheben und zu bereichern, fehlt ihm alle Kraft und Wahrheit. Wann aber sind aus solchem Holze je Dramatiker geschnitzt worden? Wann hat sich solchen blassen, verträumten und verschwärmten Liebhabern je die hohe Tragik ergeben?...

Paul Lindau also glaubt an den dramatischen Beruf seines Lieblings, dem er schon vor dreißig Jahren die Biographie geschrieben hat, und eine seiner ersten selbständigen und verantwortlichen Taten als Dramaturg des Königlichen Schauspielhauses ist die Bearbeitung, Inszenierung und Aufführung des Mussetschen Schauspiels „Man spielt nicht mit der Liebe“. Er glaubt an die Echtheit und an die Wirkung dieser tränenseligen, innerlich zerriebenen, mit großen Gefühlen und Worten jonglierenden Schein-Dramatik, weil er selbst aus sich her-

Digitized by Google

aus nie eine andre gekannt und, wenn er allein für sich war, auch keine andre respektiert hat. Nur, sagt er sich — und es ist nicht schwer, sich sein erfahrenes Lächeln dabei vorzustellen —, nur muß man sie ein wenig theatermäßiger zurechtmachen! Vortrefflich, daß ich hier Bearbeiter, Dramaturg und Regisseur in einer Person sein darf! Und was tut er? Er macht aus fünfzehn Verwandlungen zwei, lädt die Chöre zwei Landleuten auf den Buckel, gibt der Bedientenschaft möglichst viel zu tun und zu reden, streut allerhand Augenblickswitze und Situationsscherze ein, rafft einen Arm voll deutscher Wald- und Quellstimmung zusammen und schüttet ihn sans façon gerade über die spitzigsten Tüfteleien dieses selbstquälerischen psychologischen Problematikers aus. Mit einem Wort: das, wodurch diese tragische Komödie des Natürlichkeitsverrats an der natürlichsten aller menschlichen Empfindungen allein ein gewisses Leben und einen, wenn auch morbiden Schönheitsschimmer bekommt, die Lyrik, gerade sie überkleistert dieser Bearbeiter mit einer dicken Schicht Theaterschminke, daß Lächeln und Weinen dieser zärtlichen Poesie vollends darunter verschwinden. Auch die schwebenden, halb tänzelnden, halb galoppierenden Reize der Mussetschen Sprache! Musset hat zweifellos seine eigne Kunst definiert und seinen eigensten Ehrgeiz verraten, wenn er vom Dichter verlangt, seine Gedanken müßten balancieren, balancieren auf einer schönen Axe aus Gold: sur un bel axe d'or. Und nun dies Schreien und Trompeten bei Lindau, das doppelt unerträglich wirkt, weil er es unter den rauschenden Wipfeln des Waldes, unter dem leisen Plätschern des Mühlbaches vor sich gehen läßt. Hier schürft Camille all die Anklagen gegen den treulosen, leichtsinnigen, wankelmütigen Perdican zusammen, die die ganze Männerwelt in ihrem faulen Kerne treffen, mehr aber noch ihre eigne heimlich klopfende Schwäche verhüllen sollen; hier schleudert Perdican, der doch nur tat, was alle jungen Männer tun, solange sie nicht gebunden sind, der Klosterschülerin all die Vorwürfe der Launenhaftigkeit, der Eitelkeit, der Grausamkeit ins Antlitz, künstlich anerzogene Kulturtugenden, die sie hindern, ihrem natürlichen Gefühle, dem Zuge ihres Herzens zu folgen. Und immer, wenn sie sie brauchen, ist die naive, unverbildete Rosette, die Müllerstochter, da, mit der sich die beiden Selbstquäler gegenseitig eifersüchtig machen, bis das arme Ding selbst Feuer fängt und sich — auf Befehl des Dichters, beileibe nicht aus Charakterzwang — in den Mühlbach stürzt. Ein Mädchen, das mit dem Wahrsten und Heiligsten, das eine Frau hat, mit ihrer Liebe trügerisch spielt, soll gestraft werden, und die andre, die jener Stimme der Natur willig und freudig folgt, ertrinkt dafür — wahrlich, die rhetorische Rückgratlosigkeit des Originals ist schon gerade groß genug, warum in aller Welt muß ein Lindau es noch taumeliger machen?...

Und das Spiel, das der Regisseur seinen Puppen beigebracht hat! Denn deutlich sah man diesmal die Bemühungen der Regie; sie hingen den Darstellern wie Lappen am Gewande. Aus welcher Welt stammt dies Auftrumpfen, dies doppelte und dreifache Unterstreichen, diese peinvolle Deutlichkeit der Gebärden und Grimassen? Darin ist auch nicht eine Spur mehr von unserm aus dem Ge-

Digitized by Google

fühl unsrer Zeit gewonnenen Darstellungsstil, der die Nuancen sucht und die schwebenden Stimmungen nachzeichnet, und der doch heute, nicht bloß in Berlin, Eigentum aller feineren Bühnen geworden ist. Das ist die grobdrähtige Theatralik einer zu Grabe gegangenen Zeit, die nun hier im Königlichen Schauspielhause wieder auferstehen soll, um gespenstisch mit klapperndem Gebein unter uns umzugehen. Gibt es keine Erlösung mehr davon, müssen wir sie dulden und aushalten in einem Hause, das, wenn jemals, jetzt in dieser ahnungsvollen Werdezeit einer neuen idealistischen Dramatik berufen wäre, die Führung zu übernehmen?

Zu den Problematikern, die es nach einer neuen dramatischen Ästhetik gelüstet, ja die eigentlich eine ganz neue tragische Fragestellung wollen, ist nun auch Richard Dehmel gestoßen. In seiner „Wertuntersuchung" über Tragik und Drama, die den neunten Band seiner Gesammelten Werke eröffnet (Berlin, S. Fischer), stellt er sich selbst unter die Fahne der Shaw, Strindberg und Wedekind, die in ihren Bühnenwerken „eine neue Moraldramatik gesteigerten Stils" anstreben und in ihrer „antitragisch pathetischen Art" gründlich mit den altüberkommenen Anschauungen in der Tragödie wie in der Tragikomödie aufgeräumt wissen wollen. Doch der Theorie ist die Praxis lange schon vorangegangen: jene Abhandlung ist nur der Quartiermacher der schon vor vierzehn Jahren entstandenen Tragikomödie „Der Mitmensch", deren sich nach den satten Erfolgen der Wied und Thoma („2×2=5" und „Moral") gleich zu Beginn der neuen Spielzeit das Kleine Theater unter den Linden angenommen hat. Ohne Erfolg, um das gleich zu sagen, vor einer peinlichen Niederlage nur durch den Respekt bewahrt, den der Lyriker Dehmel genießt. Wer mit dem geschärften Blick der Liebe zuschaut, mag vom tiefquellenden Erleben und tiefschürfenden Gedankenernst auch in diesem dramatischen Versuch etwas entdecken. Als einen Vorboten und Propheten der kommenden neuen Ethik will Dehmel jedenfalls die Gestalt des „Mitmenschen" aufgefaßt sehen, diesen gegen die traditionelle Moral und Pathetik anrennenden Schriftsteller Ernst Wächter, der für seinen geliebten, noch ganz in ihnen befangenen Bruder, den Künstler, Vormund und Vorsehung spielt, indem er ihn wider seinen Willen von der „Geliebten", das heißt hier von einer Last und Hemmung seines eigentlichen Lebens- und Schöpfungswillens befreit und mit kurzbrutaler Hand — wie ein richtiger Mörder, würde die „alte Moral" sagen — sogar schließlich auch den Nebenbuhler und Rächer aus dem Wege räumt, der den glücklich Befreiten und sein schwächliches bürgerliches Gewissen sonst doch nicht zum Genusse der Freiheit hätte kommen lassen. Eine interessante Figur — wenn nur nicht all das, womit sie sich dramatisch manifestiert, im Plumpen, Rohen und Grobtheatralischen steckenbliebe. Dem Werke fehlt die poetische Transparenz. Wir sehen und fühlen immer nur den schwerfälligen Mechanismus der äußern Vorgänge. Sehen die Bedrängnis des verführten Mädchens, das dem vor dem Bankerott stehenden Vater zuliebe in den Krallen eines schmutzigen Börsenjobbers verharrt, während sie von dem Geliebten ein Kind unter dem Herzen trägt und von dessen Bruder bestürmt wird,

Digitized by Google

ihn seiner Kunst freizugeben. Sehen den sensationellen Selbstmord dieses Mädchens. Sehen die Abrechnung mit dem Börsenmann, der in der Erregung von dem Nebenbuhler niedergeschlagen wird, wobei ihm ein mit spitzem Stein bewehrter Ring ins Auge dringt. Sehen die kalt überlegte „Beseitigung" des Ohnmächtigen und Wehrlosen durch den zurückbleibenden Bruder und „Mitmenschen". Aber was hinter dem allen liegt und was dem neu Gewollten allein die künstlerische Sanktion erteilen könnte, bleibt uns verborgen. Ob es Dehmel je gelingen wird, seinen neuen tragischen Willen mit den Mitteln der Bühne zu zwingen, erscheint nach diesem mißlungenen Versuch und seinen peinlichen Begleitumständen mehr als fraglich.

Wie hier die Bühnenbearbeitung des Dichters trotz der Kürzungen wenig hat helfen können, so hat auch Schnitzlers Umarbeitung seines Einakters „Die Gefährtin" (im Lessingtheater) dem müden Reflexionsstück nachträglich kein rechtes dramatisches Leben einzuhauchen vermocht. Diese Heilung eines illusionssüchtigen Ehemanns, der schwach genug war, seiner Frau die Untreue zu verzeihen, weil er glaubte, es handle sich um eine Seelenliebe und eine starke Leidenschaft, liegt in den stillen Gefilden der Erkenntnis, wohin das Zepter des Dramatikers nicht reicht. Als der Betrogene lange nach ihrem Tode erfährt, wie hoch sein gutgläubiger Idealismus über das Ziel ihrer niedern Liebe hinausschoß, ist sein dramatisches Temperament längst versiegt, und vollends für uns Zuschauer hat seine Befreiung von dem Wahn und Alp nur intellektuelle und reflektorische Bedeutung.

Friedrich Düsel

Künstlertheater 1909

Laßt uns zur Abwechslung mit dem Ende beginnen: Max Reinhardt, der Beherrscher zweier Berliner Bühnen, wird die Festspiele im Münchner Künstlertheater wie heuer so auch 1910 durchführen; und die Bühne des Künstlertheaters, die „Reliefbühne", wird vertieft werden. Es scheint, dies stimmt sehr wohl zu allem, was vor einem Jahr an dieser Stelle (XXI, 23, 24) ausführlichst über das Münchner Künstlertheater gesagt wurde. Die Auslieferung der Bühne an die Münchner Maler und Reformer wurde durch bedeutende Rückwirkung der Bühnenpraxis teilweise ungültig gemacht.

„Offiziell" und „offiziös" wird zwar gegenwärtig noch nicht zugestanden, daß das Dogma der Illusionssünde und der Reliefgnade sich durchzusetzen nicht vermochte. Doch zwischen den diplomatischen Zeilen der maßgeblichen Mitteilung an die Presse liest sich diese Wahrheit recht zuverlässig heraus. Mit dem ortsüblichen Schwung heißt's da im Anfang, die bisherigen Erfolge hätten alle Beteiligten in der Überzeugung bestärkt, daß die Bühne des Künstlertheaters allen künstlerischen und praktischen Anforderungen voll entspreche und daß „an den ihr zugrunde liegenden Prinzipien festzuhalten sei". Nur Erweiterungen der Nebenräume seien wünschenswert; die Unzulänglichkeit des Baugrundes und des Baukapitals habe da den rechten Ausbau nicht zugelassen. Aber dann geht es wörtlich weiter: „Endlich bestand von Anfang an der dringende Wunsch, die Rückwand um einige Meter tiefer in den Park hineinstellen zu können, um die Prospekte besser zur Geltung bringen und besser ausleuchten zu können." Tatsache ist

Digitized by Google

also auf jeden Fall, daß diese Bühne eine größere Tiefe erhält. Da unsres Wissens niemand eine ungenügende Beleuchtung der Hintergründe festgestellt hat, da nach den Prinzipien des Künstlertheaters eine überstarke Betonung *aller* Dekoration — eigentlich! — ausgeschlossen sein soll, da nach denselben Prinzipien auch nicht etwa die Sorge um stärkere *Illusions*kraft der Hintergründe die Ursache bilden konnte, so wird der Schluß nicht zu gewagt sein: man hat die Notwendigkeit erkannt, die gesamte Spielszene nach rückwärts zu vergrößern. Damit ist das Dogma, die „Reliefbühne" sei die alleinige oberste Bühnenform, nun auch von seinen Verkündern aufgegeben. Und hier handelt sich's nur um das Dogma. Voraussichtlich wird man zwar auch im nächsten Jahr noch bei einem Teil der szenischen Aufgaben den Reliefgedanken in mehr oder minder strenger Reinheit durchführen wollen. Aber die Lehre, das gehobene Drama könne würdig nur auf der neuen kurzen Szene dargestellt werden, und die Absicht, dies in der Praxis des Künstlertheaters durchweg zu betätigen, dürfen jetzt als überwunden gelten. Was zu beweisen war.

Vielfältig wurde unbefangenen und bühnenkundigen Leuten die Unhaltbarkeit des starren Reliefsystems eben durch die gegenwärtige zweite Spielzeit des Münchner Künstlertheaters aufs neue dargetan. Sie unterschied sich von der ersten, dem Sommer 1908, dadurch, daß statt des Münchner Hofschauspiels der Berliner Bühnenleiter Max Reinhardt mit den Künstlern des Deutschen Theaters und der Kammerspiele die Darstellung übernommen, außerdem für die Hälfte der Ausstattungen seine eignen bildkünstlerischen Helfer mitgebracht hatte. So wurden es diesmal „Berlin-Münchner Festspiele", und das Erkennen der Möglichkeiten und Unmöglichkeiten im Wesen des Künstlertheaters verflocht sich immer wieder mit dem Anschauen der erfolgreichsten neueren Klassikerregie.

Die Aufführungen fanden von Anfang bis zu Ende die lebhafte Teilnahme des künstlerischen Münchens (wobei die Literaten miteinbegriffen sind) und größtenteils ungewöhnlich herzlichen, öfters geradezu stürmischen Beifall. Ob allemal wirkliche *Festspiele* gediehen, wurde kaum untersucht. Das Festspielen hat sich ja seit etwa einem Jahrzehnt dermaßen über ganz Deutschland verbreitet, daß der Begriff des Festlichen eine starke Dehnung erfuhr; nicht lange mehr, und jegliches Theatergespiel im deutschen Sommer wird sich zum Fest ernannt haben, weil keins unter der Norm bleiben will. Unsre Berliner Spiele im Münchner Künstlertheater stehen nun wohl unzweifelhaft hoch über dem durchschnittlichen Theaterbetrieb, und zum guten Teil hatten sie rechten Festspielcharakter; doch manchmal fehlte er auch.

Zwei Hemmungen zeigten sich.

Die lange Dauer der Spielzeit — von Mitte Juni bis Mitte September — muß es sehr erschweren, alle Vorstellungen auf gleichmäßig-ungewöhnlicher Höhe zu halten. Verrieten auch die Darsteller keine Ermüdung, trotz dem arbeitsreich verlaufenen Berliner Winter, so konnten doch die Fragen der Rollenbesetzung mitunter nur unvollkommen gelöst werden. Unter den Gastspielen, die Reinhardt in derselben Spielzeit an anderen Orten mit Teilen seiner Künstlerschaft gab oder einzelnen

Digitized by Google

Darstellern erlaubte, litten zwar die Erstaufführungen nicht fühlbar; einige Rückwirkung auf die Wiederholungen konnte aber nicht ausbleiben.

Zum andern war ja jeglichem Schauspielbetrieb in dem neuen Stiltheater von vornherein das Gepräge des Experimentes aufgedrückt. Offenbar hatte Reinhardt sogar gerade durch seine unbändige Lust am szenischen Experimentieren sich nach München ziehen lassen. Nicht nur die unmittelbare Verbindung mit den Führern der dekorativen Münchner Kunst reizte ihn, stärker vielleicht noch die Aussicht, seinen Spielleiter-Mut an den schon berüchtigten Fährlichkeiten der engsten, kürzesten und ästetischst-sein-sollenden Klassikerbühne von Deutschland zu kühlen. Den schlagenden Beweis liefern, daß seine Bühnenkünste keineswegs auf Ausstattungsprunk angewiesen seien: man begreift, wie stark diese Lockung war. Das Experimenthafte, das also den Berliner Festspielen des Münchner Theaters beigemischt ward, erhöhte sich hier und da noch durch die bekannte Neigung Reinhardts, auch in der Auswahl der Hauptdarsteller das Außergewöhnliche zu versuchen.

Insgemein wird daher der diesjährige Verlauf dieser Spiele den Künstlern und Kunstnächsten im Publikum noch mehr bedeutet haben, als dem großen Rest. Der mußte sich von einzelnem Zuviel an Neuerung, an Schauspielerwitz gelegentlich befremdet fühlen. Für unsereinen dagegen gab es fortwährend, auch wo einmal Widerspruch erweckt wurde, mindestens irgendeine reizvolle Anregung. Nimmt man die Marke „Festspiel" nicht feierlicher, als sie nach landläufiger Übung gemeint ist, so ergibt sich alles in allem eine Kette von Vorstellungen, die sich vom Schlendrian der Alltagsbühne durchaus entfernt hielt und für jedermann ungewöhnlich interessant verlief. Ein großes Festspiel-Experiment oder Experiment-Festspiel, wobei die Wirkungen der zwei Wesenshälften munter einander ablösten.

Der Spielplan führte von „Faust" (I.) und „Hamlet" zu „Was ihr wollt", „Kaufmann von Venedig" und „Sommernachtstraum", zu den „Räubern" und der „Braut von Messina", vorüber an Aristophanes-Greiners „Lysistrata" und Hebbels „Judith", zu den „Gespenstern" und dem Satyrspiel „Revolution in Krähwinkel". „Hannele" (nach einer Skizze Fritz von Uhdes) bildete den Schluß.

Zwei der Werke waren schon 1908 im Künstlertheater dargestellt und sind hier im Kunstwart besprochen worden. Der von Erler eingerichtete „Faust" („Erlers Faust" sagt man in München) wurde von Reinhardt, der im vergangenen Winter auf der Drehbühne des Berliner Deutschen Theaters* selber einen vereinfachten „Faust" aufgebaut und mit dreifacher Besetzung garniert hatte, getreu in der Münchner Form gegeben. Der Eindruck blieb, bei der Erstaufführung, diesmal hinter dem vom vorigen Jahr zurück, da die Lichtstimmungen nicht genügend ausprobiert waren und

* Vgl. Paul Legbands illustrierte Schrift „Das Deutsche Theater in Berlin" mit fesselnden, kürzeren und längeren Beiträgen von Brandes, van Eeden, Harden, von Hofmannsthal, von der Leyen, Maeterlinck u. a., München 1909 bei Georg Müller.

Digitized by Google

die (angeblich vom Professor Erich Schmidt zu verantwortenden) Gewaltstriche, die u. a. „Wald und Höhle“ und die ganze Walpurgisnacht ausschieden, begreiflicherweise recht verstimmten. Dazu kommt, daß der Hauptdarsteller, der höchst begabte romanische Schauspieler Moissi, nicht einen Funken vom erzdeutschen Faust in sich hat. Julius Diezens wohlgelungene Einrichtung von „Was ihr wollt“ war im Herbst 1908 vom Hoftheater übernommen worden. Dafür wurde heuer wieder durch einen Münchner Künstler, Wilhelm Schulz, derselben Komödie ein neues Gewand geschaffen. Es war teilweise köstlich, teilweise grotesk verschnitten; einmal erschienen dabei richtige Kulissen, und siehe, sie vereitelten keineswegs einen starken poetischen Reiz. Reinhardt hatte ja „Was ihr wollt“ ebenfalls schon in Berlin auf der Drehbühne gegeben; der klingende Mummenschanz der Pausen, der hier auf verdunkelter Bühne das Umbauen heinzelmännchenhaft besorgte, wurde im Künstlertheater als ein entzückender Einfall empfunden.

Auch „Die Räuber“, „Ein Sommernachtstraum“, „Der Kaufmann von Venedig“, „Lysistrata“, nicht zu vergessen „Die Revolution in Krähwinkel“ (die beiden letzten von dem theaterkundigen „Kariko-Dekoristen“ Ernst Stern höchst witzig und farbig umrahmt) gehörten bereits dem Berliner Spielplan Reinhardts an. Es braucht also hier im knappbemessenen Raum nicht mehr über diese Einrichtungen ins einzelne berichtet zu werden. Im großen ist von ihrer Übersiedlung auf die „Reliefbühne“ nur so viel zu sagen: Reinhardt brachte offenbar den guten Willen mit, den Bedingungen der sehr kurzen und seitwärts durch schwere Holztürme beengten, rückwärts von einem Abgrund begrenzten Spielszene tunlichst gerecht zu werden. Er sah sich aber immer wieder, immer öfter genötigt, das Reliefprinzip zu umgehen, so daß schließlich eine beständige Unbeständigkeit der Wirkungsweise, eine stete Abwechslung zwischen Illusions- und Andeutungsstil diese Spielzeit des Künstlertheaters kennzeichnet.

Die unheimlichen Türme durften manchmal mitspielen, manchmal wurden sie, glücklicherweise, zugedeckt. In den „Räubern“ erblickte man einen stark verkürzten Wohnraum mit Stoffabschluß, aber auch eine hübsch realistische Innendekoration mit Glastüren und Perspektive, sowie eine sauber durchgemalte Flußtal-Landschaft, alles von Emil Orlik. Im „Sommernachtstraum“ mußten Geisterchen, Rüpel und Edelmenschen mit Lebensgefahr den Abgrund umklettern, doch die illusionistische Grundanlage dieses Bühnengedichts blieb in der ganzen Wald-Aktion gewahrt; wiewohl bloß vier Bäume (für die Relief-Orthodoxen viere zu viel!) zur Verfügung blieben. Bei den tiefst bewegenden „Gespenstern“ war von einer besonderen Bühne überhaupt nichts mehr da.

Nur im „Kaufmann“, den hier der Münchner Adolf Hengeler verbildlichte, wurde die Reliefwirkung recht konsequent angestrebt und Reinhardts Berliner Illusions-Venedig abgeschworen. Einzelnes, wie das schmale Strandbild mit irgendeiner Säule und freiem Horizont, wirkte gut; es wurde ja schon vor einem Jahre bemerkt, daß im zeitlosen Spiel mit nicht zu viel Handelnden der vereinfachende Stil wohl anwendbar

Digitized by Google

ist. In anderm aber, in den korridorischen Räumen der holden Porzia zum Beispiel, machte die Vereinfachung sich wieder einmal als unbegründete, auffällige Afzese programmwidrig fühlbar.

„Hamlet", den Reinhardts Bühnen noch nicht aufgeführt hatten, war dem Treuesten des Künstlertheaters, Fritz Erlern, übertragen worden. So gab es auch bei den Hof- und Staatsaktionen die erbarmungslos verkürzte Szene, wieder die neutralen Hintergründe, die Fernhaltung jedes nicht strengnotwendigen Gerätes, die Verwertung der von Erler erfundenen grauen Schiebemauern; wieder wunderschöne Farbenwirkungen an den gotischen Gewändern, den Rückwänden, den reichlich verwendeten Vorhängen. Erlers monumentaler Zug konnte sich in dieser Enge nicht auswirken. Die Szenenbilder von sehr bestimmtem Ortscharakter widerstrebten sichtlich der Stilisierung. Bei dem winkligwinzigen Thronsaal geriet sie arg ins Kleinliche, beim Friedhof gelang die Verschmelzung realistischer und monumentaler Kunst gar nicht. Die auf Eigenart behandelte Mauerfläche konnte an den Künstlerlebkuchenstil erinnern. Es ist wirklich mitunter nur ein Schritt, vom Erhabenen hinunter ins Gegenteil. . . In „Judith", die gleichfalls für das Berliner Ensemble neu war, gab die fröhliche assyrische Kunst von Julius Diez natürlich andersartige Bilder; doch im übrigen wären hier die Beobachtungen, die am „Hamlet" gemacht wurden, nur zu wiederholen.

„Die Braut von Messina" schien wie geschaffen für die Stilbühne. Die Aufführung wurde denn auch ein stilisiertes Stilfest des Stilismus. Allein an diesem Musterbeispiel lernten wir nur um so klärlicher erkennen, daß die Kunst sich ins Wesenlose versteigt, wenn sie jeden Schimmer natürlichen Lebens austreibt. Robert Engels schuf dem Zeugnis eines gesuchten und nicht gefundenen Griechentums einen einheitlichen Rahmen, eine ernste Säulen- und Vorhang-Stimmung; dabei wurde allerdings der Garten vornehm außer acht gelassen. Reinhardts Energie richtete die Chöre zu einer kühn stilisierten und raffiniert schattierten Vortragsweise ab, die aus Schillers Stildrama eine gesprochene, halb schon gesungene, doch sonst leider musiklose Oper machte. Ein Experiment, das wohl einmal unternommen sein mußte, ein großartiges Experiment der Darstellung, nicht unwert des tragisch-dichterischen Experimentes, an dem es geschah, und mißglückt wie jenes. Denn allzu scharf stach es in die Augen, wie unser Schiller hier mit Scheintragik, mit Mißverständnis und Gruselschicksalssprüchen hantiert. Also: eine annehmbare Leistung im Bühnenbild, eine gewaltige in der Chor-Regie (das Spiel der Solisten war nicht ebenmäßig durchstilisiert) und im Gesamtergebnis: ein Experiment mehr.

Wägen wir alles, was dies zweite Jahr dem Münchner Künstlertheater gab, so müssen wir wie vor einem Jahre sagen, daß München auf alle Fälle sich freuen darf, dieses neue Theater erhalten zu haben — und erhalten zu können. Daß die Schaubühne überhaupt strebend sich bemüht, daß vielerlei Probleme der Bühne, der bildenden Künste, der Stilgrenzen fleißig erörtert werden, daß die Herren Maler uns viel schöne Farben vorführen, daß unsre Klassiker lebendig gehalten werden: dies sind lauter dankenswerte

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Dinge. Obendrein brachte der Sommer 1909 den Münchnern und ihren Gästen die Bekanntschaft mit der feurigen Schauspielregie Max Reinhardts. Sie hat zwar auch ihre schwachen Stellen und dürfte gelegentlich, für die allerhöchsten Aufgaben der Tragödie, einen unabhängigen Vertreter des Dichtergedankens ins hohe Kollegium hinzuziehen. Aber im wesentlichen, namentlich innerhalb der shakesperischen Komödien und der Räuberszenen, verlebendigte sie uns über alles Gewohnte hinaus das Wort und die Gestaltenfülle der toten Unsterblichen.

Wenn die Berliner Kunst nun im künftigen Frühsommer wiederkehrt, so wird man hoffentlich ihr und uns die Sache nicht fürder erschweren durch einen Doktrinarismus, der seinen Zweck völlig erfüllt hatte, als er mit der Werbekraft des erlesenen Schlagwortes den anheimelnden Bau auf der Theresienhöhe zustande gebracht. Man halte fest daran, so gut wie möglich zu spielen, und lehre nicht länger, es komme nur drauf an, so weit vorn wie möglich zu spielen! Man nütze die fröhliche Farbenkunst, mache sie aber nicht zur Herrin auf des Dichters Bühne, sondern lehre sie, dort freundwillige Dienerin zu sein! Und man vereinfache am rechten Ort, im rechten Maße, so daß die Einfachheit sich nicht mit ihren Reizen brüste! Man braucht die Illusion nicht fix und fertig zu fabrizieren, aber man soll die Schauend-Hörenden beileibe nicht hemmen und hindern wollen, das Geschaute und Gehörte zur Illusion zu ergänzen. Denn also wird es ihnen nun einmal Kunsterlebnis.

Willy Rath

Theaterbetrieb

Eine veraltete Ansicht besagt, daß jedes Theater, in dem viel Geld verdient wird, in künstlerischem Sinne wertlos sei. Nur bei einseitigen Theoretikern und in ein paar schrullenhaften Rezensentenköpfen spukt heute noch dieser blutlose Geist. Solange das große Publikum und nicht der Staat, oder solange nicht jene Theoretiker und Rezensenten die Betriebskosten und die Gagen bezahlen, wird kein Leiter sich auf die Dauer mit ernsten Problemstücken über Wasser halten können. Wir haben allen Grund, auf den guten künstlerischen Willen vieler Direktoren und den sich verfeinernden Geschmack der Zuschauer stolz zu sein, die heute schon in achtunggebietender Zahl für Hebbel und Ibsen Zeit und Mittel übrig haben. Und wer anderseits verkennt, wie notwendig der großstädtischen Menschheit das Lachen ist, wer sich nicht freut, wenn diese von der Konkurrenz verderbte Menschheit über kindliche Gefühlsduseleien und plump-komische Situationen ihre bitteren und lustigen Tränen vergießt, der ist ein Schwarzseher und weiß vom wirklichen Leben nichts, dem das Theater dient; dem bleibt das bißchen Güte und Ehrlichkeit verborgen, das selbst in sittlich-schwachen Charakteren nie ganz erstirbt. In den Rührdramen, in den Lustspielen und Possen, die vor der Literaturgeschichte nicht bestehen, geht's immer noch besser zu als in dem zersetzenden Tageskampfe; sie schaden niemand und befreien überdies von widerwärtigen Lasten; soll man es dem kleinen Kommis und der Maschinenschreiberin ernstlich übelnehmen, wenn sie an die holden Lügen glauben, die ihnen den Himmel nahebringen? Wer

Digitized by Google

von den ganz Gescheiten kann schließlich beweisen, daß sein Himmel mehr Wahrscheinlichkeit habe als ihrer? Er hängt nur wo anders, aber in der Luft hängt einer wie der andere.

Der gemischte, und zwar der kunterbunt aus Gutem, Mittelmäßigem und Schlechtem gemischte Spielplan ist nicht aus der Welt zu schaffen; es sei denn, das Publikum werde von innen heraus uniformiert, wovor uns das Schicksal bewahren möge. Man spielt im allgemeinen das Schlechte und das Mittelmäßige sogar gut, und auch dagegen soll man nichts einwenden, weil die Schauspielkunst das natürliche Recht hat, sich dann und wann in Szene zu setzen. Leider aber ist's um das Literarisch-Gute schlecht bestellt; und wenn die Leiter sich an die Brust schlagen, werden sie gewiß ihrer Schuld inne werden. Ich habe es erfahren, daß sich die Klassiker in vielen Städten mit einer Streich- und einer Spielprobe begnügen mußten, während schwache Novitäten ihre sechs Vormittage bekamen. Der Direktor geht dabei von der Ansicht aus, daß die heiliggesprochenen Stücke die verdammte Pflicht und Schuldigkeit haben zu gefallen, daß sie in der Regel nur einmal das Haus füllen und daß man keine hohe Kaufsumme an sie zu wagen braucht; die Novität aber steht auf unsicheren Füßen, hat bis jetzt in Berlin allein gefallen, soll für ein paar Dutzend Abende ausreichen und kostet Geld. Ich will nicht verurteilen, ich will bessern. Mir liegt daran, auch unter den gegebenen Umständen der großen Tragödie und dem höheren Lustspiel zu würdigeren Aufführungen zu verhelfen und ihnen mehr als einen Spielabend zu ermöglichen. Wenn der Regisseur sein Stück nicht erst auf der Streichprobe kennen lernt, wenn er dabei schon die Dekorationspläne im schlichtesten Grundriß den Darstellern aufzuzeichnen vermag, mit kurzen Worten auf die Gruppierungen und Szeneneinschnitte aufmerksam macht; wenn er früh genug mit dem Theatermeister Rücksprache pflegt, um auf der kostbaren Spielprobe die Zeit nicht mit dem Zankduett: „Das haben wir nicht", „Das will ich haben" zu vergeuden; wenn er sich der ungeschicktesten jungen Mitglieder ein wenig annimmt und sie an einem dritten Orte in den Geist des Werkes und in die Schwierigkeiten der Rolle und des Textes einführt — dann gewinnt er Helfer über Helfer, und die zwei Vormittage gelten für vier. Freilich darf sein Direktor ihm nicht auch die Regie der Novität geben, die etwa zur selben Zeit vorbereitet wird; sonst fällt auf jedes Stück nur die halbe Kraft.

Aber so knapp, wie ich's angenommen, geht's ja nicht überall zu. Ein Direktor kann durch zeitiges Austeilen der Rollen und durch geschickte Anordnung der Bühnenarbeit, durch persönliche Überwachung und persönliches Eingreifen die Tätigkeit aller seiner Angestellten nicht nur in glatte Geleise leiten, sondern um ein Beträchtliches erhöhen. Wir wissen, wie wohltuend ein guter und anfeuernder Ausspruch auf uns wirkt; und der verhaßteste Vorgesetzte wird gern gehört, wenn er was Tröstliches bringt. Solch erhöhtes, beschleunigtes Schaffen spart vielleicht am Schwank einen Vormittag und gewinnt ihn für das Drama.

Ist es denn aber nötig, eine Streichprobe anzusetzen? Können

Digitized by Google

nicht für die Theater, denen der Ehrgeiz eigener dramaturgischer Betätigung ferneliegt, die Klassiker in einer Form gedruckt werden, die vollkommen bühnenreif ist? Es kommen da natürlich nur die wohlfeilen Bibliotheken wie Reclam, Meyer, Hendel und Hesse in Frage. Bis auf ganz wenige Shakespere-Einrichtungen, die nicht von Carl Friedrich Wittmann stammen, versagt Reclam; und die andern Verleger sind der praktischen Bühne noch gar nicht nahegetreten. Es wäre an der Zeit, daß man eine Kommission einsetzte, um von einem andern als dem bloßen Bequemlichkeitsstandpunkte die Bearbeitungen zu prüfen. Und ich denke mir diese Ausgaben noch ergänzt durch Bemerkungen über Kostüm und Maske: alles, um Zeit und Kraft aufs Wesentliche richten zu können, nicht etwa, um die Phantasie lahmzulegen.

Vergessen wir auch nicht, daß auf den Proben die schauspielerischen Talente weitergebildet werden müssen. Gewiß wäre es ein Idealzustand, wenn die Konservatorien vermöge einer drei- oder vierjährigen Schulzeit und dank vieler öffentlicher Aufführungen fertige Schauspieler an die Provinz lieferten. Aber wie die Sachen stehen, haben die Abiturienten noch sehr viel zu lernen. Von wem sollen sie profitieren und wann? Wo wacht denn heute eine Autorität über der reinen Aussprache? In wie wenig Theatern gibt ein Fremdwörterbuch Auskunft über ausländische Namen? Wie traurig sieht's nun erst mit der Behandlung des logischen Akzents, des Monologes aus! Gar die Rolle als Einheit, mit wellenartigen Steigungen und Senkungen aufzufassen fehlt Lust und Verstand. Wer kein Organriese ist, schreit sich in dem allgemeinen Gebrüll bis zur Mitte des Stückes schon heiser. Nicht an den verschabten Dekorationen leidet der Theaterbesuch, sondern daran, daß die Schauspieler nicht die Fähigkeit haben, solche Dekorationen vergessen zu machen. Und warum verschabte Dekorationen? Die Versuche mit vereinfachten Kulissen und Prospekten sind an großen Bühnen stets geglückt, sofern sie mit Geschmack ins Werk gerichtet wurden; aber man wiederholt sie an kleinen nicht. Mit unsern heutigen Lichtquellen lassen sich Wunder des Lebens auf der ödesten Diele erzaubern! Wo der Dichter nicht die Zimmerluft gebieterisch fordert, umgrenze man den Raum im idealen Sinne, mit Stoffen und Farbflecken. Überlassen wir die individuellen plastischen Straßen, Burgen, Wälder und Säle den Bühnen, die viel Geld haben und einnehmen; die bescheideneren seien aber zu stolz, sich in einen aufreibenden armseligen Wettbewerb mit ihnen einzulassen. Hunderte von Stücken werden heute mit der Begründung abgewiesen, daß man nicht den passenden Rahmen für sie habe und es auch nicht riskiere, ihn neu anfertigen zu lassen. Mit Hilfe einer Neutraldekoration könnte manchem Dichter aufgeholfen und manches kleine Theater könnte die Wiege eines Genies werden, das nicht den direkten Weg nach Berlin oder Wien, nach Dresden oder Stuttgart findet.

Ferdinand Gregori

Da capo

Musik

Die Zeit ist bei uns vorbei, da nach der Sterbearie über den tot hingesunkenen Helden der Beifall so lange prasselte, bis jener neu belebt auferstand, sich verneigte,

Digitized by Google

vorn an die Rampe trat und, die linke Hand am Herzen, die schöne Nummer noch einmal sang. In Italien hab ich's noch erlebt, in Franchettis „Germania", wo die deutschen Studenten beim Gesang von „Lützows wilder verwegener Jagd" vom französischen Militär überrumpelt wurden: daß die Franzosen in die Kulissen zurück mußten, die Studenten aus ihren Schlupfwinkeln wieder heraus, bis sie in breiter Front Stellung nahmen und das Stück mit prachtvollem Schwung wiederholten. In deutschen Landen hat Wagner die Leute diszipliniert; wer sich nicht als Hinterwäldler verachten lassen will, unterläßt es weislich, ein Dakapoverlangen etwa nach Elisabeths Auftrittsarie oder nach Wolframs Lied an den Abendstern im Theater zu äußern, was unsre Väter noch ganz arglos taten. Ja, man verpönt ein solches Verlangen allbereits in allen Opern auch alten Stils. Und schießt damit über das Ziel. Denn bei diesen Werken war es oft gar nicht auf die Wirkung einer ununterbrochenen, geschlossen fortschreitenden Handlung abgesehen, sondern auf das Gefallen an der einzelnen Nummer. Auch Mozart und Weber, von Ausländern zu schweigen, haben mit dem Dakapo bei gewissen Arien sogar gerechnet; es zeugt nicht vom allerfeinsten Geschmack, wenn man die Wiederholung unter allen Umständen verwirft. Ihre Einschränkung gegen den früheren Mißbrauch war natürlich im Prinzip wohlberechtigt. Sie hat sich zum Teil von selbst dadurch vollzogen, daß man die von den Sängern mit Dakapogelüsten willkürlich abgeänderten Kadenzen jetzt originalgetreu singt. Seit dies zum Beispiel bei Don Juans Ständchen geschieht, bleibt das — für diese Situation in der Tat geschmacklose — einst herkömmliche Begehren aus.

Wichtiger und noch ungeklärt ist die Dakapofrage im Konzertsaal, wo sie nicht selten mit der Frage nach der Zulässigkeit von Zugaben sich verbindet. Man sollte da mehr auf psychologische Beweggründe als auf schematische Kunstpolizeiregeln bedacht sein. Es gibt einige sehr ernste Künstler, die jeden Wunsch nach Zugaben über das angekündigte Programm hinaus grundsätzlich und entschieden verweigern, die aber die Wiederholung einer besonders beifällig aufgenommenen Nummer wohl gewähren. Mit diesen hielt es auch Hugo Wolf, der sich vom Dakapo stets eine Vertiefung des flüchtigen ersten Eindrucks versprach. Dann dürfte das Dakapo aber nicht just die am leichtesten verständlichen, unmittelbar eingänglichen Werke betreffen, auch nicht Lieder mit einer überraschenden Pointe, deren Wirkung sich beim zweiten Male natürlich abschwächt. Sondern Stücke, die innerlich so reich sind, daß sie mit einem Male kaum völlig erfaßt werden können und dem wiederholten Hören wieder neue Schönheiten enthüllen. Darum empfiehlt sich das Dakapo namentlich bei neuen oder wenig bekannten oder alten, aber nicht „leichten" bedeutenden Werken. Man denke auch daran, wie Hans von Bülow selbst mit einer Symphonie verfuhr. Eine andre Gruppe von Künstlern zieht eine leichte Zugabe zur Lösung der noch vorhandenen seelischen Spannung des Publikums dem Dakapo vor, dessen abschwächende Wirkung sie fürchtet. Eine solche Abschwächung ist aber nicht nur bei pointierten Sachen, sondern auch bei Kompositionen größeren Umfangs eine sehr gewöhnliche Folge des Dakapo, so

Digitized by Google

daß ich, wo ein längeres Tonwerk den Beschluß des Programms bildet, in der Regel zur Zugabe als dem kleineren Übel raten würde. Für Zugaben sollten insgemein nur wohlbekannte Sachen gewählt werden.

Natürlich hängt sehr viel von der Beschaffenheit des Publikums ab. Einer erlesenen, sehr aufnahmsfähigen Hörerschaft darf man mehr und anderes zumuten als einem Durchschnittspublikum. Ob etwas den jeweiligen Hörern bekannt sein dürfte oder nicht, darüber kann sich der Künstler teils aus dem Charakter des Konzertes, teils durch Erkundigung unterrichten. Gelegentliche Irrungen stiften ja noch keinen großen Schaden. Aber daran ist festzuhalten, daß gerade der Durchschnittsmensch ein entschiedenes Verlangen nach der unmittelbaren Wiederholung von Kunsteindrücken hat, daß es also unklug wäre, sich dieses einfachsten aller künstlerischen Erziehungsmittel grundsätzlich zu entschlagen.

Solche erziehliche Gründe erklären aber nicht, daß insbesonders bei Wohltätigkeitskonzerten jeder einzelne Mitwirkende „um der Gerechtigkeit willen“ sein offizielles Dakapo haben muß, auch wenn das Gebotene keineswegs nach mehr schmeckt. Dieses vom Ausschuß erzwungene, einer übel angebrachten Höflichkeit entsprungene Dakapo, das manche Konzerte geradezu unausstehlich macht, hat die Wiederholungen überhaupt in Verruf gebracht bei allen, denen es nicht um das Mitmachen der Mode, sondern um die Kunst allein zu tun ist. Richard Batka

Von den Wettstreiten deutscher Männerchöre

Zum Rückblick

Der dritte Wettgesang deutscher Männerchöre um die vom Kaiser als Wanderpreis gestiftete güldene Kette fand bekanntlich, wie seinerzeit der zweite, in Frankfurt a. M. statt, wo Meister Thiersch solchen zeitlichen Veranstaltungen mit seiner kühn und leicht entworfenen Riesenhalle den geeignetsten architektonischen Rahmen geschaffen hat. Über die Akustik dieses Baues gingen die Meinungen auseinander; man fand sie mehr oder minder gut, je nach dem Platz, von dem aus man gehört. Über die dekorative Wirkung waren alle einig. Und das ist insoferne die Hauptsache, als diese Wettstreite ja nicht ausschließlich musikalischen Zwecken dienen, der äußere Charakter des Festlichen vielmehr eine wichtige Rolle dabei spielt und ihnen etwas ausgesprochen Theatralisches anhaftet. Sollen sie doch ein Symbol der deutschen Sangesbruderschaft sein, des Zusammenhaltens auf dem Boden patriotischer Gesinnungen und zugleich ein sichtbares Zeichen der persönlichen Teilnahme des Monarchen an kunstfördernden Bestrebungen volkstümlicher Art. Mittelalterliche Erinnerungen spielen da mit hinein, und wenn sich während des Kampfes um den „Stundenchor“ am letzten Tage eine fast dramatische Spannung erzeugt, vergißt man wohl, daß einem im Grunde doch eben „Theater“ vorgemacht wird.

Fragt man nun aber nach den künstlerischen Ergebnissen solcher Festtage, so stellen sie sich bei näherer Betrachtung als recht geringfügig heraus. Musikalisch bleibt es immer ein zweifelhafter Genuß, stundenlang die ihrer Natur nach einförmigen, im Ausdruck beschränkten Mittel des reinen Männergesanges auf sich wirken zu lassen; daß aber die Kultur

Digitized by Google

dieses Kunstzweiges durch offizielle Veranstaltungen nur sehr bedingt gefördert wird, ist allen Einsichtigen nicht weniger klar. Weder beweisen die eingedrillten Wettchöre etwas für die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Sänger, noch kann das technische Studium seinen gesunden Fortgang nehmen, wenn eines bestimmten Zieles und des Eindrucks nach außen wegen während der Zeit der Vorbereitung so viel Anderes und vielleicht Wichtigeres zurückgestellt werden muß. Auch in sozialer und ökonomischer Beziehung fordern derlei Wettgesänge zu ernstlichen Bedenken heraus. Die Kluft zwischen den aus gebildeten und ungebildeten Elementen zusammengesetzten Chorverbänden — neben Lehrervereinen singen solche aus Arbeiterkreisen — tut sich bei diesen Gelegenheiten in unliebsamer Weise auf, die weniger bemittelten Vereine nehmen, um zu konkurrieren, unverhältnismäßige wirtschaftliche Lasten auf sich, und schließlich haben doch nur wenige von den ganz großen Chören (bisher waren es abwechselnd die Kölner und die Berliner) wirklich Aussichten, als Sieger aus dem ungleichen Kampfe hervorzugehen. So bleibt als einziger der moralische Gewinn, den der Ansporn zu idealem Tun und idealen Gesinnungen im Gefolge hat. Ihn freilich wollen wir auch nicht zu gering achten.

Eine wichtige Stelle in den Erörterungen über Ziele und Wesen des Männergesanges nimmt immer die Frage nach dem Volkslied ein. Der Kaiser, den dabei wohl nicht dynastisches Interesse allein, sondern auch sein persönlicher Geschmack leitet, möchte es mehr noch als bisher bevorzugt sehen und macht seinen Einfluß geltend, ihm im besonderen einen breiten Raum in den Programmen der Wettgesänge zu sichern. Der natürliche Ehrgeiz, an verwickelteren Tonstücken ihr Können in helleres Licht zu setzen, steht jedoch auf seiten der Chorvereine nicht selten seinen Bestrebungen entgegen. Nun ist gewiß nicht zu bestreiten, daß gerade dem Männergesange die Pflege des Volksliedes gut ansteht. Was Treuherzigkeit, Schlichtheit und Wärme des Ausdrucks anlangt, ist er ja andern musikalischen Organen von vornherein überlegen; auch ist er die Kunstgattung, die geschichtlich am meisten in volkstümlichem Boden wurzelt, wie sie sich vornehmlich an volkstümliche Kreise wendet. Besonders das Liebes-, Soldaten-, Jäger- und Trinklied ist seine natürlichste Domäne. Anderseits hat die allzu intensive Beschäftigung mit dem Volksliede gerade für den Männergesang ihre Gefahren, weil sie der Verweichlichung und Sentimentalität Vorschub leistet und künstlerisch zur Versimpelung führen kann, da das Volkslied an das technische Vermögen der Sänger verhältnismäßig geringe Anforderungen stellt. Es ist deshalb sehr fraglich, ob eine so einseitige Bevorzugung, wie sie der Kaiser wünscht, im Interesse des Männergesanges liegt, um so mehr, als ja auch in seiner Wirkung auf den Hörer das Volkslied in massenhafter Zusammenstellung seinen eigentümlichen Reiz leicht zu verlieren pflegt. Auch in weiser Beschränkung kann jener Zusammenhang mit dem Volkstümlichen aufrecht erhalten werden, den wir alle wünschen, und der das Gedeihen und die gesunde Fortentwicklung jeder echten und nationalen Kunst verbürgt. Leopold Schmidt

Digitized by Google

Ballettmusiken

Bei den verschiedenartigen Versuchen, die Kunst des Bühnentanzes zu heben, hat man erfreulicherweise in der Wahl der Musikstücke auch auf die reichen Schätze aus der Musikliteratur früherer Jahrhunderte zurückgegriffen. Ein Plan, für einen praktischen Zweck Tanzstücke aus verschiedenen Zeiten zusammenzustellen, hat mir Veranlassung gegeben, allerhand geeignete Stücke auszusuchen. Dabei ergaben sich Resultate von allgemeinerer Bedeutung, die, da jener Plan nicht zur Ausführung kam, wohl anderweitig anregend wirken können.

Das Wichtigste erscheint mir, daß als Ballettmusik nicht ausschließlich Instrumentalmusik verwendet wird. In früherer Zeit war ein großer Teil der Tanzmusik das Tanzlied. Wenn Bühnen darangehen, Tänze aus früheren Zeiten zu beleben, so sollten sie vor allen Dingen auf die alten Tanzlieder als Begleitung zurückgreifen. Sie könnten dabei bis in die Zeit des Griechentums zurückgehen. Ich kann mir sehr wohl und schön einen Opferreigen denken, dessen dekorativer und kostümlicher Teil von Künstlern entworfen wird und zu dem als Musik hinter der Szene das 1893 in Delphi aufgefundene Prosodion erklingt, das A. Thierfelder in seiner Altgriechischen Musik (Breitkopf & Härtel, Leipzig) auf Seite 27 veröffentlicht hat.

Viel mehr Material liegt aber vor, wenn etwa Tänze aus der Zeit der italienischen Renaissance oder aus der deutschen Reformationszeit belebt werden sollen. Da finden sich unter den Madrigalen und sonstigen weltlichen Liedern viele prachtvolle Gesänge, die als Tanzlieder zu in entsprechender künstlerischer Vollendung dargebotenen Tänzen aus jener Zeit ihre eigentliche Bestimmung wieder erfüllen würden. Man denke sich, um ein Beispiel zu nennen, von Künstlerhand einen Reigen arrangiert, zu dem das Tanzlied von Baldassare Donati, das Peter Cornelius als Opus 20 Nr. 4 umgedichtet hat, gesungen würde und gleichsam die programmatische Erläuterung gäbe.

Daß auch Instrumentalmusik jener Zeit zu Tanzbildern verwandt werden könnten, die ganz etwas Neues und dabei echt Künstlerisches ergäben, zeigen die Suiten Johann Hermann Scheins. Man denke sich diese lebensprühenden Prachtwerke als Begleitung zu Tänzen etwa im Kostüm der Meistersinger. Wo sind unsre Kunstinstitute, die so etwas verwirklichen?

Aus späterer Zeit verwendet man ja jetzt schon, selbst auf Varietébühnen, Lully, Rameau und verwandte Komponisten. Auf Joh. Ad. Hasse und Mozart sei dabei ebenfalls hingewiesen.

Daß man aber auch aus dieser Zeit sehr gut Vokalmusik verwenden könnte, das zeige ein Beispiel. Johann Friedrich Reichardt hat Goethes „Wechsellied zum Tanze“ komponiert. Man lasse dies singen, im Original oder in einer Bearbeitung, und lasse auf der Bühne, etwa im Kostüm der Wilhelm Meister-Zeit, zwei Paare tanzen, die Gleichgültigen und die Zärtlichen. Was da Körperbewegung, Haltung, Tanzschritt sagen können, welch feines Zeit- und Lebensbild da lebendig werden kann, wird jeder fühlen, der mit bildlicher Phantasie begabt Goethes Dichtung durchliest oder Reichardts Musik hört. Und wie zu Goethes Gedicht, so könnten zu einer Menge deutscher Volkslieder, das heißt zu

Digitized by Google

Tanzliedern, in einem künstlerischen Rahmen eine Menge reizvoller Volkstänze als anmutiges Schauspiel auf unsern Bühnen vorgeführt werden, wo so lange Zeit oft zu trivialster Musik die sinnlosesten, fadesten Balletgruppierungen gezeigt wurden.

So würde der Sinn für Farbenwirkungen, für schöne Körperbewegung und Gruppierung, für lebensvollen, innerlich empfundenen Tanz geweckt. Und, wär's auch scheinbar nur ein den Sinnen wohltuendes Schauspiel, wär's doch belebt von künstlerischem Geist.

Georg Göhler

Etwas über Kammermusik

Die glänzende Entwicklung der Oper, die wir Deutschen vornehmlich Richard Wagner verdanken, hat unzweifelhaft die Kammermusik in dreifacher Beziehung benachteiligt. An erster Stelle nennen wir die Tonsetzer, denen es aussichtsreicher und ehrenvoller dünkt, eine gute und zugkräftige Oper zu komponieren, als einige Trios oder Quartette zu schreiben. Zum zweiten gibt es selbst in unsern Großstädten erstaunlich wenig Kammerkonzerte und auch die besten, von den hervorragendsten Künstlern veranstalteten, sind verhältnismäßig schwach besucht. Drittens sind demgemäß auch die reichen Schätze der deutschen Kammermusik im Volke bei weitem nicht genügend geschätzt und bekannt. Damit hängt nun mancherlei noch zusammen, und andres wieder kommt als verstärkende Ursache hinzu. Auf unsern Musikschulen kann die Kammermusik mit Rücksicht auf die hohen und vielseitigen Anforderungen, die bei der Ausbildung des einzelnen zu erfüllen sind, nicht so gepflegt werden, wie man das im Interesse der werdenden Künstler wünschen möchte; da fehlt es vor allem an Zeit. Vielfach muß die Bekanntschaft mit den Meisterwerken der Kammermusik dem Privatfleiße der einzelnen überlassen werden. Dabei stellt sich aber ein großes Hindernis in den Weg, ein Hindernis, das auch dem musikbegeisterten Dilettanten häufig störend wird: die hohen Kosten. Man kann sich zwar für nicht hohen Betrag in einer Musikalienleihanstalt abonnieren und erhält dann — soweit sie nicht verliehen sind — die Schätze zum Gebrauch. Aber zum richtigen Studium gehört doch der Besitz der hauptsächlichen Meisterwerke. Nun sind ja Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert und Schumann in musterhaften und zugleich so billigen Ausgaben zu haben, daß ihre Anschaffung nach und nach vielen möglich wird. Dagegen ist es mit Brahms anders und doch wäre es so notwendig, gerade diesen ideenreichen und tiefen Meister gründlich zu studieren.

Aber da kommt mir ein Blatt in die Hände, auf dem mit großen Buchstaben „Simrock-Volksausgabe" steht. Laß sehen, was da gesagt ist.

„Unaufhaltsam erweitert sich der Kreis derjenigen, welche für das Schaffen und für die unvergänglichen Werke von Johannes Brahms Verständnis gewinnen und aus diesem Verständnis eine Quelle von Freude und künstlerischem Genuß herleiten. Je mehr aber das Verständnis für die Werke des Meisters sich vergrößert, desto mehr wächst auch das Bedürfnis, den Schatz seiner Kompositionen selbst zu besitzen und zum täglichen Gebrauche bereitzuhalten, um so mehr wird der Wunsch rege, durch eine Verminderung der Anschaffungskosten diesem

Digitized by Google

Verlangen entsprechen zu können. Fast jeder Tag bringt uns dahingehende Anregungen und Vorschläge. Wir halten es für eine Ehrenpflicht, uns einem so allgemein ausgesprochenen Ersuchen nicht länger zu entziehen, zumal wir damit einem oft gehegten Begehren des Meisters endlich entsprechen können, welches früher zu erfüllen leider nicht möglich war. . . . Wir haben uns entschlossen, unter dem Titel »Simrock-Volksausgabe« eine Sammlung ins Leben treten zu lassen, welche die ausgezeichnetsten Werke unseres Verlages enthalten soll und die wir zu Preisen abgeben wollen, welche etwa der Hälfte der bisherigen entsprechen. . . . Wenn wir uns hiermit zu einem sehr bedeutenden Opfer entschlossen haben, so rechnen wir freilich darauf, daß unser Schritt dem Verständnis und dem Wohlwollen der großen musikalischen Welt begegnen werde, und bitten um ein allseitiges und freundliches Interesse für unser neues Unternehmen."

Ohne uns für jetzt auf die weiteren geschäftlichen Bemerkungen, die noch folgen, einzulassen, sehen wir uns das Verzeichnis der zunächst angekündigten ersten hundert Nummern an, lassen statt der Worte des Verlages N. Simrock G. m. b. H. die Zahlen reden und beschränken uns nur auf Brahms.

Für Pianoforte zu zwei Händen finden wir neun Nummern, deren alter Preis 48 Mark betrug, wogegen der neue der Volksausgabe nur 24 Mark ist.

In der Tat steht die Hälfte des Preises auf dem Papier, nur ist ein kleiner Unterschied darin begründet, daß auf die Preise der weiterhin auch noch bestehenden Originalausgaben Rabatt gewährt wird, wogegen die Volksausgabe netto zu verstehen ist.

Für Pianoforte zu vier Händen finden wir die drei Klavierquartette eingerichtet, Originalpreis 26 Mk., Volksausgabe 17 Mk.; für Piano und Violine das Violinkonzert statt 10 Mk. nur 5 Mk., die erste Sonate (G-dur) statt 7,50 Mk. nur 4 Mk. Die Cellosonate ist von 5 auf 3 Mk. herabgesetzt.

Nun kommen wir zur eigentlichen Kammermusik — aber da machen wir eine sehr betrübende Erfahrung. Von dem H-dur-Trio finden wir die beiden Ausgaben allerdings zu halbem Preise — 6 Mk. statt 12 Mk., ferner aber das erste Klavierquartett und die beiden ersten Streichquartette zusammen in der Originalausgabe 28,50 Mk., in der Volksausgabe 17 Mk. Bedenkt man, daß man in Wirklichkeit für die alte Ausgabe doch nur etwa 21 Mk. zahlt, so erscheint die Preisermäßigung um 4 Mk. recht unbedeutend und keineswegs volkstümlich. Glaubt der Musikverlag Simrock wirklich, damit die schönen Worte, die wir oben wiedergaben, in die Tat umgesetzt zu haben? Nein, auf diese Weise kann eine Volksausgabe nicht die Wirkung haben, ins Volk zu bringen! Wenn der Verlag die drei Klavierquartette statt einzeln für 13,50 Mk. in einer Gesamtausgabe für etwa 12 Mk., die Streichquintette statt für 29 Mk. für 10 Mk., die Streichquartette statt für 22,50 etwa für 8 Mk. dargeboten hätte, so wäre zu erwarten, daß zahlreiche Musiker und Dilettanten diese 30 Mk. daranwendeten, um sich einen kostbaren und immer von neuem erfreuenden Besitz zu erwerben. Wir glauben nicht, daß dabei der Verlag schlecht führe. Denn sicher brächte der große Absatz bald mehr Gewinn,

Digitized by Google

als das jetzige Unternehmen, das den Namen Volks-Ausgabe, wie wir wohl nachgewiesen haben, mit Unrecht trägt. A. Witting

Bayreuther Theaterzettel

Besucher Bayreuths senden uns mit Entrüstung und Spott die Theaterzettel, die am Bühnenfestspielhause verteilt werden. Diese enthalten oben kurz die nötigen Personenangaben und auf der Rückseite den Plan des Hauses mit den Platznummern — im übrigen aber Inserate auf Inserate. Dem Geist, der eben beim Bühnenweihspiel Parsifal geweilt, wird zugemutet, sich sofort darauf mit französischer Küche, Autotouren-Wagen, Selzerbrunnen-Großkarben usw. zu beschäftigen. Dazu ist der Zettel sehr geschmacklos gesetzt.

Natürlich ist das unschön und Bayreuths unwürdig. Nur ist es ebenso falsch, ohne weiteres „Wahnfried" hierfür verantwortlich zu machen, wie etwa für die widerwärtige „Bayreuthnummer", die eine Spekulation ganz sicher nicht „Wahnfrieds", sondern der Leipziger „Illustrierten Zeitung" ist. Wir vermuten, die Bewohner Wahnfrieds hatten einfach zu viel Wichtigeres im Kopf, als daß sie an diese Nebensachen dachten. Aber eigentlich sollte bei diesen Spielen so wenig wie auf der Bühne auch außerhalb ihrer etwas nebensächlich sein — das ist richtig. Es wäre wünschenswert, daß man durch Abhilfe, wo sie angeht, und durch klaren Protest, wo sie nicht angeht, die Einheitlichkeit Bayreuther Festgeistes vor solchen Störungen schützte.

Bildende Kunst

Antikes Rokoko

Das Meisterwerk antiker Rokokokunst, das unsre Beilage zeigt, steht in keinem unsrer Museen, sondern in der Abguß-Sammlung der Prager Deutschen Universität. Dieser seltsame Tatbestand weist darauf hin, daß seine Wiedergewinnung sich auf recht ungewöhnlichem Wege vollzogen haben wird. Und gab zugleich den Anlaß, mir als dem Leiter dieser Sammlung das Wort zu erteilen, nicht um die künstlerische Bedeutung des Werkes ins rechte Licht zu stellen, von der die Abbildung allein dem Betrachter überzeugend sprechen kann, sondern um zu berichten, wie es zustande kam.

Den Gelehrtenkreisen war seit mehr als zwanzig Jahren die hier abgebildete Münze von Kyzikos bekannt, deren beide Figuren sich leicht als Abbildungen zweier in zahlreichen Exemplaren in unsern Antikensammlungen vorhandenen Gestalten erkennen ließen und deren Schätzung im Altertum damit erwiesen war. Der Satyr war aus dem Florentiner Exemplar, das in der Renaissance zu einem Beckenschläger ergänzt ward und seinen Ehrenplatz in der Tribuna der Uffizien erhielt, geradezu weltbekannt geworden. Etwas weniger bekannt blieb die reizvolle sitzende weibliche Gestalt, die sich an ihrem Schuhwerk zu schaffen macht und als Quellnymphe erklärt wurde, welche im Begriffe sei, ein Bad zu nehmen. Danach mochte es freilich scheinen, als ob die Begegnung dieser beiden Gestalten auf dem Münzenbilde eine bloß zufällige gewesen wäre, von der man am besten keine Notiz zu nehmen habe. Der Anschauung, daß hier ein großes Kunstwerk, das beide Gestalten zu lebendigem Zusammenwirken vereint, anzunehmen sei, konnte erst Bahn gebrochen werden, wenn dieses selbst wieder erstand. Die erste Vorbedingung dazu war, beiden Gestalten die richtigen Köpfe zuzuweisen und diese

Digitized by Google

(natürlich im Abguß) statt der entstellenden modernen aufzusetzen. Darüber, wie dies gelang, hier nur soviel: Der Florentiner bekam seinen Kopf aus dem Louvre, die Mänade aus Brüssel ihren aus Dresden, und der Ausbruch der geradezu ansteckend wirkenden Heiterkeit beider war nur der letzte Trumpf des glücklichen Entdeckers. Ferner mußte nun auch die künstlerische Motivierung beider Gestalten zusammenklingen. Die Bewegung des Satyrs, der zu seinem eifrigen Takttreten nun mit beiden Händen ermunternde Schnippchen schlägt, ließ sich nach der Münze erkennen und herstellen, damit fiel auf den der weiblichen Figur neues Licht, sie ward zu seinem Liebchen, das mit neckischem Lachen der Einladung folgt und seine Schuhe zum Tanze anlegt. Unser Bild zeigt, was damit geschehen ist. Ein herzliches, siegreiches, Heiterkeit ausstrahlendes Kunstwerk, das sich die Herzen der Betrachter sofort gewinnt. Das Rokoko der Antike hat ein Werk wiedererhalten, mit dem es seine Wesensverwandtschaft mit dem Rokoko der Moderne mindestens als ebenbürtig erweisen kann.

Was noch zu geschehen hat und bald geschehen wird, darüber mag mir noch ein Wort verstattet sein. Die Basis des florentiner Exemplares des takttretenden Schnippchenschlägers ist geneigt, danach muß er auf der gemeinsamen Basis tiefer stehen, was nicht nur für Ausgleich der Größenverhältnisse beider Gestalten willkommen ist, sondern auch ihr Zusammenwirken noch lebendiger macht. Dann fehlt die Farbe, die nach sicheren Anzeichen hier vorhanden war und zur Erhöhung der Wirkung beitrug. Das ließ den Gedanken aufkommen, durch Übersetzung in das moderne Rokokomaterial, den glasierten Ton, ein ganz eigenartiges Experiment auszuführen und eine verkleinerte Nachbildung zu schaffen, die uns das antike Meisterwerk in unsre Kunstsprache überträgt und damit dem modernen Kunstleben ganz wiedergewinnt. Vielleicht werden wir an dieser Stelle von diesem Versuch bald sprechen dürfen. Für heute nur soviel, daß es demselben hochbegabten jungen Künstler übertragen ward, dem die Ausführung der gelehrten Untersuchung „im Gips“ so glänzend gelang. Wilhelm Klein

Zum Eichendorff-Denkmal

Der Wettbewerb um das Breslauer Eichendorff-Denkmal für den Scheitninger Park ist ausgeschrieben. „Für dasselbe ist der auf dem Plane mit einem roten A bezeichnete Platz bestimmt.“ „Das Denkmal soll ein Standbild aus Bronze werden, welches den Dichter in ganzer Figur stehend oder sitzend zeigt.“

So scheint es, als könnten wir von dem alten unseligen Fehler gar nicht loskommen, der wirkliche Denkmalskunst schon so tausendfach lahmgelegt hat, von dem Vorschreiben dessen durch den Laien, was zu finden gerade Sache des Künstlers wäre. Warum fragen Sie, meine Herren Ausschreiber, den Künstler denn nicht zuerst einmal, welche Ideen etwa er hat? „Aus Bronze“, „in ganzer Figur“, „stehend oder sitzend“ an einem bestimmten Platz — damit legen Sie ja das beste, was ein Bildner überhaupt in Ihrem Dienste geben und beleben kann, sofort mit Philisterhalftern fest: seine Phantasie. Warum lassen Sie die Künstler, deren eigentliches Reich das der „Einfälle“ ist, Ihnen denn nicht zunächst wenigstens solche „Einfälle“ vorlegen,

Digitized by Google

warum veranstalten Sie keinen freien „Ideen-Wettbewerb“? Mit 24000 Mark, die Sie zur Verfügung stellen, läßt sich immerhin ein weit phantasievolleres, weit poetischeres, weit „eichendorffischeres“ Eichendorff-Denkmal schaffen, als Sie je erhalten werden, wenn Sie von vornherein das nüchternste und langweiligste Schema vom Tisch aus dekretieren.

Immer wieder bei unsern Preisausschreiben derselbe Fehler des sinnlosen Bindens der Künstlerphantasie! A

Angewandte Kunst

Kleine Wohnungen

zeigt uns Berlepsch-Valendas auf den vier Entwürfen, die wir hier beidrucken, und die für Kleinhäuser in einer Gartenstadt gedacht sind. Einfach sind sie alle, denn diese Wohnungen sind ja durchaus für Leute bestimmt, die, wenn sie auch nicht „arm“ sind, doch nicht zu den Begüterten gehören. Über die Formen im einzelnen kann der Geschmack natürlich weit auseinandergehn. Alles aber hat Zweckform. Das Wesentliche ist: daß die Wohnung mehr als „möblierte Zimmer“ enthalte, mehr als gleichgültige Räume, in denen gleichgültige Möbel „untergebracht“ sind. Diese Berlepschschen Räume hier scheinen aus dem Hause und seiner Konstruktion herausgewachsen. Wie sie sich diesem „Hausgerüst“ einerseits anschmiegen, um den umschlossenen Raum auf das äußerste auszunutzen, so nehmen sie anderseits von ihm Haus-Charakter, architektonischen Charakter an. So sehen wir nicht bloß das Innere von Kästen, wir sehen Raumformen, die vom Hausgerüst mitbestimmt sind, wie die Körperformen vom Skelett. Da lebt es denn natürlich in ganz andrer Weise, als sonst, und je nach architektonischen Bedingungen und besonderm Zweck lebt jeder Raum anders, ist jeder individuell. Wie Eltern und Kinder zur Familie, ordnen sie sich zusammen zum Haus. Auch die Möbel sprechen nun kein Volapük, auch sie sind bodenständig, sind mit den Räumen organisch verbunden und teilweise herausgewachsen aus ihnen. Die einfache Schwarz-Weiß-Zeichnung gibt natürlich nicht alles wieder. Wir müssen uns noch dazu den Reiz des Materials, der Farbe und vor allem des Spiels von Licht und Schatten beim plastischen Sehn dieser Räume vorstellen.

Freilich: „in Mietwohnungen geht das nicht“. Leider wenigstens nicht in solchem Umfange. Mehr von diesen Schönheiten könnte immerhin auch in die Mietwohnungen schon kommen.

Alexander Heilmeyer

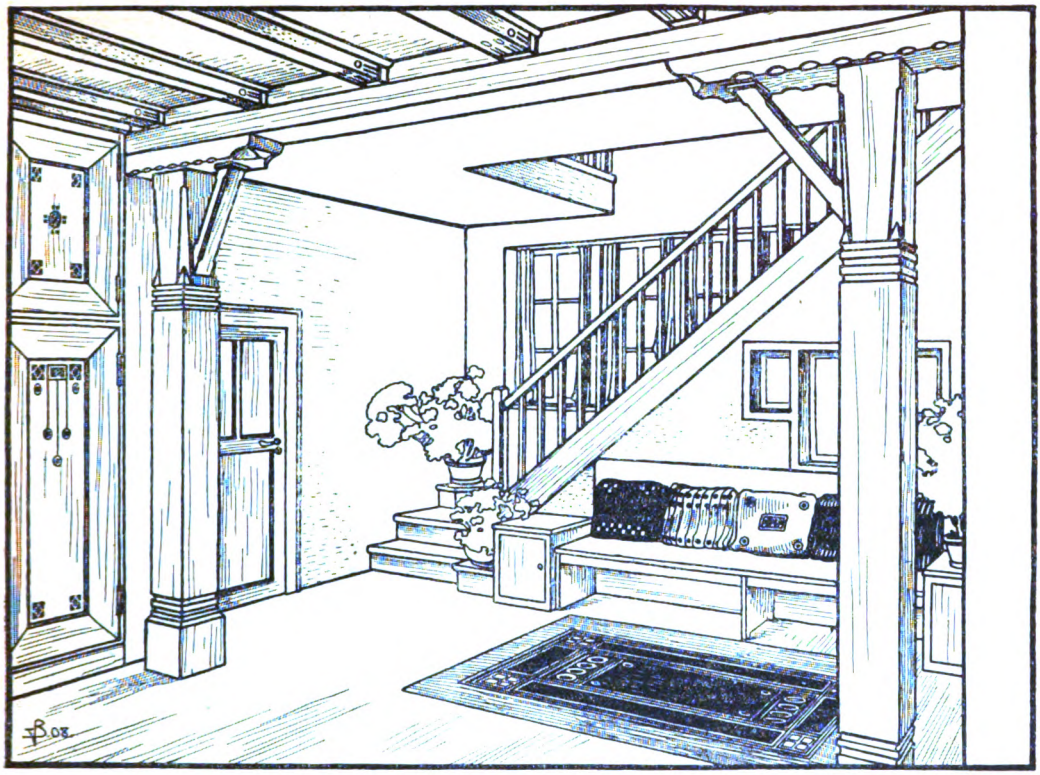
Heimatpflege

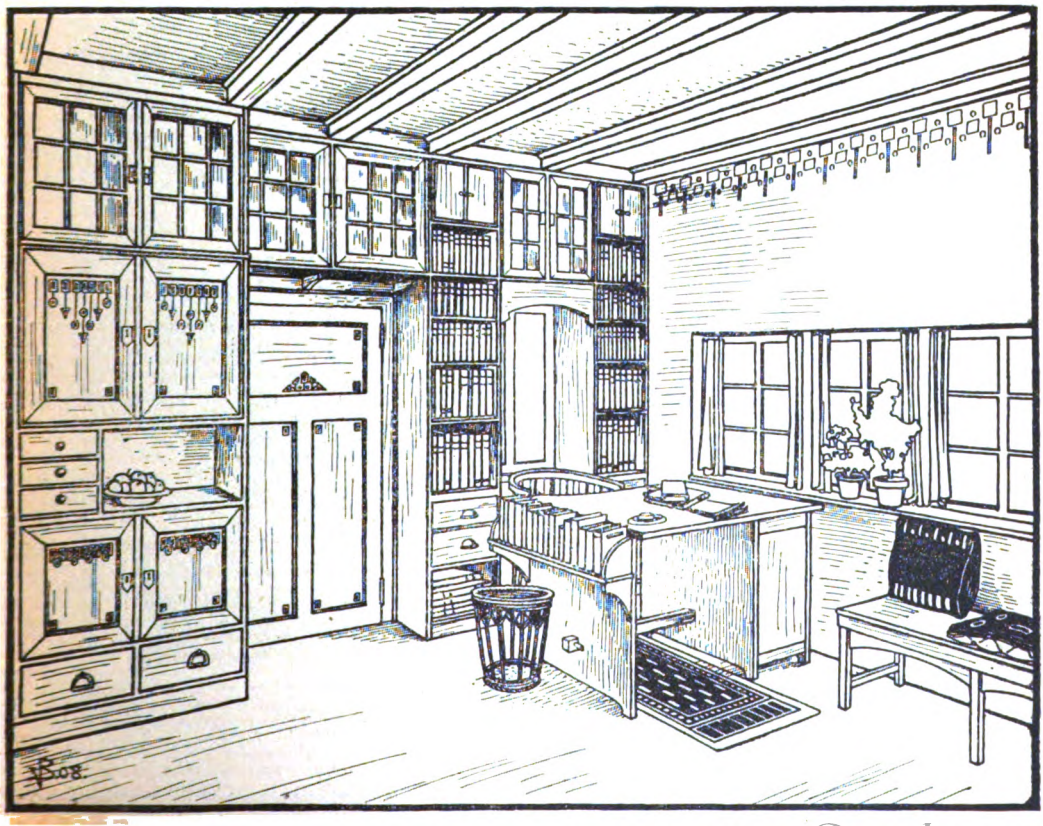
Vom „System Podbielski“ und von dem Schema F

Wir bitten den Leser, unsre Illustrationsbeilage anzusehn, und zwar zuerst Abb. 1. Sie zeigt keine der Dorfstraßen aus einem mit Schönheitsgefühl besonders gesegneten Gau, sie zeigt nur eine aus der Provinz Posen. Immerhin, sie gibt ein freundliches Bild: die schlichten Häuschen sind nicht Kisten oder Schachteln, sondern wirklich Menschen-Häuser, sie passen ins flache Land, sie passen in dieses Klima, und sie passen sich auch den Bedürfnissen ihrer Bewohner willig an. So baute man also noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Wie tat man's dann? Wir haben uns heut auf die Kgl. Preußische Domänenverwaltung zu beschränken. In nächster Nähe jenes Stückchens Dorf steht das Gebäu, das unsre

Digitized by Google

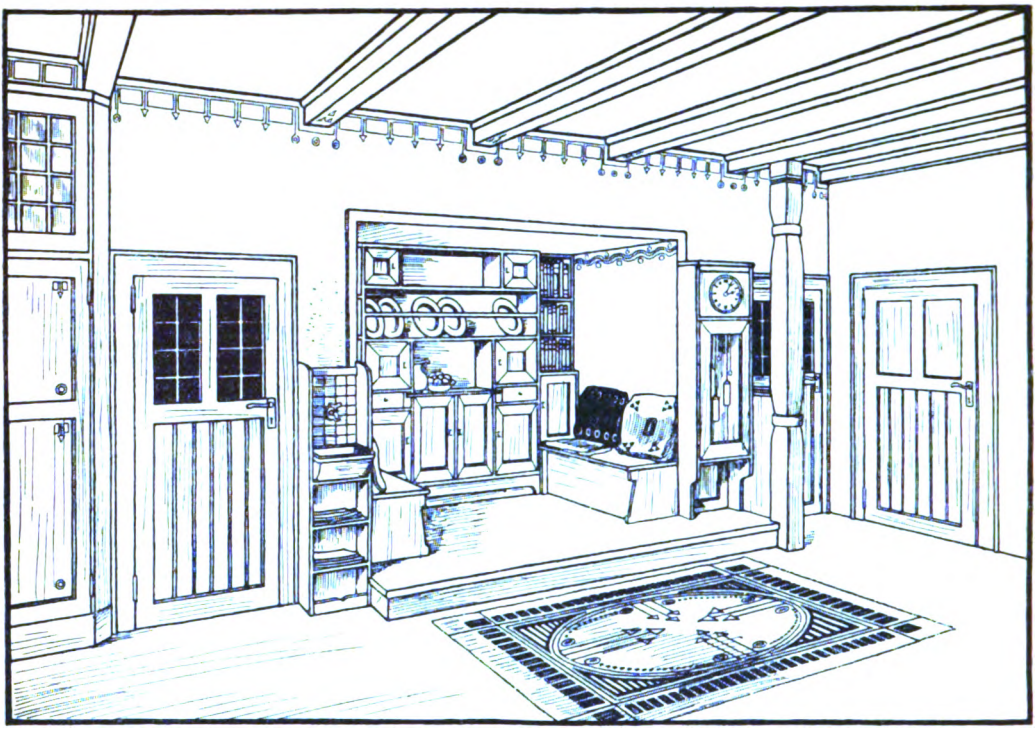
ZU DEM BEITRAGE: KLEINE WOHNUNGEN

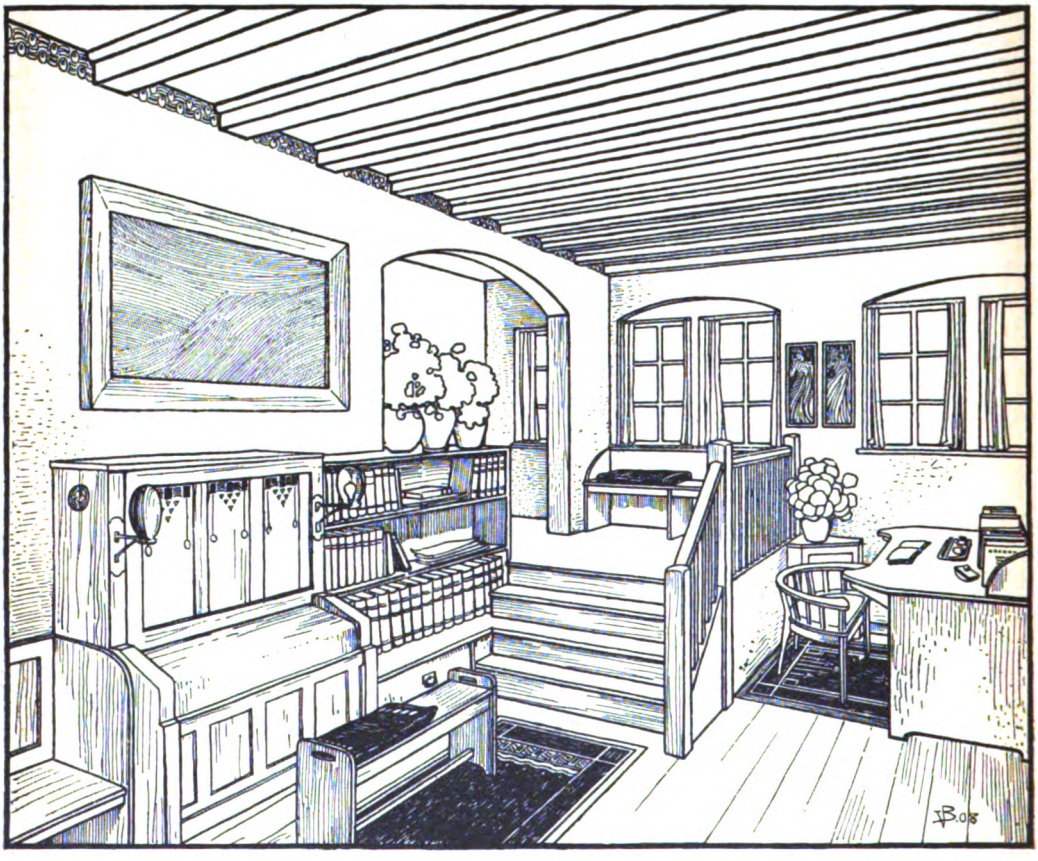




HANS VON BERLEPSCH-VALENDAS

ZU DEM BEITRAGE: KLEINE WOHNUNGEN





HANS VON BERLEPSCH-VALENDAS

Digitized by Google

Leser beides, auf Abb. 2 von vorn und auf Abb. 3 von hinten, in allen seinen Prachten sehn. Abb. 2 zeigt ein Gebäude vom Jahre 1908! Es steht aber nicht etwa nur dort, es steht an sehr vielen Stellen. Denn: es bedeutet nur eine Ausführung des „Systems Podbielski", das unter der Amtsführung dieses Ministers für die preußischen Domänenbauten überhaupt angenommen und ausgeführt worden ist.

Wenn's schon dem Betrachter vor diesen Bildern schaudert, so ist's verzeihlich, daß es einem Domänenpächter grausete, als ihm die Verwirklichung dieser Planung in Stein und Dachpappe vor die Nase gesetzt werden sollte. Er wandte sich also an den Dürerbund um Hilfe, und dieser verbaud sich bei der prinzipiellen Wichtigkeit der Sache mit dem Sächsischen Heimatschutz und einem vorzüglichen Baukünstler, dem Baurat Ernst Kühn, zur Bearbeitung der Sache. Dann hat es Planierungen, Reisen, Briefwechsel und Besprechungen mit den Behörden gegeben, die endlich zum Erfolge führten: das „System Podbielski" wurde beiseit getan und die Planung unsres Vertrauensmannes anerkannt. In Abb. 4 sehen die Leser das Ergebnis. Links noch etwas Podbielskisches (hier sogar Luxusbau, mit einer Art von Akroterion über den Strohbündeln im Oberfenster!), in der Mitte und rechts die neuen Bauten: schlichte geschmackvolle Weiterentwicklungen der guten alten Ortsbauten von Abb. 1.

Soweit wäre ja alles schön. Nun aber kam das Schema F und nahm sich der Sache an. Daß wir nicht mißverstanden werden: dafür trifft keinen der beteiligten preußischen Baubeamten eine Schuld. Diese müssen es anwenden, wie einmal die Dinge in Preußen eingerichtet sind. Wie früher nach dem „System Podbielski", so soll nunmehr nach einem neuen Schema immer gebaut werden, das dem Kühnschen Bau so ungefähr entspricht. Ohne Rücksicht auf Himmelsrichtung und Örtlichkeit, ohne Rücksicht auf besondre Wünsche, ohne Rücksicht auf besondre soziale Verhältnisse. Es heißt: die gleichmäßige Wiederholung eines gewissen Typus fördere das Gepräge staatlicher Arbeiterkolonien. In Süddeutschland und in Sachsen denkt man anders: dort beurteilt und gestaltet man auch bei den Behörden alle „Bauvorhaben" von Fall zu Fall und vermeidet sogar nach Möglichkeit eine Wiederholung schon als solche. Aber allerdings: man muß sich dann jeden Fall einzeln ansehen. Man muß dann die Pläne einzeln machen, nicht im Dutzend. Man hat, kurz gesagt, Arbeit und Kosten davon.

Wenn unsre Nachkommen einmal Verkörperungen des nicht nur nüchternsten, sondern auch rohesten, und nicht nur meist banausischen, sondern auch dümmsten sogenannten „Nützlichkeits"-Geistes ansehen wollen, der je selbst gescheite Menschen suggeriert hat, dann werden sie ja das „System Podbielski" bewundern. Aber auch der Typ der vom Dürerbund vermittelten Gebäude wird in demselben Augenblicke zum Unsinn, wo er zum Schema wird. Wir sind gewiß nicht so töricht, Landflucht und Sachsengängerei auch nur in der Hauptsache auf Ursachen zurückzuführen, wie diese Bauerei im Osten, täten auch sehr unrecht daran, sie zu verallgemeinern, denn andre und sogar andre preußische Behörden denken und handeln an-

Digitized by Google

ders — die Kolonisationsbauten dort zeugen davon. Aber all das wirkt doch mit. Heimaten lassen sich nach keinem Schema bilden, und das Wiederwerden von Heimaten braucht unser Volk.

Naturschutz

Raubzeugbekämpfung in Sachsen

Der Landesverein Sachsen des Allgemeinen deutschen Jagdschutzvereins hat ein Verzeichnis über das im Vereinsbezirke im vorigen Jahre erlegte und gefangene sogenannte Raubzeug herausgegeben. Darnach wurden unter anderem getötet: 819 Eichkatzen, 839 Igel, 387 Baum- und Zwergfalken, 204 Bussarde, 160 Eulen und 48 Würger. — Man kann über den Abschuß der Eichkatzen hinwegsehen, da die Eichkatze unter Umständen allerlei Forstschaden anrichten kann; unverständlich ist aber die Vernichtung der Igel, die hauptsächlich von Mäusen und anderen Schädlingen leben und als Jagdschädlinge kaum von Bedeutung sind. Es ist ferner so gut wie sicher, daß die 387 angeblichen Baumfalken zu neunzig vom Hundert die unter dem Schutze des Reichsgesetzes stehenden, unschädlichen, weil von Mäusen und Kerbtieren lebenden Turmfalken sind, die mit Flug und Stimme die Landschaft sehr beleben. Der Baumfalke ist nämlich recht selten, er kommt als Jagdschädling gar nicht in Betracht, und wenn er Kleinvögel schlägt, so werden an erster Stelle die ganz gemeinen Arten seine Beute. Der Zwergfalke lebt im Norden, besucht uns einzeln im Winter und kann, weil er so winzig ist, überhaupt kaum einem jagdbaren Getier schaden. Daß die Bussarde, die jetzt übrigens auch den Schutz des Gesetzes genießen, fast lediglich von Mäusen und Kerbtieren leben, müßte der sächsische Jagdschutzverein wissen. Warum die jagdlich belanglosen, so sehr hübschen Würger abgeschossen werden, an denen der Name das einzig Schreckliche ist, ist völlig unerfindlich. Das bedauerlichste in dieser Armutszeugnisstatistik ist aber, daß der Verein sich nicht einmal scheut, mitzuteilen, daß er 160 Eulen töten ließ. Gilt denn in Sachsen das Reichsgesetz nicht, wonach die Eulen geschützt sind? Wenn in der Statistik mit Stolz darauf hingewiesen wird, daß der Uhu in Sachsen so gut wie ausgerottet sei, so sei demgegenüber bemerkt, daß in den preußischen Staatsforsten der Uhu jetzt geschont wird, und daß im Hokowitzer Domänengebiete in Mittelböhmen, wo der Uhu ausgerottet war, er durch Aussetzen wieder angesiedelt wurde, ein Erfolg, den Forstmeister Kurt Loos im Ornithologischen Jahrbuche mit besonderer Freude begrüßt. In Böhmen weiß man, daß der Uhu zumeist von Krähen und Mäusen lebt, in Sachsen aber weiß man das anscheinend nicht. Und wenn man dort Prämien auf das Töten von Eulen, die zum größten Teile von Mäusen leben, setzt, so darf man fragen: gehören denn in Sachsen Mäuse zum jagdbaren Wilde?

H. Löns

Handel und Gewerbe

Buchstaben-Zahlen

Ich trete in einen Laden und sehe mich unter den Sachen rings um. Dieses da könnte mir passen, wie viel mag's kosten? Ich nehm's in die Hand und lese den Zettel: „hm" steht drauf. Hm, ich sehe auf einem andern nach: „ppn". Auf einem dritten zwitschert es: „tt, zi". Also muß

Digitized by Google

ich das Fräulein fragen. Übersetzt es mir die Geheimschrift richtig? Ja, wenn es das tut, warum mußt ich sie erst bemühen, warum schrieb man keine Ziffern hin, die der Mensch auch außerhalb Alt-Griechenlands als Zahlen auffassen kann? Bedeutet die Geheimschrift etwa: bis zu diesem Preise, o du Verkäuferin, darfst du nötigenfalls hinabgehn, sieht aber der Kauflustige nach einem aus, der mehr zahlen kann oder mag, so versuche mehr aus ihm herauszubekommen?

Verehrliche Händler vom Privatalphabet: die Zeiten sind schlecht, die Menschen sind's auch, insbesondere aber sind diese mißtrauisch, wenn sie überhaupt erst anfangen zu denken. Den Buchstaben-Zahlen auf den Preiszettelchen gegenüber haben sie das erstaunlich lange nicht getan, sonst hätten sie sich diese eure diskrete Einrichtung nicht so lange gefallen lassen. Vielleicht hat auch unter euch selber bisher der oder jener sie nur als biederen alten Brauch übernommen, ohne viel drüber nachzudenken und weil sich ja keiner daran stieß. Eine ganze Anzahl eurer Berufsgenossen hat sie trotzdem schon abgeschafft. Wollen's die übrigen nicht auch tun? Nämlich: es könnte mit der Zeit mehreren und vielen wie dem Schreiber dieser Zeilen gehn. Der hat jedesmal, wenn er Buchstaben auf den Preiszettelchen sieht, wo nur Ziffern unmißverständlich sprechen würden, das Gefühl: Achtung, man will dich begaunern. Deshalb kauft er, wenn sich's machen läßt, lieber bei denen eurer Kollegen, die in dieser Beziehung vom hellenischen Brauche zum arabischen übergegangen sind. A

Ernste Volksfeste. Ein Nachwort zur Hundertjahrfeier in Tirol

Das Innsbrucker Fest hat, so gut es verlaufen ist, in manchem, der dabei war, Gefühle angeregt, die sagten: schöner noch wär's anders gewesen. Vielleicht zu Unrecht? Was war zu feiern und wie feierte man?

1809. Gegen den mächtigsten Eroberer, den die Welt seit Cäsars Zeiten gefürchtet hat, und gegen ihn, als er auf der höchsten Höhe seiner Macht steht, Gebieter von halb Europa und noch niemals besiegt, gegen ihn erhebt sich ein kleines, armes, eigentlicher Kriegführung unkundiges Bauernvolk in seinen Bergen. Napoleon, Kaiser der Franzosen, erleidet seine ersten Niederlagen von Stutzen, Heugabeln und Dreschflegeln in Tirol, weil eine Heimatliebe, eine Heimat-Leidenschaft in die Scharen der Bauern Dämonen stellt.

1909. Hundertjahrfeier. Weitum auf den Bahnhöfen, in den „Halls" der Hotels usw. werden mit Reklameplakaten möglichst viele Fremde eingeladen. Kaiserempfang, Illumination, Festzug, Schießfest, Hoferspiel von Städtern in neuen Kostümen, Wurstelprater mit Schaubuden usw., Ansichtspostkarten.

Der Festzug ist echte Gedenkfeier gewesen, darüber sind alle einig: Drei Stunden lang zog das Tirol durch die Straßen, das 1909 noch ähnlich genug dem von 1809 ist, das Tirol der einsamen Täler wegab vom Fremdenverkehr, das echte Bauern-Tirol. Drei Stunden lang. Vielleicht haben die, welche für einen Tag dieser Wochen zum Festzug kamen, auch wirklich rechte Festweihe genossen. Ferner war's für viele auch der Zuschauer eine ehrliche Freude, ihrem alten Kaiser huldigen zu können. Aber

Digitized by Google

das stand mit dem Bauernjahr doch wohl in recht losem Zusammenhang. Im übrigen: sehr schöne Illumination, Hoferspiele von Stadtschauspielern in schönen Kostümen, Wurstelprater, Fremdenindustrie.

In den einsamen Tälern draußen und ihren Engpässen, den „Klausen", wo einst im wildesten Sehnen, Kämpfen und Wüten das Herzblut derer kochte, denen die Feier galt, da war's tagsüber ziemlich wie sonst und wie ehedem. Das Brausen der Gießbäche, das Rauschen der schwarzgrünen Wälder, das Starren der Schroffen, das Grünen der Matten mit denselben schlichten Holzhütten darauf, wie damals. Wenn die Nacht das Große noch größer machte, das einzelne löste und alles zusammenbaute zu einem Einzigen, — verlangte es nicht gar viel Phantasie, um das Einst im Verschwiegenen rings zu spüren. Und wenn dann leise Höhenfeuer die Spitzen besternten, so war's, als stiegen sie vom Himmel.

Aber das Volk will eine Gemeinsamkeit zum Festfeiern. Was in Schulen und Kirchen, durch Blätter und Bücher, mit Versammlungen und sonstwie geschehen ist, um die große Zeit allen aufleben zu machen, kann ich nicht beurteilen. Zu einer Kritik darüber, ob sich die Innsbrucker Hundertjahrfeier, wie die Verhältnisse einmal lagen, nicht anders hätte gestalten lassen, bin ich, kein Tiroler, nicht berufen. Sollte es aber unmöglich sein, wenigstens bei so großen Gelegenheiten die Gemeinsamkeit der Feiernden noch anders als in einem Festzug zum Ausdruck zu bringen? Man denkt an ein gemeinsames Tedeum im Freien, das doch gerade den Tirolern wahrlich nahezuliegen scheint, an gemeinsamen Gesang, der nicht „künstlerisch" zu sein braucht, an ein Festspiel, von allen gemeinsam zu schauen, an Reden, von allen zugleich zu hören. Noch einmal: ich kann nicht beurteilen, warum das alles nicht „ging", noch, ob der verehrungs- und liebenswerte greise Fürst nicht nur erster Mitfeierer für die Toten, sondern gerade bei dieser Gelegenheit erster Gefeierter werden und so vom Festgedanken wegleiten mußte. Ich wär auch der Letzte, dem Volk Vergnügungsfeste mit Meßtreiben zu mißgönnen. Aber mir scheint: Volksfeste, welche den Segen einer großen Tat beleben sollten, müßten wesentlich anders sein. A

Philosophisch-soziologische Bücherei

Tritt der Mensch der Natur gegenüber, so muß er sich ihrer bedienen, ehe er sie genauer kennen gelernt hat. Wir ernähren uns, bevor wir näher über das Wesen der Nahrung orientiert sind, ehe wir wissen, was uns gut tut, was schlecht. Wir können aber mit einiger Beruhigung die Tatsache verzeichnen, daß ungenügende Kenntnis nicht gleich den Untergang bedeutet. Die Wissenschaften, welche zuerst entstanden, bezogen sich nicht auf die nächstliegenden Gegenstände der Umgebung. Man hat sich vielmehr anfangs mit verhältnismäßig einfachen und regelmäßigen Erscheinungen beschäftigt. Die ältesten Wissenschaften, die früh einen Erfolg aufzuweisen haben, sind daher bei fast allen Völkern Astronomie und Mathematik. Die Lehre vom menschlichen Körper, Zoologie und Botanik, werden erst spät systematisch und mit der nötigen Kritik betrieben. Neben diesen Einzelwissenschaften treffen wir aber auch Theorien über

Digitized by Google

die Welt als Ganzes an. Immer gab es Menschen, die wissen wollten, wie denn die Sterne, deren Gang so regelmäßig ist, mit dem Leben der Menschen zusammenhängen, sie wollten wissen, ob nicht auch der Körper ähnlich einfache Proportionen, wie ein Dreieck oder irgendein einfacher geometrischer Körper aufweise. Und so wurden immer wieder Versuche gemacht, die Ordnung, die man in der Astronomie, in der Mathematik angetroffen hatte, auch auf die übrige Welt zu übertragen. Waren diese Versuche auch verfrüht und vielfach überaus roh, so ließen sie im Menschen doch den Trieb nie erkalten, alles zu begreifen, und so viel wie möglich zu beherrschen.

Die Erkenntnis der Menschen machte so Fortschritte; was man erst nur ganz unbestimmt ersehnte, die Welt in ein geordnetes Ganzes, in einen Kosmos umzuwandeln, gelang immer mehr, freilich auf andern Wegen, als man ehedem vermeint hatte. Man lernte die Physik, die Chemie in ähnlicher Weise behandeln, wie etwa die Astronomie. Man begann Körper zu erzeugen, die früher entweder die Natur uns geschenkt hatte oder der Zufall eines phantastischen Alchimisten. Nicht mehr geniale Einfälle allein beherrschen die Chemie, man konnte nun einen großen Teil der früheren Kunst erlernen. Vieles in der Natur ist heute schon unsrer Herrschaft unterworfen, und es wird wohl eine Zeit kommen, in der wir das Wetter ebenso beherrschen, wie den elektrischen Strom. Aber wir beherrschen noch wenig das menschliche Zusammenleben. Wir können zum Beispiel auf dem Gebiete des Handels zwar schon viele Wirkungen willkürlich erzeugen, hingegen haben wir Armut und Reichtum noch nicht genügend in unsrer Hand. Und wenn wir auch hoffen können, daß gerade dies Gebiet bald wissenschaftlich beherrscht werden wird, so gibt es daneben noch eine Fülle von Fragen, zu denen uns wohl noch lange die Antworten fehlen werden. Wir wissen zum Beispiel nicht, wie man ein Volk dazu bringt, daß es bessere Triebe erzeuge, daß es edleren Wesens werde. Während die einen meinen, Unterricht und Erziehung seien ausreichend, erklären andere, gerade diese seien verhältnismäßig bedeutungslos, auf die Vererbung komme alles an. Ein dritter wieder meint, auch das sei nicht allzu wichtig, vor allem müßte man Mittel und Wege finden, künstliche Begeisterung in großen Massen zu erzeugen, wie etwa zur Zeit der Kreuzzüge, zur Zeit der großen Revolution. Nur in der Ekstase könne eine innere Wandlung vor sich gehn. Man müsse daher die Bedingungen untersuchen, unter denen solche Erscheinungen zustande kämen. Während die einen behaupten, daß sich aus der Betrachtung der Geschichte allgemeine Regeln für die Entwicklung der Völker finden ließen, so wie man Regeln über das Verhalten der Lebensalter habe, so sind andere der Meinung, daß die Betrachtung des Einzelmenschen ausreiche. Erstere meinen, man müsse vergleichende historische Studien treiben, um zu erfahren, in welchem Stadium sich unser Volk befinde, um die richtige Methode anzuwenden, damit es uns nicht etwa gehe, wie einem Pädagogen, der einen erwachsenen Menschen nach den Regeln erziehen wolle, die für unmündige Kinder aufgestellt wurden.

Mit diesen und ähnlichen Fragen beschäftigt sich jetzt ein Kreis von wissenschaftlichen Forschern, die man häufig unter dem gemeinsamen Namen der Soziologen zusammenfaßt. Ihren Kreisen gehören auch die

Digitized by Google

Verfasser der Bibliothek an, von der wir im nächsten Hefte sprechen werden. (Schluß folgt)

Otto Neurath

Vom Recht

Recht und Bildung

Aus der Naturwissenschaft ist viel, aus der Rechtswissenschaft sehr wenig in der Bildung unsrer Zeit. Das erklärt sich unschwer aus den Verschiedenheiten beider Wissenschaften und dem Kulturzustand, den sie während der letzten beiden Menschenalter antrafen.

In der Naturwissenschaft ist nur das Erkennen, nicht auch der Stoff geistig; in der Rechtswissenschaft ist geistig sowohl das Erkennen wie der Stoff. Während also jene wesentlich materialistische Zeit der Gegenstand der Naturwissenschaft von vornherein lebhaft ansprechen mußte, hatte sie für den Stoff der Rechtswissenschaft kein Ohr. Aber auch die Art naturwissenschaftlichen Erkennens lag jener Zeit besser; es ließ sich für sie, die nichtgeistig, nichtnachdenklich, die eilig und schnellfertig war, bequemer abmachen, indem es statt wirklichen Erkennens bloßes Kennen des Stoffs ausreichen zu lassen schien. Wohingegen bloßes Kennen von Gesetzen das Zeichen unzulänglichen Beherrschens nie verleugnet: Rechtskenntnis ohne eine gewisse Vertrautheit mit der Methode, ohne Rechtserkenntnis befriedigt nie.

Ebenso wirkte die individualistische Richtung der Zeit dahin, das Recht aus der allgemeinen Bildung fernzuhalten. Während die Naturgeschichte, rückweisend auf untermenschliche Herkunft und hinweisend auf übermenschliche Zukunft, dem einzelnen weithin und hoch zu fliegen verhieß, schien es gerade die Rechtsordnung zu sein, die ihn am wirksamsten in dieser Entwicklung einschränkte und niederhielt. So ward ihm der Rechtsstoff abstoßend. Hinzu kommt ein Unterschied zwischen individuellem und sozialem Erkennen. Jenes ist völlig frei, es kann eigentliche Fehler gar nicht machen, denn es hat keinen Maßstab außer sich; daher braucht es seinen Stoff nicht zu erschöpfen und mag sich immerhin aphoristisch aussprechen. Wer dagegen das Recht erkennen will, ist nicht frei, und er darf keine Fehler machen; für die Auslegung und Vervollkommnung von Gesetzen gibt es einen Maßstab: praktisch das wohlverstandene Interesse der Gesamtheit, theoretisch die Einfügbarkeit des Erkannten in das System. Daher verlangt Rechtserkenntnis immer Überblick über den ganzen Stoff und systematische Darstellung.

Hiernach wird man zu den Merkmalen einer wahrhaft geistigen und sozialen Kultur, wie sie jetzt schon allgemeiner erstrebt wird, auch eine gewisse Vertrautheit der Gebildeten mit dem Recht zählen müssen. Sie würde auch eine nicht zu unterschätzende Rückwirkung sowohl auf den Rechtsstoff selber wie auf die Rechtswissenschaft geben.

Während jetzt unsre Gesetze von gelehrten Rechtstechnikern vorbereitet und von im ganzen rechtsunkundigen Volksvertretern erledigt werden, würde dann die Vorbereitung der Gesetze unter der kritischen und fördernden Teilnahme der gebildeten Kreise vor sich gehen, rechtsunkundige Parlamente aber würde es nicht geben. Dann würde auch die Rechtsschöpfung wieder Volkssache und das Recht Volksheiligtum werden können. Wesentlichen Vorteil würde aber auch die Rechtswissenschaft von dem Er-

Digitized by Google

wachen eines allgemeineren Bedürfnisses nach Rechtskunde haben. Erstens: sie würde sich deutsch ausdrücken, zweitens und wichtigstens: sie würde natürlicher denken lernen. Wenn sie zurzeit noch halb lateinisch spricht und halb oder ganz scholastisch denkt, so sind daran wohl weniger die Rechtsgelehrten schuld, als die gebildeten Laien, die sich ums Recht nur kümmern, wenn es sie persönlich beim Kragen nimmt.

Karl Polenske

Vom Mandatniederlegen

Vor einigen Wochen war Herr X, ein Reichstagsabgeordneter, in einer wichtigen Sache nicht mit seiner Parteileitung einverstanden, ihre Haltung ging direkt gegen seine Überzeugung. Da trat er aus der Fraktion aus — und legte gleichzeitig sein Mandat nieder. Weshalb legte der Mann sein Mandat nieder?

Es ist seit der Gründung des Reiches so viel opportunistische Politik getrieben worden, daß wir ganz verlernt haben, daran zu denken, wozu denn ein Reichstag da ist. Die einer Volksvertretung zugrunde liegende Idee ist doch wohl diese: Weil die Regierung bei 65 Millionen nicht das ganze Volk vor Erlaß jedes Gesetzes fragen kann, so soll es aus seiner Mitte die 400 gescheitesten und besten Männer auswählen. Diese 400 sind nach der Verfassung berufen, neben Bundesrat und Kaiser das Reich zu regieren. Artikel 29 der Verfassung sagt klar und deutlich: „Die Mitglieder des Reichstages sind Vertreter des gesamten Volkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden."

Also nicht damit der Kreis A eine Kleinbahn bekommt, tritt Herr B in den Reichstag. Nicht um die Interessen der oberschlesischen Landwirte zu vertreten, ist, nach dem Willen der Gründer des Reiches, Herr C gewählt worden. Sondern jeder einzelne Volksvertreter sollte bei jeder einzelnen Frage, die ihm zur Entscheidung unterbreitet wird, nach seinem besten Wissen und Gewissen für das stimmen, was er für das Heilsamste hält dem deutschen Volke in seiner Gesamtheit.

Aber da hat sich der Teufel eingeschlichen. Wie eine fixe Idee hat es die Geister aller Politiker ergriffen, wie eine Massensuggestion lastet es auf dem Reichstage — das Phantom der Partei. Irgendeiner Partei fühlt sich jeder Abgeordnete eingeschworen. Jeder geht mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung nach Hause, wenn er seiner Partei einen Vorteil errungen hat. Daher, was bei klarer Einsicht fast verbrecherisch wäre: dieses Verquicken von Fragen, die sachlich nichts miteinander zu tun haben, genannt: Kuhhandel.

Auch wer als Vertreter seiner lokalen Wählerschar spricht und stimmt, handelt falsch und gegen die Verfassung. Übrigens fühlt er sich ja dabei, wie bei uns die Dinge liegen, auch nicht einmal als Vertreter aller Insassen seines Wahlkreises, also zum Beispiel aller 12000 Abstimmenden, auch wenn er davon nur 7000 Stimmen erhalten hat.

Und nun frage ich: durfte Herr X überhaupt sein Mandat niederlegen? Wenn es seine sichere Überzeugung war, daß die und die Maßnahme für das Wohl des Reiches unerläßlich wäre, so hätte er mit allen Kräften dafür wirken müssen, daß sie zustande käme, nichts weiter. Hätte, soviel

Zu den Tagesereignissen

Digitized by Google

an ihm lag, für sie eintreten müssen, ganz gleichgültig, mit wem er darin gleicher Meinung war, mit wem nicht. Es ist nicht die Pflicht eines Dissidenten in der Partei, nicht bloß aus ihr, sondern aus dem Reichstage auszutreten. Sondern das Gegenteil ist seine Pflicht.

Daß der Gedanke der Reichsverfassung verwirklicht werde, was daran hindert, ist letzten Endes natürlich die Organisation der Wahlen. Die Parteien wählen eben den nicht wieder, der „nicht folgt". Die Schwierigkeiten also liegen zutage. Aber um sie bekämpfen zu können, ist nötig, daß dem Volk und vor allem den Abgeordneten selbst das Verfassungswidrige des jetzigen Zustandes mit aller Klarheit bewußt werde.

von Wrochem

Vom Ausland

Japan in München

Diese Ausstellung darf der europäische Snob furchtlos betreten; er kann sich in diesen Sälen so oft blamieren, wie er nur wünschen kann. Auch der Künstler darf vielleicht mutig eintreten. Sein eigener Geschmack sei ihm Führer und leite ihn durch diesen Irrgarten! Aber du, misera plebs, was wirst du in deiner Not beginnen? Wie willst du armer Ausstellungsbesucher entdecken, was du bewundern darfst und was nicht, und wie willst du entscheiden, welche von diesen schönen, seltsamen Gegenständen Originale sind, und welche nur Nachahmungen oder moderne Fälschungen, die man für uns Europäer gemacht hat?

Erstens also, was sollst du bewundern? Alles, sagt dir der Snob, denn Japan ist Mode. Wenn du ganz fein sein willst, so merke dir einige schwierige Namen wie Moronobu Hishikawa, Kunihoshi oder Tohoharu Utagawa. Des ferneren mußt du unbedingt einen Buddha von einem Dämon unterscheiden können. Mache dich auch mit den Kwannongestalten vertraut.

Zweitens, wie unterscheidet man Originale von Nachahmungen und Fälschungen? Führe den Snob in die neun Säle der Kunsthandlungen, zeige ihm die schönen Dinge, die dort ausgestellt sind, befrage ihn um seine Meinung, und dann erzähle mir's wieder. Es würde mich interessieren.

Ich hörte einen Spötter sagen: die schönsten Dinge auf dieser Japanischen Ausstellung stammen aus China.

Man sieht in diesen Sälen einige Kunstwerke von einer unerhörten feinen Schönheit. Und begreift, daß manche Europäer beim Anblick solcher Dinge sich wie wahnsinnig gebärdeten. In der Darstellung von Tieren haben die Chinesen und Japaner den höchsten Grad von Meisterschaft erreicht. Auch im Stilleben. Menschen und Landschaften aber sehn sie ganz anders als wir Europäer. Wir sind natürlich geneigt, jene Darstellungen am meisten zu loben, die unserm Geschmack am nächsten kommen. Hat aber unser Geschmack überhaupt einen gültigen Maßstab, um so fernliegende Dinge zu beurteilen? Die Kluft, die zwischen diesen beiden Kunstreichen besteht, wird für die meisten Europäer unüberbrückbar bleiben. Die meisten in unserm Volk werden sich dafür wie für exotische Kuriositäten interessieren. Die Menschen mit feinen Sinnen werden sich der entzückenden Augenweide, die mit Naturgefühl der schnellen und feinen Tier- und Pflanzenbeob-

Digitized by Google

achtung erfreuen. Wer Sinn für Technisches und Artistisches hat, wird zum Genusse hundertfach Grund finden. Aber der seelische Gehalt der Werke wird nur selten zu uns sprechen, und damit wird uns gerade das Beste dieser Kunst schweigen müssen.

Freilich, auch ohne japanisch zu fühlen oder gar uns als Japaner zu gebärden, können wir viel von ihnen lernen. Schon deshalb, weil in dieser alten Kunst (die neueste japanische kommt hier nicht in Betracht), die Industrie so gut wie gar keine Rolle spielt. Noch mehr vielleicht von den Chinesen, aber erst später. Denn China ist jetzt nicht Mode.

Die Japaner anderseits lernen von uns Europäern. In den Sälen der Kunsthändler sind zahlreiche moderne Exportwaren zu sehn, die unter dem Einfluß des europäischen Geschmacks entstanden sind. Sie spekulieren meist einfach kaufmännisch auf die Geldbörse des ungebildeten Europäers. Wird der Austausch sich in Zukunft so vollziehen, daß unsre Künstler von den Chinesen und Japanern nur das Beste nehmen, was sie uns zu geben vermögen, die Ostasiaten aber von uns nur das Schlimme? Das wäre Tragik.*

R.

---

* Vor einiger Zeit sandte mir ein japanischer Schriftsteller eine japanische Zeitschrift, mit der Bitte, ihre Bemühungen um Einführung des europäischen Geschmacks unter seinen Landsleuten zu unterstützen. Den Text konnte ich natürlich nicht lesen, aber die Ausstattung konnt ich beurteilen: grauenhafteste Ornamentik der Art, die bei uns der Jüngling im Basar „Jugendstil“ oder „Sezessionsstil“ zu nennen pflegt! A

Die Frau und die „Landflucht“

Mann und Weib

Über die Ursachen der Landflucht ist mancherlei geschrieben worden. Heute mag sie einmal von einer Frau und vom Standpunkt der Frau aus angesehen werden. Von vornherein sei ausgesprochen: um an versäumte Pflichterfüllung der Frau zu mahnen.

Die Frau ist die Pflegerin der Sitte, die Gestalterin geselliger Beziehungen in engerem und weiterem Kreise. Die Lebensführung der begüterten Frau, die Art, wie sie ihr Tagewerk regelt, ihre Kinder erzieht, ist außerdem beispielgebend für die Frauen einfacherer Kreise, mit denen ihre Tagespflichten sie in Berührung bringen. Nicht nur „auch“ auf dem Lande, nein, in ganz besonderer Weise auf dem Lande kann die Frau: die Gutsherrin, die Pfarrfrau, die Frau des Lehrers, des Arztes oder die Lehrerin Einfluß ausüben. Denn der Verkehr von Mensch zu Mensch ist draußen immerhin noch freier, noch weniger durch künstliche Schranken beengt, als in der Stadt.

Den Aufgaben auf diesem weiten Arbeitsfeld entzieht sich die Frau sehr oft. Von Landflucht ist auch im Hinblick auf Lehrer und Lehrerinnen, auf Ärzte und Pfarrer häufig die Rede. Und sehr oft sind es da die Frauen, die mit in die Stadt drängen.

Welches sind die Ursachen der Landflucht in den gebildeten Ständen? Berechtigt ist der Wunsch, eine ähnlich hohe Lebenshaltung in pekuniärer Beziehung zu erreichen wie in der Stadt, berechtigt ist ferner die Sorge um Schulung und weitere Ausbildungsmöglichkeit für die Kinder. Die niedrigern Einnahmen erschweren

Digitized by Google

häufig das rechtzeitige Weggeben der Kinder, mit dem nun einmal auf dem Lande gerechnet werden muß und das freilich an und für sich nicht leicht zu nehmen ist. Weil Kindererziehung billiger ist in der Stadt, bewerben sich viele Lehrer und Pfarrer um städtische Ämter, wenigstens nach den ersten, für die Kinder noch schulfreien Jahren. Daß es auch schwer ist, sich so früh von den Kindern zu trennen, daß die Eltern damit auf ein gut Teil Lebensfreude verzichten — mit auf die beglückendste wohl —, das darf man nicht leugnen. Auch den Kindern raubt die Trennung viel. Eine Notwendigkeit bleibt sie vorläufig leider noch.

Aber neben diesen schwerwiegenden Elternbedenken sind noch andere, die bei der Landflucht mitspielen. Die Leutenot beispielsweise. Es gibt, so heißt es, kein ordentliches Hausperſonal mehr auf dem Lande, sie drängen alle zur Stadt. Der so sehr viel „bequemere“ Haushalt im städtischen Gemeinwesen zieht nicht nur Dienstboten, sondern auch Hausfrauen an. Und die Abwechslung, die Anregung, das Vergnügen. „Das alles fehlt doch zu sehr auf dem Lande.“

Leutenot und Sucht nach Anregung hängen eng zusammen. Denn auch die Arbeitenden wollen Vergnügen — genau so wie die „feinen“ Leute. Und mit mehr Recht streben sie danach. Denn ihnen fehlt die Möglichkeit, hie und da als Anregung und Erholung eine Reise zu machen, Theater, Konzerte zu besuchen, im eigenen Hause zu musizieren, eine eigene Bücherei anzulegen, Briefwechsel zu pflegen usw.

Hätten sie das alles, dann wär es ihnen eben nicht so „langweilig“ auf dem Dorfe. Denn an Verkehr mit Menschen ihresgleichen fehlt es der ländlichen Bevölkerung nicht. Darin sind die Gebildeten auf dem Lande oft schlimmer daran. Vergnügen fehlt. Auch geistige Förderung fehlt. Abwechslung wünschen sie, ein Herausgerissenwerden aus dem Alltags-Einerlei.

Während die Reform der Erwerbs- und vor allem auch der Wohnungsverhältnisse auf dem Lande (zum Teil ein trauriges Kapitel) vom Manne ausgehen muß, als Arbeitgeber oder Gemeindewähler oder Gesetzgeber, kann in bezug auf das Schaffen von Anregung und geistiger Förderung, in bezug auf Reform ländlicher Geselligkeit die Frau sehr viel tun.

Zum ersten: nicht das Vergnügen an sich, das Tanzen u. dgl. wirkt am schlimmsten demoralisierend. Diese Anschauung ist grundverkehrt. Aber die Alkoholüberschwemmung, die die ländlichen Freudenfeste zu begleiten pflegt und die besseren Triebe lähmt, die tut's. Alkoholbekämpfung ist deshalb eine der ersten Aufgaben der Frau. Besonders kann sie durch Beispiel im eigenen Hause darauf hinwirken, sie kann vor allem die Jugend dem Alkohol fernhalten helfen. Die Reichen, die Gutsherrschaft können da mehr tun als Pfarrer und Lehrer. Denn so gern diese auch mahnen und Beispiel geben werden, wenn sie überhaupt erst einmal die schwere Alkoholnot auf dem Lande erkannt haben: ein Pfarrer, ein Lehrer hat durchschnittlich wenig Geld. Kein Wunder, heißt es „also“, wenn der nicht viel trinkt. Aber reich sein und doch nicht trinken und doch nicht seinen Kindern allen Willen lassen und sie doch nicht von Jugend an ans

Digitized by Google

Lumpen gewöhnen — alle Wetter ja, das imponiert! Gibt die Gutsfrau zum Beispiel dem Hauspersonal, den Knechten und Mägden Gelegenheit zu Vergnügen und Freude, aber ohne viel Alkohol, dann lernen's die Leute allmählich verstehen. Die Frauen der „kleinen Leute" besonders sind oft hell genug, um bald einzusehen, daß der Alkohol ihr schlimmster Feind ist, der den Burschen wie den Mädchen den Halt raubt, und der, wenn sie verheiratet sind, den Mann zu Jähzorn, zu Mißhandlung, zu Faulenzerleben verführt. Reformgasthäuser, Gemeindegasthäuser ohne Trinkzwang und ständige Trinkverführung, die würden unsre Landbevölkerung heben. Die Frauen sollten auch bei uns, wie sie das zum Beispiel in der Schweiz tun, mit Wort und Tat da eingreifen.

Zugleich aber müßte für geistige Anregung gesorgt werden. Ich möchte in bezug hierauf bereits von Frauen geleistete Arbeit erwähnen.

Sonntag-Nachmittag-Zusammenkünfte, ihren „Gesellschaftsabend" nennen es die Leute, haben Gräfin Adeline Rantzau und Berta von Kröcher in Vinzelberg eingerichtet. Für den Winter übrigens nur. Es wird deklamiert und gesungen, Brettspiele, Gesellschaftsspiele werden gespielt. Die Veranstalterinnen sind mitten dazwischen. Sie kennen die Leute, sie wissen, wie es daheim bei ihnen aussieht. Sie haben Liebe zu ihren Gästen — das ist das wesentlichste, künstliches Sich-Herablassen kann das nicht ersetzen. Verwalter, Lehrer arbeiten mit den Gutsherrinnen Hand in Hand. Froh sein wollen alle zusammen. Nicht etwa erzieherisch wirken. Das vergißt man zu oft: daß Freude das beste Veredelungs- und Erziehungsmittel ist, wirksam besonders dann, wenn man nicht an Erziehung denkt.

Dieselben Frauen haben auch eine Bücherkolportage mit gutem Erfolg eingerichtet. In bezug auf Verbreitung guter Bücher hat auch Frau Laura Frost von Königsberg i. Pr. aus Gutes gewirkt. Sie wird von ihrem neuen Wohnsitz Bonn aus in Rheinland und Westfalen mit Hilfe der dort organisierten Frauenvereine weiterhin gute Bücher aufs Land zu verbreiten suchen. Lesezirkel, Wanderbibliotheken einzurichten dürfte den Frauen keine Schwierigkeit machen. Der Lese- und Bildungshunger ist groß auch auf dem Lande. Hier kann auch die Lehrerin, die Arzt- und Lehrer- und Pfarrersfrau viel wirken.

Für Aufklärung in bezug auf gesundheitsgemäßes Leben können Frauen ebenfalls viel tun. Auch die hygienischen Verhältnisse lassen auf dem Lande oft viel zu wünschen übrig, denn die Hilflosigkeit in Krankheits-, in Wochenbettsfällen empfinden viele Frauen ländlicher Arbeiter bitter und schwer. Hauspflege, Gemeindekrankenpflege, Beratungsstellen für Säuglingspflege, Tuberkulosebekämpfung, Wanderkörbe (für Wochenbetten), Kochkisten u. dergl. werden auf dem Lande versucht. Zur Hebung der Volksgesundheit tragen auch die Wanderkochkurse bei, wie sie zum Teil auch von Frauen und Frauenvereinen ins Leben gerufen sind. Es wirkt sicher gut auf alle bessern ländlichen Elemente ein, wenn sie sehen, daß man ihre Nöte beachtet, auf Abhilfe sinnt, selbst Hand anlegt, um zu helfen. Natürlich darf das nicht in gönnerhafter, volksbeglückender Weise geschehen, sondern in schlichtem, herzlichen

Digitized by Google

Verkehren von Mensch zu Mensch. Auch Flick- und Nähstunden mit Vorlesen wirken oft nützlich.

Dann sei die Kunst ja nicht vergessen. Nicht nur im eigenen Haus, auch in Volkskonzerten können musikliebende Frauen Freude verbreiten. Kleine Chöre sind einzuüben, auch Theaterspiel erregt große Begeisterung. Ich vergesse die Tellaufführung nie, die in einer kleinen Stadt eine leider zu früh verstorbene Frau mit Handwerkern und Handwerkstöchtern eingerichtet hatte. Auch auf dem Lande läßt sich mancherlei in dieser Richtung machen. Die Volksabende, die in den wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande zur Schulung der jungen Mädchen eingerichtet sind, zeigen, mit welcher Teilnahme, mit welch ehrlicher Begeisterung die Landleute die ihnen von den jungen Mädchen gebotenen Aufführungen, Deklamationen und musikalischen Anregungen entgegennehmen. Auch Lichtbildervorstellungen mit Erläuterungen sind unschwer zu geben. Sie finden immer und überall ein dankbares Publikum.

Alles zu erwähnen, was seitens der Frauen geschehen ist und geschehen kann, um dem Lande mehr Anziehungskraft zu geben, ist im Rahmen einer kurzen Darlegung nicht möglich. Aufklärung und Wissen, Freude und Anregung zu verbreiten, gibt es hundert Wege. Das eigene Beispiel aber bleibt immer das Beste. Darum war es ein guter Gedanke von Auguste Förster, Niederlassungen (Settlements) gebildeter Frauen auf dem Lande zu veranlassen, dafür Ausbildungs- und Vorbereitungsmöglichkeit zu schaffen, um zu zeigen, daß auch die gebildete Frau das Landleben nicht scheut.

Noch eins ist in bezug auf die Gebildeten, als die Landflucht beschränkend zu erwähnen: In der Sorge, Anregung und Abwechslung in weitere Kreise der ländlichen Bevölkerung hineinzutragen, liegt ein Reicherwerden ihres Lebens auch für die begüterte Frau auf dem Lande. Ihr Wissen und Können, ihre Kunstfreude, ihre ausübenden Talente liegen nicht mehr, wie sie bisher oft meinte, als totes Kapital in ihr; ihre Zeit, soweit sie nicht von Arbeit gefüllt ist, dehnt sich nicht mehr in grauem Einerlei. Als Gebende fühlt sie ihre Kräfte, freut sich ihres eigenen inneren Reichtums. Und je besser sie sich in ihre sicher nicht leichte Aufgabe hineindenkt, desto reicher wird sie an psychologischem Verstehen, an Anpassungsfähigkeit, desto mannigfaltiger erscheint ihr das Leben, desto fesselnder werden ihr auch die Menschen auf dem Lande. Denn nach Schönheit und Lebensfreude lechzen auch sie, wenn auch oft noch in rohen, ungeschliffenen Formen und ohne Klarheit.

Nur für sich selbst Anregung zu suchen, ist sicherlich nicht das Höchste. Ein Schmarotzerdasein führen viele Nur-Genießende in den Städten. Geben ist immer noch seliger als Nehmen. Und Gebende, Freude-Schaffende können auch die Frauen auf dem Lande sein. Und werden damit in unserm Volk die Landflucht vermindern helfen. Elsbeth Krukenberg

Körperpflege

Säuglingsschutz

In Leipzig kann man jetzt an bestimmten Nachmittagen einen großen Zudrang von Kinderwagen nach einigen Stellen der Stadt beobachten; auch auf den Armen tragen viele der Frauen, meist junge Arbeiterinnen, ihre kleinen Kinder im Alter von wenigen

Digitized by Google

Wochen bis zu einem halben Jahre nach demselben Ziel. Sie alle gehen in einen Saal, und nun sieht man, wie die Mütter der Reihe nach auf einem großen Tisch ihre kleinen zappelnden Schreihälse aus den ärmlichen aber saubern Windeln wickeln; eine junge Dame, die freiwillige Gehilfin des diese Mütterberatungsstelle leitenden Arztes, stellt auf einer Säuglingswage das Gewicht der kleinen nackten Gestältchen fest, der Arzt besichtigt sie, vergleicht den gegenwärtigen Zustand des Kindes mit den Befunden früherer Vorstellungen, richtet Fragen an die Mutter und gibt ihr die nötigen „Belehrungen am konkreten Fall". Seitwärts sieht man eine Reihe der Mütter sitzen, die ihre Kleinen gerade stillen. Diese ganze Einrichtung dient dem Zweck, das Selbststillen im Gegensatze zu der unnatürlichen Ernährung der Säuglinge mit der Flasche zu fördern, zugleich aber wird damit eine Menge nützlicher Kenntnisse über die Säuglingspflege verbreitet. Zwei Drittel nämlich der Sterbefälle von Säuglingen haben ihre Ursache in fehlerhafter Ernährung; schlechte Körperpflege und Wohnung oder angeborene Schwächlichkeit mag sonst ihren Anteil haben. Viele lernen hier erst, wie man Menschen vernunftgemäß aufzieht. Um die ärmeren Mütter zum Besuche anzulocken und ihnen selbst eine bessere Ernährung während der Stillzeit zu ermöglichen, werden ihnen Beiträge zu den Haushaltkosten in Höhe von 3—6 Mark wöchentlich aus städtischen Mitteln geschenkt. Man nennt sie vielfach fälschlich „Stillprämien".

Diese Mütterberatungsstellen sind eine Maßnahme von vielen, die jetzt in mehreren Städten zur Förderung des Stillens und zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit überhaupt getroffen werden. In Deutschland werden im Jahre gegen 2000000 Kinder geboren, es sterben aber davon im ersten Lebensjahre wieder über 350000, also fast 18 vom Hundert, während andere Länder nur 9—10 vom Hundert Säuglingssterblichkeit aufweisen. Die Mehrzahl bedeutet vielen Kummer, viele vergebliche Sorgen und nutzlose Aufwendungen. Dennoch liegt die Gefahr der Säuglingssterblichkeit für das Volksganze nicht in ihr. Unser Zuwachs beträgt trotz dieser und aller andern Sterbefälle im Jahre immer noch rund 900000 Menschen. Aber die große Säuglingssterblichkeit, in der wir nur von Rußland übertroffen werden, ist ein Symptom, daß wir in unsrer nationalen Kinderproduktion an einem Schaden leiden. In Verbindung mit zunehmender Ehelosigkeit in den oberen und Eheverspätung in den mittleren Volksklassen mehren sich die Geburten unehelicher Kinder. Uneheliche Kinder liefern, obwohl sie meist kräftig sind, den größten Beitrag zur Säuglingssterblichkeit, weil ihnen die elterliche liebevolle Pflege mangelt. Die untern Volksklassen bewirken mit vorzeitigen Heiraten und leichtsinniger Außerachtlassung ihrer Ernährungsverhältnisse durch Erzeugung schwächlicher und zu zahlreicher Kinder eine übergroße Sterblichkeit ihrer Säuglinge. Diesen Schäden will man begegnen, indem man unter gleichzeitiger strenger Beaufsichtigung der Pflege unehelicher Kinder (Berufsvormundschaft) die untersten Klassen zur vernunftmäßigen Aufzucht der Kinder erzieht und diese durch wirtschaftliche Hilfen (Mutterschafts-

Digitized by Google

versicherung, Wöchnerinnenheime, Krippen u. a.) ermöglicht. Ohne unsern Bevölkerungszuwachs zu vermindern, den wir um unsrer nationalen Zukunft willen brauchen, können wir mit weniger Geburten auskommen, wenn wir unsre Säuglingssterblichkeit herabsetzen. Abgesehen von dem antikonzeptionellen Einfluß des Stillens wirkt eine gewissenhafte, ihres hohen Zwecks bewußte Aufzucht der Kinder einer planlosen, unsrer hohen Kultur unwürdigen Kinderproduktion entgegen. Überhaupt sind die Maßnahmen zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit in den Rahmen der Aufgabe zu bringen, die uns die Lösung des Bevölkerungsproblems stellt. Lösen wir dieses Problem auf der einen Seite dadurch, daß wir den Bevölkerungsüberschuß durch Kolonisation oder Ansiedelung in volksärmeren Landesteilen ableiten, und lösen wir es auf einer andern Seite dadurch, daß wir durch feinste Ausbildung unsrer technischen und wirtschaftlichen Einrichtungen ein dichteres Zusammenleben ermöglichen, so tragen wir hier zu seiner Lösung bei, indem wir eine gesellschaftliche Einrichtung und Betätigung auf eine höhere Stufe heben, die grundlegende von allen, die Aufzucht von Menschen. Schließlich handelt es sich um eine Verstärkung des Grundpfeilers unsrer deutschen Kultur, der Familie.

Diese Bestrebungen werden jetzt zusammengefaßt durch die Vereinigung für Säuglingsschutz (Geschäftsstelle im Kaiserin Augusta Viktoriahaus zu Charlottenburg-Berlin), die diesen Sommer in Dresden die erste deutsche Versammlung für Säuglingsschutz abgehalten hat. Friedrich Hofmann

Bodenständigkeit

Ein Mensch, der nach der Tiefe hin wirken will, muß selbst in der Tiefe wurzeln. Er muß bodenständig sein. Dies gilt auch vom Lehrer, in ganz besonderem Grade vom Volksschullehrer. Hat ihn das Schicksal hinausgesetzt in ein einsames Dorf der Alpen oder der Rhön, der Heide oder des Marschlands, muß er sein Dasein unter Hirten und Bauern, unter Handwerkern und Fischern verbringen, dann muß er auch zu ihnen gehören, wenn er ihnen etwas werden und bedeuten soll. Er muß bodenständig geworden sein. Er darf sich von seiner nächsten Umgebung nicht vornehm und hochmütig abschließen. Ihre Freuden müssen seine Freuden, ihre Leiden auch seine Leiden sein. Die Leute des Dorfes müssen fühlen, daß er es gut mit ihnen meint, daß er sie fördert und ihnen nützt, wo immer er kann. Und sie müssen spüren, daß er nützen kann. Er muß raten können beim Obst- und Getreidebau, in der Geflügel- und Bienenzucht, beim Hausbau und bei der Wiesenbewässerung. Für nichts hat der Bauer mehr Sinn als für das Nützliche. Nichts schätzt er höher.

Es ist nicht leicht für einen Mann mit vorwiegend geistig gerichteten Zielen, auf dem flachen Lande draußen in solcher Weise bodenständig zu werden. Besonders für zarter geartete Naturen nicht. Die sprichwörtlich bekannte Bauernmoral, der rücksichtslose Egoismus, der gemeine Nützlichkeitssinn, die ungeschminkte Roheit und das Geldprotzentum der Gemeindegewaltigen, das alles stößt ab, macht leutscheu und erfüllt mit Verachtung. Es gehört ein tiefgründender psychologischer Spürsinn für das Gesunde, Kernhafte,

Digitized by Google

Naturwüchsige, für das unter der rauhen Rinde strömende wunderbare Innenleben unseres Volkes dazu, um sich die Freude an der ungeschlachten Umgebung und die Liebe zu ihr bewahren zu können.

In dieser tieferliegenden Schicht der Volksseele muß der Lehrer wurzeln, wenn er seiner Aufgabe froh werden, wenn er über die Gemeinheiten hinauswachsen will. Denn darauf kommt es an: darüber *hinauswachsen* muß er, wenn er in rechter Weise bodenständig werden möchte. Seine Bodenständigkeit darf doch kein *Aufgehen* im Bauern- und Handwerkerleben sein. Er darf nicht verbauern, nicht selbst roh, ungehobelt, selbstsüchtig, protzenhaft werden. Der Abstand, der zwischen jedem Erzieher und den zu Erziehenden naturnotwendig ist, muß auch hier bleiben. Die Wipfel müssen im Lichtglanz der Sonne stehen, wenn sie andre zum Licht emporlocken wollen.

Dazu gehört vielleicht eine größere Kraft als zu jenem Einleben in die ländliche Umgebung und in die ländlichen Lebensinteressen. Es liegt ja auch ein gewisser Widerspruch in der Forderung: auf den Nutzen bedacht sein und doch allen Gewinn nur als Mittel zu höheren Zwecken gelten lassen — Bauer werden und dennoch Philosoph, Idealist bleiben. Paulsen hatte gegen die Universitätsbildung des Volksschullehrers ein Bedenken: der Akademiker würde sich im einsamen Heidedorf am Ende deplaziert erscheinen. Er würde nicht bodenständig werden können. Ich halte diese Meinung für irrig. Aber freilich: nur ein Mensch, der bereits in jener höheren, in jener geistigen Welt heimisch geworden ist, nur ein Mann mit einer gefestigten Lebensanschauung und mit einem klar erkannten Bildungsideal, nur der geistig Ringende und Strebende vermag jener Doppelforderung gerecht zu werden: bodenständig zu werden im niedern Alltagsleben und bodenständig zu bleiben in der höhern Ideenwelt.

Das Volk draußen muß fühlen: er ist einer der Unsern mit Herz und Sinn und ist doch ein andrer, einer, zu dem man aufschauen kann, einer, der uns gibt, was uns der Boden, den wir bebauen, nicht zu geben vermag, was wir aber brauchen, um volle Menschen zu werden.

Man hat sich gewundert, als vor einigen Jahren die Kunde durch die Zeitungen ging, ein russischer Universitätsprofessor sei freiwillig russischer Dorfschullehrer geworden, weil er der Meinung lebte, seinem Volke auf diesem Weg nützlicher werden zu können. Man könnte sich auch wundern, daß noch kein deutscher Staat auf den Gedanken kam, die *besten* seiner Volksschullehrer für das flache Land auszuwählen und ihnen äußerlich und innerlich zu sichern, was sie zu jener zwiefachen Bodenständigkeit nötig hätten. Zum Nachteil der deutschen Kultur würde ein derartiges Unternehmen sicher nicht ausschlagen.

Ernst Weber-München

Die Fratze in der Schule

Der Gymnasialleseverein — er unterstand damals gerade meiner Führung und wir waren alle 17 bis 19jährig — hatte sich eines Tages entschlossen, eine Auswahl der lustigsten und geistreichsten Arbeiten Wilhelm Buschs für seine Bibliothek anzuschaffen. Im Grunde waren wir durchschnittlich von altgermanischer Ernsthaftigkeit. Aber wie in den Pausen, der

Digitized by Google

schulfreien Zeit nach dem trockenen Wesen des Schulbetriebs der Intellekt in freiem und schnellem Witz, der Geist in Heiterkeit sich nicht genugtun konnte, so krankte unser ganzes Schulwesen an einer Beschränkung der Lebensäußerungen, die wir privatim ausgleichen mußten, sollten wir nicht als Jünglinge schon werden wie ausgedroschenes Stroh.

In der Schule reizlose geistige Kost, trockene Arbeit aufs Abitur hin. Jugend läßt sich nur ungern die Flügel beschneiden, und so liefen denn die Karikaturen der angriffsfähigsten Lehrer von Bank zu Bank, konnten nicht genug Lächerlichkeiten entdeckt, Spitznamen erfunden, konnte nicht genug Schabernack aller Art getrieben werden. Die Lebensfreude strömte nicht rein und voll aus; gehemmt, schaffte sie sich gewaltsam ein Ventil, und es wurde ein Sturzbach draus, dessen Wasser getrübt war durch eine Art Rachsucht gegen die, welche unsre Freude immer dämpften. Nun gut, auch diesmal dauerte es nicht lange, da war unser trefflicher Busch von dem Herrn Direktor konfisziert, und ich hörte eine Strafpredigt, in der Freude an obszönen Dingen und Zynismus noch die geringsten Vorwürfe waren.

Sprechen wir allgemeiner: Die Schule, wie sie heute ist, hat uns zwar zu ganz passablen Denkmaschinen erzogen, und sie tut es immer noch, aber unser Empfindungsleben blieb ganz ohne hütende Hand. Die Kräfte des Gefühls, wie sie sich etwa in der Kunst nach der Seite des Erhabenen und Komischen, des gemütstief Rührenden und der schneidigen Satire, der Träne über Lebensnot und grundloser Heiterkeit differenzieren, ach, wir mußten sie „zu Hause“ in uns erleben, wo der übervollen Seele selten das mitfühlende Auge wartete. Ja, unsre Schule ist so spartanisch, daß irgendeine freie Äußerung des Empfindens als unpassend erscheint. Nie habe ich ein Gedicht vortragen können, ohne das lähmende Gefühl: deine Kameraden lachen dich aus, und der Lehrer duldet dein Pathos mit Lächeln. Das Schulzimmer kennt kein lautes Gefühl, weder Freude noch Not, weder Rührung noch Humor. Da erinnerte denn kürzlich die Zeitschrift „Schauen und Schaffen“ zu Dank daran, wie zum Beispiel gerade die Freude an den Zerrbildern des Lebens ein notwendiges Element kindlicher Lebensäußerung ist. Der jugendliche Organismus würde das Leben mit seiner Fülle ernsthafter und schwer lösbarer Fragen schwerer ertragen, übersetzte er es sich nicht in ihm gemäße Formen der Reaktion. So muß man's ansehen, wenn ihm, der noch nicht in die Tiefen dringen kann, die von Gedanken zerklüftete Stirn des Philosophen zu einem närrischen Netz krauser Linien, der Bettler auf der Straße — ein Dokument menschlicher Lebensnot, das manche zu Anklägern, Verächtern und Verstehern des Lebens gemacht hat — zu einem für ihn nur lächerlichen Haufen von Lumpen und verkrümmten Gliedern wird. Scheltet auch nicht, ihr Lehrer, wenn ihr eines Tages auf der Tafel euer wohlgelungenes Konterfei erblickt, sondern lächelt. Denkt darüber nach, was die Augen der Jugend Komisches an euch entdeckt haben! Und leitet das Bedürfnis nach Karikatur, das nirgends und niemals so stark ist, wie in der Jugend, in rechte Bahnen. Gerade die Karikatur,

Digitized by Google

für die Verständnis in Knaben und Mädchen von Anfang an da ist, kann euch die Brücke schlagen helfen zu den künstlerischen Werten des Erhabenen und Großen der Menschenkunst, denn auch die liegen ja in der Wirklichkeit nicht für jedes blöde Auge da, auch sie müssen aus ihr erst „herausgeschaut“ werden. Und so fort zu weiterer künstlerischer Erziehung. Aber vergeßt auch nicht den Eigenwert der Karikatur selbst. Sie ist eine Äußerung frischen Lebens. Sie sollte nicht unterbunden werden, sie, die unmittelbar wieder Lebensfreude schafft. Des Lachens ist ja in der Welt immer noch viel zu wenig. Und besonders in der Arbeitsstätte der Jugend, der Schule. Bd.

Wie's gemacht wird

Die Firma Römmler & Jonas in Dresden macht ein Geschäft damit, daß sie die früheren Umschläge unsrer „Meisterbilder“ nachahmt, damit die Leute glauben sollen, ihre „Bunten Blätter“ seien auch vom Kunstwart herausgegeben. Man vergleiche hinten unter den Illustrationssachen unsre frühere und ihre jetzige Umschlagseite, achte auf das ohne Absicht der Täuschung ganz sinnlose „Herausgegeben vom Kunstverlag“ (denn der „Kunstwart“ ist einer, „Kunstverlage“ gibt's hundert) und bedenke, daß auch das Format, ja Papier und Druckfarbe nach Möglichkeit nachgeahmt sind. Wir haben zu dem Unterfangen so lange geschwiegen, bis uns Zuschriften aus dem Leserkreis, die sich über schlechte Bilder und Texte bei uns beschwerten, zu dem öffentlichen Hinweise darauf zwingen: daß wir mit diesem Unternehmen nicht das geringste zu tun haben. Das Vorgehen der Herren zu kritisieren, ist ja nicht nötig.

Dieses Heft ist zu umfangreich,

das sei hier ausdrücklich betont. Der Kunstwart ist ja keine Monats- sondern eine Halbmonatsschrift, deshalb können nur zwei seiner Hefte zusammen den Lesern die Bewältigung so vielen Stoffs zumuten, wie eines einer Monatsschrift. Die weiteren Hefte werden also, wenn das der zudrängende Stoff irgend erlaubt, schlanker sein. Dieses erste des neuen Jahrganges sollte aber für neue Leser möglichst vielseitig zeigen, wie wir „Ausdruckskultur“ zu treiben denken.

Unter uns

Unsre Verpflichtung

Lebende Worte

Wir haben uns spezialisiert. Uns kommt eine besondre funktionelle Tätigkeit zu. Wir sind das Hirn des Volkes. Dieses ernährt uns, und dafür haben wir die Aufgabe übernommen, es zu belehren. Nur auf Grund dieser Verpflichtung haben wir uns von der Arbeit befreit. Was hat nun aber das Volk von uns gelernt, und was lehren wir es? Es hat Jahre, es hat Dezennien, es hat Hunderte von Jahren gewartet. Und wir, wir reden immer weiter untereinander, belehren uns gegenseitig, und treiben Kurzweil, das Volk aber haben wir darüber vergessen. Tolstoi

Unsre Bilder und Noten

Mit dem farbigen Steindruck vor dem Heft grüßen wir Hans Thoma, wie er selber daraus unsre Leser grüßt. Wir grüßen ihn zum 2. Oktober nochmals, gesprochen haben wir von seiner

Digitized by Google

Kunst anläßlich seines siebzigsten Geburtstages ja schon im vorigen Hefte, und unsre Gabe dazu liegt mit der großen „Thoma-Mappe“ nun auch schon auf dem Tisch. Begleitworte braucht das hier zum ersten Male vervielfältigte köstliche Werklein nicht. Engelwolkenbilder kennen die Leser von Thoma schon, Wundervogelbilder auch. Auf diesem hier, das, dem Meister wohl besonders wert, in seiner eignen Wohnung hängt, ist das wandernde Zauber-Flügeltier auf seiner Luftreise unter die Engelwolke geraten, wodurch es ungemein heiter gestimmt wird. Auch in der Farbe lacht das ganze Bild, und das Gold setzt noch besondere Märchenglanzlichter darauf.

Otto Kirbergs Gemälde mag dem minder Geübten auf den ersten Blick als ein etwas empfindsames „Genrebild“ erscheinen, wenn er's nämlich nur auf den „Stoff“ hin ansieht, auf das, was es erzählt: auf den Alten da, der in einer alten Stube in alten Papieren blättert, in seinem schwarzen Rocke vielleicht eben heimgekommen vom Grabe seiner Frau. Wenn es dem Maler hauptsächlich um das Herausarbeiten dieses Erzählerischen zu tun gewesen wäre, so hätte er seine Aufgabe vielleicht nicht sehr stark gelöst. Es war ihm aber um Feineres zu tun. Wessen Auge geschult ist, der sieht sofort, daß der seelische Gehalt des Werks nicht die Stimmung eines alten Menschen, sondern die eines alten Raumes ist, die in dem Greise auf der Bank nur gleichsam gesammelt wird. Eines jener alten Räume, die mit ihrem Anstrich so fesselnd malerisch sind, spinnt mit hundertfach abgewandeltem Goldlicht, gehoben noch durch die kühleren Töne im Fliesenboden, seine Farbengedichte, so daß, für einen Maler echt künstlerisch, nicht die poetische Stimmung die malerische, sondern die malerische die poetische trägt. Es ist auch kein Zeichen von Schwäche, es ist eins von künstlerischer Diskretion, daß der Mensch da keine größere Rolle spielt, daß er im Raume halb und halb aufgeht. Ein „Genremaler“ schlechter Art würde ihn ganz anders herausgeholt und beleuchtet haben.

Die schöne Radierung von Meta Voigt verdanken wir der Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes. Es ist viel von Kindern die Rede in diesem Heft, mag ihnen auch ein Bild gewidmet sein. Von rechts sind sie gekommen, nun sehn sie uns, da stehn sie still. Was mir die Radierung, vom Künstlerischen im engeren Sinne abgesehn, so wert macht, ist ihre ganz ungewöhnlich schlichte Ehrlichkeit. Da ist gar nichts aufgetragen, aber alles gesehn. Deshalb drängt sich die kleine Gesellschaft uns auch nicht auf. Wir freuen uns zunächst vielleicht nur des hübschen Lichteffekts. Aber je länger wir zusehn, je mehr beginnen die Vier, die uns da anstaunen, sozusagen aufzutaun. Die Bewegungen, so echt wie der Ausdruck der Gesichter, sind bei jedem „Stück“ doch anders nach Persönlichkeit wie nach Geschlecht und vor allem: nach dem Alter. Ganz sachlich alles, auch ohne bewußten Humor (nur bei den Licht-„Hörndeln“ im Haare des Buben fühl ich mich dessen nicht sicher, so gewiß sie durch den Lampion motiviert sind), vier Bildnisse augenscheinlich in der ungewöhnlichen, harten und doch reizvollen Beleuchtung der Situation. Man wolle beachten, wie gut die scheinbar ganz zwanglose Komposition abgewogen, wie notwendig zum Beispiel die leere Stelle rechts ist.

Die Bilder der übrigen Beilagen („Antikes Rokoko“, „Wie's

Digitized by Google

gemacht wird", „Vom »System Podbielski« und von dem Schema F") begleiten oder erläutern gleich den in den Text gedruckten über „Kleine Wohnungen" Rundschaubeiträge unter den gleichen Überschriften.

Es ist ein alter Grundsatz des Kunstwarts, bei der Auswahl der Notenbeilage für das erste Heft eines neuen Jahrgangs nicht auf die Anziehungs- und Werbekraft berühmter „Namen" zu spekulieren, sondern die ungewöhnliche Verbreitung, die gerade dieses Heft naturgemäß findet, zu benutzen, um womöglich noch unbeachtete lebende Talente aus dem Dunkel hervorzuziehen und bekannt zu machen. Dieser Gepflogenheit treu, möchte ich diesmal in die größere musikalische Welt einen Grazer Komponisten einführen, in dem, wie ich glaube, eine außerordentliche Begabung, besonders für die Liederkomposition heranwächst. Sein Name ist Friedrich Mayer. Von Hugo Wolf kommt er her, aber er hat schon seine eigene Note. Ein lebendiges Erfassen des Dichters, morgenfrische, liebenswürdige Melodik und eine überaus reizsame harmonische Phantasie nebst feinem Klangsinn zeichnen ihn aus. Er gibt unvergrübelte Musik, die aus dem klaren Born der Schönheit fließt, worüber die helle warme Sonne lacht. Sie erquickt und entzückt und steigert die Lebensfreude. Es gibt viele Wege in die Kunst, manche führen durch großartigere Landschaften, an tiefen Abgründen vorbei, zu einsamen Höhen hinauf. In Mayers Lyrik umfängt uns das Idyll eines lieblichen Waldtals. Wird er einmal auch die romantischen Schroffen erklimmen, die seitab seines lauschigen Pfades sich erheben? Niemand weiß das heute aber es schadet auch gar nichts, wenn er dauernd im Gelände der Anmut und Innigkeit bliebe. Besser ein in der Natur vergnügter Spaziergänger, als ein abgestürzter Gipfelkletterer. Daß er nicht den Modepoeten nachläuft und sich bisher am meisten von Martin Greifs Gedichten wahlverwandt angezogen fühlte, empfiehlt ihn unsern Lesern ganz besonders. Mayers Lieder sind in der Hausmusik des Kunstwarts herausgekommen, deshalb mag ich, indem ich sie rühme, vielleicht als Partei erscheinen. Aber der Fall liegt so, daß ich, von diesen Liedern auf das sympathischste berührt, ihre Drucklegung in unsrer „Hausmusik" anregte und allein die künstlerische Verantwortung dafür trage. Mögen nun die Leser des Kunstwarts den Noten entnehmen, ob diesem neuen Singvogel im deutschen Liederwald der Schnabel wirklich so hold gewachsen ist, als es mir vorkommt. Mich dünkt nämlich, daß „Lenzesgebot und süße Not" uns schon lange nicht mehr so morgenschön aus einem jungen Künstlerherzen heraus gesungen hat. Die Ballade selbst bedarf keines zergliedernden Kommentars, denn sie erklärt sich selbst, und wessen Sinn für diesen musikalischen Moritz von Schwind-Ton verschlossen ist, dem würde auch der Nachweis der thematischen Einheit, der kleinen feinen Züge, der Gestaltenzeichnung und dergleichen wenig nützen. Darum nur einige Fingerzeige für den Nachgenuß. Durch die Musik zieht sich ein schon im Vorspiel angeschlagenes Staккato-Achtelmotiv. Ist es vom trippelnden Hufschlag des Rößleins eingegeben oder deutet es auf das muntere Gehämmer der Schmiede? Wohl auf das letztere, wie der weitere Verlauf zeigt. Aber hier, zu Beginn, macht es einen Reiz mehr aus, daß die Vieldeutigkeit der Musik der Phantasie jene andere Beziehung auch gestattet. Über diesen „Leitrhythmus" also singt die „Leitmelodie", die stets in ideeller

Digitized by Google

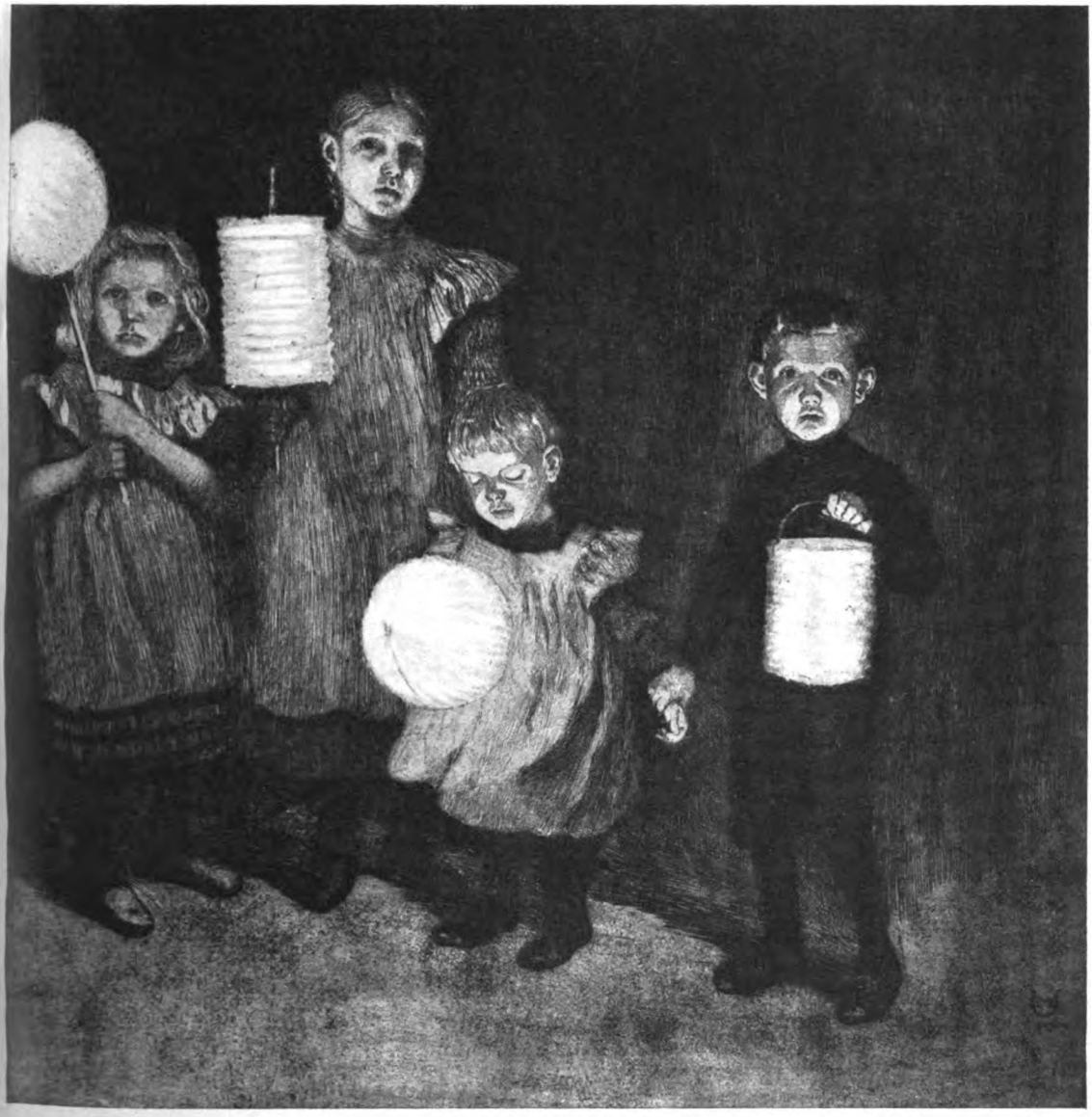
Verbindung mit dem Mädchen auftritt, ihre einschmeichelnde Weise. Man beachte auch die liebenswürdig-schelmische Art, wie „Gertrud“ sich vorstellt. Man sieht förmlich den artigen Knix, den sie dabei macht. Die zweite Strophe bringt mit der Antwort des jungen Schmiedes (A-dur) ein zweites, sein Motiv. Frisch, keck, entschieden, mit einem Zug überlegenen Humors. Die Musik leitet mit einer spielerischen, fast koketten Figur zur Rede des jungen Mädchens über. Etwas von oben herab sagt sie ihm den Gulden zu. Der Jüngling erwidert resolut, dann bittend, beinahe flehend, in steter Gefühlssteigerung. Da kehrt sie ihm mit einer äußerlich zwar drastischen, aber innerlich wohl nicht ganz echten Entrüstung schnippisch den Rücken, unter neckischen Pirouetten des Klaviers erklärt sie, lieber zu Fuß heimtraben zu wollen, geht mit sichtlichem Unmut über den „dreisten Kumpan“ ab, bleibt stehn, macht wieder ein paar Schritte, besinnt sich, und mit jäh umschlagender Laune befiehlt sie plötzlich: „fang an“. Der Schmied jubelt auf und macht sich an die Arbeit (H-dur). Die beiden Hauptmotive der Ballade lösen einander nun ab. Was die jungen Leute fühlen, sagt das Klavier, die Singstimme rezitiert mit bewußter Zurückhaltung des Empfindens zumeist auf einem Tone. Das Mädchen hat etwas von ihrer früheren Selbstsicherheit verloren, dem entspricht diese schüchterne Art der Deklamation. Das erste, weibliche Motiv dominiert, wird gesteigert, harmonisch gewandelt. Die weiten, gehaltenen Akkorde, die dann Willfriedes Worte begleiten, dürfen nun ja nicht den Eindruck ruhiger Gleichgültigkeit machen. Sie müssen so vorgetragen werden, daß sie spannend wirken, während sie zugleich der ungestörten begrifflichen Wirkung des Dichterwortes freie Bahn lassen. Beim letzten jubelnden Ausruf des glücklichen Gewinners nimmt das Klavier den Faden der Stimmung auf und spannt ihn mit feurigem Temperament bis zur Spitze des Ausdrucks, um den Sturm der Gefühle dann mählich abklingen zu lassen. Die Maid ist überwältigt. Langsam löst sie sich halb aus den Armen des Siegers. Bis sie in holder Verschämtheit — auf die schalkhafte Verstohlenheit der Stelle: „heimlich, im Leisen“ muß der Vortragende besondere Sorgfalt verwenden — die Bitte an ihn richtet: noch einmal. Lustig kichert und klappert der Hammerschlagrhythmus der überlisteten Schönen seinen Beifall ...

Den freien Raum benutzen wir, um unsern Geigern mit einem melodiösen Menuettsatz des alten Eligio Celestino († 1812) einen Leckerbissen darzubieten. Rudolf Melzer in Berlin hat das Cantabile auf der Kgl. Bibliothek entdeckt und dem Kunstwart und seiner „Hausmusik“ in einer Bearbeitung für den praktischen Gebrauch zur Verfügung gestellt.

Schließlich verbessere man folgende Stichfehler: Seite 3, zweites System, Takt 1 fehlt in der Singstimme („haben“) ein Auflöser vor dem zweiten a. Ebenda, drittes System, 3. Takt ein Kreuz vor c. Seite 4, drittes System, 10. Takt ein Kreuz vor g in der Singstimme. Seite 5, drittes System, 4. Takt lese man b statt g und setze vor e erst ein b, dann einen Auflöser. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortl.: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google



KW

META VOIGT

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

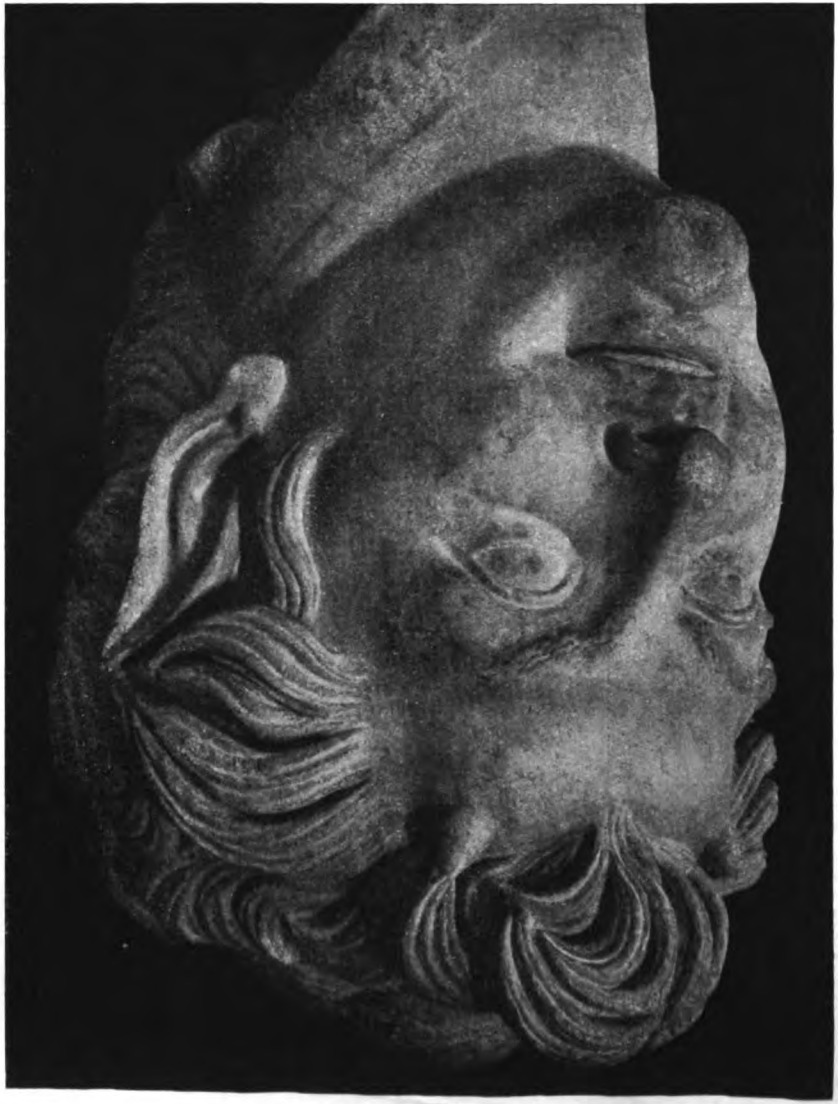
OTTO KIRBERG

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



Digitized by Google

DIE AUFFORDERUNG ZUM TANZ

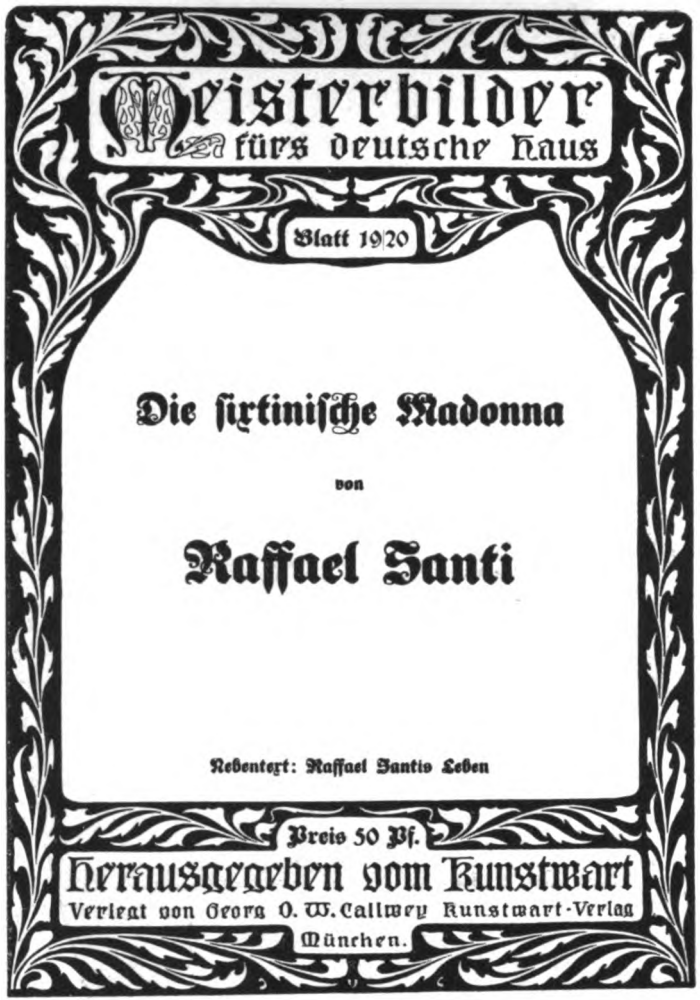
Digitized by Google

KW

DIE AUFFORDERUNG ZUM TANZ

KW

Digitized by Google



KW

Digitized by Google

„SYSTEM PODBIELSKI“, VON HINTEN GESEHEN

NEUER BAU, ENTSPRECHEND DEM DÜRERBUND-VORSCHLAG

KW

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: VOM „SYSTEM PODBIELSKI“ UND VON DEM SCHEMA F

ALTE DORFSTRASSE IM POSENSCHEN

KW

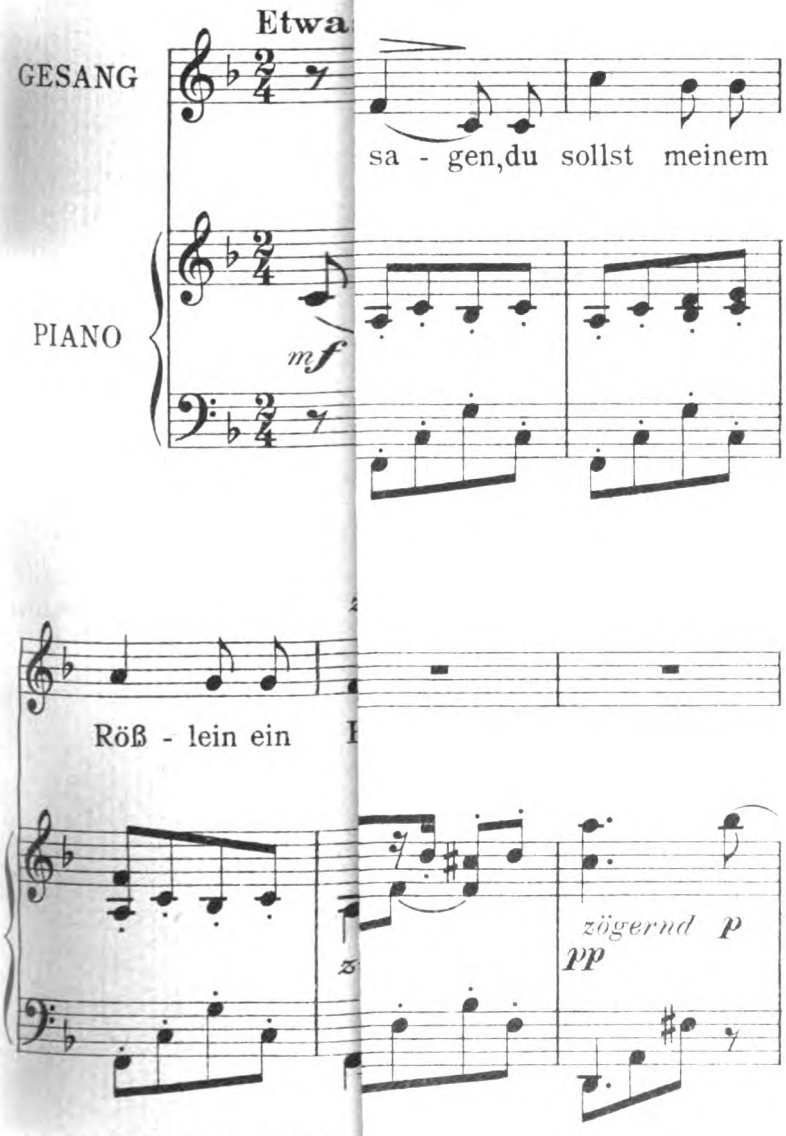
PREUSSISCHES DOMÄNENGEBÄUDE „SYSTEM PODBIELSKI“

Digitized by Google

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

BEILAGE

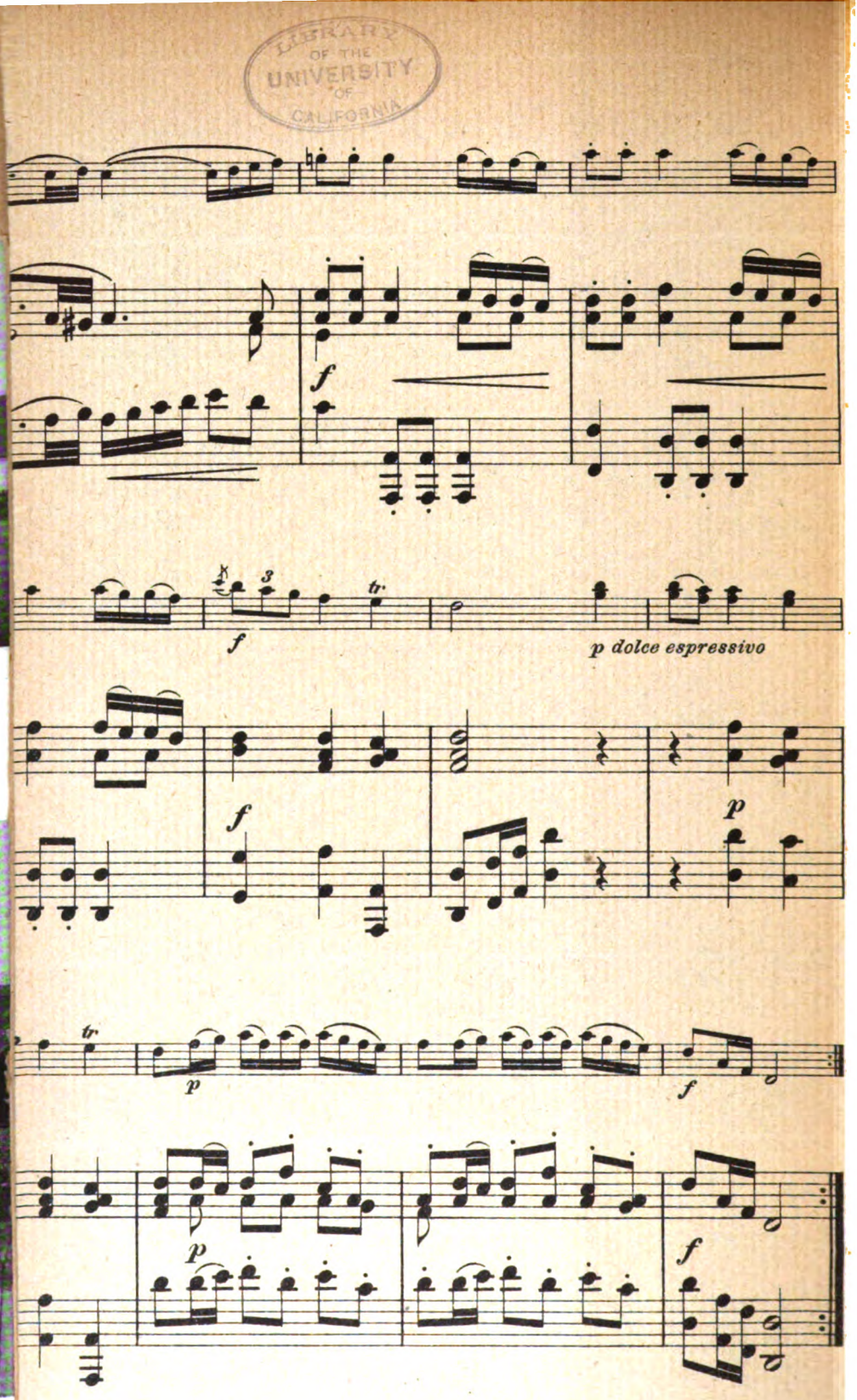
Carl Spitteler:
DER HUFSCHMIED



Verlag G. D. W. Callwey. Öffentlich

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Digitized by Google

Digitized by Google

Th. Hagen

Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Oktoberheft 1909 Heft 2

Vom Neuen in der Schauspielkunst

Wer sich während der letzten zehn Jahre auf dem Gebiete des Bühnenwesens auch nur flüchtig umgetan hat, muß über den Reichtum an Wünschen, Versuchen und geglückten Reformen erstaunt sein, die dem Theater den Vorwurf des allzu langsamen Fortschreitens, die Eigenschaft der Beharrlichkeit scheinbar genommen haben. Architektonische Gedanken Schinkels und Sempers sind aufgefrischt, neu gedacht und ausgeführt worden, die Szene im besondern hat Tiecks und Immermanns Absichten ausprobiert, man ist an vielen Orten der Verwandlungspause durch die Shakespere- und die Drehbühne, durch Natur- und Freilichttheater oder durch andere Vereinfachungen der Dekoration zu Leibe gegangen, vor allem aber steht heute das Bühnenbild und seine Belichtung, sei es als realistisches, sei es als stilisiertes Kunstwerk da, leider beinahe als selbständiges. Vereinzelt hat man sogar begonnen, den äußeren Rahmen des Schauspiels aus der inneren Struktur der Dichtung herauszuarbeiten: ein Vorgehen, das von Rechts wegen so alt sein müßte wie die erste Aufführung des ersten Dramas. Ganz plumpe Beispiele dafür gab es freilich längst; denn in Brahms „Deutschem Theater" wurden „Die Weber" schon vor fünfzehn Jahren viel minuziöser ausgestattet als „Der Misanthrop". Aber vollkommene malerische Schöpfungen, die aus dem Geiste des geschriebenen Werkes und zugleich aus dem Erlebnis eines bildenden Künstlers zusammenfließen, kamen damals und früher nicht oder nur zufällig zustande. Man holte eher Rat im „Bildersaal der Weltgeschichte", wenn es den Wallenstein zu inszenieren galt, als in der Stimmung, die Schiller mit breitem Dichterpinsel aufgetragen hatte. So sind jetzt dem Theater Tausende und Abertausende von Kunstfreunden, die ihm durch Jahrzehnte entfremdet waren, wieder zugeführt worden. Der herausfordernde Münchner Titel „Künstlertheater", der sich wohl vom „künstlerischen Theater" der Moskauer herleiten läßt, ist gewiß den meisten neugewonnenen Besuchern schlicht und natürlich erschienen, weil sie endlich einmal vom Bühnenbilde befriedigt wurden; sie fühlten, hier halfen Leute am Werke, die modern empfanden und an den Ergebnissen linearer und farbiger Kultur nicht blind vorübergegangen waren.

Ich fürchte jedoch, daß wir über kurz oder lang diese Tausende und Abertausende wieder verlieren; sie werden einsehen, daß die Bühne ihnen zwar etwas Gutes geboten, dessen sie sich nie zu schämen brauchen, daß sie ihnen aber vom Guten das Beste noch vorenthalten hat: damit meine ich die Schauspielkunst selbst, ohne den Rahmen. Ihre Entwicklung bietet leider viel weniger Lichtpunkte als die der Dekoration und zwingt uns sogar von arg getäuschten Hoffnungen zu reden. Wir hatten sowohl von der naturalistischen Dichtung, die manches starke Schauspielertemperament erweckte, wie auch vom sauber hergerichteten szenischen Milieu, in dem Sprache und Bewegung zur Natürlichkeit angehalten wurden, viel mehr erwartet als sich

Digitized by Google

heute erfüllt hat. Daß die Stücke der äußersten Wirklichkeitsnähe nur einen Teil des dramatischen Schaffens oder nur einen Übergang bedeuten konnten, war uns von jeher klar; aber wir glaubten, daß aus den Darstellern dieser Stücke nach und nach Stilschauspieler erwüchsen. Nicht etwa so, als ob Rittners warmblütiger wonniger „Jugend"-Hans später ein Romeo würde; aber das Schauspielergeschlecht, das neben Rittner jung war, meinten wir, müßte je nach der individuellen Veranlagung einen viel reicheren, charakteristischeren Romeo, Tasso, Erbförster spielen als das vorangegangene. Und wie stellt sich nun das wirkliche Fazit? Niemand außer Kainz, dessen Aufstieg schon vor der naturalistischen Dichterperiode abgeschlossen war, hat Romeo und Tasso mit der Farbe der jüngsten Gegenwart und der Linie der Renaissance schmücken können, und allein Bernhard Baumeister, der doch die Rolle des Fuhrmanns Henschel aus künstlerisch-konservativen Gründen ablehnte, ist der Verhaltenheit des Erbförsters ganz gerecht geworden.

Das heißt also: die stärksten schauspielerischen Persönlichkeiten finden den Ausdruck ihres künstlerischen Wesens in sich selbst und hängen nicht oder nur unbestimmbar wenig von den Strömungen ihrer Zeit ab. Ich wüßte wirklich nicht zu sagen, was Baumeister und von wem er was gelernt hätte; der Reiz und die Macht seiner Wirkung liegen nur in seiner Existenz, ja in der Möglichkeit einer solchen Existenz. Und auch Kainz scheint ganz aus einsam arbeitenden Trieben aufgeschossen zu sein. Dabei sind beide doch in ihrem Wesen und auch im Ausdruck durchaus verschieden; und wäre zufällig einmal die gleiche Rolle an sie gekommen — sagen wir, der Leon in „Weh dem der lügt", der ja dem jungen Baumeister sehr gut „gelegen" hätte — so würde bei dem einen ein derber, wenig beweglicher Bursche zu genialer Ausmünzung gelangt sein, wie der andere uns den feinen, lebhaft gestikulierenden Dialektiker geboten hat. Grillparzer hätte wohl hier wie dort aufgejauchzt. Man möchte aus solchen Erfahrungen heraus die schauspielerische Kunst als die urwüchsigste, einfachste bezeichnen; arbeitet sie doch auch mit dem allgemeinsten Material, was wir haben: mit dem menschlichen Körper. Vielleicht auch ist sie, rein zeitlich betrachtet, die älteste. Sie will Leidenschaften darstellen, das ist ihr Erstes und Letztes, darin sucht und hat sie die Wirkung; seien es nun die Leidenschaften des Herzens oder des Geistes, diejenigen Lears oder Richards III. Und selbst diese Zweiteilung erscheint bereits zu verfeinert, denn auch die Leidenschaft des Geistes bedarf auf der Szene des primitiven körperlichen Ausdrucks, der Bluterregung, des Schnellebens, des beschleunigten Sprechtempos, des vielfältig wechselnden Tones. Woher kommt nun die Klage der Klugen (nicht der Weisen), daß die Charaktere der Klassiker in den Händen der gefeiertsten Schauspieler einander ähnlich werden, daß Kainzens Alfonso, Tasso, Carlos sich nur noch durchs Kostüm unterscheiden? Von ihrer irrtümlichen stubenhaften Auffassung dieser Kunstübung! Diese Leute halten den dichterischen Charakter höher als seine gewaltigen Wendepunkte. Ihre Ansicht und der Vorwurf, der sich aus ihr schreibt, sind akademisch. Natürlich haben sie auf dem Papiere recht, sie können Zeile für Zeile die Verbrechen, die ein großes schauspielerisches Temperament an einer

Digitized by Google

dramatischen Gestalt begeht, mit geruhiger Hand nachzeichnen, aber die Praxis setzt sie ins Unrecht. Es ist ja ganz nebensächlich für die theatralische Wirkung, ob Lear im ersten Akt pathologisch gespielt wird oder nicht, ob er sich zwei oder zwanzig Nuancen zurechtlegt bei seinem Eintritt, beim Begrüßen Cordelias, der Verbannung Kents — wenn ihm nur die Flüche des zweiten und dritten Aktes so gelingen, daß uns ein Grauen vor dem königlichen Tiere packt, das der Dichter ihm in die tiefste Brust gebettet hat! Freilich, vollkommen sind die Leistungen nicht, die nur an den Höhepunkten sieghaft strahlen und sonst überall zum Widerspruch auffordern; aber sie lösen in den Zuschauern wenigstens an zwei, drei Stellen erhebende und zermalmende Gefühle aus, während der sorgsamste Charakteristiker ihnen nur die mittelmäßige Achtung abzwingt. Und ist es nicht, als erkännten die starken, aber ungleichmäßigen Schauspieler die Grenzen alles darstellerischen Könnens wahrhaftiger als die andern? Sie nehmen sich gar nicht erst die Mühe, das Charakterbild mosaikartig zusammenzusetzen, sich eine Menge von Gesten, Gebärden, Stellungen und Tonfällen einzustudieren, die ja doch im Augenblicke der dämmezerreißenden Leidenschaft wie Spreu vor dem Winde zerstieben. Es ist keinem Genie der Schauspielkunst gegeben, dort noch auf eingelernte Kleinigkeiten zu achten, wo es seinen größten Trumpf, sich selber ausspielt. Da verschwinden Kostüm und Maske; nicht der Schauspieler, nur der Mensch bleibt übrig. Aber zum Prinzip der Inszenierung darf die Art des genialen Schauspielers nicht erweitert werden. Das gäbe ein unerträgliches Chaos, wenn der ganze Theaterzettel, große und kleine Rollen in schauspielerischen Saltimortalis durcheinanderwirbelten. Gewisse „Muster-“ und „Meisterspiele“ haben sich durch solches Irrlichtelieren der besten Kräfte ad absurdum geführt. In der Theorie macht es sich vortrefflich, jede unbedeutende Episode des Dramas einem ungewöhnlichen Darsteller zu übertragen, der in seiner künstlerischen Veranlagung auf gleicher Höhe mit dem Protagonisten steht. Aber bislang sind derartige Aufführungen noch nicht geglückt. Für den Zuschauer bleibt heute wie immer die Wahl, ob er eine oder zwei hervorragende schauspielerische Leistungen genießen oder ob er einer mittelguten ausgeglichenen Gesamtausführung beiwohnen will. Unleugbar ist es, daß seine Seele in dem einen Falle gewaltiger aufgewühlt wird als im andern.

Der jüngste Fortschritt der schauspielerischen Kunst liegt auf dem Wege dieses zweiten Falles. Man war sich der Armut an starken selbstherrlichen Temperamenten bewußt geworden und lenkte in das wenig bewegte Fahrwasser der homogenen Aufführungen ein. Daher denn auch die Sorgfalt für den Rahmen des dramatischen Bildes, der bald und oft zum Bilde selbst wurde. Die mittelmäßige Schauspielkunst mußte von außen her so geschickt unterstützt werden, daß sich jeder psychische Mangel durch ein leblos-optisches Zuviel paralysierte. Diese Tatsache ist zu beherzigen und festzuhalten; sie wird einmal eine Reaktion zeitigen, die der Schauspielkunst einen Fortschritt oder doch erhöhte Bedeutung jenseits der Dekoration bereiten hilft. Versuche sind dazu bereits gemacht worden, nur hat man bei den Relief-, Shakespere-, Natur- und sonstwie stilisierten Bühnen den

Digitized by Google

Hauptwert auf die Negation gelegt. Man kämpfte immer gegen, nicht für etwas. Man schalt auf die Panoramen und fegte sie weg, ohne zu erkennen, daß sie der kleinzügigen Schauspielerei der Gegenwart angepaßt waren. Man hätte wenigstens gleichzeitig die relativ wuchtigsten Persönlichkeiten der deutschen Bühne zusammenrufen müssen, die allein imstande gewesen wären, die malerische Umwelt vergessen zu machen. Statt dessen nahm man die am Orte eingesessenen bequemen Talente und wies nun gewissermaßen mit zehn Fingern auf ihre Fehler hin, die sich in aufdringlicher Helligkeit von der allzu schlichten Dekoration abhoben.

Wir dürfen unsre Zeit nicht anders nehmen als sie ist. Dem heute geschaffenen Drama entspricht ganz und gar die Schauspielerei. Ibsen, Schönherr, Hauptmann, Schnitzler, Hofmannsthal, die uns nahe stehen, finden geziemende Darstellung, wenn auch nicht überall. Warum soll denn gerade die mimische Kunst Größe, Saft und Kraft genug haben, um den dichterischen Titanen früherer Jahrhunderte, Jahrtausende würdig an die Seite treten zu können? Sie tut den Besten ihrer Zeit genug; es ist töricht, mehr von ihr zu verlangen. Was aber jetzt geschieht, um trotzdem das Erbe unsrer und fremdländischer Klassiker zu pflegen, ist dankenswert. Es wird dabei oftmals die Lebenslinie des Dramas verschoben: vom Wort zum Bild hin; aber zwischendurch kommt es zu so schönen Ergebnissen, daß die geringe Fälschung fast aufgewogen wird. Die Zeit schafft heute besonders selten schauspielerische Genies. Womit muß also ein Theaterleiter arbeiten? Mit den Talenten. Und ihrer sind nicht wenige. Sie haben mit ihren normalen Gaben die Kunst sogar bereichert; nicht nach der Tiefe hin, nur nach der Breite. Aber auch dies hat einen Wert, weil sich gleichzeitig das Bedürfnis nach theatralischer Kunst verbreitert hat. Man spielt heute in einer kleinen Stadt geschmackvoller als früher in der großen.

Gut ausgebildete Talente tragen ihre Fehler nicht offen zur Schau und verstehen es, mit Hilfe technischer Mittel ihre Szenen so aufeinander abzustimmen, daß dem Publikum die Mängel der Begabung verborgen bleiben. Sie vermögen an leidenschaftlichen Stellen hinzureißen, ohne daß, absolut beurteilt, ihre inneren Erregungen dazu ausreichen; sie haben nur die Kunst, lange an sich zu halten, die ruhigen Szenen mit einer Fülle interessanter Züge auszustatten und den Flüsterton, die Pause so geschickt zu verwenden, daß ihr voller Ton, ihr flüchtigster Rhythmus, wenn sie ihn endlich herausschnellen, wie urtümliche Gewalt erscheint. Ihr Erfolg kann künstlerisch gar nicht angefochten werden, so lange der Urteilende den relativen Talentmaßstab anlegt; nur vom Dichter oder vom genialen Mitempfinder aus ist ein Tadel gerechtfertigt. Solcher Kritiker gibt's natürlich nicht viele. Unsre großen dramatischen Dichter schweigen, weil ihr Mund geschlossen ist, und geniale Mitempfinder stehen nicht immer dort, wo man auf sie hört.

Talente sind sehr lerngierig und lernfähig. So ganz und gar verschmelzen oft Talent und Fleiß, daß man sie nicht mehr zu trennen vermag. Man weiß kaum noch, ob das Talent den Fleiß herbeigerufen hat oder der Fleiß das Talent. Und wohl, wenn beide zusammengehen! Denn schlimm steht es nur um die Kunst, die sich von verlotterten

Digitized by Google

Talenten bedienen läßt. Da wird der Unsicherheit Tür und Tor geöffnet. Das verlotterte Talent lügt sich leichter zum Genie hinauf als das gepflegte, denn es drapiert sich mit den Manieren der Ungleichmäßigkeit, die nur wenige Beobachter als Manier erkennen. Es spricht von „Auffassung", wo öde Einseitigkeit herrscht, die nicht einmal über die notdürftigste Technik verfügt. In diese Klasse gehört leider der größere Teil aller der Schauspieler, die überhaupt noch den Namen eines Schauspielers verdienen. Wer tiefer steht, ist Dilettant; er zählt nicht mit, wo es sich wie hier um künstlerische Klarstellungen handelt.

So hätten wir also ein paar Persönlichkeiten im schauspielerischen Berufe, eine mäßig ausgedehnte Reihe gepflegter Talente und eine ansehnliche Masse der Verlotterten. Die ersten stehen auf sich selbst, unterliegen also nicht den literarischen Schwankungen eines Jahrzehnts; die letzten sind viel zu eingebildet, als daß sie auf die Entwicklungen um sich her achteten und davon lernten; bleiben also für unsre Betrachtung nur die Mittlen, die das Empfinden, den Geist, die Stimmung ihrer Zeit einsaugen, in sich verarbeiten und in ausgeglichenen, relativ bedeutsamen Leistungen wieder nach außen tragen.

Das bißchen höhere Bildung, das nach und nach in den ganzen Stand eingedrungen ist, hat ihnen eine Art von gesellschaftlichem Takt anerzogen, der den Mitspieler nicht mehr wie Luft behandeln, sondern ihn achten und berücksichtigen läßt. Es gab, besonders in den Stilstücken, intime Szenen, die vordem durchgebrüllt wurden, weil die darein verflochtenen Darsteller die dichterischen Weisungen nicht sahen oder fühlten und weil sie sich von Satz zu Satz in der Tonstärke überbieten wollten; sie suchten eine Wirkung für sich, nicht für die Szene. Nach und nach haben die meisten eingesehen, daß sie sich auch beim Publikum in Gunst setzen, wenn sie bei unwichtigen Missionen hinter den Partner zurücktreten. Der Unfug der forcierten Abgänge, das widerwärtige Extemporieren haben aufgehört, seitdem die Hervorrufe auf offener Szene weggefallen sind; selbst an den Aktschlüssen wird nicht mehr sinnlos geschrien, weil der Vorhang sich an vielen Theatern nach dem Applaus nicht mehr hebt oder weil nur noch ein kleiner Teil der Zuschauer darauf hineinfällt. Der Segen langsamer, zahlreicher Proben ist nicht genug zu rühmen. Dekorationen, Kostüme, Requisiten bekam der Schauspieler früher erst am Tage der Aufführung zu Gesicht, so daß Anrempelungen, Unfälle mit Hüten, Handschuhen, Perücken, Degen zur Notwendigkeit, zur Gewohnheit wurden. Die schöne Ruhe, die erst das Beste des Schauspielers in gesicherter Form hervorholt, kann nur dort eintreten, wo jeder Schritt Natur wird, wo jeder Laut abgestimmt ist. Solange auf der einzigen Probe nur „markiert", das heißt mit halber Stimme geleiert wurde, war am Abend kein Einfühlen zwischen den Darstellern möglich: sie konnten sich die Worte nicht andächtig vom Munde ablesen, weil sie stets auf Überraschungen gespannt sein mußten. Und doch war es einem Schauspieler nicht zuzumuten mit ganzer Kraft zu probieren, wenn er noch am gleichen Tage, zwei Stunden nach der Probe, die gleiche anstrengende Rolle spielen sollte. Man achte doch auch einmal darauf, wie heute die einzelnen Akte eines Stückes durch Ton und Licht mit-

Digitized by Google

einander verknüpft oder voneinander abgehoben werden! Ich weiß mich genau zu erinnern, wie früher die Verwandlungen auseinanderfielen und wie der Zuschauer erst nach der zweiten, dritten Szene des neuen Aktes mühselig wieder ins Bild hineinkam. Was aber das Wichtigste ist: der moderne Schauspieler ist im Durchschnitt schweigsamer als der alte. In einer guten Ibsenaufführung laufen viele Fäden zwischen den Seelen der Darsteller hin und her, die nur der erkennt, der mehrmals zu sehen kommt. Der Schauspieler ist sich der Würde des Dichters und also seiner eigenen bewußt; er weiß, daß er keine Kinderfibel interpretiert, sondern ein Kunstwerk, das höchste Hingabe auch des reifen Genießers fordert. So rutscht er nicht unaufhaltsam die Skala seines Organs auf und ab, um den Leuten eine Sentenz, einen bedeutsamen Knoten im Gewebe ausrufermäßig zu zeigen; so spart er mit dem Klappern des Augenlids, mit der Bewegung des Kopfes, Rumpfes, Oberarmes, weil vielleicht eine kleine stumme Sprechpause beredter wirkt. Er sucht mit dem kleinsten Kraftmaß die große Wirkung zu erzielen, die dem Dichter vorgeschwebt hat.

Dies Stilisieren nach innen, das den Ibsenschen Gesellschaftsstücken im reinsten Sinne gemäß ist, wird nun freilich leicht zur Farblosigkeit und versagt deshalb bei den monumentalen Charakteren Shakesperes und unsrer großen Dramatiker, die die Farben verschwendet haben. Auch hier ist ja strengste Selbstzucht des Schauspielers geboten, aber mit dem Beugen des kleinen Fingers, mit dem kaum merkbaren Zucken der Mundwinkel, mit einem Viertelschritt dient man hier der Stimmung, dem Fortschreiten der Handlung nicht zur Genüge. Zwar verharren auch hier die Glieder lange in Ruhe, schweigt man, um einen Entschluß vorzubereiten, aber Körper und Seele sind in einer viel strafferen Spannung und lösen dann diese Spannung durch eine weitausladende Geste, die dem großen Gegenstande die Wage hält, durch einen Schrei, der die weite Heide erfüllt, durch eine gebieterische Wendung des Körpers, die einen ganzen Krieg bedeutet. Die Sehnsucht nach solcher Kunst steckt in jedem Schauspieler, und solange sie ihm nicht verloren geht, darf man nicht von einem Verfalle reden. Wollte man jemand dafür verantwortlich machen, so könnte es nur die Zeit sein, die sich mit dem Kleinkram so viel abgibt, daß sie selbst das Große aus den Augen verloren hat.

Ferdinand Gregori

Sachlichkeit und Sachenrecht

Sachlichkeit betätigt sich in kräftigem Herausarbeiten der wesentlichen Eigenschaften einer Sache und ist nur möglich bei einem dauernden Herrschaftsverhältnis zu der Sache. Hätte Mörike nicht wieder und wieder „lange Nachmittage dem Kuckuck horchend in dem Grase liegen“ und ungestört die Fülle Himmels und der Erden einsaugen dürfen, er hätte uns gewiß nicht ihre Schönheit so stark und rein gestalten können.

Ebenso ist's, und noch deutlicher merkt man es bei körperlichen Sachen. Wer wird seiner Wohnung eher ein Hausgefühl geben, das allen ihren Eigenschaften entspricht: wer sich vermöge eines halbjährlich kündbaren Mietsverhältnisses in ihr aufhält, oder wer sie kraft

Digitized by Google

eigenen Rechts an ihr für immer oder auf Jahrzehnte besitzen und benutzen darf? Und wer wird geneigter sein, Wald und Acker sorgsam zu betreuen: einer, der selber und dessen Nachkommen jederzeit ihr Gut lassen können und auf Betreiben ihrer Gläubiger lassen müssen, oder der, den samt seinen Nachkommen etwa ein Familienfideikommiß auf ihm festhält und im Besitz und Genusse schützt?

Die Antworten können nicht zweifelhaft sein. Es lassen sich aber aus ihnen zwei wichtige Lehren entnehmen:

Ein sachliches Volk wird es vorziehen, seine Angehörigen in sachenrechtliche Beziehungen zu seinen wirtschaftlichen Gütern zu setzen, und es vermeiden, ihren Gebrauch auf schuldrechtliche Beziehungen zu stützen. Dieser Gegensatz wird klar am Beispiel der römischen und altdeutschen Miete. Jene ist nur ein persönlicher Vertrag zwischen dem Eigentümer und Mieter, das heißt der Mieter ist gegen Störungen im Gebrauch der Mietssache nicht kraft eigenen Rechts an ihr geschützt, sondern auf die Hilfe seines Vermieters angewiesen, und weiter muß er demjenigen weichen, der während des Mietsverhältnisses das Eigentum an der Mietssache erwirbt. Vermöge seiner bloß schuldrechtlichen Beziehung zum Vermieter kann sich der Mieter eben bloß an diesen halten. Die deutschrechtliche Miete hingegen begründet eine unmittelbare sachenrechtliche Herrschaft des Mieters über die Mietssache, vermöge deren er sich kraft eigenen Rechts an ihr gegen Dritte und auch gegen einen späteren Erwerber wehren kann.

Die andre Lehre liegt etwas verborgener; sie ist im zweiten Beispiel enthalten. Das stellt ein völlig freies Eigentum einem durch Anwartschaftsrechte gebundenen Eigentum gegenüber. Welches wird ein sachliches Volk vorziehen? „Natürlich das vollkommen freie," antwortet der vom neunzehnten Jahrhundert begeisterte, „verkörpert dieses nicht »voll und ganz« die sicherste Sachherrschaft?" Wer indes die Dinge näher prüft, wird einen Unterschied machen.

Für alle Güter, die ihrer Natur nach vergänglich, vermehrbar, ersetzbar, entbehrlich sind, wird er als Voraussetzung ihrer sachlichsten Benutzung das unbeschränkte Eigentum wählen. Aber er wird Bedenken tragen, es zu empfehlen bei solchen Gütern, die unvermehrbar, unersetzlich, unentbehrlich sind, wie Kohle und Wasserkraft, und gar noch unvergänglich, wie der Boden. Denn hier kann es leicht kommen, daß die Unbeschränktheit des Eigentums, statt daß sie das kräftige und erfreuliche Herausarbeiten wesentlicher Eigenschaften fördert, das Gegenteil bewirkt.

Die wesentlichen Eigenschaften des vaterländischen Bodens herausarbeiten heißt doch, ihn als Werk- und Wohnstätte so benutzen, daß auf ihm möglichst gesund und schön gewohnt und möglichst viel und gut gewirkt werden kann. Diesem Ziel aber arbeitet das freie Bodeneigentum entgegen, wenn es in einem Lande gilt, dessen Bevölkerung arbeitsam ist und zunimmt, und dessen Wirtschaft Geldwirtschaft ist. Für den Bewohner eines solchen Landes besteht nämlich die sicherste und günstigste Anlage seines Erbes und Erwerbes im Ankauf von Boden in Wohn- und Arbeitsmittelpunkten und in ihrer Umgebung. Was nun dort der Großgrundbesitzer mit dem Boden

Digitized by Google

macht, ist zwar auch ein Herausarbeiten einer seiner Eigenschaften, aber gerade seiner unwesentlichsten.

Wesentliche Eigenschaft einer Sache ist ja immer nur die, die ihr im besonderen eignet, nicht die, die sie mit vielen oder allen gemein hat. Nicht die Wörter an sich machen ein Gedicht aus — die hat auch der Schönredner — ihre Assoziationskraft tut es. Keine besondere Eigenschaft des Bodens, sondern eine, die er mit allen wirtschaftlichen Gütern gemeinsam hat, ist sein Geldwert. Und gerade diese haben im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland findige Geschäftsleute mit solchem Erfolge herausgearbeitet, daß der Städter von heute aus eigener Erfahrung von den eigentümlichen Eigenschaften des Bodens kaum mehr weiß. So stand denn das deutsche Volk mit der traurigen Gewißheit am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, daß der Teil von ihm, der in Städten lebt, rund seine Hälfte, die unmittelbare Beziehung zum Boden verloren hat. Nur vermöge des schuldrechtlichen Mietsverhältnisses des bürgerlichen Rechts darf er sich Wirkens und Wohnens halber auf ihm aufhalten, er ist vaterlandslos geworden. Was Wunder, daß es ihm — dabei denke ich auch an die Wohlhabenden und Gebildeten — so ganz und gar gleichgültig geworden ist, in was für gesundheitswidrigen, ausdruckhemmenden, häßlichen Höhlen er sich befand! Ihm schien ja ihre Verbesserung und Verschönerung und der Kampf darum nichts zu fruchten.

Ihm, — so lange er kurzsichtig war. So lange der einzelne, gleich all den andern kurzsichtigen Mitentrechteten nicht sah. So lange er mattsinnig genug war, die Millionen Fäden nicht zu spüren, die ihn mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verknüpfen. So lange er mutlos war und zu der Stoßkraft organisierter Einzelwillen kein Zutrauen mehr hatte. Kurz: so lange er unpolitisch war. Vor dem Urteil der Geschichte mag ihn der Umstand entschuldigen, daß auch die Politiker seiner Zeit so unpolitisch waren. Aber es wird ja allgemach politisch, und es regt sich schon allenthalben die Leidenschaft zum Kampfe ums Vaterland.

Das Ziel ist klar: Es sind Herrschaftsrechte über den Boden auszubilden, die eines sachlichen Volkes würdig sind.

Auch die Mittel sind klar. Reich, Staat und Gemeinde, von denen ja vorderhand Mißbrauch nicht zu befürchten ist, müssen so viel Boden wie möglich zu Eigentum erwerben; den einzelnen ist er nur auf Grund bodenreformrechtlicher Rechtsformen (etwa des Erbbaurechts und des Ulmer Wiederkaufs) zu überlassen — wir beschränken uns hier auf städtische Verhältnisse. Erbbaurecht ist das vererbliche und veräußerliche Recht, auf einem fremden Grundstück ein Bauwerk (nebst Garten und Lagerplatz) zu haben. Beim Ulmer Wiederkauf wird das Grundstück zu Eigentum übertragen, aber zugunsten der Gemeinde mit dem Recht belastet, es nach bestimmter Frist zum ursprünglichen Preis zurückzukaufen. Auf achtzig oder hundert Jahre bemessen, gewähren beide Rechtsformen alle Gebrauchsvorteile des Eigentums, den Geldwert des Bodens aber erhalten sie der Gesamtheit.

Damit treten wir vor die Frage: Wenn es uns gelingt, Reich,

Digitized by Google

Staat und Gemeinde zu bewegen, allgemein ihre Ländereien an den Grenzen dichtbewohnter Gebiete derart an die einzelnen zu überlassen, daß sie den Boden nur als Werk- und Wohnstätte benutzen dürfen, werden dann auch diese dem Boden Wiederzugeführten ihn so benutzen, daß auf ihm gesund und schön gewohnt und viel und gut gewirkt wird?

Bei den Erfolgen, die der Geist der Sachlichkeit und Ausdruckspflege schon jetzt überall hat, wird man diese Frage froh bejahen dürfen. Aber man muß auch umgekehrt gestehen: Wenn wir die rührige städtische Hälfte des deutschen Volkes nicht wieder bodenständig machen, bleiben mit ihr all die zarten Pflänzlein künstlerischen, wirtschaftlichen, politischen und sonstigen Erwachens, die wir in seine Seele senken, wurzellocker. Karl Polenske

Lose Blätter

Aus dem „Fröhlichen Buch" von Ferdinand Avenarius

[Das „Fröhliche Buch" erscheint als drittes der „Hausbücher" des Kunstwarts in diesen Tagen. Was es bringt, davon möge auch an dieser Stelle sein Vorwort sprechen:

„Günstiger Leser, nimmst du dies Buch in die Hand, so nimm's auch schon mit dem, was es dir bringen will — nimm's mit Humor! Denn siehe, nur dann könnte dir's trotz all der losen Schrauben darin möglicherweise gefallen, was aber hast du davon, wenn's dich ärgert?...

Eigentlich wär ich mit dem Vorwort nun fertig, da wir aber in deutschen Landen leben, wo jeder vor allem einmal ausweisen muß, daß er, wie der Bayer sagt, eine Bildung hat, so fange ich nun erst an.

Haben wir bereits einen aus der ganzen Fülle des deutschen Dichterhumors gesammelten Blumenstrauß für solche Leser, die im Theater nicht schon bei Blumenthal und Kadelburg zufrieden sind? Bescheiden gesagt: jedenfalls bei weitem in den meisten, die ich kenne, spukt um die Wiesenblumen der Volksschwänke oder auch ganz für sich allein der hochbeliebte »Knallerbsen-« und »Lachpastillen«-Geist; oder sie tun, als schäume der deutsche Poetenhumor wenigstens zu drei Vierteln mit Bierschaum und Anekdotenrauch, während das letzte Quart sich mit Pointen in die Luft verspritzt. Nun erscheint ja wirklich vielen Guten als der höchste heitere Genuß die unermüdet gepriesene »Zwerchfellerschütterung«. Aber so vielen, daß man eine fröhliche Lese nicht nur aus einzelnen Gebieten, nein, aus dem Vollen für anspruchsvollere Leute gar nicht versuchen durfte? Eine Lese brauchen wir nicht nur des lachenden Humors, sondern auch des verhaltenen, keuschen, der nur so leise wie die Sonne in der Träne blinkt, und des starken, der das Auge von aller Tränerei freimacht, indem er fest in diese Wahrheit zu sehen lehrt, die deshalb, weil sie *uns* fatal sein mag, noch lange nicht aufhört, als große Regiererin des Alls das Allerschönste auf der Welt zu sein. Ich meinerseits möchte glauben: man wird schon nach ein paar Jahren kaum begreifen, daß das vorliegende »Fröhliche Buch« der früheste Versuch war, auf seine Weise *den Humor als Seelsorger* ins deutsche Haus zu laden.

Digitized by Google

Freilich, freilich: echter Humor ist zwar wenigstens in seiner derben Art im Leben gesunder Volksgenossen gar nicht so selten, in der Dichtung aber ist er's leider. Setzt er doch voraus, daß der humoristische Dichter nicht nur ein Humorist, sondern eben auch ein Dichter sei. Eine lächerliche Begebenheit, ein drolliger Einfall, ein guter Witz in Versen erzählt, das tut's doch nicht. Selbst wenn ein Herr Vortragender mit allen Mienen eignen Glaubens an die große Spaßhaftigkeit der Sache den Hörern die Pointen zwischen Daumen und Zeigefinger vor die Nasen hält, schlägt das wohl manchem auf die Lachmuskeln, braucht aber noch nicht ins Blut zu gehn. Auch humoristischer Poet ist nur, wer gestalten und mit seinem Ich gestalten kann. Wer Stoff und Stimmung während des ganzen Schaffensvorgangs allen Hemmungen zum Trotz mit dem eignen Feuer immer wieder flüssig schmelzen kann, so daß dem werdenden Werklein durch alle Adern Leben aus dem Gestalter selbst zublutet. Dann erst wärmt er. Und ich glaube, Vater Humor lacht mehr mit den Augen als dem Mund.

So bedaure ich, ich kann in den Spezialisten für humoristische Literatur durchaus nicht die besten humoristischen Dichter sehn. Sie können es wohl leider auch nicht sein. Deshalb nicht, weil das humoristische Weltbetrachten als Vereinigung des Komischen und Tragischen die innerlich reichsten Menschen überhaupt verlangt. So überrascht es nur einen Augenblick, daß selbst jene Großen, die ihre eigentliche Aufgabe ganz fern von heiterer Dichtung sehn, durch gelegentliche fröhliche Nebengaben die Humoristen vom Metier weit übertreffen. Raabe, der als Prosadichter für diese Sammlung leider nicht in Frage kam, ist als Tragiker so bedeutend wie als Humorist. Wie reich war die fröhliche Ernte nicht nur bei Liliencron, sondern auch bei Keller, Mörike, Storm, Fontane! Selbst der »düstere« Hebbel gibt feinen, lichten Humor. Geradezu prachtvollen reicht uns Schiller, der »Pathetiker«. Der größte Humorist der deutschen Dichtung ist aber Goethe. Dieses Buch will mithelfen, daß unser Volk endlich des Goetheschen Humors reger teilhaftig werde, der in den einschlägigen Sammlungen wie Betrachtungen bisher nur ein Nebenröllchen spielt. Denn dieser Humor schreitet vom närrischen Spaß bis zur monumentalen Größe »den ganzen Kreis der Schöpfung aus«, und er wärmt aus Sonnenfülle, wo er scheint. Vielleicht kann er manchem zu Goethe überhaupt helfen, der dessen Segen an sich noch nicht erfahren hat. So gibt's auf unserm Gebiete überall zu revidieren. Auch bei kleineren Leuten. Beispielsweis: wenn man dem alten Gellert nicht nur als einem Moralisten auf die Perücke, sondern als einem Humoristen auf die ganz ungemein verschmitzten Augenwinkel sieht.

Aber unser Band hier soll keine Probensammlung von verbürgt hundertgrädigem humoristischen Spiritus, sondern schlechtweg ein »Fröhliches Buch« sein. Der echte Humorist ist nach Vischer einer, der das Zickzack und den tiefen Bruch in der Welt wohl fühlt, der aber deshalb nicht verweltschmerzt, sondern »den Geist zu freiem Lachen stärkt« angesichts der erfreulichen Tatsache, daß diese »geborstene Welt doch immer noch steht und zusammenhält«. Kein Volk könnte aus kleinen Versdichtungen solchen Geists ein Hausbuch füllen, so rar sind sie. Genug, wenn unsres als Ganzes in dieser Richtung zum echten Humore strebt. Während des Weges zum Ziele schwankt des Menschentums Schwachheit in recht weit-

Digitized by Google

geschweiften Bogen. Schadet nichts. Selbst Vischer gönnt in jenem Gedicht einem rechten Kerl »von ganzem Herzen auch einmal närrisch zu scherzen, ohne versteckte Gedankentiefen seine Freude zu haben am Naiven«. Am Ursprünglichen, heißt das, an dem, was aus den Lebensquellen steigt. Gott schütz uns davor, daß wir im alten Schwank, im Volkslied, in den Stücken Hans Sachsens das Gesunde und Kräftige nicht mehr genießen könnten — unsre Herzen und Hirne brauchen es. Aber für deren Weiterplaudern sorgen auch schon andere Bücher. Und die Herzen und Hirne von uns Leuten im zwanzigsten Jahrhundert brauchen von fröhlicher Poeterei wohl noch mehr. Auch der Witz, auch die Satire durften durch unser Buch blinzeln, lächeln, lachen und sogar lange Nasen drehn. Unter zwei Bedingungen freilich. Erstens: daß sie nicht, wie zum Beispiel fast alle Satiren der Witzblätter, nur dem 24stündigen Tag galten. Zweitens: daß beim Gedankenspiel auch das Herz, das heißt ja mit andern Worten: daß auch der Humor wenigstens irgendwo im Hintergrunde mit dabei war. Schamloses Zeug gehört natürlich erst recht nicht in ein Hausbuch. Wer hier lesen will, lasse aber auch die Prüderie beiseite, die, unsern Altvordern fremd, ein ziemlich unreinlicher Besuch aus der Fremde ist. Die Duldsamkeit gegen andrer Leute Ansichten dagegen, die könnten wir zu gemeinsamem Frohsinn weit gastlicher aufnehmen, als wir's tun, die Duldsamkeit gegen fremdes Meinen, selbst wenn es sich im Scherz über uns teure Dinge zeigt. »Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, der ist gewiß nicht von den besten« — ich meine: unter das »sich« wird der innerlich Freie auch seine Gefühle einschließen, denn selbst wer an meiner Auffassung des Edelsten und Höchsten eine humoristische Seite sieht, lacht deshalb vielleicht über mich, aber noch lange nicht über dieses Hohe selbst. Schwächlinge vergessen das freilich gern, indem sie, um ihr Ichlein zu schützen, meinen, sie müßten verteidigen, was nicht von Speer und Pfeil und also doch wohl erst recht nicht von der Pritsche erreicht wird.

Wie bei den beiden andern Hausbüchern war bei weitem die schwierigste Aufgabe nicht die Auswahl, sondern die Komposition. Das Aneinanderreihen nach Alphabet oder Geburtsjahr bedeutet ja den Verzicht auf Komposition, also auch den Verzicht auf einen künstlerischen Organismus, dessen Glieder einander helfen. Ob mir's gelungen ist, auch hier einen zu bilden, der wirklich aus der Sache gewachsen ist, entscheide der Leser. Natürlich mußte wieder alles anders als bei den andern Bänden sein, aber doch eine gleichartige innere Bewegung durchgehen, die des Aufstiegs. Eine wesentliche Abweichung bemerkt man sofort: die Einfügung eines Dutzends einzelnen Persönlichkeiten gewidmeter »Kapitel«. Bei dem so besonders subjektiven Charakter des Humors lag der Versuch nahe, dieses oder jenes besondere Ich gleichsam noch als Menschen-Naturschönheit aus seinen Werken herauszuheben. Freilich durfte das hier nur durch Selbstzeugnisse geschehn, die auch an sich die Aufnahme ins fröhliche Buch rechtfertigten. Andre Stücke derselben Dichter schienen mir besser an andre Stellen zu passen.

Da die drei Hausbücher einander ergänzen sollen, habe ich nur ganz wenige Gedichte aufgenommen, die schon in einem der andern stehn. Auf meine eignen verzichtete ich hier aus denselben Gründen wie dort.

Ach, nun kommen wir zu den Bildern!

Digitized by Google

Eine Erklärung an alle, die »das Buch als Kunstwerk« schätzen, in Demut vorweg: ich weiß, daß was ich biete, in dieser Beziehung durch seine Buntheit geradezu haarsträubend... nein, nicht ist, aber allerdings wäre, wenn wir nicht ein Buch des Humors vor uns hätten. Ich will auch allen, die in diesem Punkte gar so sensibel sind, eine Zusage machen: sobald Ordnung und Inhalt der drei Hausbücher im wesentlichen feststeht, soll von ihnen allen dreien eine typographisch einwandfreie besondre Ausgabe ohne Bilder erscheinen. Diesmal aber hätt ich auf den gezeichneten und gemalten Scherz, selbst wenn das Kleid noch flickenreicher geworden wäre, doch nicht verzichtet. Denn was ich wollte, schien mir viel wichtiger, als die buchmäßige Korrektheit, mit der sich's nun einmal nicht vereinigen läßt. Wir Deutschen haben nicht nur die feinste humoristische Poesie, wir haben auch die feinste humoristische Zeichenkunst. Nur meiner Meinung nach? Gut, aber ein persönliches Bekenntnis von mir ist doch auch dieses Buch. Und wenn ich sehe, daß viele das fadeste Verzerren und die blödeste Linientobsucht zumal in manchen Berlinischen und Wienerischen Witzblättern auf dieselbe oder noch eine höhere Ebene stellen wie eine humoristische Griffelkunst, die der feinsten Menschenkenntnis lustigsten Extrakt verzapft — so sag ich mir: wo du was gegen diese Simpelei versuchen kannst, da versuch's! So hab ich einen Strauß aus Bildern mit dem aus den Versen in eins gebunden. Wiederum gar nicht »ordentlich«, geschweige »wissenschaftlich«, nicht einmal immer »ernsthaft«, sondern manchmal so, daß ich mir gerade mit der Einfügung an eine Stelle auch meinerseits ein Späßlein erlaubte. Ist dies nicht immer geglückt, liegt vielleicht eben in dieser Tatsache für den Leser auch wieder eins. Meine Hoffnung ist: wer zwischen dem Lesen solcher Dichtungen solche Bilder sieht, wird dadurch besser auf sie »eingestellt« sein. Er wird dadurch manche Talente und einige, man darf es ruhig sagen: Genies der humoristischen Zeichnung künftig leichter in dem gebührenden Abstande von den Auch-Humoristen sehn. Unter den Kennern der bildenden Kunst ist man sich ja darüber längst klar; ich will ihnen nur mehr Zuzug von den Literaturfreunden verschaffen. Übrigens stammen manche Bildlein aus recht wenig bekannten oder aus jetzt sehr schwer zugänglichen Büchern und Blättern. So die ungemein anmutigen Schattenrisse nach Diefenbach und Fidus (aus ‹Per aspera ad astra›), welche mit denen Konewkas und den lustigen Tiervignetten der Lina Burger den ganzen Weg des Buchs überstreuen. Sie fehlen nur an Stellen, wo mir jede Zutat unpassend schien..."

So weit Avenarius im Vorwort. Nicht nur die Dichter und die Künstler, sondern auch die Verleger haben ihn mit dem weitesten Entgegenkommen unterstützt; kein Name eines Großen unter den fröhlichen Künstlern fehlt, und die sonst nicht fröhlichen gesellen sich ihnen mit heiteren Gaben. Böcklins „Muse des Anakreon" führt die sehr „bunte Reihe", die Chodowiecki (Arm in Arm mit Gellert) eröffnet, Ludwig Richter geht einträchtig neben Adolf Menzel, Schwind mit Klinger, Thoma mit Welti, Busch mit Oberländer, und Konewka mit Fidus, Diefenbach und Heinrich Wolff. Besonders reichlich sind die Modernsten vertreten, die Künstler der „Fliegenden Blätter", der „Jugend" und des „Simplizissimus", soweit sie über Tagesstreitigkeiten hinaus dem Humore opferten. Das Buch hat

Digitized by Google

diese Abteilungen: „Vom Kinderparadies“, „Ein Kapitel Kopisch“, „Fünf Sträußlein Liebe“, „Ein Kapitel Liliencron“, „Von Trommeln und Pfeifen“, „Ein Kapitel Busch“, „Vom Tafeln und Bechern“, „Ein Kapitel Scheffel“, „Historien und Histörchen“, „Ein Kapitel Gellert“, „Von Dichtung, Kunst, Bühne usw.“, „Ein Kapitel Biedermaier“, „Von Papier, Leinwand, Schminke usw.“, „Ein Kapitel Heine“, „Ein Büchlein Idyllen zum Ausruhen“, „Ein Kapitel Mörike“, „Vom Zeitgenossen“, „Ein Kapitel Fontane“, „Vom Allerneuesten und Aktuellen“, „Ein Kapitel Keller“, „Frau Welt“, „Ein Kapitel Goethe“, „Frau Sphinx“.

Wir geben nun zwei Stücke aus möglichst verschiedenartigen Kapiteln als Kostproben. Freilich, wir können des Raumes wegen selbst aus den Bruchstücken nur Bruchstücke bringen. Sozusagen als Entschädigung geben wir aber dafür zwar keine Vollbilder, aber doch eine Anzahl der kleineren Bildchen mit, die, ein paar hundert an Zahl, teils mit Elfen-, teils mit Koboldschritt über die Seiten laufen. Die hier wiedergegebenen aus dem „Kinderparadies“ sind von Paul Konewka, Fedor Flinzer, H. v. Volkmann, Lina Burger und Ludwig Richter, die aus „Papier, Leinwand, Schminke usw.“ von Welti, Stuck, Gulbransson, Busch, K. Schäffner, Klinger, einem Unbekannten und Damberger. Über die verschiedenen Quellen (von denen „Fliegende Blätter“, „Jugend“, „Simplizissimus“, „Hans Schreyer“, „Leanders Träumereien“, die „Blüten aus dem Treibhause der Lyrik“, die „Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten“ auch hier genannt seien) finden sich die näheren Angaben im Buch. Eine Anzahl der Stücke sind Originale. Das im Kunstwart-Verlag bei Callwey in München erschienene „Fröhliche Buch“ kostet, stärker als die andern Hausbücher, gebunden 4 Mark.]

Aus „Vom Kinderparadies“

Ein Bildchen

Den Rain hinauf mit trotzigem Alarm
Fuchtelt ein Kinderschwarm.
„Vorwärts! Hurra!“
Hut ab! Du schaust kein Spiel.
Den Himmel zu erstürmen gilt das ernste Ziel.
Er ist so nah.
Siehst, wie er aus dem Grase guckt dort oben?

Digitized by Google

Zwei Glockentöne, leicht vom Morgenwind gehoben,
Kommen vergnügt und ungezwungen
Dahergesungen.
„Wo geht denn hier der Weg?“
„Wir wollen durch den Kindersternenhaufen
Über den Hügel weg
Die lange Kirschenblütenstraße laufen.“
Gesagt. Ein Sang, ein Flug:
Verschwunden in den Kirschen überm Hügelzug.

Der Kindersturm aber dort unten
Hat einen Igel gefunden.
In Anbetracht dessen
Ist der Himmel vergessen.

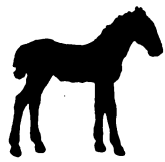
Spitteler

Ein Tag aus dem Leben des kleinen Herrn Wulff

Er ist grade drei Jahre alt
Und denkt noch nicht an Meucheln und Morden.
Ist er auch Liliput noch und Lamm,
Schwillt ihm zuweilen doch schon der Kamm.
„Lockwagen, Lockwagen“ war sofort,
Als er erwachte, sein erstes Wort.
„Nur Geduld, mein Wölfchen, ich muß ihn erst schmieren,
Dann kannst du mit ihm umherkutschieren.“
Nun ist er im Hemdchen, mit bloßen Beinen,
Entsetzlich! auf den kalten Steinen.
„Du kannst dir ja den Tod wegholen,
Schockschwerenot, was sind das für Kapriolen!“
Beim Waschen und Anziehn schreit er stark,
Ich hör es bis in mein innerstes Mark:
Auf meinem Zimmer, und das liegt weit

Digitized by Google

Von allem Tageslärm sonst gefeit.
Wenn er frühstückt, bleibt kein Rest,
Mit den Händchen hält er sein Milchkännchen fest
Und trinkt es wahrhaftig bis auf die Neige,
O Gott, es tropft aufs Schürzchen, ich schweige.
Dann geht der Spektakel munter los,
Im Lachen und Weinen ist er groß.
Die erste Post! Die muß er mir bringen,
Die läßt er sich von keinem entringen.
Kaum hab ich meine Briefe gelesen,
Hör ich schon wieder ein Teufelsunwesen.
Aus dem Papierkorb reißt er ein Kuvert.
„Nun, was willst du haben? Ein Hottepferd?“



So zeichn ich ihm ein Haus, eine Muhkuh,
Bis er mich endlich läßt in Ruh.
Aber ich komme trotzdem nicht davon,
Erst will er noch „haben“ den Luftballon,
Der gestern flog über unsre Wiesen,
Den kann er nicht vergessen, den Riesen.
„Was? Mehr? Nein, sag ich, jetzt hat's ein Ende!
Hab keine Zeit! Geh, wasch dir die Hände!“
Da legt er sein Köpfchen ins Genick,
Na, wer hält denn aus solchen Unschuldsblick!
So zeichn ich ihm ferner ein Viergespann,
Einen Wagen und einen Jägersmann.
Er scheint sich auf etwas zu besinnen,
Ich danke dem Schöpfer — er läuft von hinnen.
Wohin sich wohl seine Füßchen wandten?
In die Küche zu den Lieferanten?
Besonders kennt er, und kennt sie genau,
Die alte Wendten, die Kuchenfrau;
Die alte Wendt, die Kuchenfrau,
Die kennt alle Menschen ganz genau.
Nun holt er sich Abels Puppe Minchen,
Den Pudel, das Lämmchen und das Kaninchen;
Der Pudel, das Karnickel und das Schaf
Sind alle aus Werg und Wolle brav.
Doch dem fehlt ein Auge, dem fehlen die Ohren,
Das Schäfchen hat gar ein Beinchen verloren.
Bald liegen sie alle im Zimmer verstreut,
Es scheint mit ihnen zu Ende heut.

Digitized by Google

Hinaus ins Freie, hinaus in den Garten,
Wo ihn die kleinen Piepvögel erwarten,
Und wo er die Rosen will beehren
Und leider auch die Stachelbeeren.
Der gutmütige Sander, der Gärtner, hört böse
Das herannahende Tummelgetöse,
Und mit finsterm, mißtrauischem Sinn
Sieht er auf den zarten Zerstörer hin:
Denn der tobt mit Schaufel und mit Harke
Wie nichts Guts herum im saubern Parke,
Gräbt hier ein Loch, verschüttet dort Sand,

Macht überall Unfug, auf Beeten, im Grand.
Was? Weggelaufen? Wo ist denn der Bengel?
Aus dem wird sicherlich niemals ein Engel.
Er jachtert die Enten; und den Hühnerstall
Öffnet er, scheußlich, mit Knall und Fall.
Die liebe Ida sucht kreuz und quer
Und rennt vergebens hinter ihm her.
Geschrei? O jerum! er liegt in der Pfütze!
Sein neues Kleidchen, die neue Mütze!
Die liebe Ida trägt ihn ins Haus.
Hilf Himmel, wie sieht der Junge aus!

Zuweilen ist er recht eigensinnig,
Brüllt: „Nei—ihhn, nei—ihhn, ich will nicht, süß bin ich.“
So geht's den Nachmittag weiter und weiter,
Bald störrisch, bald „lieb“, bald heulend, bald heiter.
Endlich kommt der Abend heran,

Digitized by Google

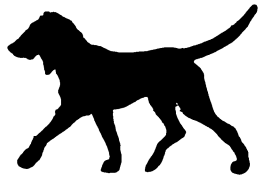
Und wir ſind ihn los, den Purzelmann.
Er ſchläft; im rechten Arm hält er ſein Minchen,
Im linken das arme, kaputte Kaninchen.

Mein Sohn, tolle fort, ſolang es geht;
Raſch ſind die ſchönen Tage verweht,

Und weit liegt im Nebel, ach, weglos weit
Die Kinderzeit, die Kinderzeit. Liliencron

Na 'n buten

Kind: De Sünn is ſchön, dat Gras is grön,
Och, ſchall ik nich na'n Garn?
Mober: Kind, Kind! Dar ſitt de Mann inn Sot,
De kriggt di bi de Haar!
Kind: De kriggt mi bi de Haar to fat?
Mober: Un treckt di in den Sot!
Kind: Un ik kann gar ni ruter kam?
Mober: Und du büſt muſebot!
Kind: Denn kam ik in en ſmuck lütt Sark!
Mober: Un inne kole Eer,
Ganz wit vun hier, günt anne Kark!
Kind: Denn lop ik wedder her!
Mober: Denn löppſt du nich, denn büſt du dot!
Kind: Denn neih ik awer ut!
Mober: Denn büſt du inner in de Eer!
Kind: Denn kam ik wedder rut.
Denn plück ik eerſt de ſmucken Blöm,
Denn kam ik antoſahrn,
Denn ſchint de warme Sünn ſo ſchön —
Och, lat mi na den Garn!
Mober: Hörſt du ni eben, wat der bell?
Dar is en Hund ſo grot!



Digitized by Google

Kind: Den kriggt de Mann bi't Haar to fat
Und halt em in den Sot!
Denn kann he gar ni ruter kam,
Und wi plückt all de Blöm!
Denn lat uns nu man rut na'n Garn,
De Sünn de schint so schön!
Moder: Kind, Kind, din Vader ward je bös!
Kind: Un sleit den groten Hund!
Nu lat uns man!
Moder: So lat uns denn,
Du söte Pappelmund! Groth

Kinderpredigt

Oder: was herauskommt, wenn die Buben und Mädel hören, was sie noch nicht verstehn.

Quibus, quabus,
Die Enten gehn barfuß,
Die Gäns haben gar keine Schuh,
Was sagen denn die lieben Hühner dazu?
Und als ich nun kam an das kanaljeische Meer,
Da fand ich drei Männer und noch viel mehr,
Der eine hatte niemals was,
Der andre nicht das
Und der dritte gar nichts,
Die kauften sich eine Semmel
Und einen Zentner holländischen Käse
Und fuhren damit an das kanaljeische Meer.
Und als sie kamen an das kanaljeische Meer,
Da kamen sie in ein Land und das war leer,
Und sie kamen in eine Kirche von Papier,
Darin war eine Kanzel von Korduan,
Und ein Pfaffe von Rothstein,
Der schrie: Heute haben wir Sünde getan,
Verleiht uns Gott das Leben, so wollen wir morgen wieder dran!
Und die drei Schwestern Lazari,
Katharina, Sibilla, Schweigstilla,
Weinten bitterlich,
Und der Hahn krähete Buttermilch!
Aus des Knaben Wunderhorn

Digitized by Google

Einquartierung

Die Enten ſprechen: Soldaten kommen! Soldaten kommen!
Der Enterich ſpricht: Sackerlot, ſackerlot!
Der Haushund ſpricht: Wo wo wo wo?
Die Katze ſpricht: Von Bernau, von Bernau!
Der Hahn auf der Mauer: Sie ſind ſchon da!

Aus des Knaben Wunderhorn

Pickefloh

Pickefloh, wo ſittſt du?
Pickefloh, wat bittſt du?
Meenſt, min Hanne harr dat geern? —
Gau na'n Garn, un ga ſpazeern!

Groth

Aus: Aanten int Water

Aanten int Water,
Wat vern Geſnater!
Aanten in Dik,
Wat vern Muſik!
De Wart is wat heeſch: wat wat wat ſchüll wi eten?
Murt, inne Murt, inne Grund is dat ſett!
Höja! de graue ſangt lud an to reden:
Quark un warm Water! un alle ropt mit.
Aanten int Water,
Wat vern Geſnater!
Aanten in Dik,
Wat vern Muſik!
Wat wat wat wüllt wi? nu wüllt wi na'n Miſten.
Hört ſe döſcht Weten! wi krupt doer de Rill!
Kamt man! man ſachden! op Töntjen! mit Liſten!
Rückt mit den Kopp, un et gau, un ſwigt ſtill!
Aanten int Water,
Wat vern Geſnater!
Aanten int Stroh —
Wat vern Halloh!

Groth

Digitized by Google

Poggenkantate

De Kanter

Korax Borax Brekkekk,
Potts Water un Dreck!
Is man einmal wohr:
Schön is dat Moor,
Nich tau drög, nich tau natt,
Ummer vull as'n Fatt —
'n Fleeschpott van Aghptenlann:
Wat snapen kann,
Man rann hier, rann!

'ne Denorstimm

Fette Fleigen un Mucken —
Ik kann nich mehr slucken!

'ne Baßstimm

Lange Pichn as'n Pahl —
Ik bring nix mehr dahl!

De Kanter webber
(ludhals)

Wat snappen kann,
Man rann hier, rann!

'n lütjen Chor
(sachte, dusemang)

Tau Neest is längst, bi Fru un Kinner,
Abbar, de Ekel, de Poggenschinner.
Driest rum könnt wi pallschen, sicher wi sünd,
Abebar slöppt mit Fru un Kind!

'n grooten Chor
(ganz mordschen ludhals)

Kinners, singt 'n grooten Chor:
Tau schön is dat Moor!
Nich tau drög, nich tau natt,
Ummer vull as'n Fatt!
Potts Water un Dreck,
Borax Korax Brekkekk,
Brekkekkekkekkekkekk —

Söhle

Digitized by Google

Matten Has

Lütt Matten de Has
De mak ſik en Spaß,
He weer bi't Studeern,
Dat Danzen to lehrn,
Un danz ganz alleen
Op de achterſten Been.

Keem Reinke de Voß

Un dach: das en Koſt!
Un ſeggt: „Lüttje Matten,
Go flink oppe Pabben?
Un danzſt hier alleen
Oppe achterſten Been?

Kumm, lat uns toſam!
Ik kann as de Dam!
De Krei de ſpelt Fitel,
Denn geit dat canbitel,
Denn geit dat mal ſchön
Op de achterſten Been!“

Lütt Matten gev Pot.
De Voß beet em dot
Un ſett ſik in Schatten,
Verſpis de lütt Matten:
De Krei de kreeg een
Vun de achterſten Been.

Groth

Digitized by Google

Im Kinderparadies

1. Schlechtes Wetter

Liese, es regnet Seile;
Ich sterbe vor Langerweile.
Ich glaube, die Blasen schwimmen dort —
Jetzt regnet's vier Wochen immer so fort.
Ich sollte der liebe Gott mal sein!
Da gäb es Regen bloß bei Nacht,
Und immer wär es Sonnenschein,
Wann ich im Bett wär aufgewacht.

2. Frisch vom Storch

O du reizende Maus!
Wie gefällt dir's im Haus?
Hast du schon den Jakob gesehn?
Gelt, die Mama ist wunderschön?
Habt wohl tüchtig fliegen müssen?
Hat dich der Storch denn nicht gebissen?
Guck, die roten Bäckchen und Ohren!
Hast unterwegs wohl arg gefroren,
In der Luft auf der langen Reise,
Immerfort über Schnee und Eise!
Ach, die Händchen! du liebe Güte!
Damit hieltst du die Zuckertüte?

Blüthgen

Die fünf Hühnerchen

Ich war mal in dem Dorfe,
Da gab es einen Sturm,
Da zankten sich fünf Hühnerchen
Um einen Regenwurm.

Und als kein Wurm mehr war zu sehn,
Da sagten alle: „Piep!"
Da hatten die fünf Hühnerchen
Einander wieder lieb.

Blüthgen

Digitized by Google

Meisenliedchen

Es fing ein Knab ein Vögelein,
Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Der freut sich traun so läppisch,
Hm! Hm!
Und griff hinein so täppisch,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Da flog das Meislein auf ein Haus,
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Goethe

Geschichten

Wenn es schummert und im Kamin
Die roten Scheite knistern und glühn,
Trippeln drei zierliche Jungfräulein
Zur Mutter in die Stube hinein
Zum Plauderstündchen,
Drei Plappermündchen,
Drei Trutzelköpfchen
Mit blonden Zöpfchen.

Schnell sucht man ein warmes Eckchen dann,
Zwei schmiegen sich zur Seite an,

Digitized by Google

Nesthäkchen auf den Schoß,
Und nun geht's los:
Und Mütterchen dies,
Und Mütterchen das,
Und Mütterchen, erzähl uns was!
Dann werden die schönsten Geschichten ersonnen
Und Märchen gesponnen!
Am schönsten aber ist doch zu streiten,
Wie es sein wird in späteren Zeiten,
Wenn unsere drei Jungfräulein
Werden drei große Damen sein.

Und die erste spricht:
„Sieben Kinderlein möcht ich haben,
Und täten sie meinen Mann begraben,
Dann bliebe ich ganz allein
Mit meinen sieben Kinderlein,
So verlassen und arm,
Daß Gott erbarm!
Weit draußen im Wald,
Da wär es so schaurig, dunkel und kalt —
Hu! Und ich so ganz allein
Mit meinen sieben Kinderlein!
Und die zweite:
„Sieben Kinder — ei,
Das gäbe mir zuviel Geschrei!
Aber zwei könnten es sein,
Prinz und Prinzessin fein;
Dazu einen reichen Mann,
Der zieht uns schöne Kleider an,
Und wir schlafen auf seidenen Kissen
Und essen täglich Leckerbissen
Und süße Speisen
Und können reisen."

Nesthäkchen aber, das schweigsam war,
Erhebt zur Mutter das Augenpaar

Digitized by Google

Und ſpricht mit zuckender Lippe dann:
„Ich will keine Kinder und will keinen Mann,
Ich möchte gerne immer klein
Und immer bei meinem Mütterchen ſein!“

Eine Weile iſt alles ſtumm,
Dann heißt es ſchüchtern: „Na, du biſt dumm!“
Und dann, um's wieder gleichzurichten:
„Das ſind doch alles nur Geſchichten!“ Lingen

Schlummerliedchen

Schlaft mir alle zuſammen ein,
Meine ſieben Kinderlein,
In euren weichen Betten.
Schlummert ſüß und ſchlafet aus,
Steckt mir keins die Beinchen raus
Unter eurer Decke!
Seid ihr dann geſchlafen ein,
Fliegt ein Engel ins Zimmer rein,
Beſieht ſich alle ſieben:
Deine Kinder ſind alle weiß und rot,
Ein ſchönen Gruß vom lieben Gott,
Ob ſie auch fromm geblieben?

Meine ſieben Kinder ſind alle fromm,
Sie wolln gern in den Himmel kommn,
Schön Dank für Milch und Wecken,
Bring wieder einen Gruß nach Haus;
Es ſtecke auch keins die Beinchen raus
Mehr unter ſeiner Decke. Leander

Digitized by Google

Aus: „Von Papier, Leinwand, Schminke usw."

Das lesende Publikum

Das Publikum ist eine Kuh,
Die grast und grast nur immerzu;
Kommt eine Blum ihr vor die Nas,
Die nimmt sie mit und fragt nicht: was?
Ist ihr wie andres Futter auch,
Beschäftigt das Maul und füllt den Bauch.

D. F. Strauß

Kenner und Künstler

Kenner:

Gut! brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten;
Hier scheint es mir zu lang
Und hier zu breit;
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
So tot noch alles!

Künstler:

O ratet, helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo ist der Urquell der Natur,
Daraus ich schöpfend
Himmel fühl und Leben
In die Fingerspitzen hervor?
Daß ich mit Göttersinn
Und Menschenhand
Vermöge zu bilden,

Digitized by Google

Was bei meinem Weib
Ich animaliſch kann und muß.

Kenner:

Da ſehen Sie zu.

Künſtler:

So! Goethe

Schüler macht ſich der Schwärmer genug und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wundertätige Bilder ſind meiſt nur ſchlechte Gemälde:
Werke des Geiſts und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da.

Goethe

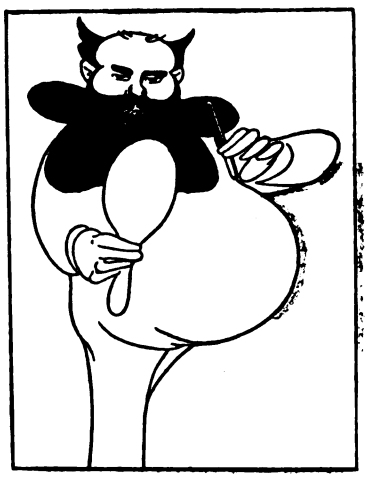
Der unſterbliche Autor

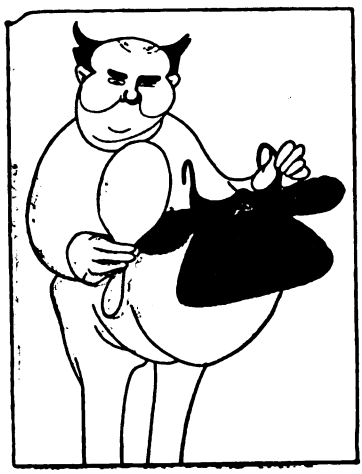
Ein Autor ſchrieb ſehr viele Bände
Und war das Wunder ſeiner Zeit;
Der Journaliſten gütge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er ſah vor ſeinem ſanften Ende
Faſt alle Werke ſeiner Hände
Das ſechſte Mal ſchon aufgelegt
Und ſich mit tiefgelehrtem Blicke
In einer ſpaniſchen Perücke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widerſprechern ſicher
Und ſchrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entſeelt;
Und das Verzeichnis ſeiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drei Bogen und drei Seiten ein.
Man las nach dieſes Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtſamkeit;

Digitized by Google

Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloß berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

Gellert





An die Kritiker

Nur nicht gleich das Schwert gewetzt
Und das Beil geschliffen!
Was ihr niemals überschätzt,
Habt ihr nie begriffen.

Heyse

Kumpanei

Ein Herr Laus, ein Floh und eine Wanze
Setzten sich an meinen Tisch.
Sprach der Floh: Brüderchen, tanze!
Hoppla! frisch!

Sprach ich bald: Ich kann nicht tanzen
So wie Sie, Herr Floh!
Sprach das Fräulein von den Wanzen:
Klettern Sie mal Stroh!

Sprach ich gleich: Wer kann strohklettern
So wie Sie!
Sprach der Lauserich: Entblättern
Sie mal Schinn, hihi!

Digitized by Google

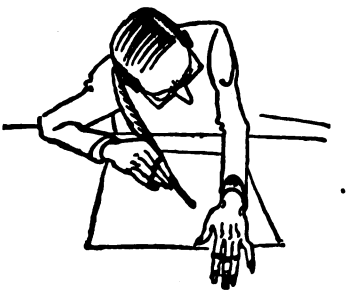
Sprach ich: Ihre Kunst! wer könnte
Die wohl ebenso!
Sprach ich. Und die drei Talönte
Waren seelenfroh. Dehmel

Auf Gegenseitigkeit

Wir leben in einer praktischen Zeit,
Und alles treibt sich gewerblich,
Vermittels Gegenseitigkeit
Wird jeder Lump unsterblich.

Drum wenn du meinem Stern vertraust,
So wollen wir uns vereinen,
Und wenn du meinen Juden haust,
So hau ich dir den deinen.

Wofern du recht emsig darüberstreichst,
So ähnelt dem Golde das Messing;
Und wenn du mich mit Goethe vergleichst,
Vergleich ich dich mit Lessing. Leuthold



Aus den Xenien

Amor als Schulkollege

Was das entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu sein.

Digitized by Google

Vorsatz

Den Philister verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt.

Das Motto

Wahrheit sag ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit — versteht sich:
Meine Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine bekannt.

Schiller oder Goethe

Die Sonntagskinder

Jahrelang bildet der Meister und kann sich nimmer genugtun,
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschert.
Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren —
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Schiller

Ein Goethe-Philister

Den mit trocknen Erbsen angefüllten Schädel
Taucht er jauchzend in des klaren Meeres Wellen,
Das man Goethe nennt; nun schauet achtsam,
Wie die Nähte platzen, wenn die Erbsen schwellen!

Keller

Soll nun euch immer und immer beplappern?
Gewinnt ihr nie einen freien Blick?
Sie frieren, daß ihnen die Zähne klappern,
Das heißen sie nachher Kritik. Goethe

Laß dich nur in keiner Zeit
Zum Widerspruch verleiten!
Weise fallen in Unwissenheit,
Wenn sie mit Unwissenden streiten. Goethe

Die Aufgeregten

Welche tiefbewegten Lebensläufchen,
Welche Leidenschaft, welch wilder Schmerz!
Eine Bachwelle und ein Sandhäufchen
Brachen gegenseitig sich das Herz!

Eine Biene summte hohl und stieß
Ihren Stachel in ein Rosendüftchen,

Digitized by Google

Und ein holder Schmetterling zerriß
Den azurnen Frack im Sturm der Mailüftchen!

In ein Tröpflein Tau am Butterblümchen
Stürzt sich eine kleine Käferfrau,
Und die Blume schloß ihr Heiligtümchen
Sterbend über dem verspritzten Tau! Keller

An das deutsche Volk

Wackeres deutsches Volk! Du hast so noble Gelüste!
Wär nur dein Hals nicht so steif! Könntest du diesen nur drehn!
Hinter dir würdest du dann vielleicht das meiste schon finden,
Was du noch immer erschreist, weil du's noch niemals bemerkt.
Kaiser-Tragödien! pochst du. Dein Uhland hat sie gedichtet!
Willst du im Bilde dich sehn, herrlicher siehst du dich nie!
Volks-Komödien! rufst du. Das ist das Lager von Schiller,
Bunt und national, voll von komischer Kraft!
Einmal erscheinen die Götter und bringen die himmlischen Gaben,
Täglich kommt der Jongleur, der dir die Pfennige stiehlt.
Jene lerne verehren und diesen lerne verachten,
Wenn er den Pfiff auch versteht, neu in der Maske zu sein!
Hebbel

Grundsatz der Allzufeinen

Lieber auf den Zehen noch
Als auf allen vieren!
Lieber durch ein Schlüsselloch
Als durch offne Türen! Nietzsche

Wie kommt's, daß man an jedem Orte
Soviel Gutes, soviel Dummes hört?
Die Jüngsten wiederholen der Ältesten Worte
Und glauben, daß es ihnen angehört. Goethe

Das Wort

Lebendgem Worte bin ich gut:
Das springt heran so wohlgemut,
Das grüßt mit artigem Genick,
Ist lieblich selbst im Ungeschick,
Hat Blut in sich, kann herzhaft schnauben,
Kriecht dann zum Ohre selbst dem Tauben
Und ringelt sich und flattert jetzt,
Und was es tut — das Wort ergetzt.

Digitized by Google

Doch bleibt das Wort ein zartes Weſen,
Bald krank und aber bald geneſen.
Willt ihm ſein kleines Leben laſſen,
Mußt du es leicht und zierlich faſſen,
Nicht plump betaſten und bedrücken,
Es ſtirbt oft ſchon an böſen Blicken —
Und liegt dann da ſo ungeſtalt,
So ſeelenlos, ſo arm und kalt,
Sein kleiner Leichnam arg verwandelt,
Von Tod und Sterben mißgehandelt.
Ein totes Wort — ein häßlich Ding,
Ein klapperdürres Kling-Kling-Kling.
Pfui allen häßlichen Gewerben,
An denen Wort und Wörtchen ſterben! Nietzſche

Vom „Umtun"

„Sag nur, warum du in manchem Falle
So ganz untröſtlich biſt?"
Die Menſchen bemühen ſich alle
Umzutun, was getan iſt.

„Und wenn was umzutun wäre,
Das würde wohl auch getan;
Ich frage dich bei Wort und Ehre,
Wo fangen wir's an?"

Umſtülpen führt nicht ins Weite;
Wir kehren frank und froh
Den Strumpf auf die linke Seite
Und tragen ihn ſo. Goethe

Aus „Shakeſperes Schatten"

„Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieſer Miſere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch ſie geſchehn?"
Was? Sie machen Kabale, ſie leihen auf Pfänder, ſie ſtecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt ihr denn aber das große gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?"
Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſre guten Bekannten,
Unſern Jammer und Not ſuchen und finden wir hier.
„Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe;

Digitized by Google

Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?“
Nimm's nicht übel, mein Heros, das ist ein verschiedener Kasus:
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.
„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?“ —
Der Poet ist der Wirt, und der letzte Aktus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Schiller

An einen Schauspieler*

Du Künstlerheros, dessen Stärke
Sich zeiget im dramatschen Werke
Fern von der Nachahmungen Spur!
In Selbstverkennung schweift ein jeder,
Die Zeitenuhr treibt Weltenräder,
Das Schicksal jede Kreatur.

In wessen Busen so die Hoheit
Erblüht, den flieht Gemeinsinns Roheit,
Weil Phantasie stets in ihm wohnt,
Gestürzte Größe, Ideale,

* Es geht die Sage, daß dieser Feuer-Hymnus dem Bedürfnis eines Stammtisches von Kunstfreunden entflammt sei, einen der erhabensten Mimen jener Zeit auf seine Weise zu feiern, und daß der große Mann in tiefer Rührung für die ergreifende Huldigung gedankt habe. — Von wem die Zeichnung (in den „Musenklängen aus Deutschlands Leierkasten“) stammt, war nicht mehr zu ermitteln.

Digitized by Google

Der Pyramiden tote Male,
Und dreimal der Hervorruf lohnt.

Drum winde Kranz und winde Kränze,
Die Lerche brütet ja im Lenze,
Und in der Dichtung hauſt der Schein.
Weil alles in dem alten Gleiſe,
Die ernſte und die heitre Weiſe
Ins weite Daſein muß hinein!

Laß walten nur die Eumeniden —
Dem Tadler iſt kein Kranz beſchieden,
Petrarka trank die Lethe nicht;
Im Soccus und Kothurn behende
Fügſt du den Anfang an das Ende
Und flochteſt Licht, wo Schatten bricht. —

Auf! ſtrebe nur, du kühner Adler,
Geadelt wird erſt dann der Tadler,
Wenn der Begriff ſein Unſtern iſt;
Der Pegaſus wird auch geritten,
Die Wahrheit aber liegt inmitten:
Wo Beiſpiel ſich und Abendröte küßt.

Unbekannt

Hamlet

Als Hamlet hat ſich unſer großer Mime
Photographieren laſſen, einen Schädel
Hält in den Händen er, und düſter blickt er,
Unſäglich düſter in die Welt hinein.
So iſt er in der Kunſt- und Bilderhändler
Schaufenſtern überall bei uns zu ſehn,
Und wer des Weges kommt, der bleibt bewundernd
Vor dieſem Bildnis ſtehn und ſagt zu ſich:
„Das iſt er! O wie tief doch in die Rolle
Des Dänenprinzen hat ſich unſer Künſtler
Hineingedacht! Das iſt er wahrlich, wie
Er leibt und lebte. So ſah Hamlet aus!“

Was dachte wohl bei ſich der große Mann,
Als mit dem Schädel in den Händen er
Dem Photographen ſaß und dieſer rief:
„Jetzt geht es los, jetzt, bitte, lieber Herr,
Recht freundlich ausſehn!“
Was er da gedacht,
Will ich verraten euch, doch ſagt's nicht weiter!

Es war Vormittag, und der nahen Mahlzeit
Gedenkend, überlegte ſo der Mime:
„Ob es heut wieder Klöße geben wird?

Digitized by Google

Wenn dem so ist — und eine Ahnung sagt mir:
Es wird heut Klöße geben — oh, dann soll

Dreinschlagen auch ein Donnerwetter gleich.
Dann will daheim ich einen Lärm vollführen
Und eine Szene machen meiner Gattin,
Daß ihr, so hoff ich, für geraume Zeit
Die Lust zum Klößekochen soll vergehn."

So hat gedacht bei sich der große Mime,
Darum als Hamlet blickt so düster er. Trojan

Das Klavier

Ein gutes Tier
Ist das Klavier,
Still, friedlich und bescheiden,
Und muß dabei
Doch vielerlei
Erdulden und erleiden.

Der Virtuos
Stürzt darauf los
Mit hochgesträubter Mähne.
Er öffnet ihm
Voll Ungestüm
Den Leib, gleich der Hyäne.

Und rasend wild,
Das Herz erfüllt
Von mörderlicher Freude,
Durchwühlt er dann,
Soweit er kann,
Des Opfers Eingeweide.

Digitized by Google

Wie es da schrie,
Das arme Vieh,
Und unter Angstgewimmer
Bald hoch, bald tief
Um Hilfe rief,
Vergeß ich nie und nimmer. Busch

Rundschau

Allgemeineres

Hoch-Zeiten

„O flaumenleichte Zeit der ersten Frühe" — so erwartungsvoll und feierlich blickt mich der junge Tag an! Ich stehe auf dem Balkon und blicke über den Bodensee. Die ersten Sonnenstrahlen schauen neugierig über den Pfänder herüber, der Säntis glänzt schon, als sei er bereits mitten in seinem Tagewerk: Wässerlein zu stürzen, Schneemassen abzuschieben, Steine zu rollen, Wälder zu bauen. — Die Luft ist köstlich frisch. Kein Mensch weit und breit. Die Amseln singen und die Stare zwitschern und das freche Spatzenvolk ist schon auf der Straße. Unwillkürlich recke ich die Arme und pumpe mich voll mit der würzigen Morgenluft, so viel die Lungen nur halten wollen und Brust und Leib zu spannen vermögen. Da lacht mich die Welt an als wolle sie sagen: Bist auch schon auf, du Faulpelz und Langschläfer? Schau nur, was für Herrlichkeit heut wieder für dich bereitet ist. Das alles gehört dir, dir ganz besonders! Was gedenkst du nun zu beginnen mit all dem Reichtum, der da vor dir liegt? Wenn du noch ein Maler wärst, gelt, das wäre eine Aufgabe! Da könntest du dich ausleben in Farben und Lichtern und schwelgen in Formen und Linien! Aber so haben wir uns wohl vergebens angestrengt, und sie nützt dir doch nichts, all diese Gottesherrlichkeit in Rot und Blau und Grün und Gelb.

Was für unermeßliche Schätze bringt uns doch jeder Tag entgegen! Was für einen Reichtum und was für eine Fülle! Und wie unverantwortlich gehen wir mit diesen Schätzen um, wieviel bleibt brachliegen!

Ein neuer Morgen ist ein neues Leben — — —

Da komme ich an meine Arbeit, und junge Augen blitzen mich an. Was werde ich ihnen heute geben? Treffe ich das Rechte, oder wird's wieder mal nichts werden? Und diese Kinder, die mich erwartungsvoll anschauen, wie ich den Morgen, sind sie nicht auch neue Tage, Morgenstunden der Menschheit? Welch eine Fülle ungeahnter Entwicklung in jeder kleinen Menschenpflanze. Was mag ihr alles vom Schicksal in den Rucksack ge-

Digitized by Google

packt sein? Vielleicht ist unter diesen Unscheinbaren einer, der dereinst die Welt entzücken wird, als Maler, als Dichter, als Luftschiffer, als Entdecker, als Wissenschaftler, als Politiker, als Held, als — Vollmensch irgendwelcher Art. Wer sagt mir, daß es nicht der Fall sein wird?

Aber darauf kommt es doch gar nicht an. Ist denn der Ruhm der einzige Maßstab zur Beurteilung unserer Mitmenschen? Wie viele Helden gibt es rings um uns herum, von denen niemand weiß und erzählt! Wie viele Dichtungen entstehen in Menschenherzen und werden niemals gedruckt, wie viele Erfindungen blitzen in Menschengehirnen auf und keiner weiß von ihnen! Jedes Kind hat das Zeug zum Helden, zum Dichter, zum Fürsten, zum edeln Menschen in sich und lebt das Leben des Großen in seinen besten Stunden. Was haben wir Erwachsenen unsern Kindern gegenüber für andere Aufgaben, als jedes zu seinen Hoch-Zeiten der Entwicklung zu führen?

Demütig neige ich mich vor jenen allen, und stolz richte ich mich in die Höhe. Wir alle sind gleichen Blutes, jeder von uns ist von Adel, denn in jedem von uns glüht das winzige Flämmchen künftiger Größe. Und wenn diese Größe auch nur in einer einzigen Sekunde sich offenbart, sie wiegt Millionen versäumte Stunden auf, sie wirkt noch nach Millionen von Jahren Segen, unermeßlichen Segen, oder das Gesetz der Erhaltung der Kraft würde zusammenpoltern.

Heinrich Scharrelmann

Gesamtausgaben

Literatur

Uns wird geschrieben: Überblickt man das Literaturleben der Gegenwart, so wird man, ohne der Parteileidenschaft geziehen zu werden, das eine feststellen dürfen: die zentralen Fragen werden heute zugunsten peripherischer vernachlässigt. Welche stilistischen Einflüsse die Jugendgedichte von X mitbestimmt haben, welche Erfolge den Dramen von Y auf (wie vielen?) Bühnen beschieden waren, welche Quellen sich für den historischen Roman von Z nachweisen lassen — das zu erfahren gilt uns für ernstester Arbeit wert. Die Frage aber, inwieweit bei X, Y und Z Dichter und Mensch gleichzusetzen sind, wieviel wir überhaupt aus Dichtungen vom Menschen erfahren können, wird kaum mehr als Problem behandelt. Wo zum Beispiel wäre genügend lauter Widerspruch erhoben worden gegen den Satz: Nietzsche ist Zarathustra? Und wo es gilt, den geistigen Gehalt, die seelische Gestalt, Können und Wollen eines Mannes zu umschreiben — gar vielleicht in künstlerisch annehmbarer Form zu umschreiben, da sind wir herzlich arm an Genügendem. Wir haben Material, um drei parallele Biographien Goethes mit verschiedenen Tatsachen anzufüllen — aber eine genügende Biographie Goethes haben wir nicht. Mag man nun den Überschwang der Freude über die naturwissenschaftlich-empirischen Methoden oder einen tiefer liegenden geistigen Mangel unsrer Zeit für diese Armlichkeit verantwortlich machen, uns scheint, man sollte sich besinnen. Mögen die folgenden Bemerkungen dazu beitragen, eine zentrale Frage der literarischen Kultur zur Diskussion zu stellen.

Ich wollte von Gesamtausgaben sprechen. Von welch erstaunlicher Menge von Autoren erhalten wir sie heute durch den Eifer rühriger Herausgeber und Verleger! Nur aus dem Gedächtnis nenne ich einige Namen, deren Zahl sich

Digitized by Google

leicht verdoppeln ließe: Tolstoi, Gogol, Dostojewski, Turgenjew, Tschechow, Balzac, Flaubert, Maupassant, Ibsen, Kielland, Strindberg, Thackeray, E. T. A. Hoffmann (mindestens drei Ausgaben), Stifter, Eichendorff (13 Bände), Laube (50 Bände!!), Brentano, Lenz, Polenz, Fontane, F. v. Saar (12 Bände!), J. J. David, Schoenaich-Carolath, Nietzsche. Das sind Tote, dazu kommen die der Lebenden, an welchen Eitelkeit und Selbstverzärtelung ihre Schuld mit tragen mögen, — sine ira et studio: Dehmel, G. Hauptmann, Ad. Bartels, Hofmannsthal u. a. m. Von den sogenannten Klassikern schweige ich, die dem Schicksal preisgegeben sind, mindestens drei und höchstens — nein, nach oben gibt's keine Grenze! — xmal „gesamtausgegeben" zu werden. Goethe allein erscheint gegenwärtig, irre ich nicht, zugleich in vier Ausgaben seiner Gesammelten Werke. Und nicht genug mit den dichterischen Werken, die pädagogischen und sozialen, die historischen und (mehr oder minder) philosophischen, die Gelegenheits- und Festschriften, ja, die Geldverdiene- und Unterhaltungsarbeiten der Dichter werden uns neugeboren, in Serien und Kolumnen, Abteilungen und Unterabteilungen, einzeln und zusammengebunden, subskriptionsweise und gegen bar — eine allgemeine Bücherwut scheint ausgebrochen. Man ediert und ediert: cuius in maiorem gloriam? Zum Ruhme des Volkes der Dichter und Denker? Zum Ruhme der philologischen Wissenschaft? Zum Ruhme des deutschen Verlagsbuchhandels? Zum Ruhme der Dichter, welche man beehrt?

Nur die letzte Frage kann im Ernst gestellt werden. Und damit wäre denn die „zentrale Frage" dieses ganzen Tumultes berührt. Man sagt heute einfach: dieser Dichter ist so bedeutend, daß er eine Gesamtausgabe „verdient", oder: dieser Dichter ist vergessen, man kennt nur noch weniges von ihm, also — Gesamtausgabe, oder: nur die Kenntnis aller Werke verbürgt, daß man „den richtigen Begriff" von diesem Dichter bekommt, oder: die historische Bedeutung dieses Mannes kann nur aus Kenntnis seiner Gesamtpersönlichkeit (lies: Gesamtwerke) beurteilt werden.

Die Voraussetzungen dieser Sätze lauten in extenso: man belohnt die Bedeutung eines Dichters, indem man das, was er selbst als unbedeutend, gleichgültig, vielleicht als pudendum bezeichnet hat (oder hätte, wäre er vor die Frage gestellt worden), ans Licht zieht. Es darf nichts vergessen werden, vielmehr ziemt sich, auch das noch so Unbedeutende dem deutschen Volke so lange darzubieten, bis es reumütig erkennt, daß jeder einer Gesamtausgabe Würdige nur Unvergängliches geschaffen hat, und daß das „Urteil der Geschichte" nichts ist als der Irrtum der Geschichte. Den richtigen Begriff von einem Dichter kann man sich durch Lektüre aneignen (die Vorbildung, die einstellende Arbeit des Herausgebers, die psychologische Bewertung, die Begriff„bildung" versteht das deutsche Volk ja längst, wie unsre Biographien Goethes beweisen). Die historische Bedeutung — aber schweigen wir von Minderem! Im Ernst wird ja doch kein Denkender verkennen, daß diese Voraussetzungen nicht zutreffen, daß ihre allgemeine Gültigkeit vielmehr einen Kulturschaden verursacht. Oder sollte man erst beweisen, daß kein Mensch von allgemeiner Kultur 50 oder 100

Digitized by Google

Bände von Dichtern zweiten und dritten Grades liest, daß für die, welche es aus persönlicher Vorliebe, aus Vollständigkeitswahn, aus Langweile, aus Studieninteressen tun, zumeist die längst bestehenden Ausgaben, jedenfalls aber eine Gesamtausgabe genügt? Daß also Zeit und Kraft und Nationalvermögen (auch das darf nicht vergessen werden) damit einfach brachgelegt werden?

Aber leider kommt diese literarische Nekrophilie eben dem Vollständigkeitswahn entgegen, einem unsrer Erbübel. Es ist eine Verkennung der Tatsachen, zu glauben, aus den „Gesammelten" erkenne man das Bild einer Persönlichkeit leichter und sicherer als aus den „Ausgewählten".

Freilich, — nur die mit höchster Kunst und Vorsicht „Ausgewählten", Eingeleiteten, Kommentierten und Zusammengestellten verdienen den Vorzug. Und darin wäre das Ziel zu suchen für künftige Arbeit: Solche Auswahlen zu treffen und zu bearbeiten. Haben wir denn einmal das ungeheure tote Kapital der Gesamtausgaben, so müssen wir es wenigstens dazu nützen, endlich zu sichten und das Lebendige vom Erstorbenen zu scheiden. Mit dem Lebendigen aber werden wir es dann zu tun haben. Gilt nämlich schon der Satz nicht, daß „man" aus Gesamtausgaben eine Persönlichkeit sicherlich kennen lerne, so gilt er nicht einmal für die Auswahlen. Hier hätte dann klärend und einführend — psychologisch und ästhetisch, nicht historisch und philologisch — die Arbeit der Berufenen einzusetzen.

Doch wir können getrost noch einen Schritt weitergehen: Es ist auch mit dem „Erfassen der Persönlichkeit" nicht viel mehr als ein schöner Wahn. Wie vielen Lesern ist es denn ernstlich um die Persönlichkeit zu tun? Und wenn schon, so sollten wir doch diese Ideologie nicht unterstützen, weil der weitaus überwiegende Teil aller denkbaren Bereicherung unsres seelischen Lebens durch die Literatur von der Kenntnis der Persönlichkeit des Autors prinzipiell unabhängig ist, und noch mehr unabhängig sein sollte. Werke — nicht Personen! Ich verkenne ganz gewiß nicht den unvergleichlichen Reiz, sich das Bild dessen innerlich nachzuschaffen, der einstmals lebte und nach außen wirkend sich selbst bildete vom Kind zum Jüngling, vom Jüngling zum Mann und Greis, um von alledem Zeugnis zu geben mit der Feder in der Hand, ich kenne die stummen Unterhaltungen mit den Verehrungswürdigen unsrer und fremder Völker, die Feuertaufe durch den Geist eines Verstorbenen (wie Hebbel sie den Menschen wünschte), die Freude des Wachsens in Bejahen und Verneinen andrer Individualität — aber die Wenigen, denen solche Werte erblühen können, erfreuen sich ihrer auch ohne neue Gesamtausgaben. Und es ist wirklich nicht notwendig, sich vorher mit Persönlichkeiten auseinanderzusetzen, um der weitaus meisten und wichtigsten Werte inne zu werden, welche in dichterischen Werken leben. Hätten uns doch sonst das Volkslied, Homer, die Sage, die alten Germanenepen bislang noch ihr Wesentliches verborgen, und selbst unser aller Bildungsmutter — die Antike — könnten wir nicht lebendig erhalten, verhielte es sich umgekehrt.

Werke — nicht Personen! Kunst — nicht Psychologisieren, das zumeist unfruchtbares Dilettieren bleiben muß! Und darum möge es endlich genug sein mit dem Zu-

Digitized by Google

sammenbringen ungenutzten Materials. Ist es uns ernst mit der ästhetischen Kultur, so ist es an der Zeit, die „Kultur der Druckerschwärze“ und der Kraft- und Zeitvergeudung von ihr zu scheiden und diese notfalls zu bekämpfen.

Erich Nidden

Ich habe dieser Einsendung sehr gern Raum gegeben, da ich ihr im wesentlichen durchaus zustimme — wendet sie doch auf dieses besondre Gebiet nur an, was der Aufsatz „Vom Abkürzen“ (Kw. XX, 24) als eine Forderung an unsre Kulturarbeiter überhaupt aufstellt. Freilich müssen wir uns auch davor hüten, über das Ziel zu schießen. Vorausgesetzt, daß die Gesamtausgaben verläßlich sind, so können sie an und für sich im nationalen Bücherschatz ja durchaus gute Werte bedeuten, und Werte, die mit ihrer Anzahl sich mehren: sie geben dem, der sich für einen Dichter oder eine weniger bekannte Arbeit dieses Dichters aus gleichviel welchen Gründen besonders interessiert, mühelos an die Hand, was sonst vielleicht schwer aufzutreiben wäre. Sie ordnen gleichsam ein riesiges Material von Dokumenten des Geisteslebens zum bequemern Gebrauche im Nationalarchiv. Wenn man sie also auf sein eignes Risiko veranstaltet, so wäre das unter normalen Verhältnissen nicht zu bedauern, so lange das hier verwendete Geld nicht wichtigeren Unternehmungen entzogen wird, im Gegenteil: an und für sich verdiente es Dank. Nationalvermögen geht dabei auch nicht verloren, das läuft nur in andere Hände. Aber wir leben nicht unter normalen, im höheren Sinne „vernünftigen“ Verhältnissen im Literaturbetrieb. In den falschen Ansprüchen und in der falschen Benutzung solcher Ausgaben, da liegt das Unheil. Es begegnet uns Deutschen immer wieder, daß wir Forderungen eines guten Wissenschaftsbetriebs, sobald sie sich mit künstlerischen Gegenständen beschäftigen, für Forderungen der ästhetischen Kultur und der Ausdruckskultur halten. A

Neue Frauenromane

Frida von Bülow, die unlängst allzufrüh Gestorbene, und Olga Wohlbrück, die rastlos Tätige, haben das eine gemeinsam: daß sie nicht von der Ästhetenseite, sondern vom Leben her zum Roman zu kommen scheinen. Tüchtigkeit des modernen Weltbürgers ist in beiden stärker als der artistische Drang; zugleich aber auch ein tüchtig künstlerisches Streben, das über den durchschnittlichen Frauen-Verbrauchsroman sichtlich hinausweist. Im übrigen zwei verschiedenartige Frauengestalten, einander ergänzende Gegensätze: Frida von Bülow ganz Aristokratin bei lebhaftem Trieb zu geistiger Unabhängigkeit und sozialer Vorurteilslosigkeit, Olga Wohlbrück von Haus aus Künstlerin, Bühnenkünstlerin, bei starker Neigung zur Gesetzmäßigkeit und Problemfülle des bürgerlichen Lebens. Im ganzen also eine Ähnlichkeit aus weit voneinander liegenden Ursachen.

„Die Schwestern“ (bei Carl Reißner in Dresden erschienen) ist wohl der letzte Roman, den Frida von Bülow bei Lebzeiten herausgab. Man fühlt sich versucht, Todesahnung herauszulesen. Mit dem Tod der Mutter beginnt die Erzählung der „Gotthelfe von Schönbuch“, mit dem frühen Tod der Zwillingsschwester schließt sie. Und ein Hauch von Müdigkeit liegt über dem Ganzen. In ihren früheren Büchern, in dem Kolonialroman „Im Lande der Verheißung“, dem Adelsroman „Hüter der Schwelle“,

Digitized by Google

dem Pfarrersroman „Allein ich will“, der Satire „Die stilisierte Frau“ stand die Dichterin dem Leben rüstig näher; hier ist etwas zwischen ihr und der Wirklichkeit, etwas wie ein feiner grauer Schleier. Vielleicht hat die tödliche Krankheit das getan, ohne daß bewußte Vorfühlung des Endes mitspielen mußte. Jedenfalls gab die hemmende Einwirkung diesem Roman für das, was sie ihm an „zubringlicher Kraft“ entzog, als guten Ersatz eine gesteigerte Vergeistigung, einen dämmerigen Grundton, der eigen mitbewegt.

Die Jugendgeschichte der beiden Schwestern führt vom elften Lebensjahr bis ins heiratsfähige Alter hinein, vom reichen Haushalt des eben verwitweten Vaters, eines stolzen Offiziers, ins Herrenhutische und auf drei verschiedene Güter. Die letzten Kindheitjahre verleben die Mädchen bei einer phantasiebefangenen Vaterschwester. (Das Leben in der frommen Kolonie Segensdorf wird dabei anschaulich und unparteiisch geschildert.) In den Schwestern verstärkt sich so während der wichtigsten Reifejahre der Hang zum Phantastischen, zur Anspannung des Gefühlslebens.

Nach der Rückkehr aus einer englischen Pension (auf die nicht eingegangen wird) berichtet die Erzählerin hauptsächlich vom Erleben der Schwester, deren Weibesgefühl zuerst für einen verkannten Streber rege wird, sich dann einem verheirateten Verwandten zuwendet und dadurch, im Zusammenhang mit einem Sumpffieber, das frühe Ende herbeiführt. „Unerschöpflich“, heißt es im Schluß, „ist das Leben im Erschließen neuer Reichtümer. Es leitet Vereinsamte durch das dunkle Tal der Sehnsucht und des Schmerzes zu unbekannten Höhen und Fernen, auf denen der Glanz einer ewig jungen Sonne liegt. Und am Ende der tränenvollen Reise segnet der Wandrer, rückschauend, den Weg. Aber wen Gott recht liebhat, den nimmt er frühe zu sich!“

Beide Schwestern von Schönbuch bekunden schriftstellerische Begabung. Dieser und manch andrer Zug zeigt, daß Frida von Bülow uns in den „Schwestern“ viel von ihrer eignen Jugend anvertraute. Den Freunden ihrer gesunden Kunst wird das Buch dadurch zum besonders wertvollen Vermächtnis werden. Die lebensvolle Zeichnung der sehr verschiedenen Gestalten wird auch andre Leser anziehen und festhalten.

Olga Wohlbrücks Roman (im Verlag Grethlein & Co., Leipzig) befremdet zunächst durch den Titel: „Du sollst ein Mann sein!“ Das läßt Tendenz und unweibliches Wesen vermuten. Aber das Buch enttäuscht angenehm nach den beiden Richtungen hin. Das „Du sollst“ macht sich kaum fühlbar; so wenig stört es, daß die Überbewußtheit des Titels recht entbehrlich scheint. Und ohne Gezwungenheit, frei von männischem Gehaben, ist die Erziehung eines Knaben zum Mann dargestellt.

Das Fehlen des Selbsterfahrens, das die Frau in der Kunst unsres Erachtens wesentlich nötiger hat als der Mann, muß zwar der Frau den Roman vom Mann erschweren; doch dafür ermöglicht es der Schriftstellerin immerhin größere Unbefangenheit; und das Vermögen, Ergänzendes zu projizieren, scheint bei Olga Wohlbrück stärker ausgebildet zu sein als gewöhnlich bei schreibenden Frauen. Die männlichen Hauptgestalten sind allerdings bei ihr in etwas dekorativer Weise nach dem Ideal der Bedeutendheit hin gesteigert, während sie in Frida von Bülows Roman ein wenig zu einseitig Schwächen offenbaren müssen.

Digitized by Google

In beiden Fällen fehlt es an letzten wahrmachenden Gegenzügen; was wohl als fraulich zu erkennen ist. Hiervon abgesehen, spürt man auch in „Du sollst ein Mann sein!“ wohltuende Schlichtsachlichkeit.

In unterschiedlicher Weise stellen die drei wichtigsten Manneschaktere die Pflicht sehr hoch, die Pflicht der Selbstbeherrschung und nötigenfalls der Selbstaufopferung für die größere Sache, auch wenn diese nur innerhalb bestimmter bürgerlicher Anschauungen Größe hat. Der junge Held entstammt einem alten Bremer Patrizierhaus. Ähnlich den Zwillingsschwestern in dem andern Roman, wächst er mutterlos auf. Der Vater, Inhaber einer ererbten altangesehenen Großhandlung, schließt noch während der ersten Lebensjahre dieses Kindes eine neue Ehe, aus der weitere Sprößlinge hervorgehen. Der Sohn der ersten Frau wird einem Berliner Gymnasiallehrer und seiner Familie anvertraut.

Der erste, größere Teil der Geschichte, der den Sondertitel „Kinder“ führt, schildert das Werden des Erstgeborenen bis zum Jünglingsalter. Durch die Charaktermischung in der Lehrersfamilie und ihren Freundschaften, namentlich durch die hysterische Lebensgier der Hausfrau lernt er bis dahin die Schattenseiten des menschlichen Zusammenlebens, die brutale Wirklichkeit der Großstadt gründlich kennen. Im zweiten Teil, „Menschen“ genannt, wird erzählt, daß der Patriziersohn einige Jahre im väterlichen Geschäft tätig war und wie er sich nun mit der schönen Tochter eines sehr reichen Geschäftsmannes verlobt und verheiratet, wie er nachträglich zum Kunststudium übergeht, auf das unvornehm erworbene Vermögen des Schwiegervaters verzichtet und zu guter Letzt mit Unterdrückung seiner eignen Lebenswünsche die Leitung des angestammten Handelshauses übernimmt, da der Tod des Vaters ihm dies zur Pflicht macht.

Es wirkt organisch, wie aus dem innerlich lebenden Individualisten mit Notwendigkeit das wird, was der Knabe in dem Vater als etwas unbegreiflich Fremdes sah: ein strenge selbstbeherrschter Bürger größern Stils. Freilich, wenn wir diesen Lebensgang sehr wohl zu glauben vermögen, so müßten wir doch eine Tendenz ablehnen, die da etwa besagen wollte, die Pietät gegen eine bejahrte Firma gehe der Pflicht gegen das innere Selbst voran. In dem jungen Bremer sind den geistigen eben doch geschäftsmännische Elemente in ausreichender Menge beigemischt. Wären diese nicht oder nur ganz spärlich vorhanden, so müßte — und würde — der Mann Kunstforscher, und wenn ein noch so bemoostes Geschäftshaus dran glauben müßte. Zum Glück darf man annehmen, daß nicht eine solche Tendenz bewiesen, sondern das Schicksal einer Mischnatur veranschaulicht werden soll. Dies und die Schilderung mehrerer Lebenskreise — patrizischer, kleinbürgerlicher, magistraler, bohêmelicher — ist der Wohlbrück trefflich gelungen.

W. R.

Theater

Berliner Theater

„Des Pfarrers Tochter von Strelador“ — wer sein neues Schauspiel so nennt, der weiß, daß er sich so oder so gegen die von dem altertümelnden Titel heraufbeschworene Erinnerung an Bürgers „Pfarrerstochter von Taubenhain“ wappnen muß, diese pathetische Kindesmörderin, die für ihre Not bei dem Vater, dem „harten und zornigen Mann“, statt hilfreichen Erbarmens nur Schelt-

Digitized by Google

worte und blutige Striemen erntet und für die auch der junge Sturm und Drang des 18. Jahrhunderts keine andere Rettung kannte als Rad und Rabenstein. Ha! denkt Max Dreyer, das wollen wir doch einmal sehen! Ich will euch zeigen, wie sich in gleichem Falle ein modernes Mädchen des zwanzigsten Jahrhunderts benimmt, und dann werden wir erleben, ob der um anderthalb hundert Jahre jüngere Kollege des Taubenhainers noch den Mut hat, gleich jenem zur Knotenpeitsche zu greifen. Zwar den Junker als Verführer, der sein Liebchen mit Nachtigallenlaut um Mitternacht in die Bohnenlaube lockt, können wir nicht brauchen. Was damals der Kavalier, das ist heute der Gesinnungslump. So wird aus dem Falkensteiner ein junger Privatdozent mit tadellosen Manieren und streberischem Ehrgeiz, der mit seiner prähistorischen Entdeckung auch sein wissenschaftliches Bekenntnis in der Tasche behält, als der hochmögende Herr Professor, wirklicher Geheime Rat und Exzellenz, auf dem Wege zu Serenissimus ihn bedeutet, lieber nicht in die Nesseln zu fassen, sondern alles hübsch artig beim alten zu lassen, so wie Er, die Leuchte der Landesuniversität, die unbestrittene Autorität in seinem Fache, in ruhmvollem Lebenswerk die Theorie gegründet und für nun und immerdar gefestigt hat. Ein Feigling vor seiner Wissenschaft — ein Feigling auch vor seiner Liebe! Was in der Johannisnacht zwischen ihm und Käte Reimers, der redlich verliebten, aber auch redlich resoluten Pfarrerstochter, geschehen ist und eben anfängt, sich in seinen Folgen zu offenbaren, das möchte er am liebsten ihr allein in die Schuhe schieben. Was wird die Welt dazu sagen, wie wird sich das mit seiner Karriere vertragen! Käte, von Vater und Bruder vor ihres Erwins süßlicher Schlappheit lange vergebens gewarnt, denkt nicht einmal an den Bittgang vor Falkensteins Tor, „dem Liebsten ihr Leid zu verkünden“ und ihn um die Wiederherstellung ihrer Ehre anzugehn. Seine Treulosigkeit gegen sich selbst hat ihr ein Licht über Erwin aufgesteckt; ein Leben an seiner Seite hat keine Reize mehr für sie. Erst als Bruder und Vater von ihrem Zustand erfahren, läßt sie sich bewegen, eine letzte Probe auf Erwins Charakter zu machen: vielleicht hat er sich inzwischen selbst wiedergefunden und tritt nun als ein starker, entschlossener Bekenner ihr und dem Schicksal gegenüber. Statt eines Befreiten und Gestählten findet sie einen Korrekten, der schon mitten drin ist im Rennen um Amt und Fürstengunst, aber als „Ehrenmann“ — selbstverständlich! — sich doch nicht weigert, die Konsequenzen seines Fehltritts auf sich zu nehmen. Seine Haltung in dieser Szene schneidet das letzte Band zwischen ihnen entzwei. „Ich will, ich brauche keinen Vater für mein Kind!“ ruft diese Pfarrerstochter, und der Bruder öffnet ihr seine hilfsbereiten Arme, der geistliche Vater zerdrückt eine Träne im Auge und zieht sein Kind stolz ans wiedergehobene Manns- und Predigerherz, indes er dem Herrn Bräutigam die Türe weist.

Ich bin überzeugt, diese Inhaltsskizze ist ganz und gar nicht nach dem Sinn des Verfassers. Sie ist ihm viel zu karg, viel zu dürr, viel zu herb. Woran sein Herz hängt, das ist im Grunde gar nicht diese Käte Reimers, die so tapfer oder so verwegen die Lästermäuler der Welt in die Schranken

Digitized by Google

fordert, das ist vielmehr das ganze Drum und Dran dieser Geschichte: das liebe, heimattraute mecklenburgische Kirchdorf vor den Toren der alten Hansa- und Universitätsstadt, in dem so viel geherzt und geküßt wird, in dem die Johannisfeuer brennen und nächtlich die Mägde zu ihren Schätzen schleichen, dessen Pfarrer unter rauhem Kittel ein goldnes Herz trägt, der es als Bauersmann aber nicht verschmäht, neben seiner Seelsorge fleißig nach Steinsalz zu bohren und den dreimal gesiebten Reeder und Senator Peter Paul Klockmann nach allen Regeln der Kunst übers Ohr zu hauen. Das sind all die Behaglichkeiten, Natürlichkeiten und gelinden Humore, mit denen Dreyer den Stamm des eigentlichen Konfliktes gleich einem Weihnachtsbaum mit Äpfeln und Nüssen ausschmückt; das sind all die Kontrastfiguren und Gegenschicksale, die er als Lichter ringsherum aufsteckt. Der geschniegelte und feige Erwin hat sein Gegenstück in dem täppischen, aber überzeugungsmutigen Jürgen, dem Bruder Kätes, dem Regierungsbaumeister, der weder seiner launischen, verwöhnten Fräulein Braut noch seinem reichen Schwiegervater in spe, noch Sr. Exzellenz dem Herrn Regierungskommissar das geringste Zugeständnis macht. Und wie dort, so findet auch hier eine letzte Liebes- und Charakterprobe statt: wie wird Bettina Klockmann, die's scheinbar mehr nach Brillantringen und Segeljachten als nach Jürgens Bräutigamsküssen verlangt, sich verhalten, wenn er ihr seiner Schwester Bedrängnis offenbart? Wird sie ihr die Freundschaft halten oder wird sie dem ganzen Pfarrhause mit einem „schocking" auf den Lippen den Rücken kehren? Jürgen hat wenig Hoffnung, und wir, die wir das verzogene Kind bisher mit lauter Nichtigkeiten haben kokettieren sehen, haben noch weniger — aber wo bliebe da der Witz der Kehrseite, der Rückprall des Kontrastes! Also Bettina stutzt, erschrickt und erstarrt im Innersten, aber nur einen Augenblick, um dann all ihre Liebe und Freundschaft der armen Bedrängten in den Schoß zu werfen. Da weiß Jürgen auf einmal, daß sie ihn doch wahrhaft liebt und daß sie trotz all ihrer spielerischen Launenhaftigkeit ein tapferes, liebenswertes Menschenkind ist! Und weiter: die hohe Liebe, die sich in der Johannisnacht, ohne zu fragen, ganz und unverkürzt verschenkt, hat ihr scherzhaft triviales Gegenspiel in dem stiefellosen Rendezvous, das der frischfröhliche Studio trotz strengsten Arrestes und trotz strengsten väterlichen Verbotes in derselbigen Freudennacht mit Friedchen, des „Küsters Töchterlein", bewerkstelligt. So spinnt Max Dreyer seine Schnurren und Dönchen ab, damit sich die liebe Seele nur ja nicht zu belastet fühlt, damit nur ja nicht der Verdacht aufkomme, es könnte aus dem Schauspiel, das der Zettel des Lessingtheaters ankündigt, unversehens doch noch eine Tragödie werden. Was er zustande bringt, ist nicht das Gesinnungs- und Befreiungsdrama, das ihm in seinem kühnsten Augenblicke wohl vorgeschwebt hat, aber es ist ein Theaterstück, das Leben und Bewegung, Witz und Menschenkenntnis, Weltblick und Liebenswürdigkeit genug besitzt, um sich in unserer zeitgenössischen dramatischen Produktion mit leidlichem Anstand sehen zu lassen.

Die Dreyersche Mischdramatik bekommt ein etwas freundlicheres Gesicht, wenn wir kurz zuvor im

Digitized by Google

Berliner Theater haben erleben müssen, wie sich ein dramatischer homo novus aus Schwedenland Henning Berger von der tragischen Atmosphäre seiner Heimat verführen läßt, einen ausgemachten Komödienstoff, die doppelte Umkrempelung der hochwohllöblichen Menschenseele erst bei der Kunde von der bevorstehenden „Sintflut“, dann bei der Nachricht, daß alles beim alten und Festen bleibt, ins Pathetische, Moralisierende und Strafpredigerhafte zu verkehren. Wie peinlich, wie verstimmend, wie beschämend wirken diese kindisch verstiegenen Anstrengungen, vom gemütlichen Maulesel, der den Stoff reichlich trüge, aufs martialisch geschirrte Schlachtroß zu klettern! Da lob ich mir die Herren Walter Turszinsky und Konrad Stifter: die wissen wenigstens, was Stil ist. Sie machen zwar auch sans façon aus der Katze eine Maus und aus dem Geknebelten einen Triumphator, indem sie den ertappten Einbrecher nebst Geld und Schmuck einer schönen Baronin auch deren Briefkassette erwischen lassen, darin sich für den erfolgreichen Herrn Polizeirat recht kompromittierende billets doux finden. Was bleibt ihm übrig, er muß mit dem Langfinger sozusagen Kabrusche machen und fein stillehalten, wenn jener ihm die Leviten liest: „Man soll keine Briefe schreiben“. Aber daraus wird keine Tragödie und kein Schauspiel, nicht einmal ein Lustspiel oder eine Komödie, sondern eine keck und dreist zwischen Ironie und Paradoxie voltigierende Groteske. Sie hat nur den einen Fehler, daß sie sich im Lustspielhause spielen läßt, anstatt im Varieté oder meinetwegen im eigens dafür gegründeten literarisch geadelten Zirkus. Friedrich Düsel

Über Kritik der Tonkunst

Kritisieren heißt vergleichen. Das kritische Verfahren setzt sich zusammen aus Beobachtung und Beurteilung. Um urteilen zu können, müssen wir einen Maßstab in uns tragen, an dem wir das Beobachtete messen, die Vorstellung von etwas Vollkommensten seiner Art. Die Fähigkeit, Kritik zu üben, wird nicht immer aus Studium und Erfahrung gewonnen; sie ist, namentlich in der Kunstkritik, auch angeboren, wie die Begabung zur Kunst selbst. Der Maßstab, den wir anlegen, ist demgemäß ein verschiedener, je nachdem wir die Erfahrung oder das in uns lebende Ideal zum Vergleich heranziehen. Die Unbestimmtheit dieser beiden Vergleichsobjekte, ihre subjektive Verschiedenheit ist der natürliche Grund der Vielfältigkeit menschlichen Urteilens. Man ist darüber im Zweifel gewesen, ob Kritik als eine wissenschaftliche oder als eine künstlerische Tätigkeit aufzufassen sei. Es gibt Ästhetiker, die sie ausschließlich dem Intellekt, andre, die sie eher dem Phantasiebereich zuweisen möchten. Je mehr sich die Kritik zu einer selbständigen Disziplin entwickelt hat, desto klarer ist es wohl geworden, daß weder die eine noch die andre Begriffsbestimmung ausreicht, daß vielmehr künstlerisches Empfinden mit wissenschaftlichem Denken gepaart sein muß, um ein kritisches Urteil hervorzubringen. Vielleicht geht man nicht fehl, wenn man diese Mischung nicht als die willkürliche Vereinigung zweier Elemente, sondern als etwas Gegebenes, Primäres auffaßt und der Kritik die Eigenschaft einer Gattung für sich unter den Geistestätigkeiten einräumt.

Jede Kritik ist in ihrer Art abhängig von dem kritisierten Gegen-

Digitized by Google

stand. Es gibt keine Norm für sie, weder eine allgemeine, noch eine für die einzelnen Künste, ihre Gattungen oder Formen gültige. Die Kritik hat sich in Form und Inhalt nach dem Kunstwerk zu richten, das sie zum Gegenstand hat. Unter allen Arten der Kunstkritik ist die musikalische nicht nur die jüngste, sie ist auch technisch die schwierigste. Das liegt in der Natur der Tonkunst begründet. Bei ihr handelt es sich nicht um eine räumliche Wahrnehmung wie bei der Malerei, Plastik und Architektur, sondern um eine zeitliche; und wenn ihre Gebilde gleich denen der Dichtkunst schriftlich fixiert werden können, so werden sie doch, selbst für den Fachmann, nur im Erklingen wahrhaft lebendig. Der Urteilende ist also auf den Augenblickseindruck angewiesen, und ein Verweilen oder ein Nachprüfen ist im wesentlichen für ihn ausgeschlossen. Das gilt natürlich im besonderen gegenüber der Kunst der musikalischen Reproduktion.

Eine zweite Ursache für die spezifische Schwierigkeit der Musikkritik liegt in dem transzendenten Charakter der Tonkunst. Im Gegensatz zu den andern Künsten entbehrt sie eines Inhaltes, der der Wirklichkeit entnommen wäre oder zu ihm in unmittelbarer Beziehung stände. Sie hat nichts mit realen Vorstellungen, nichts mit logischem Denken zu tun, und infolgedessen hat die Sprache auch keine musikalischen Begriffe geprägt. Schon die elementarsten Bezeichnungen sind andern Gebieten entlehnt und im Grunde unzutreffend. Wir sprechen von hohen und tiefen, hellen und dunklen Tönen, von Tonfarben, Tonleitern und architektonischem Aufbau. Je eingehender das Tonstück zergliedert wird, um so mehr müssen Malerei, Baukunst und namentlich die Poesie mit ihrer Empfindungsterminologie herhalten. Der Musikkritiker kann nicht wie sein Berufsgenosse von den bildenden Künsten wenigstens den Gegenstand eines Werkes angeben. Er muß, wenn er sich nicht auf die dem Laien unverständliche Fachanalyse beschränken will, sich mit Vergleichen und Andeutungen behelfen, muß, wo Begriff und Wort sich nicht decken, sozusagen um die Sache herumreden.

Das sind die Gründe, aus denen gute musikalische Kritik ungleich seltner ist als andre, und die auf dem Gebiete der Musikliteratur dem Gefühlsdusel und der Schönrednerei so traurigen Vorschub geleistet haben. Anderseits machen sie die Vorliebe für die Einfügung von Notenbeispielen in den kritischen Text begreiflich, die dem Verlangen nach exakterer Darstellung und Ausdrucksweise wenigstens einigermaßen zuhilfe kommt.

Äußerlich kann man die Musikkritik einteilen in wissenschaftliche und journalistische. Die wissenschaftliche zerfällt wiederum in historische und analytische. Die historische Kritik wird neuerdings mit besonders dankenswertem Gewinn bei der Herausgabe der „Denkmäler der Tonkunst“ in Deutschland und Österreich angewendet; zu ihr gehört auch in erster Linie die musikalische Textkritik. Die analytische Kritik finden wir, außer in den Monographien über einzelne Meister oder Werke, hauptsächlich in der seit Jahn und Chrysander auf philologischer Grundlage entwickelten biographischen Literatur, in Kretzschmars „Führer durch den Konzertsaal“ und ähnlichen Kompendien. Die journalistische Kritik endlich verbindet, entsprechend dem Bedürfnis ihres Leserkreises, feuille-

Digitized by Google

tonistische Elemente mit allerhand solchen der wissenschaftlichen Kritik. Sie ist die am meisten umstrittene, vom großen Publikum am meisten beachtete. Sie ist heutzutage „Musikkritik" in engerem Sinne.

Die historische wie die analytische Kritik beschäftigt sich vorzugsweise mit der Vergangenheit; die journalistische mit der Gegenwart. Es gibt auch eine Kritik, die ihr Augenmerk auf eine künftige Entwicklung der Tonkunst richtet: das ist die spekulative Musikästhetik, die man in diesem Sinne eine Kritik der Zukunft nennen könnte.

In der journalistischen Kritik springen natürlich gewisse Mängel und Unzulänglichkeiten am deutlichsten in die Augen. Vor allem das oft bespöttelte Auseinandergehn der Urteile über ein und dieselbe Sache. Das hängt eben mit dem Wesen der Musik als einer zeitlichen Kunst zusammen. Zu der Verschiedenheit der Erfahrungen und des persönlichen Empfindens kommt hier die schon erwähnte Notwendigkeit einer plötzlichen Urteilsbildung hinzu, um den subjektiven Einschlag des Urteils noch zu vermehren. Der Zeitungskritiker ist beinahe immer in der Zwangslage, seine Eindrücke im Fluge zu sammeln. Es ist, als ob jemand eine wandernde Bildergalerie nach ihren malerischen Werten beurteilen sollte. Übrigens wird mit dem Worte „subjektiv" als Vorwurf ein arger Mißbrauch getrieben. Abgesehen davon, daß die Ausschaltung der eigenen Persönlichkeit praktisch unmöglich und von niemandem zu verlangen ist, so würde eine Kritik ohne persönliche Färbung wenigen behagen und nie, was sie doch soll, an sich ein Kunstwerk darstellen. Der Kritiker ist schon „objektiv" genug, wenn er seinen persönlichen Geschmack nicht zum entscheidenden oder gar ausschließlichen Wertmesser macht und neben dem eigenen Urteil auch das seiner Zeitgenossen als Tatsache bestehen läßt.

Unter den Reformvorschlägen, die sich hie und da für die Ausübung des Kritikerberufes vernehmen lassen, erscheinen diejenigen vor allem beachtenswert, die auf die Gewähr eines möglichst ausgereiften Urteils gerichtet sind. Nichts ist unwürdiger als ein Kritiker, dem man keine Zeit läßt. Deshalb haben sich von jeher und mit Recht (und nicht nur aus Künstlerkreisen) gewichtige Stimmen im besonderen gegen die moderne „Nachtkritik" erhoben. Es ist auch nicht wahr, daß „das Publikum" auf sie nicht verzichten würde. Die Furcht der Verleger in dieser Beziehung ist grundlos, denn gerade die intelligenten und wirklich interessierten Leser hegen, wie man sich oft überzeugen kann, gegen eine allzu schnellfertige Kunstkritik eher Mißtrauen, wenn nicht Verachtung. Die Abschaffung einer zeitlich bestimmten Kritik — sei es nun bei Tage oder bei Nacht — könnte nur auf beide Teile erzieherisch wirken, auf Publikum wie auf Rezensenten. Auf einen Zusammenschluß der maßgebenden Faktoren ist freilich schwerlich zu rechnen!

Über die Aufgaben der Kritik wäre so manches zu sagen. Sucht man nach einer Formel, so scheint es mir am richtigsten, ihre Hauptaufgabe in einer Art Vermittlerrolle zwischen Künstler und Publikum zu erblicken. Ohne Kritik würde der eine nicht zum andern gelangen. Auf der einen Seite der Erfolg, auf der andern ein besseres Verständnis, das sind die Ergebnisse ihres Wirkens. Deshalb gilt es für

Digitized by Google

den Kritiker auch zunächst: selber zu verstehen und dann: zu zeigen, was der Künstler gewollt hat, soweit das ein Kritiker eben zu zeigen vermag. Für die Gegenwart kommt es hier in erster Linie mehr auf das „Was“ als auf das „Wie“ an, das heißt auf das klare Erkennen einer künstlerischen Tat. Das endgültige „Urteil“ dürfen wir getrost der Zukunft, dem Gang der Geschichte überlassen.

Leopold Schmidt

Kontas „Buckliger Geiger“

In Prag ist ein Tanzspiel unter diesem Titel zur Uraufführung gekommen, das nach dem übereinstimmenden Urteil der Musiker Beachtung verdient. Die Kunstwartleser kennen den Komponisten schon aus einigen Proben. In seiner neuen einaktigen Pantomime, deren Stoff einer rheinischen Sage entnommen ist und dessen bunte Bilder nicht arm sind an ernsten, romantischen und humoristischen Szenen, gibt sich seine Eigenart nun so entschieden kund, daß man ihn unbedingt zu den stärksten unter den jüngeren Talenten rechnen muß. Will man Konta durch den Hinweis auf die ihm verwandteste Natur kennzeichnen, so denkt man unwillkürlich an Pfitzner. Vor allem: es fällt ihm was ein, was ein eigenes Gesicht hat. Seine Partitur ist voll lebendiger Ausdruckskraft, fließender Erfindung und reicher Phantasie. Der Sinn für formalen Aufbau scheint noch nicht ganz entwickelt. Hier spricht ein Musiker und Poet dazu, der oft mit den einfachsten Mitteln große Wirkungen erzielt und, wie er der glatten Kompositionsroutine entbehrt, alles koloristischen Blendwerks des Virtuosen entraten kann. Dabei harmonisiert und instrumentiert er durchaus fein, stellenweise meisterhaft, überall mit natürlichem Klangsinn. Und wie immer man über das Problem der Pantomime oder stummen Oper urteilen mag: diese eindrucksvolle Musik vermag über das Prinzip hinweg auf den Künstler hören zu lassen, der sie geschaffen hat. „Holla Sixtus, auf den hab acht!“ Man wird mit dem neuen Mann fortab zu rechnen haben. Unsre Bühnen könnten mit diesem Tanzspiel ein brauchbares und wertvolles Ergänzungsstück zu kurzen Opernvorstellungen sich gewinnen.

Ernst Rychnowsky

Vom ersten Deutschen Brahmsfest

Als die Deutsche Brahmsgesellschaft und die ihr angegliederte Vereinigung der Brahmsfreunde zur Teilnahme am ersten Deutschen Brahmsfest aufforderten, mochte mancher zweifeln, ob der Besuch der fünftägigen Veranstaltung so stark ausfallen würde, daß sie gesichert und gerechtfertigt erschiene. Die Gründe hierfür sind in unsrer Zeit des erfolgreichen musikalischen Naturalismus nicht besonders zu suchen. Johannes Brahms ist dessen ernstester und gewichtigster Widersacher, er war ja gerade deshalb kein erfolgreicher „Tageskomponist“. Sein Schaffen war, wie Hebbel sagen würde, die Symbolisierung seines Innern. Ein weitverbreitetes, deshalb nicht weniger törichtes Gerede ist es, daß Brahms an der überlieferten Form der Klassiker festgehalten, daß er nicht darüber hinausgekonnt habe. Wer dergleichen nachspricht, kann nicht eine einzige seiner vier Symphonien oder seiner Sonaten, kann auch nicht die Quartette, das A-moll-Trio, die Goethesche Rhapsodie usw. mit genügendem Verständnis gehört haben. Der moderne „Geist“, mit dem Brahms die übernommene Form „erfüllt“ haben soll, hat eben diese an allen Ecken und Enden

Digitized by Google

durchbrochen und umgebogen, modifiziert und erweitert. Man kann sogar sagen: der Reichtum neuer und eigener Form ist bei Brahms, der selbstverständlich, wie alle großen Meister, ein Erbe großer Vorgänger war, noch größer als die Fülle ursprünglicher Gedanken. Nichts beweist seine Originalität schlagender als die Gewißheit, daß jedes seiner großen Werke seinen eigenen, von den anderen Kompositionen Brahmsens abweichenden Charakter trägt. Musizierfreudigkeit im Sinne artiger Spielerei ist selten bei ihm zu spüren. Ein heiliger Drang, eine tiefste Nötigung hieß ihn schaffen, um sein Inneres zu symbolisieren. Dies sein Grundzug, sein Nachweis als Moderner. Es ist kein Wunder, daß Brahms, der Moderne, als gewichtigster Gegenfüßler der „Modernsten" immer mehr Boden gewonnen hat. Je krasser die Modemusik wird, um so schneller und siegreicher dringen die Echten durch.

Gerade jetzt, da jene auf ihrem Höhepunkt angelangt schien, war es die rechte Zeit, das erste Deutsche Brahmsfest zu veranstalten. Nun denke man: erstens fünf Tage Brahms, zweitens in München, der Wagnerstadt. Wäre da nicht Hamburg oder Meiningen oder Breslau besser gewesen? Wo Brahms seit langen Jahren geschätzt und geliebt wird? Denn, wer ihn kennt, muß ihn lieben. Nein: München war der richtige Ort. Es sollte sich zeigen, daß Brahms neben Wagner bestehen kann. Nebenbei ist zu bemerken, daß Wagner mit der „Wagnerstadt" die übelsten Erfahrungen gemacht hat. Lucus a non lucendo.

Auch „fünf Tage Brahms" war richtig. Aber nicht waren es die Programme dieser fünf Tage. Da machte man den bekannten Fehler der Musikfeste mit. Konzerte mit Brahmsfischer, das will sagen tiefster Musik von mehr als zwei Stunden Dauer sind kunstfeindlich. Es gab mehrere bis zu $2^3/_4$ Stunden. So im ersten Orchesterkonzert: das deutsche Requiem und die C-moll-Symphonie! Im zweiten: die Haydn-Variationen, das Schicksalslied, die Rhapsodie und zwei Symphonien!! Im dritten: den Gesang der Parzen, das Violinkonzert, das Triumphlied und die vierte Symphonie!!! Auch das erste Morgenkonzert dauerte weit mehr als zwei Stunden. Die einzige Ausnahme inmitten dieser Überprogramme bot das zweite Morgenkonzert mit instrumentaler und vokaler Kammermusik in einem Wechsel und Reichtum an Stimmungen, die jeden entzücken mußten, ohne ihn zu ermüden. Wird man jene Riesenprogramme mißbilligen müssen im Interesse der Brahmsischen Kunst, so ist doch zuzugeben, daß ihre Ausführung bis zum Schlusse im höchsten Grade fesselte. Mit der denkbar größten Sorgfalt war das Fest vorbereitet, mit vollkommener Sachkenntnis die Wahl der Ausführenden getroffen worden.

Das erste Deutsche Brahmsfest hat deutlich gezeigt, daß der Kampf um diesen Meister beendet ist. Man wird ihn nur noch als einen unsrer Großen zu genießen und zu verbreiten brauchen, nebenbei auch vielleicht zu erklären.

Friedrich Brandes

Bildende Kunst

Adolf Schinnerer, der Radierer

Während dem Impressionismus Probleme des Inhaltlichen ganz fern lagen, während für ihn mit dem Naturvorbild auch gleich alle Grenzen des Bildinhalts festgelegt waren, so daß es sich im fernern nur noch um Fragen der Form handelte, während hier beinahe bewußt alle Fäden zu den allgemein menschlichen Empfindun-

Digitized by Google

gen, deren doch keine Kunst auf die Dauer entbehren kann, abgeschnitten waren, um einem leise differenzierten Nichts des Inhalts, einer Stilllebenstimmung, Platz zu machen — worauf sich die Künstler nicht wenig zugute taten — so erfahren wir bei einigen der Jüngsten unsrer bildenden Künstler von einer ganz und gar gewandelten Fragestellung. Wir erkennen hier wieder ein Primat der Seele, das sich zu der Kunstübung der Umwelt in harten Gegensatz stellt. Man will ausdrücken, was man erlebt hat — und da man es mit den Mitteln der Kunst versucht, so ergibt sich mit Notwendigkeit das Bemühen um neue künstlerische Probleme. Sie stehen aber nicht an erster Stelle, ja, die Form muß heute noch gegenüber den Massen von Inhalt, die zu verarbeiten sind, zurückbleiben. Aber da diese Künstler jung sind, so läßt gerade ihr Anfängertum der Problemlösung auf eine schöne Zukunft hoffen.

Es ist bezeichnend, daß diese Gesinnung sich vorwiegend der Formelemente der Graphik bedient. Diese Künstler sind der tonig bewegten Fläche, der rhythmisch gegliederten Farbenfolge müde. Sie fühlen, daß dies hochausgebildete Instrument sie zu Sklaven der Palette machen würde, daß sie sich den Verführungen, wie sie interessante Farbenprobleme auf den werdenden Künstler ausüben, nicht entziehen könnten. Sie möchten aber von innen her reden und von der Form nur so viel im Kopfe tragen, daß man versteht, was sie wollen. So wendet man sich der Graphik zu, die restlose Aussprache am ehesten ermöglicht, und besonders der Radierung. Es wäre mir lieb, könnte ich gleich die Gruppe junger Talente, die mir, indem ich diese Zeilen schreibe, vorschwebt, den Lesern bekannt machen. Einen dieser Künstler führte der Kunstwart jüngst (XXII, 22) zum ersten Male einem großen Kreis vor Augen: Wenzel Hablik. Freilich, sein Temperament steht heute noch vereinzelt da, aber es ist die Fragestellung den Dingen der Welt gegenüber, die ihn auch dem Künstler verwandt macht, von dem ich heute reden möchte: Adolf Schinnerer.

Von seinem Leben ist zu berichten, daß er 1876 als Sohn eines Pfarrers geboren, seine Jugend in einem Dorf in Oberfranken verbrachte und später in Erlangen wohnte. Er studierte zunächst Philosophie und Kunstgeschichte in München bei Lipps und Riehl und zeichnete nebenbei in einer Zeichenschule. Dann wurde der Entschluß, Künstler zu werden, stark in ihm, er ging nach Karlsruhe, weil Thoma eben dorthin berufen worden war, und lernte das Handwerk bei Schmidt-Reutte und W. Conz, von denen besonders Conz auf ihn in der zeichnerischen Manier von Einfluß war. Nach und nach seit 1901 fing er an, selbst zu radieren.

Ich setze die Titel jener Zyklen von Radierungen hierher, die ihn bekannt machten und deren letzter ihm den Villa-Romana-Preis zuführte: „Zeichnungen eines Verliebten", „Die Reise des jungen Tobias", „Simson". Es ist sehr bedeutsam, daß es Zyklen sein müssen, in denen er sich ausspricht. Das Bedürfnis zu sagen, zu berichten, zu erzählen in eigentlich nicht epischer, sondern vielmehr lyrischer Art, der Drang, seine Seele in eine Folge von Bildern zu bannen, deren jedes ein singuläres Erlebnis vor der Welt bedeutet, und die doch alle zusammen erst den Menschen erkennen lassen, — dieses Müssen beherrscht ihn ganz. Er hat immer nur getan, was er nicht lassen konnte. Und so bringt er es nicht fertig, in objek-

Digitized by Google

iwer Erzählerart die Geschichten des Tobias, des Simson vorzuführen, sondern jeder dieser Zyklen hat ein persönliches Erlebnis zum Anlaß, und nicht nur die künstlerisch-ökonomische Erwägung, daß sich an bekanntem Stoff das besondere Erlebnis besser demonstrieren lasse, sondern wohl auch der ihm von Jugend an naheliegende Geschichtenkreis der Bibel veranlaßt ihn, gewissermaßen in indirekter Rede zu sprechen. Aber wir erkennen in dem biblischen Stoff nicht nur ihn selbst, den Lyriker, mit all dem, was nur er erlebt hat, sondern wir spüren in den Gestalten der Legende uns, die wir heute sind und empfinden, und nicht nur, weil der Künstler in Milieu und Tracht und Typus der Menschen die Gestalt der Welt, die ihn umgab, als Modell gebraucht hat. — Schinnerer ist eine ganz unkomplizierte Natur. Die Inhalte seiner Blätter reden von den allgemeinsten und einfachsten Empfindungen des Menschenherzens, von Liebe aller Art in Freude und Leid, von Not und Glück, von der Freude an der Natur und einem innigen Verhältnis zu allem Wesen, das ihn umgibt. Das Haus und sein Gerät, das Hündlein und die Katze, sie zeugen davon, daß er den Sinn aller toten und lebendigen Kreatur begriffen und auf sich selbst zurückbezogen hat. Es ist darum nichts gleichgültig in seinem Bildwerk, es gibt keine Kulissen und keine gedankenlose Atelierstaffage. So echt, wie er in seinen Empfindungen erscheint, ist die Art, wie er sie ausspricht. Und nicht zum wenigsten ist es seine Technik. Er hat, wie er mir sagte, alle Arten der graphischen Technik durchgeprobt, Aquatinta und Vernis mou, Roulette und Schabkunst — und kam immer mehr zu der Überzeugung, daß für ihn die simpelste Strichmanier das Gemäße sei. Auch darin steht er nicht allein heute, ich hörte erst kürzlich von einem andern jungen Künstler dasselbe Bekenntnis, und ich sehe es täglich in vielen Erzeugnissen des Nachwuchses. Keine Tonigkeit, die nur durch verwickelte Verfahren erreicht werden kann, sondern Linien und Kombination von Linien, hier gelichtet vom durchscheinenden Papier, dort gesammelt zu dunklem Fleck oder kreuzweise gelegt zu dem Zweck der Modellierung. Schinnerer war anfangs malerischer. Sein Zyklus „Zeichnungen eines Verliebten“ (1902/3) ist in der Technik weit verzwickter, als etwa sein Simson in der zweiten Fassung (1908/9) oder einzelne Blätter der Reise des jungen Tobias (1906). Und so eigen gefunden die persönliche Art ist, wie er die Radiernadel führt, so fügt er sich doch unbewußt Tendenzen der Zeit ein, die uns alle weit wegführen wollen von nervöser Vielheit und Mannigfaltigkeit zu ganz einfachem Wesen und zu sparsamer, aber sehr ausdrucksreicher Gebärde. Vielleicht spricht bei ihm ein fränkisches Erbteil mit. Malerisch waren sie alle nicht recht, weder Wohlgemut, noch Dürer, noch Cranach, aber dafür um so deutscher. Als Deutschen empfinde ich auch Schinnerer sehr, und gerade in den Schwächen und Fährnissen seiner Begabung. Daß wir Deutsche unser Allerbestes in der Zeichnung von jeher gegeben haben, und vor allem im Kupferstich und Holzschnitt, brauche ich kaum zu erwähnen. Dabei liegt ja auch die Begrenzung unsrer eigentlichen Begabung vor aller Augen offen. Und daß man uns nachsagt, wir wären Dichter und Philosophen in unsrer bildenden Kunst, mag auch als Tadel gelten; und man darf dabei gestehen, daß wir vielleicht nie so gute Maler, aber auch so schlechte

Digitized by Google

Deutsche in der Malerei gewesen sind, wie gerade heute. Daß sich weiterhin Schinnerer im Einzelwerk nicht genugtun kann bei aller verhältnismäßig malerischen Haltung seiner Blätter, daß er fast immer etwas zu viel gibt, mit zehn Worten sagt, was mit einem besser ausgedrückt wäre, das ist sowohl deutsch als auch im besondern Falle das Kennzeichen des Jugendlichen, das unbekümmert seinen Reichtum ausstreut, das die Ökonomie der Mittel noch nicht als wesentlich künstlerische Forderung erfahren hat. So liegt zwar viel Sonne auf dem Weg dieses Talents und in seinen besten Blättern, von denen wir heute einige zeigen, steht er auf stolzer, künstlerischer Höhe, aber die Schatten fehlen auch nicht. Er wird uns nicht in die hohen, aber kalten Gefilde der Heroen entrückt, sondern wir begreifen ihn in der Summe alles Menschlichen. Das aber ist nichts Geringes. Wir lächeln, wenn wir an die Kunst Schinnerers denken, so wie wir es etwa Hans Thoma gegenüber tun, dann und wann einmal etwas „nachsichtig" vielleicht, aber sehr warmen Herzens. Wie wir niemals mehr lieben, als wenn wir etwas zu verzeihen haben, das doch kein Mangel am letzten und tiefsten war.

Ewald Bender

Kaiserliche Porträtaufträge

Eine Anzeige, die auf eine Anzahl kaiserlicher Aufträge und auf einen kaiserlichen Auftragempfänger ein doch sonderbares Licht wirft, findet sich **fett** und über alle Spalten breit im Berliner „Börsen-Courier" und in andern Zeitungen. Wir geben sie in bescheidener Verkleinerung wieder:

Das Geschenk Seiner Majestät des Kaisers,

welches mir unter anerkennendsten Worten persönlich von Seiner Majestät für die zufriedenstellende Lieferung der Porträts Ihrer Exzellenzen, des Generalstabsarzt der Armee Herrn von Schjerning und des Kriegsministers Herrn General von Einem allergnädigst verliehen wurde, ist in meiner bekannten Porträtausstellung in der Passage 3/4 ausgestellt.

Hofporträtmaler Artur Fischer
Atelier Unter den Linden 24 III (Fahrstuhl)

Festwiesenbauten

was ist das? Will man leichtfertig sprechen, kann man sagen: Auch-Architektur. Die andere, die „richtige" Architektur ist auf Bestand berechnet, auf Dauer, so lange wie möglich, die Festwiesen-Architektur dagegen geht vorüber wie das Fest: nur für Wochen, höchstens für Monate wird sie gemacht. Deshalb aber braucht sie nicht Auch-Architektur in dem Sinne zu sein, den das Wort bei verächtlicher Aussprache gewinnt. Denn wenn es noch sehr viel schlechte Festwiesenbauten gibt, so gibt es doch auch schon einige gute.

Bis vor kurzem noch überall sah's auf der Münchner Oktoberfestwiese und auf den Vogelwiesen, „Domen" usw. sonstwo ja freilich noch wundersam genug aus. Fürchterlich „prachtvoll"; fürchterlich „monumental" und fürchterlich „international" und „intertemporal" — deutsch, italienisch, arabisch, ägyptisch, indisch, amerikanisch, chinesisch, japanisch, gotisch, biedermaierisch, renaissancisch, barock und all das durcheinander — nicht unähnlich den Kreuzungen großstädtischer Hunde-„Rassen"! Nun aber gibt es schon Besseres zu sehen. Die Wirtsbuden auf der Münchner Oktoberfestwiese und aus dem Vergnügungspark der 1908er Ausstellung

Digitized by Google

haben einen Charakter. Sie sind sowohl dem Zweck wie auch der Örtlichkeit angepaßt, sie sind in Form und Farbe Erzeugnisse einer volkstümlichen bodenständigen Bauweise. Hier ist gar nicht erst der Versuch gemacht, bleibende Architektur vortäuschen zu wollen. Der natürliche Baustoff für diese Festwiesenbauten ist Holz. Einige Wochen ehe das Fest beginnt, sind die Zimmerer an der Arbeit, nach den Plänen von Malern und Architekten aus Balken, Brettern, Latten Räume herzustellen. Das Kunstvollste am ganzen Bau ist das Dachgerüst und das Gewölbe für den Innenraum, das aus „Bindern" und Streben zusammengefügt wird und wie das Innere einer riesigen Tonne anmutet. Aus buntgefärbtem Zeltstoff wird die „Dachhaut" darüber gespannt. Das gibt nach außen hin die lustigen bunten Dächer der Festwiesenstadt und nach innen Räume mit Stimmung. Ganz besonders tritt diese Stimmung hervor, wenn die Sonne auf das Dach scheint, oder am Abend im Lichterglanze und im Schmuck der bunten Bänder, Wimpel, grünen Kränze und Girlanden. Auch das Äußere ist bunt bemalt, und fast jede Bude hat ihr Zeichen: aus Holz ausgesägte und gemalte Tierfiguren oder ein von Künstlerhand gemaltes Bild, das, wie ihrer Zeit schon F. A. Kaulbachs Schützenliesl, sogar manchmal berühmt wird. Das ist schließlich die Hauptsache bei der Geschichte: die Künstler tun mit!

Draußen auf der Münchner Oktoberfestwiese entstehen, dem Genius loci gemäß, natürlich vor allem „Bierbuden", „Bräustüberln", „Bräustädel". Unter den Entwerfern und Ausführern fehlen Namen nicht wie Gabriel und Emanuel von Seidl, Schachner, Ostenrieder. Unter den Wirten entwickelt sich ein reger Wetteifer, einer will den andern übertrumpfen und jeder verschreibt sich einen „Künstler" oder einen „berühmten Zimmerer". Ohne Zweifel hat das Münchner Zimmermannshandwerk gerade bei dem Zusammenarbeiten mit Architekten für die Oktoberwiese manches gelernt, was dann bei Dauerbauten denen zugute kommt, die sich nicht an große Architekten wenden können. Die Freude der Besucher an diesen Bauten aber hat auch das Ihrige getan, die Lust an den neuen Kunstgedanken ins Volk zu bringen. Man bedenke den riesigen Besuch der Oktoberwiese aus dem ganzen Land! Wenn jetzt überall im südlichen Bayern die neue Bauweise einzieht und nach den Jahrzehnten der Öde den Anschluß an die gute Überlieferung findet — die guten Festwiesenbauten in München haben sicher ihr Teil Verdienst daran.

Wie anregend anderseits der Wettbewerb auf Kunst und Handwerk eingewirkt und wie er aus manchem verzagten und versessenen Maler, Architekten und Kunstgewerbler einen herzhaften Wager und Erfinder gemacht hat, der sich in Einfällen nicht genugtun konnte und kann, das bezeugt die Geschichte der Münchner Festbauten. Die Festwiese ist die Wiege schon vieler für dekorative Kunst veranlagter Talente geworden. Ihr entsprossen auch manche Keime der „angewandten Kunst", deren Blüten als dekorative Kunst auf der 1908er Ausstellung alle Welt entzückten.

Alexander Heilmeyer

Elektrisch leuchtende Bismarcktürme?

Heimatpflege

In Mülheim an der Ruhr ist kürzlich ein recht schöner Bismarckturm eingeweiht worden. Nur, daß die Laterne oben ohne jede organische Verbindung auf den

Digitized by Google

Steinen sitzt. Es ist, als sträubte sich schon die Form dagegen, daß man hier oben — elektrisches Licht brenne.

Eine Kritik von W. J. in der „Rhein- und Ruhrzeitung" beklagt das auch. Freie, lebendige, lodernde Flammen gehörten da oben hinauf. Wie man von je auf den Höhen heilige Feuer entzündet habe, um einen weithin leuchtenden Ausdruck allgemeinen, gehobenen und sich himmelwärts hebenden Fühlens zu schaffen. Ständige Beleuchtung und Bismarckfeuer seien dem Wesen nach zweierlei.

Auch ich fühle so. Der besondre Reiz des elektrischen Lichtes soll natürlich nicht etwa bestritten werden. Auch nicht, daß er einen weiteren Wert erhält, wenn eine Laterne an dieser einen Stelle nur an Festabenden brennt. Das wirkt dann eben festlich, wirkt wie große Illumination. Aber das Licht an sich wirkt nicht anders als zum Beispiel Leuchttürme und starke elektrische Lichter sonst. Hier sollte auch das Licht als solches etwas *Besonderes* sein. Sehen wir von allem Geschichtlichen, von allen Erinnerungen ganz ab, die mit wirklichen „Feuern" verbunden sind, so bleibt noch zweierlei, was die lodernde Flamme voraus hat. Erstens ihre Eigenbeweglichkeit, ihr Leben, und zwar ein Leben in den edelsten Linien und Formen und im herrlichsten Miteinander von Heller und Dunkler. Wirkt das vielleicht nur auf ein feineres Auge, so wirkt etwas anderes auf *jeden* Sinn. Die große Flamme ist einfach weitaus *seltener* als das ständige Licht. Schon deshalb sollte man nicht auf sie verzichten, wo man auszeichnen, wo man hervorheben will. A

Zum Kampfe um Groß-Berlin

Die baulichen Zustände der Reichshauptstadt und ihrer Umgebung sind den Lesern dieser Zeitschrift bekannt: die entsetzliche Zusammendrängung der Massen, die fast unbedingte Herrschaft der Mietkaserne, die Verwüstung der Wälder und Naturschönheiten usw. Kein Einsichtiger zweifelt auch daran, daß hier durchgreifende Besserung, und zwar schleunigst, geschaffen werden muß, deshalb hat man auch in weitesten Kreisen die Bestrebungen auf Schaffung eines modernen Ansprüchen genügenden Generalbebauungsplanes für Groß-Berlin, auf Erhaltung der Wälder, auf Entwicklung eines umfassenden Schnellbahnnetzes und dergleichen mehr mit großer Freude begrüßt. Aber natürlich sind auf diesem Wege des Fortschrittes gewaltige Widerstände zu überwinden. Gegenwärtig handelt es sich da insbesondere um die Grundbesitzer in den Berliner Vororten. Als im Jahre 1892 die weitgehende Ausnutzungsfähigkeit ihres Bodens zum Mietkasernenbau zum ersten Male planmäßig durch eine moderne Bauordnung beschränkt wurde, erhoben sie ein großes Geschrei, und eigentlich haben sie seit dieser Zeit nicht aufgehört, gegen diese Bauordnung Sturm zu laufen. Sie haben damit auch nicht unbeträchtliche Erfolge erzielt. Bebauungsbestimmungen für die Berliner Vororte sind mehrfach rückwärts revidiert worden. Neuerdings aber rüsten die Grundbesitzer der Berliner Vororte zu einem erneuten großen Feldzuge, und wenn man prüft, worauf ihre Wünsche hinauslaufen, so ist es eigentlich nichts andres, als daß sie die *Herrschaft der Mietkaserne für das Vor-*

Digitized by Google

ortgebiet, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, zum größten Teile wiederhergestellt sehen wollen. Es genügt ihnen nicht, daß bereits nach den geltenden Bebauungsbestimmungen allein innerhalb Berlins und des nächstanschließenden Vorortgebietes etwa $3^1/_2$ Millionen Menschen zusammengepreßt werden können, daß in einem weiteren unmittelbar anschließenden breiten Gürtel viergeschoßiger geschlossener Bauweise weitere 8—9 Millionen (!) bereits nach den geltenden Bebauungsbestimmungen untergebracht werden könnten. Sie verlangen größere mietkasernenmäßige Ausnutzungsfähigkeit auch für weitere große Gebiete.

Die Haltung der Regierung gegenüber diesen Bestrebungen ist unklar. Während sie sich bis vor einiger Zeit ablehnend verhielt, hat sie neuerdings sich bereiterklärt, die spezialisierten Wünsche der Grundbesitzer entgegenzunehmen.

Wir wollen sehr hoffen, daß diese Erklärung lediglich zu informatorischen Zwecken erfolgt ist. Gewiß ist an den Bebauungsbestimmungen für die Berliner Vororte sehr vieles verbesserungsbedürftig, und gewiß findet sich auch in den Landbesitzerbestrebungen in dieser Richtung manches Beachtliche. Aber die Grundrichtung, in der geändert werden muß, ist gerade die entgegengesetzte als die ihrer Wünsche. Nicht der Zulassung weiterer Verdichtung der Bebauung bedarf Berlin, sondern umgekehrt der energischsten und weitgehendsten Auflockerung. Licht und Luft, ein gewisses Maß von Wiederanschluß an die Natur und die Möglichkeit, einen eignen kleinen Grundbesitz zu erwerben, müssen der Groß-Berliner Bevölkerung in Zukunft verschafft werden. Das ist eine Ehrensache nicht nur für Berlin selber, sondern auch für das ganze Reich, das seine Hauptstadt nicht als ein Muster und als ein ewig schwärendes Geschwür der kulturwidrigsten Zustände auf diesem Gebiete ausgestaltet sehen darf. Eine Regierung, die diesem Grundgedanken jetzt noch zuwiderhandelt, würde sich eines geradezu unverzeihlichen Fehlers schuldig machen. Übrigens sind Vorbereitungen für eine größere Agitationsbewegung im Sinne einer modernen Ausgestaltung der Groß-Berliner Bebauungsbestimmungen im Gange. Eine solche Bewegung wird ja auch noch besonders zur Notwendigkeit durch die schwierige Aufgabe, den kommenden Generalbebauungsplan in die Wirklichkeit zu übersetzen. Der „Ansiedlungsverein Groß-Berlin“, der sich im vorigen Winter mit Glück des Berliner Waldschutzes angenommen hat, gedenkt im kommenden eine solche Bewegung ins Leben zu rufen. Es darf wohl schon jetzt an dieser Stelle an alle Freunde der Sache die Bitte gerichtet werden, diese Bewegung nach Kräften zu unterstützen: durch Erwerbung der Mitgliedschaft des Vereins, Geldbeiträge, Mitarbeit usw. Zuschriften an Dr. von Mangoldt, jetzt Frankfurt a. M., Burgstraße 156/II.

Volkswirtschaftliche Anschauung

Handel und Gewerbe

Zwar, die Reichsfinanzreform ist längst unter Dach und Fach. Aber in den Zeitungen geht der Meinungskampf noch immer lustig weiter. Es ist keine Einigung darüber zu erzielen, wie die neuen Steuern wirken werden, wie's hätte gemacht werden sollen und über noch mancherlei andres. Dieselben Tatsachen erfahren weit auseinan-

Digitized by Google

dergehende Deutungen, und der Laie in wirtschaftlichen Dingen, der zu gewissenhaft ist, um sich von Schlagworten gefangennehmen zu lassen, steht ratlos vor der Unmöglichkeit, sich aus allen diesen widersprechenden Äußerungen Klarheit darüber zu verschaffen, was ist.

Es ist das ganz gewiß zu einem guten Teil darauf zurückzuführen, daß man die Steuerkämpfe vorwiegend auf politischem Boden ausfocht und so aus einer Frage der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit eine Machtfrage werden ließ. Aber es zeigt sich doch auch ein gewisser Mangel an wirtschaftlicher Einsicht darin, es wird ersichtlich, daß wir überhaupt in der breiteren Öffentlichkeit keine klaren Vorstellungen von wirtschaftlichen Dingen haben. Diese Erfahrung ist auch durchaus allgemein und durchaus nicht an den hier gerade herangezogenen letzten Fall der Finanzreform gebunden. Fast kann man sagen, noch jeder wirtschaftspolitischen Aufgabe ist man entgegengetreten ohne die sichere Führung der klaren Erkenntnis von den Dingen und ihrem Zusammenhang. Was man darüber schrieb und redete, war bald ein Deduzieren von falschen oder ungenauen Voraussetzungen aus, bald politische Taktik. Nur selten aber sprachen in den Erörterungen die Dinge selbst in scharf umrissenen Tatsachen, die jedes Drehen und Deuteln unmöglich machen. Forscht man nach den letzten Gründen dieser verhängnisvollen Trübung der volkswirtschaftlichen Einsicht, dann bleibt schließlich nur das eine übrig, das mehr oder weniger unsre geistige Verfassung überhaupt berührt, und, besonders soweit es Kunstfragen betrifft, in diesen Blättern schon oft besprochen wurde. Wir erleben die Dinge nur noch zum kleinsten Teil unmittelbar; das meiste kommt mittelbar an uns heran, sei's in Berichten und Zusammenfassungen, sei's in irgendwelchen mittelbaren Wirkungen. Auch auf dem Gebiet ökonomischer Erkenntnis ist das zu beobachten, und hier sogar ganz besonders deutlich.

Der wirtschaftliche Organismus, der auf einer primitiveren Stufe der Entwicklung übersichtig und durchsichtig war, der seine wenigen Fäden um jede einzelne Person schlang und darum jedem fühlbar in allen Teilen bewußt blieb, hat sich dermaßen kompliziert, daß die vollkommene Einsicht in alle seine Verzweigungen kaum noch zu erlangen ist. Wenn dem einzelnen sein Arbeiten auch immer fühlbar bleibt, er kann doch nur noch selten erkennen, von wo die ihn berührende Wirkung ausging. Die einfache Klarheit einer Wirtschaft, die ihre Grenzen im Bezirk des heimatlichen Hofes, allenfalls der Dorfgemeinschaft sehen konnte und in welcher der einzelne auch die von außen herantretenden Wirkungen immer noch unmittelbar empfand und beantworten mußte, sie ist nun abgelöst durch das Geflecht innigster weltwirtschaftlicher Wechselbeziehungen. Auch in diesem gewaltig großen Geflecht teilen sich alle Wirkungen schließlich dem einzelnen mit, aber sie laufen über gar zu viele Fäden, sie werden so vielfach abgelenkt, abgeschwächt, gesteigert, in andre Energieformen umgesetzt, daß wir nur selten unmittelbar spüren können, was da störend oder fördernd eingriff. Und umgekehrt: niedere wirtschaftliche Zustände erlauben es, die Tragweite jeder wirtschaftlichen Handlung, die man selbst begeht, zu verfolgen. Sie löst kaum Wellen aus, die über das engere übersehbare Bereich hinausschlagen. Wir Heutigen aber vermögen kaum zu erkennen, wie Ein-

Digitized by Google

griffe in die Wirtschaftssphäre im Gesamtorganismus wirken werden, denn die mit- und gegeneinander ringenden Kräfte, die irgendwie an irgendeiner Stelle darauf reagieren werden, sind so mannigfaltiger Natur, daß sie zum mindesten vorläufig noch sich der exakten Vorausberechnung fast immer entziehen. Einst lag alles klar vor den Blicken ausgebreitet, es geschah nichts, was nicht durch die Psyche des Menschen hindurchging; heute steht man vor einer ungeheuren Maschine, die jedem von uns nur einen Hebel zur Bedienung überließ und die uns ihre Funktion unmittelbar auch nur an der schwerern oder leichtern Beweglichkeit dieses Hebels ermessen läßt. Wie drin sich die Drähte kreuzen, wie die Verknüpfungen von Ursachen und Wirkungen sich verschlingen, das bleibt uns unsichtbar. Wir erleben's nicht mehr. Und sind darum so gut wie ratlos, wenn es gilt, die Maschine bewußt neuen fest umschriebenen Aufgaben dienstbar zu machen.

Ein paar Beispiele mögen das deutlicher machen. Man hat beobachtet, daß die kartellierten deutschen Kohlenzechen nach dem Auslande billiger verkaufen als im Inlande, und meint nun, durch einen Kohlenausfuhrzoll nicht nur dem Reiche Einnahmen zu verschaffen, sondern auch diese Benachteiligung der heimischen Wirtschaft aus der Welt zu schaffen. Der innere Zusammenhang der Exportpolitik der Kohlenzechen mit ihren wirtschaftlichen Daseinsbedingungen ist aber dabei nicht klar erkannt worden. Von beteiligter Seite wurde darauf hingewiesen, daß die deutschen Kohlenfundstellen (Ruhr, Saar, Oberschlesien) alle an der Peripherie des Reiches liegen und daß also ihr Aktionsradius notwendig jeweils nach der einen Seite über die Landesgrenzen hinausreiche, während nach der Landesmitte zu, eben infolge der Verkehrslage der Gruben, von einem bestimmten Punkte an die Beförderungskosten so hoch würden, daß ein Wettbewerb mit der auf dem Seewege eintreffenden englischen Kohle nicht mehr möglich sei. Anderseits sei der Export nur denkbar, wenn man sich dem Weltmarktpreise anpasse, unter Umständen also auch billiger verkaufe als auf dem inländischen Markte. Ich sage nicht, daß damit das Problem schon erschöpft sei, ganz gewiß spielen auch Momente einer etwas gewaltsamen Regelung der Marktverhältnisse mit hinein. Aber das Beispiel zeigt, daß das wenige, was wir von diesen Dingen wirklich erleben, unzulänglich bleibt, wenn es gilt, auf ihr Wesen Einfluß zu gewinnen. Es sind Hemmungen und Impulse überall in den Wirtschaftsverlauf eingeschaltet, die wir nicht mit sehen. Es scheint: die dem Persönlichen überhaupt entrückt sind, die automatisch eingreifen.

Ein andres Beispiel: Es gilt ziemlich allgemein als ausgemacht und wird namentlich in der Literatur immer wieder behauptet: daß in der Industrie der Bankdirektor heimlicher Kaiser sei. Was man sah und zum Ausgangspunkt seiner Meinungsbildung nahm, war, daß die Industrie auf den Bankkredit angewiesen ist. „Also", schloß man, „ist sie dem Wohlwollen der Bankgewaltigen auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert." Allerhand Beobachtungen aus dem Wirken der von den Banken in Industriegesellschaften delegierten Aufsichtsräte schienen diese Ansicht zu stützen. Sie bedeutet den Glauben an die alles beherrschende Macht des Kapitals. Aber liegen die Dinge, die eine raffinierte Wirtschaftstechnik nur verschleiert, nicht vielmehr so, daß

Digitized by Google

Gesellschaft

der organisatorisch befähigte Unternehmer seinerseits die Macht des Kapitals in seinen Dienst bringt, daß er der Herrschende ist, die Banken sich ihm zur Verfügung stellen? Kann in der Tat das „Kapital" Unternehmungen entstehen lassen? Kauft das Kapital sich das Talent? Oder weiß nicht doch die persönliche Tüchtigkeit sich die Kapitalmacht zu verschaffen, die ihr nötig ist? Alles das sind Fragen, auf die mit ein paar Hinweisen nicht etwa eine Antwort gegeben werden soll. Aber das erhellt wohl aus ihnen, daß uns mit dem „Augenschein" auch von diesen Dingen nicht genug verraten wird, daß wir zu wenig von der Wirklichkeit dieser Dinge erleben, als daß wir auf Grund einiger Beobachtungen des äußeren Verlaufs über ihre inneren Zusammenhänge urteilen dürfen.

So ist's aber bei tausend andern Gelegenheiten in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft auch. Die Dinge reden uns nicht mehr. Wir sind zu weit von ihnen abgerückt und fangen nur hier und da ein paar Laute, einen ungefähren Schimmer auf. So ist's gekommen, daß wir uns gewöhnt haben, nicht mehr nach dem Tieferen zu fragen, sondern uns mit der schwer zu durchdringenden Oberfläche der Dinge und mit ihrer unverstandenen Benutzung zufrieden zu geben. Bis hinab zum kleinsten des täglichen Umgangs. Und doch wär's möglich, daß die Dinge auch uns wieder redeten. Wenn wir sie mit wacherem Auge und wärmerer Teilnahme ansehen wollten, wenn wir sie fragen würden nach woher und wohin. Unsre Arbeit ist Teilarbeit, aber sie ist doch niemals isoliert! Überall finden Berührungen statt, überall greifen andre Gebiete über in das unsre. Wir dürfen die Geschehnisse, die scheinbar uns unmittelbar nicht angehen, nicht gleichgültig vorübergleiten lassen, wir müssen versuchen, auch zu ihnen in ein Verhältnis zu kommen, das uns ihren Wesenskern erschließt. Wie das geschehen und wie es helfen könnte, davon unterhalten wir uns vielleicht ein andermal.

Johannes Buschmann

Philosophisch-soziologische Bücherei* (Schluß)

Wenn auch einzelne Forscher nicht sofort zur augenblicklichen Nutzanwendung Schlüsse ziehen, so sind ihre Arbeiten dennoch von großer praktischer Bedeutung. Für den Laien ist die Beschäftigung mit diesen Fragen bedenklich, weil Kritik und Vorsicht dazu gehört, wie sie nicht jeder aufbringt. Zeigt doch gerade die soziologische Forschung, daß Vorurteile, Gefühle und Stimmungen weit mehr in der Welt wirken, als ruhige, kalte Überlegung. Nun ist es besonders gefährlich, sich mit Gegenständen zu beschäftigen, die selbst für den Fachmann noch nicht recht geklärt sind. Anderseits muß man zugeben, daß es sich hier um Fragen handelt, die auch den Laien überaus interessieren müssen, zumal seine Stellungnahme im

* Verlag von Dr. W. Klinkhardt, Leipzig. I. W. James, „Der Pragmatismus". II. Gustave Le Bon, „Psychologie der Massen". III. Alfred Fouillée, „Der Evolutionismus der Kraftideen". IV. G. Tarde, „Die sozialen Gesetze". V. Emile Durkheim, „Die Methode der Soziologie". VI. Rudolf Eisler, „Grundlagen der Philosophie des Geisteslebens". VII. Couturat, „Die philosophischen Prinzipien der Mathematik". XI. J. Lachelier, „Psychologie und Metaphysik". „Die Grundlagen der Induktion".

Digitized by Google

öffentlichen Leben manchmal davon abhängt, welche Ansicht er über soziologische Fragen hat.

Will sich der Laie mit solchen Gegenständen beschäftigen, so sei ihm vor allem die Lektüre von Originalwerken empfohlen. Nur auf Gebieten, die schon geklärt sind, wie zum Beispiel in der Mathematik, Astronomie, Chemie usw. leistet ein Leitfaden gute Dienste. Hier hingegen hängt alles gar sehr vom guten Einfall, von den Gesichtspunkten ab, unter denen überhaupt gedacht und geforscht wird, sie sind mitunter wichtiger als die Ergebnisse. In Kompendien aber gehen gerade diese Ideen meist verloren, und an ihrer Stelle rücken die Tatsachen in den Vordergrund, die hier meist noch sehr wenig sicher feststellbar sind und daher nicht dieselbe Bedeutung haben, wie in andern Wissenschaften. Auch sollte man einigermaßen die einander entgegenstehenden Meinungen kennen, und zwar wieder nach den Originalen, denn es kann vorkommen, daß das Referat gerade das Beste übersehen hat.

So ist es zu begrüßen, daß bei W. Klinkhardt eine Philosophisch-soziologische Bibliothek im Erscheinen begriffen ist, die in erster Reihe soziologische Werke bringt. Da besonders das Ausland viel soziologische Werke produziert, überwiegen die Übersetzungen. Neben den soziologischen Werken finden sich gelegentlich auch philosophische. Es kann sich hier nur darum handeln, auf diese Sammlung hinzuweisen und die Bände für den Leser kurz zu charakterisieren, nicht etwa darum, Kritik zu üben.

In James' „Pragmatismus" wird dem deutschen Publikum ein System vorgeführt, das den Zusammenhang zwischen Denken und Handeln scharf betont. Der Übersetzer Professor Wilhelm Jerusalem stellt in gewissem Sinne unter den deutschen Philosophen einen Vertreter dieser Lehre dar. Er hat in noch stärkerem Maße als James die biologischen Theorien seinen Betrachtungen zugrunde gelegt. Der Grundgedanke des Jamesschen Buches ist etwa folgender: Wenn zwei Theorien über ein und denselben Gegenstand aufgestellt werden, so muß man zusehn, ob durch deren Anwendung in der Praxis irgendein Unterschied entstünde — wobei James aber nicht genau angibt, was er eigentlich unter Praxis versteht —: ist das nicht der Fall, so ist es nach James' Ansicht ganz gleich, welcher der beiden Theorien man anhängt. Theorien sind nach James Werkzeuge, die Wirklichkeit zu beherrschen, jene sei „wahr", die diesen Dienst besser verrichte. Das Buch, das aus Vorlesungen entstanden ist, ist überaus leicht lesbar.

Gustave Le Bons „Psychologie der Massen" untersucht die Erscheinungen, welche auftreten, wenn Menschen in großen Massen tätig sind. Es hat sich gezeigt, daß derartige Komplexe sich anders verhalten, als die einzelnen Menschen, aus denen sie bestehen. Die Anwesenheit von Nachbarn übt einen großen Einfluß aus. Man fühlt sich zum Beispiel weniger verantwortungsvoll für alles, was geschieht, man wird zur Nachahmung mitgerissen, kurzum, es treten eigenartige Tatsachen zutage. Die Forschung hat bis jetzt nur zum geringsten Teil die Fragen zu lösen vermocht, die hier aufgeworfen werden können. Häufig treten mehr oder weniger vage Vermutungen an die Stelle durchgearbeiteter Theorien. Es wird aber so dem vorsichtigen Leser Gelegenheit gegeben, über vieles nachzudenken, was er sonst übersehen würde. Es werden

Digitized by Google

politische Probleme angeregt, und es wird manche geschichtliche Erfahrung interessant verwertet. Auch dieses Buch, das ebenso wie dasjenige von James etwa 150 Seiten umfaßt, ist leicht geschrieben — vielleicht etwas zu breit, wie das bei Franzosen häufig der Fall ist, und mit viel Emphase.

Wissenschaftlich bedeutender ist wohl Fouillées „Evolutionismus der Kraftideen", aber auch etwas schwerer zu lesen und mehr als doppelt so umfangreich. Es werden die bewußten Ideen in ihrer Bedeutung für die menschlichen Handlungen behandelt; der Lehre vom Instinkt, von der Vererbung, wird viel Raum gewidmet. Die Zusammenhänge zwischen seelischen und körperlichen Erscheinungen werden eingehend besprochen und die verschiedenen Theorien darüber dargestellt und kritisiert.

In Tardes Buch „Die sozialen Gesetze" wird eine etwa 100 Seiten umfassende Arbeit geboten, die Tardes Hauptlehren über die Bedeutung der einzelnen Faktoren des Soziallebens enthält. Besonders seine Lehre von der Nachahmung nimmt auch hier eine wichtige Stelle ein. Das Buch ist für solche geeignet, die schon einige Kenntnis der Soziologie haben, oder sich näher mit Tarde beschäftigen wollen. Zur Einführung ist es nicht geeignet, weil die Argumentationen des Verfassers nicht immer genügend stichhaltig sind.

Auch Durkheims „Methode der Soziologie" ist mehr für Leser berechnet, die schon einige Vorbildung haben. Wie denn überhaupt die Lektüre methodologischer Schriften im allgemeinen erst dann am Platze ist, wenn man bereits einige Kenntnis der Tatsachen besitzt. Irrigerweise glauben heute viele, daß das Lesen der „Erkenntnis theoretischer Fundierung", der „Methodologie" und dergleichen dem Studium eines bestimmten Gebietes vorangehen solle. Es wird der Versuch gemacht, die sozialen Erscheinungen als solche abzugrenzen, sowie die Grundsätze zu charakterisieren, die zur Anwendung kommen, wenn man von philosophischen Voraussetzungen im engeren Sinne abstrahiert.

Eislers „Grundlagen der Philosophie des Geisteslebens" sind mehr eine kompilatorische Arbeit. In mancher Hinsicht ist das Buch zur Einführung in soziologische Fragen geeignet. Es werden nicht nur rein soziologische Probleme behandelt, sondern auch die damit zusammenhängenden Fragen erörtert, zum Beispiel: Geist und Körper, psychische Kausalität, psychische Finalität usw. Die zahlreichen Literaturangaben geben gute Hinweise für solche, die sich eingehender mit dem Gegenstand beschäftigen wollen.

Couturats „Philosophische Prinzipien der Mathematik" beschäftigen sich mit den Grundlagen der Mathematik, wobei die modernen Forschungen über exakte Logik verwertet werden. Die Versuche, mathematische Argumentationen zum Teil in Zeichenschrift wiederzugeben, werden berücksichtigt. Die Grundbegriffe der Mathematik: Ordnung, Zahl, Größe, werden eingehend diskutiert. Auch die Geometrie wird in einem eigenen Abschnitt berücksichtigt. Etwa der vierte Teil des mehr als 300 Seiten umfassenden Bandes ist einer Auseinandersetzung mit Kants Anschauungen über Mathematik gewidmet. Das Lesen erfordert keine Spezialkenntnisse, wohl aber die Fähigkeit, längeren exakten Argumentationen folgen zu können. Der Abschnitt über Kant ist selbständig lesbar.

Der Band von Lachelier behandelt zwei Probleme. Zunächst

Digitized by Google

die Frage, wie der Mensch denn dazu komme, anzunehmen, daß Ereignisse, die bisher unter bestimmten Bedingungen eintraten, morgen wieder eintreten werden. Der Verfasser kommt dabei auf sein Lieblingsthema zu sprechen, auf die Konstruktion der Welt als einer Summe zweckerfüllter Systeme. Der zweite Aufsatz, der so wie der erste auch nur etwa 60 Seiten umfaßt, bespricht das Verhältnis der Psychologie und Metaphysik, welch letztere sich bei Lachelier eng mit der Erkenntnistheorie berührt. Beide Arbeiten sind leicht lesbar, aber nicht frei von Phrasen.

Die ganze Sammlung kann jedenfalls wärmstens empfohlen werden, zumal auch die folgenden Bände viel Interessantes erwarten lassen.

Otto Neurath

Andersdenkende hören!

Zu den Tagesereignissen

Jeder Redakteur einer Zeitung oder Zeitschrift kennt die Briefe, in denen Leser ihre Freude darüber aussprechen, daß ihnen der oder jener Aufsatz „aus der Seele gesprochen" sei, so daß sie ihn Wort für Wort „unterschreiben könnten". Ist er selbst oder ist ein ständiger Mitarbeiter der Verfasser, so hat er ein Recht, sich über sie zu freuen, denn sie bestätigen, daß er in gutem Einvernehmen mit seinen Lesern steht. Er bekommt aber natürlich auch Zuschriften, die sich über den oder jenen Beitrag beschweren. Tun sie das über unpassende Formen der Äußerung oder über falsche Tatsachenangaben, so wird er, wenn er seine Aufgaben versteht, aus ihnen lernen und selbst über die in Deutschland noch immer nicht ausgestorbene Taktlosigkeit nur lächeln, die etwa mit Abonnementskündigung droht, als wäre der Redakteur kein Kulturarbeiter sondern ein Schmock. Ernstere Bedenken werden ihm aufsteigen, wenn der Einsender darüber empört ist, daß einer spricht, der sachlich anders, der sachlich vielleicht entgegengesetzt schließt und also urteilt, als er selber. Und wenn er erklärt: dergleichen will ich nicht lesen. Gerade solche Zuschriften aber sind bei der Tagespresse und bei zahlreichen Zeitschriften so häufig, daß sie der Mehrzahl ihrer Organe ein Gepräge der Ängstlichkeit vor den Lesern aufdrücken, das der Sachkundige auch unter allen Masken der Kraftmeierei erkennt. Millionen unsrer Volksgenossen empfinden es als eine Beleidigung, wenn in „ihrem" Blatte ohne absprechenden, das heißt voreinnehmenden Zusatz Meinungen zu Gehör kommen, die sie „nicht unterschreiben können".

Wie sonderbar ist das eigentlich! Man sollte doch meinen, was einer selber dächte, das wüßte er so ungefähr, auch ohne daß es ihm gesagt würde. Viel wichtiger also müßt es ihm als Glied seines Volkes sein, zu erfahren, was nicht ihm, sondern gerade seinen Gegnern „aus der Seele gesprochen" sei. Wie kann im ganzen Kulturleben die Entwicklung mit Kämpfen, Waffenstillständen, Kompromissen und Friedensschlüssen überhaupt vorwärts führen, wenn wir die Dinge immer nur von unsrer Seite aus ansehen, wenn wir nie zuverlässig erfahren, was der Gegner denkt und will?

Das ist so klar, daß einsichtige Männer schon seit lange darüber nachdenken, wie die deutsche Leserschaft an ein Hören auf den Gegner gewöhnt werden könne. Kühn und weitherzig ging Friedrich Naumann vor, als er das später wieder eingegangene Berliner Tagesblatt „Die Zeit" gründete: er hat zuerst den Gedanken einer „Zeitungsschau" über gegnerische Meinungen verwirklicht, und in durchaus vorur-

Digitized by Google

teilsloser Weise nur mit dem einen Zwecke durchgeführt, über die Meinungen der Gegner zu unterrichten. Einige anständige Zeitungen verschiedener Parteien haben diese Einrichtung von ihm übernommen und führen sie noch heute weiter. Sie verdient den weiteren Ausbau sehr. Aber natürlich nur, wenn sie nicht bevorzugt, was zum Herabsetzen der Gegner geeignet scheint, sondern was im Gegenteil das Gescheite, das man „drüben" sagt, kennen lehrt und damit das am meisten Kennenswerte. Solchem Ausbau widersetzt sich aber noch mehr als die Voreingenommenheit der Redakteure jene Torheit der Leserkreise, die alles „aus der Seele gesprochen" wünschen.

Von der katholischen Seite

„Das Hochland"

nimmt in der von ihm begonnenen Polemik noch einmal das Wort. Was ging voraus? Seine Redaktion duldete es, daß in ihren Spalten „Anklagen" gegen mich erhoben wurden, „dieser mag Avenarius sich erwehren", sie ließ in einer davon meinen guten Glauben bezweifeln, ließ erklären, daß mich nichts von dem Vorwurf unverzeihlicher Nachlässigkeit retten könne, wenn man nicht geradezu an meine Böswilligkeit glauben wolle. Darauf wies ich nach, daß alles, worauf man solche Verdächtigung stützte, nicht von mir, wohl aber von meinem Angreifer selbst begangen war. Seine eignen schweren Vorwürfe trafen ihn. Und nun? „Ja, Bauer, das ist ganz was andres": Nun ist die einzige an die Ehre greifende „Anklage" plötzlich durchaus ein Nebenpunkt, über den man mein Reden kaum begreift, nun geh ich damit nur um den Hauptpunkt herum. Ja, die Redaktion des „Hochlands" ist dafür nicht einmal verantwortlich, man hat ja mit einem Namen gezeichnet. Zeichne ich also, so darf ich ruhig im „Hochland" Vorwürfe ehrenrühriger Art erheben, die Redaktion prüft sie nicht erst. Freilich, das wußt ich noch nicht. Weil ich mit einem Blatt, das ich für einen Mitkämpfer für Gesundung unsrer Verhältnisse hielt, die Reinlichkeit des Bodens herstellen wollte, auf dem ein geistiger Verkehr möglich ist, deshalb antwortete ich. Da man dort die feierliche moralische „Anklage" gegen mich, nun, wo sie das „Hochland" trifft, plötzlich als Gleichgültigkeit behandelt, weitere Unterschiebungen, auf die ich nicht erst eingehe, hinzufügt, ja nochmals behauptet, ich hätte dem katholischen Ratgeber Bestechlichkeit vorgeworfen, obgleich ich das Mißverständnis aufgeklärt und nachgewiesen habe, daß ich im Gegenteil den katholischen Ratgeber als den besten von allen warm empfohlen habe — so fehlt diese Reinlichkeit des Bodens auch jetzt noch.

Die Herren wundert's, daß sie auf das Sachliche der beiden andern „Anklagen" über unsre Behandlung der katholischen Literatur noch keine Antwort von mir haben. Das wieder wundert mich. Einer kommt zum andern: „Ich klage dich an: du bist böswillig, mindestens unverzeihlich nachlässig, du fehlst schwer gegen deine Berufspflicht — und dann hast du auch die katholische Literatur nicht richtig behandelt." Darauf beweist der Angeklagte sofort, daß der nach des Angreifers Tatsachendeutung Böswillige, mindestens unverzeihlich Nachlässige der Angreifer selbst ist. Der aber erwidert: „Sieh einer an, du drückst dich um die Hauptsache, sprich dich über dein Verhalten zur katholischen Literatur

Digitized by Google

aus!“ Ich vermute, der andre wird den Herrn stehen lassen.

Was mein Verhalten zur katholischen Literatur betrifft, so habe ich bei andern Gelegenheiten wiederholt davon gesprochen und werde es wieder tun. Doppelt gern zu Katholiken, weil ich von ihnen für dieses Gebiet am meisten *lernen* kann und von ihnen lernen will. Auch von Katholiken, die *nicht*, wie die große Mehrheit der katholischen Blätter, dem Bemühen des Dürerbundes und seines Ratgebers Anerkennung zollten, und von ihnen erst recht. Wohl denn: Ich *biete den gebildeten Katholiken hiermit die Spalten des Kunstwarts selber zur Aussprache über die Behandlung der katholischen Literatur im Dürerbund-Ratgeber an.* Das kann uns neue Wege zeigen. Wie sehr auch die Redakteure des Ratgebers sich zu lernen bemühen, das wird die Ausgabe dieses Jahres beweisen. Die Sorte von Polemik aber, die Muth im „Hochland“ zugelassen hat, führt schon deshalb nicht vorwärts, weil sie das katholische Schriftwesen in denjenigen Kreisen diskreditiert, in denen wir ihm Achtung verschaffen möchten. A

Japanisches

Auf japanischen Bahnhöfen in Korea findet sich in verschiedenen Sprachen eine Inschrift des Inhalts: „Wer mit irgendwelchen Einrichtungen, die er hier sieht, nicht zufrieden ist, wird gebeten, Vorschläge zur Besserung zu machen, damit sie geprüft und wenn möglich benutzt werden können.“

Wir Europäer haben die „gelbe Gefahr“ bekanntlich durch das Liefern von Waren, Kenntnissen und Lehrmeistern auf das bereitwilligste großgezogen, denn wir verdienten heute Geld dabei und ans Morgen dachten wir weiter nicht. Gute Schüler aber haben wir dabei gefunden. Jetzt könnten wir schon in Zivilisationsdingen von ihnen lernen. Oder ist's ausgeschlossen, daß sich ähnliche Aufforderungen bei unsern öffentlichen Einrichtungen als nützlich erweisen könnten? Liegt nicht immer Jugend und deshalb Zukunft darin, *die Kritik zum Verbündeten zu wünschen?*

Die Koedukation,

Mann und Weib

der gemeinsame Unterricht für Knaben und Mädchen, bestätigt nun auch schon mehr und mehr, daß die Gedanken, wenn sie sich zu Einrichtungen verkörpern, mitunter andre Gesichter bekommen. Die Besorgnisse ängstlicher Leute galten anfangs vor allem den *sittlichen* Gefahren, mehr und mehr zeigt es sich, daß diese bei einigermaßen gescheiten Vorsorgemaßregeln kaum in Frage kommen. *Gesundheitliche* Bedenken treten nun in den Vordergrund. Die Untersuchungen dort, wo die Koedukation besteht, zeigen Ergebnisse, die sehr zum Nachdenken stimmen.

Vom Ausland

Nach Angaben, die der Professor Burgerstein in seiner Schrift über Schulhygiene (Teubner, 1 Mk.) zusammengestellt hat, erwiesen Untersuchungen in Dänemark, Schweden und Norwegen bei den Knaben 29, 34,4 und 21,9 vom Hundert Kränklicher, bei den Mädchen dagegen 41, 61,7 und 36,7. Bei Bleichsucht und dem „Schulkopfweh“ ist das Verhältnis besonders ungünstig, in Stockholm zum Beispiel waren 12,7 vom Hundert der Knaben und 35,5 vom Hundert der Mädchen bleichsüchtig und litten 13,5 vom Hundert der Knaben gegen 36,1 vom Hundert der Mädchen an habituellem Kopfschmerz, in Helsingfors stellten

Digitized by Google

sich die entsprechenden Verhältnisse wie 22 zu 38 und 10 zu 31. Auch die Ursachen, die Befreiung vom gymnastischen Unterricht fordern, bestätigen die weit stärkere Schädigung der Mädchen als der Knaben beim gemeinsamen Unterricht an höheren Schulen.

Oder liegt hier ein Trugschluß vor? Liegt die Sache vielleicht einfach so, daß die Mädchen den höheren Anforderungen der höheren Schule ihrer Leistungsfähigkeit nach nicht so leicht entsprechen können, wie die Knaben? Daß sie nicht nur körperlich sondern auch geistig eben „schwächer" sind? In ihrem Durchschnitt natürlich nur, über den die besonderen Leistungen Einzelner ja nichts aussagen?

Die Schulhygieniker sehen die Sache anders an. Sie sagen: die Knabenschule muß sich der Entwicklung des Knaben anpassen, die Mädchenschule der des Mädchens, diese beiden Entwicklungen aber gehen in verschiedenem Tempo und verschiedener Stärke. Das sei der Grund, weshalb man eine Koedukation nie ganz befriedigend gestalten könne. Die Entwicklung des Mädchens vom Kind zum Weibe setzt schon mit dem zehnten Lebensjahre ein, schon jetzt beginnt die Phase „verminderter Widerstandsfähigkeit", in der oft Krankheitszustände fürs ganze Leben sich einnisten. Beim Knaben spielt die Pubertätsperiode lange nicht eine so große Rolle und zudem hat sie zeitlich eine andere Lage. Dazu komme, daß die im allgemeinen größere Suggestibilität der Mädchen im Wettbewerb der Geschlechter sie leichter als die Knaben zu Leistungen anstrenge, die über ihre Kraft gingen. Das Faulsein sei eben unter Umständen gesund.

Ganz abgesehen davon, daß hier natürlich immer nur der große Durchschnitt ins Auge gefaßt ist, so wird sich's fragen, ob die hygienische Betrachtung den endlichen Ausschlag geben kann, selbst wenn man ihre Voraussetzungen und Schlüsse als richtig anerkennt. An manchen Orten wird man sich schon aus Gründen unzureichender Mittel vorläufig zur Koedukation gezwungen sehen, wenn man den Mädchen nicht alle Gelegenheit zu höherem Unterricht entziehen will. Vielleicht kommt auch ein Ausweg in Betracht, den Burgerstein empfiehlt: in einzelnen Unterrichtsgegenständen ein niedrigeres Lehrziel für Mädchen mit besonderer Berücksichtigung der Tragfähigkeit in den einzelnen Altersphasen (Klassen) und mit Benutzung der freiwerdenden Stunden zu körperlicher Kräftigung. Freilich, dasselbe Ziel könne so nicht erreicht werden, aber vielen würde das Erreichte genügen, und die anderen müßten eben einen Nachtragsunterricht erhalten. Da die Mädchen keine Soldatenzeit haben, wären sie deshalb im Ganzen des Volkslebens, meint Burgerstein, immer noch nicht schlechter als die Männer gestellt. Vielleicht können wir auf diesem Gebiete doch auch mehr von Amerika lernen, als man annimmt. Dort scheinen die Ergebnisse der Koedukation nämlich viel günstiger als in Europa zu liegen. Nur sind die Zustände, die mitwirken, dort auch ganz anders, weil die amerikanischen Mittelschulen in den höheren Schulklassen Wahlfreiheit der Unterrichtsgegenstände haben und besonders durch gesunden Sport (im Zusammenhang mit der Schule!) in weit höherem Grade als bei uns für Körpergesundheit sorgen.

Körperpflege

Für Korsette und Gummigürtel

empfehle ich je eine Steuer. Erstens einmal für das Korsett. Das

Digitized by Google

ist ein Ding wie ein Erbe aus Folterkammern, modern gesprochen: ein echter „Luxusgegenstand“. Oder auch: ein „Hausgreuel“ und eins schlimmster Sorte! Wagt es einmal! Nichts kann dabei verloren werden, vieles aber gewonnen. Sollte wirklich — was freilich kaum zu hoffen ist — der Korsettumsatz sinken, so sänke der Steuerertrag zwar mit. Doch Volksgesundheit und Einimpfung von Vernunft in unsre Lebensführung wären dann im Steigen. Dauerte aber der Unsinn (und er scheint dauerhaft) und trotzte er allen Steuerbeglückungen (auch trotzig ist er) — nun, so müßte er für seine Missetaten wenigstens Strafgeld herzahlen. So also, oder so: es käme etwas dabei heraus. Was also fürchtet man? Doch nicht etwa die Frauen? Für wen machen sich denn die Frauen mit den Schnürleibern „schön“? Sein oder Nichtsein des Korsetts ist im Grunde viel mehr eine Männer-, eine Herren-, als eine Frauenfrage. „Damen“frage dürfte es füglich auch wohl heißen, und man hätte damit nur das gleiche gesagt. Nun, so zeigt einmal, daß es euch trotzdem ernst sei um Menschenwohlfahrt und Staatshaushalt, ihr Volksvertreter und Exzellenzen!

Und noch etwas: vergeßt den Gummigürtel nicht, den meist so giftig roten oder gelben, der, mit brutaler Scheußlichkeit tief in alles Gesunde und Schöne einfallend, eure Töchter — die armen Modepuppen ohne Blut und Atem — erbarmungslos stranguliert.

Die Leser lachen mich aus: „Solche Vorschläge machst du im Ernst?“ Fällt mir nicht ein, sie im Ernst zu machen. Aber ich halte es nicht ganz für unmöglich, daß man nach soundso viel Jahren sie einmal im Ernste machen wird. Dann nämlich, wenn man die volksverderbende Schädlichkeit allgemein beliebter Sachen, wie der Korsette und Gummigürtel, auch allgemein erkannt haben und zu der Ansicht gekommen sein wird: daß zur Einschränkung von Schädlingen der nationalen Gesundheit jedes anständige Mittel recht ist. K. M.

Einsames und gemeinsames Genießen

Bildung und Schule

Trotz der Bemühungen unsres Deutschunterrichts, auch in der Lektüre für Schönes und Gutes den Sinn zu wecken, läßt sich's bekanntlich nicht leugnen, daß unsre Schüler zu sehr großem Teil heimlich ihre „Freude“ finden an Schundliteratur, ja daß auch bei denen, an denen die Schule ihre Arbeit abgeschlossen hat, diese Neigung oft die Herrschaft behält. Und wieviel Schönes tragen unsre neueren Lesebücher für die Schüler zusammen! Sind wir damit auf einem Irrweg? Überschätzen wir die Wertungsfähigkeit der Kinder so durchaus? Unsre Deutschstunden beweisen uns allem Anschein nach das Gegenteil: wie vieler Freude, ja Begeisterung am Schönen begegnen wir bei den Schülern, wie vieler Freude, die zweifellos echt ist! Und doch — bei ganz denselben Schülern würde eine schnelle Revision des „Ranzens“ oft eine Menge von Schundliteratur zutage fördern. Daran haben sie sich vorher ergötzt, und das soll ihnen nachher Erquickung sein. Also: neben schönem Erfolg unsrer Bemühungen gleichzeitig und zum Teil bei denselben Jungen der schmählichste Mißerfolg.

Heinrich Wolgast, den wir als Vorkämpfer auf diesem Gebiete längst kennen, gibt neuerdings den Lesebüchern ein gut Teil Schuld. Sie bieten dem Kinde eine Sammlung kleiner Stücke, die eben um

Digitized by Google

ihrer Kürze willen, meint Wolgast, kein dauerndes und ausführliches Einleben in einen zusammenhängenden, konkreten Stoff- und Stimmungskreis ermöglichen, die Entwicklung vom nur stofflichen zum „formalen“ Interesse schwer zulassen und ein persönliches Verhältnis zum Autor nicht herstellen können. Deshalb sind die Leser dann dem einheitlichen Buche gegenüber, das all dies geben kann, so ratlos. Zwischen dem Schullesebuch und dem Buch, das nach Stoff und Stimmung einen einheitlichen Zusammenhang bildet, ist eine allzu große Kluft. Darum: Die Schule muß ihre Kinder von guten Lesestücken zu guten Büchern führen. Dieser Aufgabe zu dienen, veröffentlicht Wolgast eine Sammlung kleiner, billiger und verhältnismäßig gut ausgestatteter Bücher. Er nennt sie „Quellen, Bücher zur Freude und zur Förderung“. Uns liegt das erste Bändchen vor: Grimms Märchen, 1. Auswahl: Märchen zum Lachen. Es sollen folgen: Märchen zum Staunen; Deutsche Sagen der Brüder Grimm; Das Nibelungenlied; Drollige Geschichten aus Johann Peter Hebels Schriften. „Das Kind soll sich nicht mehr mit Häppchen und Schlückchen begnügen, sondern zu den Quellen geführt werden, aus denen unsre nationale Bildung strömt.“

Ich begrüße solchen Plan um seiner selbst willen: Werke wie diese in guter Auswahl und handlicher Form den Kindern zu geben und sie auch im Schulunterricht zu benutzen (wie das ein sehr niedriger Preis ermöglicht), — ja, das bedeutet zu den vorhandenen eine neue und gute Waffe für unsern Kampf. Vor allem allerdings für dessen positive Seite: Die Wertungsfähigkeit der Kinder erhält hier sicher noch kräftigere Anregung zu ihrer Entwicklung, als durch vereinzelte Lesestücke. Der Weg zum ganzen Buch ist klug geebnet: Wir sehen Bücher einheitlichen Charakters, aber zunächst noch Bücher, die aus selbständigen Stücken bestehen. Damit ist dem Wesen des kindlichen Geistes Rechnung getragen, der im großen Zusammenhang, schon hinsichtlich des Stoffes, den Überblick verlieren würde. Zugleich aber findet die Entwicklung der Fähigkeit, dem größeren Zusammenhang nach Stoff und Stimmung zu folgen, unzweifelhaft gute Anknüpfung.

Daß aber Wolgasts Weg für den Kampf gegen den Schund eine neuartige Bedeutung gewinnen werde, glaube ich nicht. Wolgast übersieht, was ich vorhin betonte: daß wir neben dem Mißerfolg gleichzeitig und bei den nämlichen Kindern oft eine feine Freude am Schönen finden. Die Schüler selbst empfinden den krassen Widerspruch. Sie wundern sich in einer Deutschstunde, in der ein schönes Werk gemeinsames Erlebnis geworden ist, daß sie an jenen Dingen überhaupt Gefallen finden konnten — und sind sie wieder allein, dann greifen sie nicht zu dem schönen Gedicht, sondern wieder, nach einigem Zögern vielleicht, zum Nick-Carter. Auch die schulentlassenen Sechzehnjährigen, mit denen ich von diesen Dingen einmal sprach, gestanden mir diesen Widerspruch, und auch ihnen fehlte die Erklärung. Sie sprachen mit Freude von den Stunden, in denen sie Schillers Tell gelesen hatten; und doch: keiner hatte ihn wieder gelesen, allen war's nur eine schöne Erinnerung. Gelesen hatten sie, soweit ihre Zeit und Arbeit sie überhaupt noch dazu kommen ließ:

Digitized by Google

erstens Schund, zweitens Reisebeschreibungen, Kriegsgeschichten und dergleichen. Der Stoff fesselt, nicht das Schöne als Schönes. Mir scheint, wenn wir nun neben dem Tell noch andere wertvolle Werke größeren Zusammenhangs vor die Kinder stellen, so wird eine wesentliche Änderung dieses zwiespältigen Zustandes auch dann nicht zu erwarten sein, wenn wir damit, wie Wolgast, bereits im dritten Schuljahr beginnen.

Jenen Widerspruch in der Werthaltung psychologisch zu begreifen, dürfte nicht allzu schwer sein. Und ich meine: nur von hier aus läßt sich der Weg ebnen, den auch Wolgast sucht: der Weg, auf dem wir jener entwickelteren Wertungsfähigkeit, die wir bisher nur auf Stunden erzielen, zu dauernder Geltung, zur Einwurzelung im Geist des Kindes helfen können. Was im Klassenunterricht oft einen feinen Sinn für edle Schönheit und Freude am schönen Werk zur Entwicklung bringt, das ist vor allem anderen die anregende Wirkung der Gemeinschaft. Wir wissen alle — aus Theater, Konzerten, politischen Versammlungen, geselligen Abenden —, wie sehr Stimmungen (und Verstimmungen) „ansteckend" wirken. Wir alle sind in entsprechender Gesellschaft angeregter, edler und feinfühliger gestimmt als sonst. Es ist in der Schulklasse ebenso. Der Knabe, der dann allein mit seiner Leselust zu Hause sitzt und auf einmal jener helfenden Anregung entbehrt, ist nicht immer fähig, sich selbst zu jener Höhe des Wertbewußtseins wieder zu erheben. Er wundert sich, aber jetzt ist's ihm fast langweilig. Er greift zu Nick Carter oder Karl May — ja, das fesselt. Und später sagt er: „Na, schön ist's ja nicht — — aber interessant." Das Verbot solcher Lektüre hilft natürlich nichts zur Genußfähigkeit für das Bessere; dies bleibt für den einsamen Leser im allgemeinen „langweilig", wenn nicht besondere Umstände gelegentlich so weit anregen, daß der Einfluß der Gemeinschaft Ersatz findet. Das Verbot treibt die Leselust nur zu verheimlichter Auswirkung und fügt so zu der Verderbnis der Phantasie, des konkreten, ausführlichen Denkens und des Gedächtnisses: verstärkte Schädigung der Gesundheit (Augen) und die moralische Gefahr aller Verheimlichung. Wer sich selbst recht besinnen kann, weiß vielleicht auch aus eigner Erfahrung Stunden der Erschöpfung, in denen ihm selbst für die einfachen, schönen Erzählungen, wie sie etwa die Wiesbadener Volksbücher bringen, der Sinn fehlte; in denen ihm Karl May oder eine jener Detektivgeschichten für 10 Pfennig als passende Kost für seinen Bewußtseinszustand erschienen. Da haben wir denselben Widerspruch: Es sind das Stunden, in denen wir unfähig sind, die sonstige Höhe der geistigen Angeregtheit einzuhalten, dann sprechen allein sehr grobe Gefühlsreize an. Jene höhere Stufe geistiger Angeregtheit erlebt der größere Teil unsrer Schüler nur in der Gemeinschaft. So gilt es, die Anregung und Angeregtheit, die aus der geistigen Gemeinschaft erwächst, auf das einsame Lesen zu übertragen.

Wenn ich diesen Weg zeigen soll, muß ich auf den Gedanken der „Erzählstunde" verweisen, der kürzlich von mehreren Seiten angeregt wurde (vgl. Kw. XXII, 21). Während das einsame und leitungslose Lesen zumeist zum „Durchfressen" der „Schmöker" führt und zum Überschlagen alles dessen, was

Digitized by Google

keine Spannung und Aufreizung der Phantasie verspricht, führt der geistige Austausch über Gelesenes ganz von selbst zu langsamerem, aufmerksameren Lesen, ja zu wiederholtem Lesen einer fesselnden Stelle. Bei dieser ruhigeren Lektüre verlieren die groben Spannungs- und Erregungsreize viel von ihrem Zauber, und Einzelschönheiten werden so erst bemerkbar. Das gilt schon von dem Austausch mit Kameraden und Eltern. Die bloße Gelegenheit, über das Gelesene zu sprechen, vor allem: davon zu erzählen, ist eine wertvolle Anregung zu größerer Ruhe im Genuß und zu feinerer Entfaltung der Genußfähigkeit, die allerdings beim naivstofflichen Interesse den natürlichen Ausgangspunkt ihrer Entwicklung findet. Solche Gelegenheit kann eben auch die Schule geben. Aber die „Erzählstunde" soll nicht „verschult" und damit entwertet werden! Dann muß sie völlig frei, zwanglos und gelegentlich auftreten, beileibe nicht plan- und zwangmäßig. Wer will, erzählt. Ist der Lehrer der Mann darnach, dann wird sich auch alles ans Licht wagen, was den Schülern gefallen hat; auch wenn sie ahnen können, daß es der Lehrer für minderwertig halten wird. Dieser aber wird sein Urteil zurückhalten: die Klasse nimmt zu dem Gehörten Stellung; und da gehen die Meinungen oft scharf gegeneinander. So werden die Schüler mit- und gegeneinander ihre Genußfähigkeit und ihr Urteil fördern; jeder freut sich, Schönes zu finden, und versäumt nicht, in der Erzählstunde (und auch früher schon) die Mitschüler und den Lehrer darauf aufmerksam zu machen. Man sieht: die Anregung, die in der Gemeinschaft ruht, wird hier in das selbständige Lesen hinübergetragen. Dazu bedarf es des „Buches" nicht einmal; ich habe ganz dasselbe mit einer „Lesestücksammlung" (und es war nicht einmal eine der guten, neuen) schon im zweiten Schuljahr erlebt. Und was die kleinen Burschen Schönes fanden, das wurde nicht bloß (in Pausen usw.) gezeigt und vorgelesen, sondern um die Wette wurde gelernt, und jeder wollte alles Schöne zu besserem und wirksamerem Ausdruck bringen. So bahnte sich auch die Entwicklung eines Sinnes für die Form sehr deutlich an. Und bald kamen auch einzelne, denen ein „Märchen" „eingefallen" war; derer wurden immer mehr, die eigene „Schöpfungen" brachten, zum Jubel der andern. Das alles ohne Verdienst des Lehrers — ich ließ mir nur manchmal erzählen und vortragen; und das mußte ich schon tun, man hätte mir schwerlich Ruhe gegeben. Wenn einmal der Geist der Klasse wach ist — gewöhnlich sind wir schuld, wenn er schläft —, dann ist er ein stärkerer und besserer Erzieher, als selbst der beste Lehrer für sich allein wäre; und dem Wirken eines Lehrers, der es vermeidet, sich selbst den Schülern aufzwingen zu wollen, gibt er nachhaltige Kraft, die volle Resonanz.

Mit alledem lehne ich Wolgasts „Quellen" nicht etwa ab. Sie sind, wie gesagt, eine gute Waffe mehr für unsern Kampf. Wir brauchen viele solcher Waffen und können auch dieser nur wünschen, daß sie gut genützt werde.

A. Henseling

Unter uns

Der „Gesundbrunnen für 1910" ist da!

Nun schon zum dritten Male wirbt der Dürerbund-Kalender

Digitized by Google

„Gesundbrunnen“ um Freunde, und obgleich ihm gar keins der üblichen Vertriebsmittel zur Verfügung stand, die sonst von Kalenderleuten benutzt werden: er tut es, wie die Bestellungen erweisen, von Jahr zu Jahr mit rasch wachsendem Erfolg. Wie unsre Leser wissen, soll der „Gesundbrunnen“ beim Erwachsenen fortsetzen, was das Büchlein „Heb mich auf!“ bei der schulentlassenen Jugend begann: Wegweiser zu guten Freuden zu sein. So viele Menschen gehen an den Quellen schöner Freuden vorüber, weil sie gar nicht wissen, daß sie da sind; andre wieder wissen nicht, wie sie hingelangen sollen und gehen im alten Einerlei weiter. Aber auch der Alltag kann und soll viel frohes Licht haben. Da ist ein Kalender wohl das Buch, das sich am ehesten in die Hände der Unwissenden und Ratlosen hinfindet. Nicht um einen neuen Lobsänger der Freude handelt sich's also — davon gibt's heute genug —, sondern um einen Wegweiser, und zwar um einen, der überall als täglicher Begleiter gern gelitten wird, weil er nicht nur das Gewand dazu hat, sondern auch das Wesen. So soll der Gesundbrunnen ein Hausbüchlein oben und unten im Volke sein, im Hause des Begüterten wie im Heim des „kleinen Mannes“ als ein „Mitschaffer“ am Ganzen unseres Volkstums. Der Kalender ist so gehalten, daß er in allem freundschaftlich unterhält und immer zur Tat ermunternd erfreut, im Antwortgeben, wie im Wünschewecken. Er will auch ein Geschenk sein, das bei allen Gelegenheiten mit dreingegeben werden kann, und will über das Kalenderjahr hinaus Wert behalten, wie er andrerseits zu zahlreichen guten Büchern aller Art hinleitet. Die Bilder sind diesmal von Wilhelm Busch, — auch ein bisher noch nirgends veröffentlichtes ist dabei. Wir bitten alle Dürerbündler und alle Kunstwartfreunde, unser Gesundbrünnlein recht vielfach im Lande aufsprudeln zu lassen. Und insbesondere da, wo bisher aus minder reinlichen Leitungen getrunken ward. Der „Gesundbrunnen“ kostet, 224 Seiten stark, 60 Pf., bei 50 Stück je 50 Pf., und ist bei Georg D. W. Callwey in München erschienen.

Lebende Worte

Über Kunst

Vor den Urphänomenen, wenn sie unsern Sinnen enthüllt erscheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angst. Die sinnlichen Menschen retten sich ins Erstaunen; geschwind aber kommt der tätige Kuppler Verstand und will auf seine Weise das Edelste mit dem Gemeinsten vermitteln. — Die wahre Vermittlerin ist die Kunst. Aber Kunst sprechen, heißt die Vermittlerin vermitteln wollen, und doch ist uns daher viel Köstliches erfolgt.

In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist, und dieser wird besonders rege, wenn man den Fähigen einschränken und zu einseitigen Zwecken dingen und brauchen will.

Es begegnete und geschieht mir noch, daß ein Werk bildender Kunst mir beim ersten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachsen bin; ahn ich aber ein Verdienst daran, so such ich ihm beizukommen, und dann fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen: an den Dingen werd ich neue Eigenschaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

Goethe

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Das schöne Bild von Theodor Hagen, das unser farbiger Steindruck wiedergibt, zeigt uns Stoppelfelder im Herbst. Wenn im Walde das große Röten beginnt, so macht ein jeder die Augen auf: das kennt er, daß es schön ist, weiß er, da sieht er also hin. Sinkt aber auf den Feldern unter der Sense das Gold, dann, meint der Durchschnittsmensch, ist es mit der Felderschönheit eben vorbei. Zunächst, das ist wahr, sehen sie auch ein bißchen stumpf und sozusagen verdutzt zum Himmel. Aber schon regt sich's wieder, wenn die großen Herren gefallen sind, von den Kleinen. Die, welchen besagte große Herren zu viel von Licht und Bodennaß wegaßen, haben nun besser Spiel: das Kleinzeug wird munter; das allerbescheidenste Geblüm, das, wenn man's aus der Nähe beschaut, oft ganz besonders anmutig ist. Es wirkt nicht nur aus der Nähe. Für die Ferne tut sich's mit Stoppelgehalm und Schollengekräusel und mit nassem oder trockenem Boden zu Farbflecken zusammen, die dann vom Licht so oder so herausgehoben und umgefärbt werden zu einem Gesamtbild, das kaum jemals häßlicher, das aber oft feiner ist als das rotbraungoldene gleicher Herbstzeit im Wald. Es sind diese intimen Schönheiten, zu deren Betrachtung Hagens Bild ganz besonders anregt. Freilich hat dieses Werk durchaus nicht solchen auf die Natur verweisenden sozusagen „pädagogischen" bewußten Zweck. Man sehe sich in die Bodenbewegung hinein, die wie ein großes Atmen durch die Landschaft geht. Ist es nicht, als empfänden wir das wohlige Dehnen der ruhenden Mutter Erde um das sanfte Tälchen da mit? Und die holde Farbenharmonie auch des Ganzen, die aus Boden und Wolkenhimmel Eines macht? A

In dem Rundschaubeitrag über Schinnerer habe ich zu zeigen versucht, was er in unsrer Zeit bedeutet, aus welcher Umwelt heraus wir ihn zu verstehen suchen, wie wir uns menschlich zu ihm stellen müssen, um der seelischen Werte teilhaftig zu werden, die sein Wesen birgt. Die vier Bilder nach Radierungen von ihm mögen das erläutern, zugleich aber auch zeigen, daß er sein Handwerk versteht. Sein Mitteilungsbedürfnis ist gewiß der erste Anlaß zur künstlerischen Betätigung; daneben aber spüren wir nicht weniger die Freude an dem „schönen Handwerk". Und mag der Künstler aus dem unmittelbaren Erlebnis, der Lektüre, dem Studium vor der Natur oder aus allen dreien die Anregung sich geholt haben, sein natürlicher Kunstverstand weiß immer den Bildstoff in eine solche Bildform umzusetzen, daß dem Beschauer nichts zum Verständnis nötig ist, als ein für künstlerische Formenreize empfängliches Auge.

Wir zeigen zunächst drei Blätter aus der Folge: „Reise des jungen Tobias". Wer noch einmal die Legende im Alten Testament überliest, wird mit nicht geringer Bewunderung erfahren, wieviel künstlerische Arbeit schon vor der manuellen Niederschrift vom Künstler getan ist. Er hat den Stoff ganz und gar umkomponiert. Aus dem Tobias der Legende, der auszieht, um die vom Vater vor Jahren verborgte Summe Geldes wieder einzuholen, wird der wanderlustige, in der Welt sein Glück suchende und in der Gattin findende Jüngling, wie wir ihn gestern noch sahen. „Und Tobias zog hin, und sein Hündlein lief mit ihm." Ich müßte den

Digitized by Google

ganzen Zyklus zeigen können, um im einzelnen die vorbereitende Tätigkeit des Stoffüberdenkens aufdecken zu können. Eine höchst seltene Erscheinung in unsrer Zeit, in der viele Maler sich kaum vorstellen können, daß es überhaupt Probleme des Inhaltlichen in der bildenden Kunst gibt! Welcher Mangel sich natürlich bei einzelnen dieser Künstler, wenn sie sich an einen schwierigen Bildstoff wagen, empfindlich bemerkbar macht.

Das erste Blatt, dessen Wiedergabe recht gut gelang, schildert den Abschied vom Vaterhaus: Die fränkische Bauernstube, der blinde Vater hinter dem Kachelofen, die Mutter, welche die Hand des wanderlustigen, aber etwas betrübten Tobias nicht lassen will, das Hündchen, das bellend zum Aufbruch drängt, und der Kamerad an der Tür, der nichts mehr fühlt, als den Zug zur Ferne. Momente zum Idyll hin und zur Handlung fortdrängend, geschickt zusammenkomponiert. Starke Kontraste des Hellen und Dunklen und ein schöner, weicher Mittelton (die Reproduktion gibt im allgemeinen die Werte etwas zu hart), viel Detail (die Hühner, der Wasserkrug, die am Ofen aufgehängten Strümpfe usw.), und doch eine summarische Schilderung dieses Einzelwerkes. All dies zusammen sichert dem Blatt die „Stimmung“ und im Technischen einen wohltuenden Ausgleich von Hell und Dunkel, von plastischer Form und malerischer Erscheinung, so daß man mit einem Blick die Situation, ja, sogar alle Differenzierungen im Technischen übersehen kann.

Freilich liegen da auch die Schwächen nicht nur dieses Blattes, sondern der ganzen Folge. Wenn ein Künstler in Kupfer sticht oder radiert, so weiß er, daß das Blatt zur Nahebetrachtung bestimmt ist, also allerlei besondere Eigenschaften haben muß, die das Tafelbild entbehren kann. So bedarf die Radierung der schnellen Orientierungsmöglichkeit, die durch das summarische Zusammenstreichen auf das im Bild Bedeutsame hin erreicht wird, nur in zweiter Linie. Eine Radierung will oft zur Hand genommen sein, man will Feinheiten der Formmodellierung, der Behandlung interessanten Einzelwerks usw. mit Muße und Zärtlichkeit „studieren“ können. Schinnerer aber opfert der allgemeinen malerischen Haltung des Blattes zuliebe die Einzelmodellierung. Man sehe sich den Kameraden des Tobias daraufhin an oder die eilfertige Schraffierung der dunklen Teile des Bildes: das Gewand des Tobias, die Schürze der Mutter usw., und man wird erkennen, daß das Blatt einer ruhigen Nahebetrachtung nicht recht standhält. Dazu ist Schinnerer vielleicht immer noch zu sehr „Impressionist“, was schließlich auch kaum wundernehmen kann. Seine Entwicklung wird sich aber auf andern Bahnen bewegen müssen, und sie wird es mit Gewißheit, denn sein letzter radierter Zyklus, der „Simson“, zeigt verheißende Ansätze dazu.

Auf dem zweiten Bilde schildert Schinnerer den Heimzug des Tobias mit der Gattin und ihrem Heiratsgut, eine Landschaft mit weitem Blick und den so seltsam verqueren und eigensinnigen Linien des Geländes, wie sie den mitteldeutschen Gegenden eignen. Hier ist die andeutende Manier viel mehr am Platze aus leicht sichtbaren Gründen, während man bei dem dritten Blatt, der Heimkehr ins Vaterhaus, so ungefähr dasselbe zu sagen hätte wie beim Abschied! Aber ganz hervorragend ist hier wieder die Situation charakterisiert, und wie rührend und wahr Schritt, Geste und Aussehen des blinden Vaters.

Das letzte Blatt verdankt seine Entstehung sicherlich einem optischen

Digitized by Google

Problem, das den Künstler vor der Natur reizte: die Verkürzung der Phalanx der Telegraphenstangen und -drähte schräg ins Bild hinein. Sie ist ihm ausgezeichnet gelungen. Durch das Bemühen, der Darstellung so Widerstrebendes zum Bild zu vereinen, ist ein merkwürdig neuer Reiz in das Blatt gekommen, das uns den überlegenden Verstand und die Kunst des Zeichnens in Reinheit erkennen läßt. Ewald Bender

Zu der Beilage „Festwiesenbauten" wolle man den kleinen Rundschaubeitrag vergleichen. Die paar Bildchen vom Münchner Vergnügungspark wie die von der ihm benachbarten Oktoberwiese sprechen gleich lebendig von der „fröhlichen Baukunst", die an der Isar wächst und von dort aus ihren Samen nun schon weit übers deutsche Land trägt. Im Hinblick auf eine Erscheinung möchte man fast sagen: zu weit. Es „münchnert" jetzt bereits auch im Norden, Westen und Osten, während doch zu wünschen ist, daß sich die neuen guten „Festwiesenbauten" sowohl wie die ernste Baukunst überall aus dem heimatlichen Boden nähre, wie sie das in München ja tut. A

Unsre Notenbeilage bringt zunächst eine Probe aus Robert Kontas Tanzspiel „Der bucklige Geiger", über das in der Rundschau dieses Heftes Weiteres nachzulesen ist. Sie begleitet den Augenblick, da der Held des Märchens, der Geiger, den infolge des nahenden Morgens schon recht verschlafen im Mondenschein tanzenden Brunnenelfen zum letztenmal aufspielt und dann selber in Schlaf sinkt. Das Ganze muß überaus duftig, im zartesten pp gespielt werden.

Einmal im Elfenreiche, fügen wir die alte nordische Ballade „Elvershöh", von A. J. Boruttau gesetzt, aus dem Heft dänischer Volkslieder unsrer Hausmusik hinzu. Man kennt die Ballade bei uns in der Verdeutschung Herders und in der Komposition Karl Loewes. In Dänemark selbst wird statt der alten 11strophigen „Kämpferweise" eine Redaktion des alten Heiberg gesungen, der auch unsre Fassung sich anschmiegt. Die wundervolle Weise hat etwas merkwürdig Traumbefangenes, sie müßte eigentlich stets mit halbgeschlossenen Augen gesungen werden. Und ja nicht eilen! Der oftmalige Taktwechsel ist echt volkstümlich und belebt die Hypnose dieser Melodie, die gewiß mit zu den genialsten Eingebungen des germanischen Volkskunstgeistes zählt. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Ewald Bender, Dresden-Blasewitz; für Musik: Dr. Richard Batka, Wien XIII; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg, Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII 6, Anhofstr. 78c — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

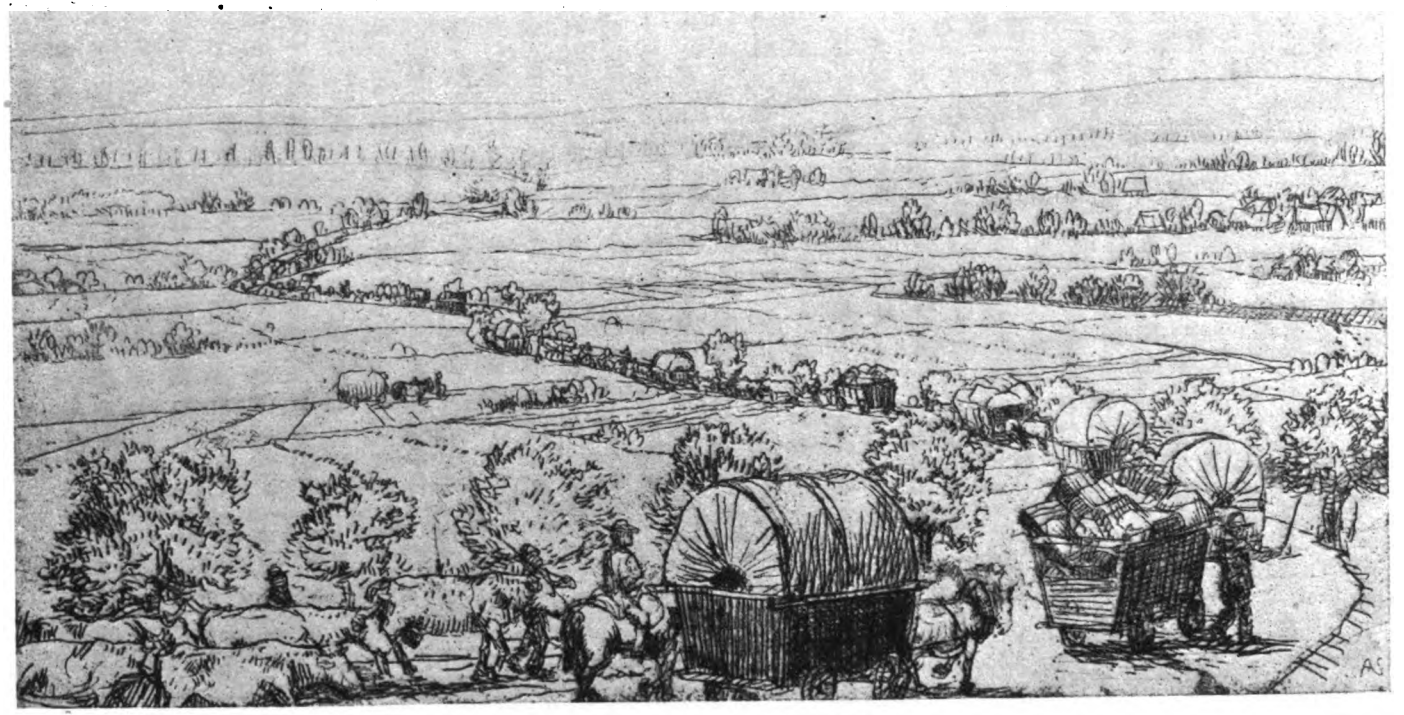
KW

ADOLF SCHINNERER

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

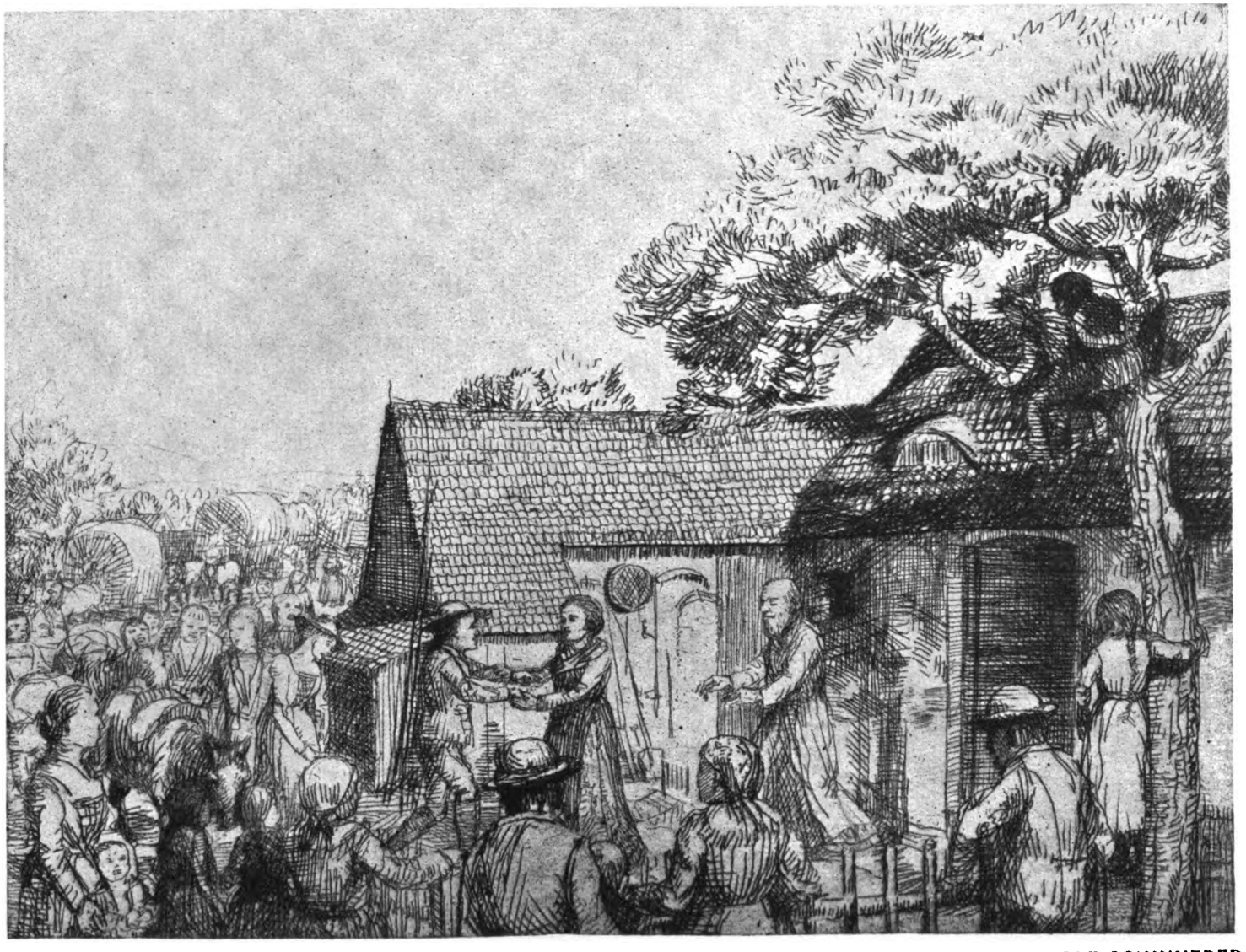


ADOLF SCHINNERER

KW

Digitized by Google

Digitized by Google



ADOLF SCHINNERER

Digitized by Google

Digitized by Google

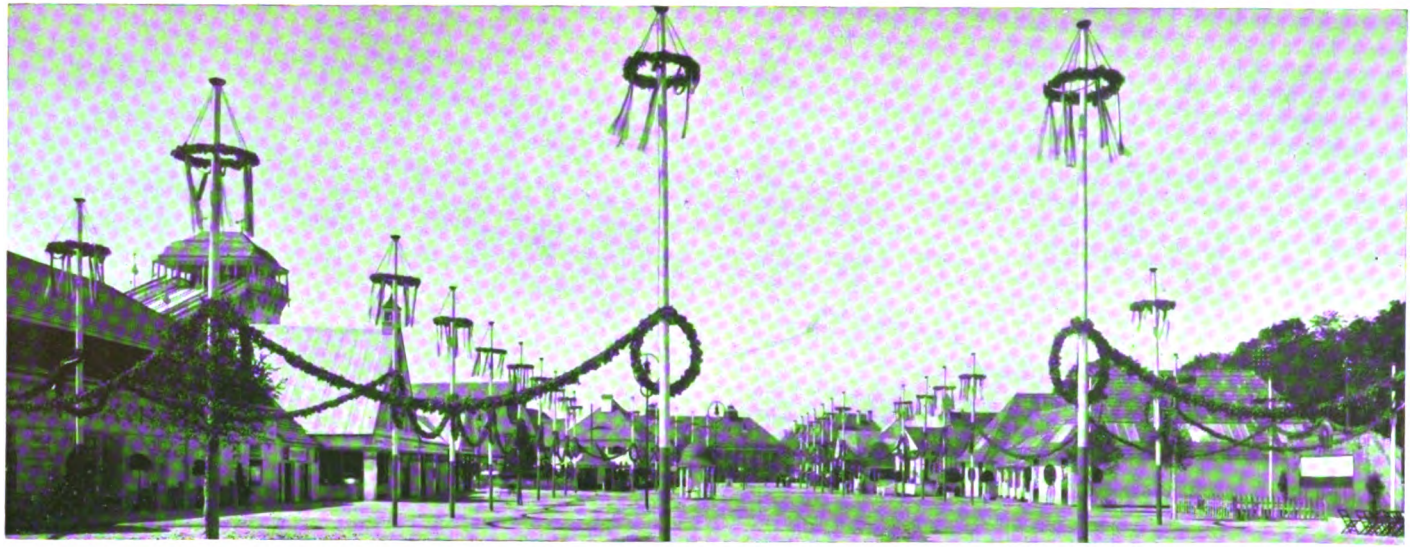
ADOLF SCHINNERER

Digitized by Google

OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: FESTWIESEN-BAUTEN



RICHARD SCHACHNER, STRASSENBILD IM MÜNCHNER VERGNÜGUNGSPARK

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: FESTWIESEN-BAUTEN

EMANUEL VON SEIDL

ARCHITEKT OSTENRIEDER UND ZIMMERMEISTER LEIB

GABRIEL VON SEIDL

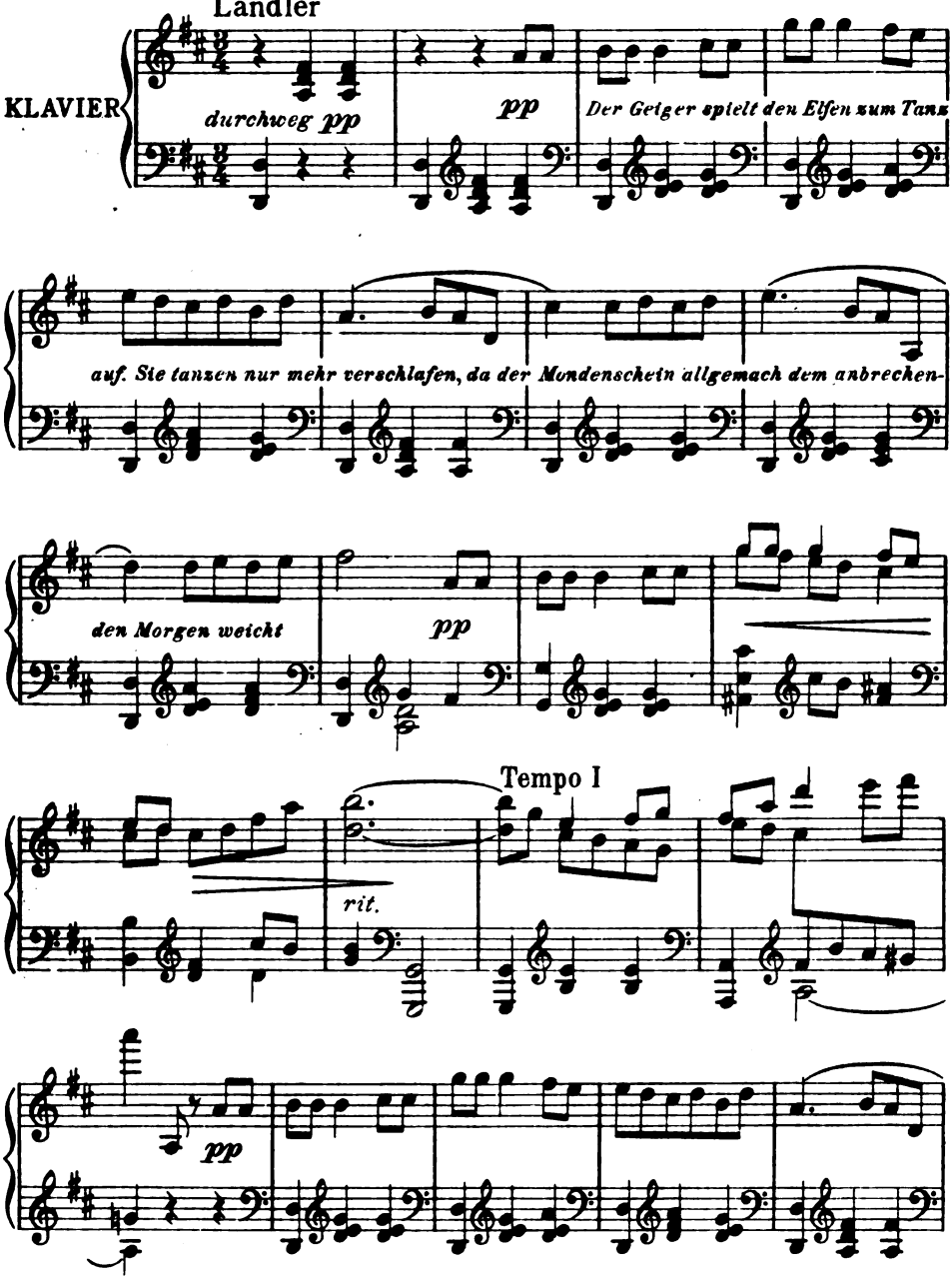
GABRIEL VON SEIDL

Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

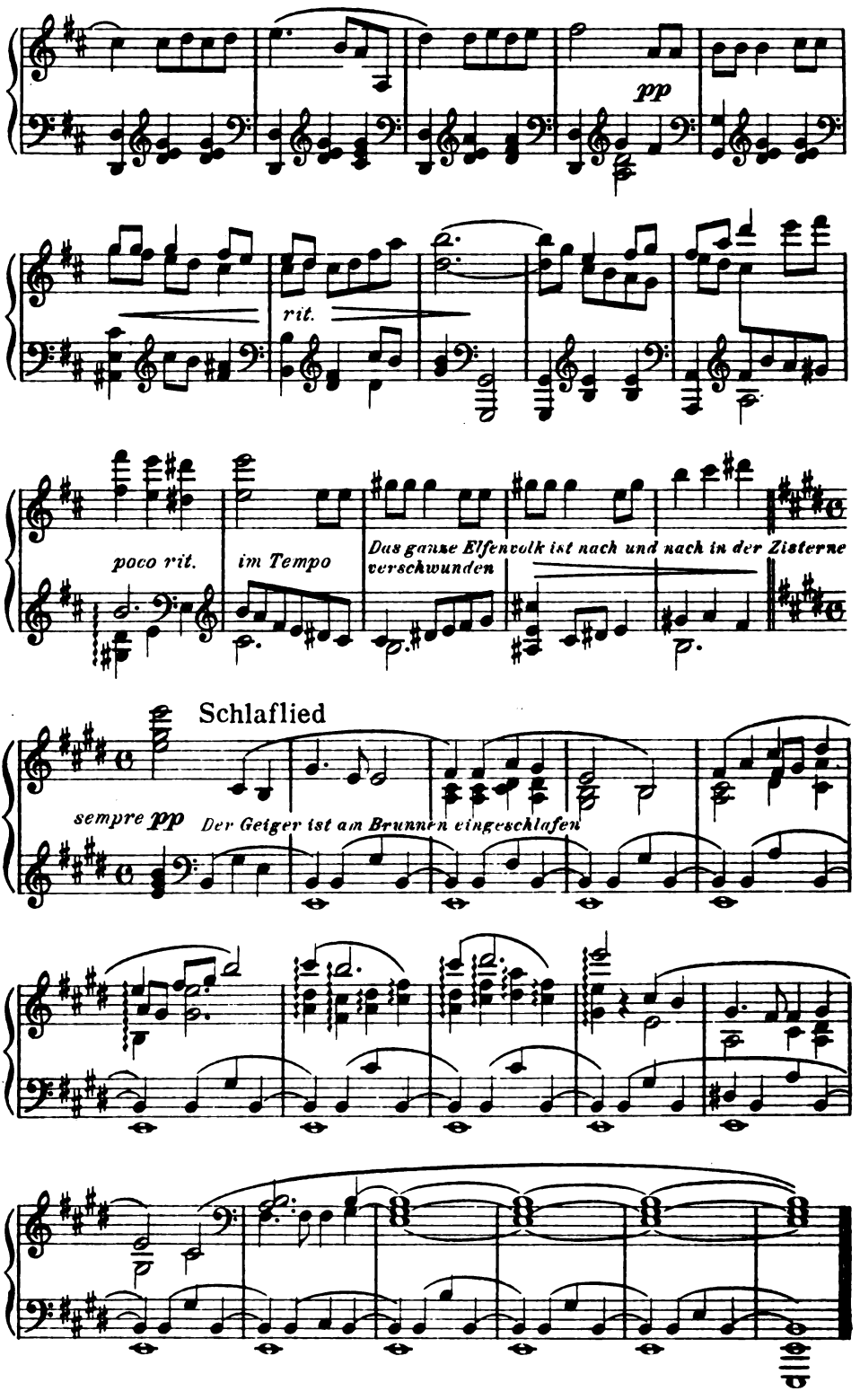
ROBERT KONTA

Aus dem Tanzspiel
„DER BUCKLIGE GEIGER"



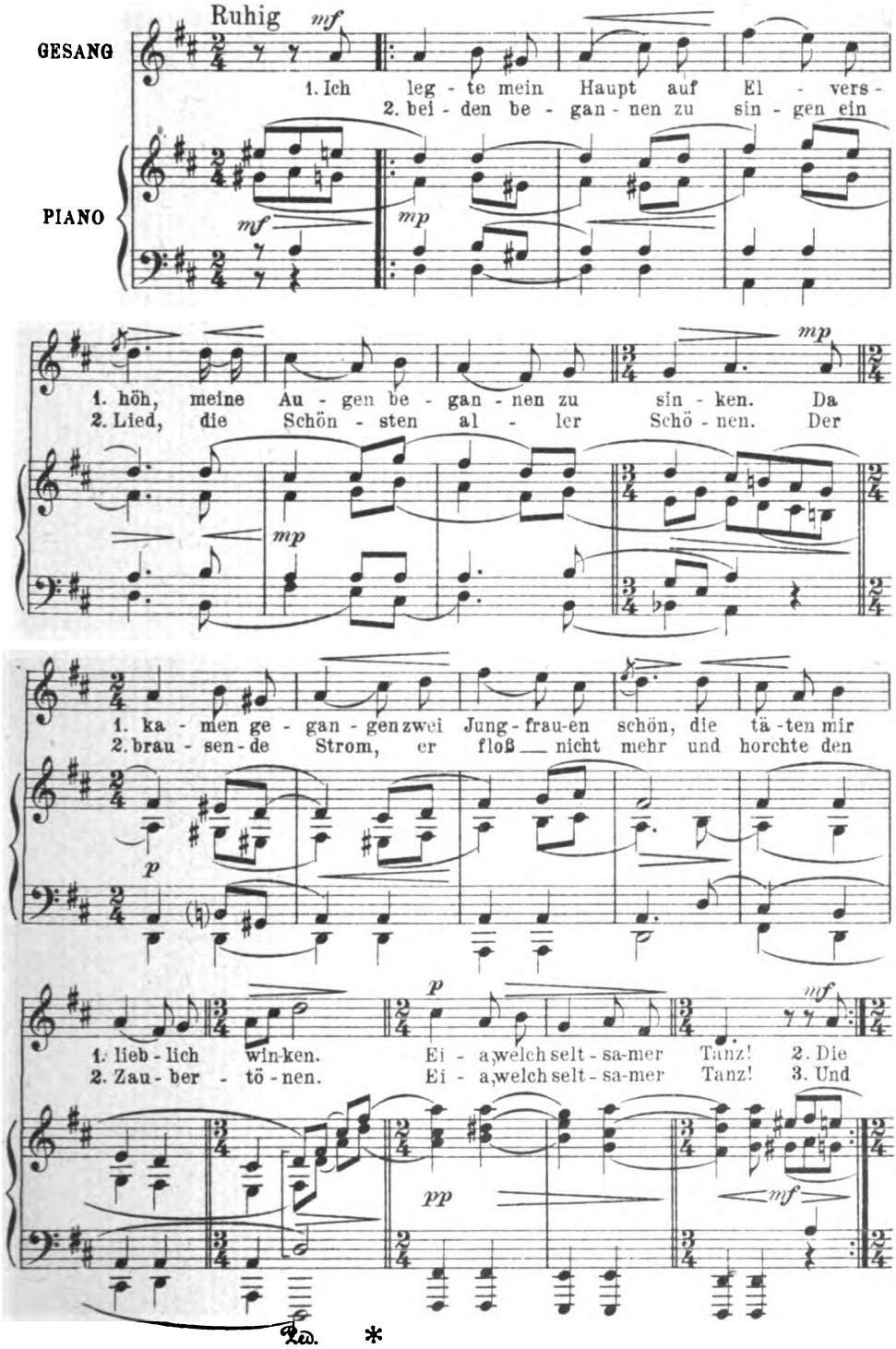
Erste Veröffentlichung nach der Handschrift. Klavierauszug vom Komponisten. Alle Rechte vorbehalten
Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

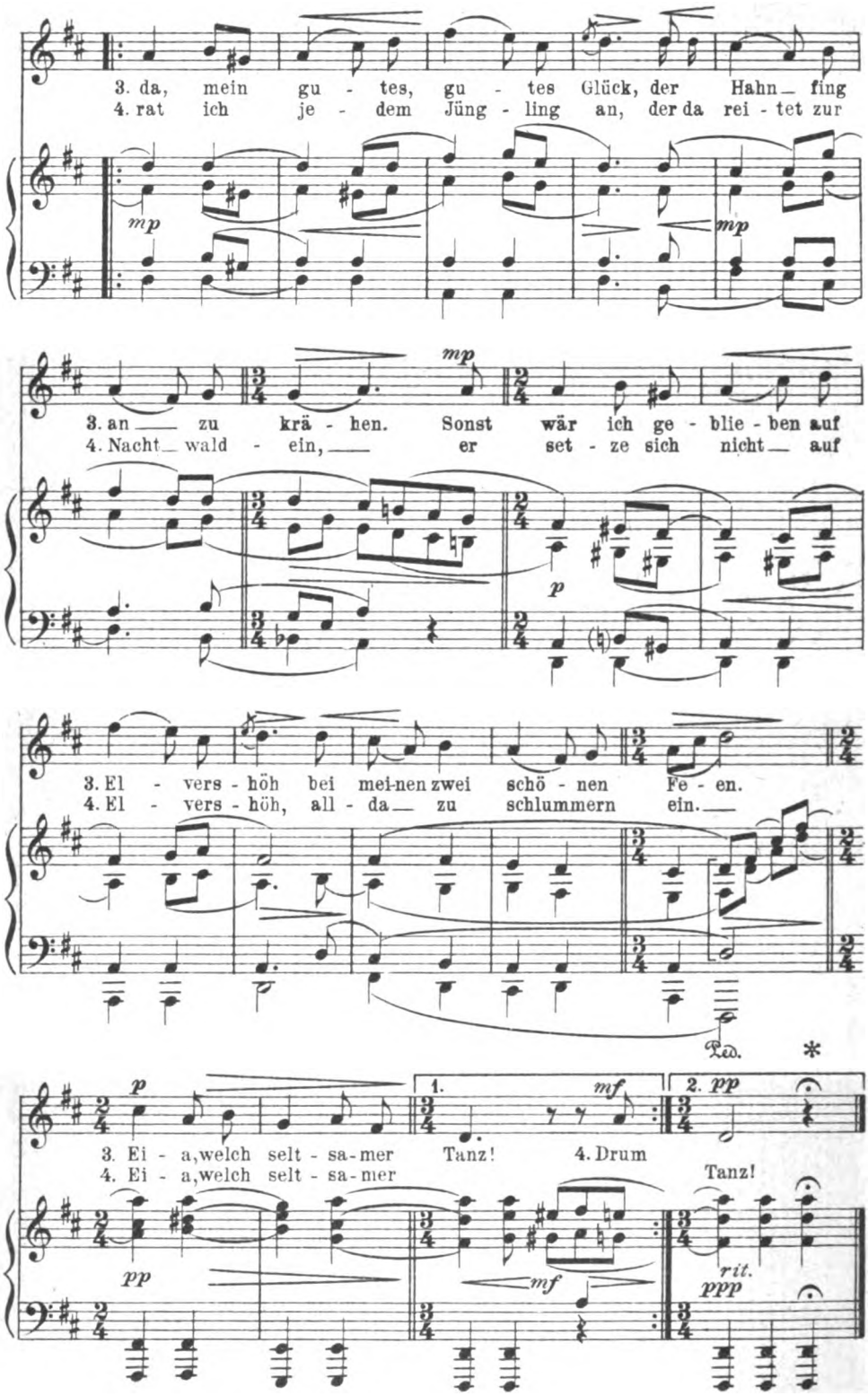


Digitized by Google

ELVERSHÖH



Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

KARL MEDIZ

Digitized by Google

Jahrg. 23 Erstes Novemberheft 1909 Heft 3

Briefmarken sind keine Kleinigkeit

Wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Taler nicht wert — das heißt, auf Kulturpolitik angewandt: ein Volk, das seine kleinsten und alltäglichsten Leistungen für gleichgültig hält, kommt auch nicht zur bestmöglichen Gestaltung seiner großen. Denken wir an Ausdruckskultur: nur die Bodenwüchsigkeit sichert ihr ein allgemeines Gedeihen, Bodenwüchsigkeit aber ist unmöglich, wenn die kleinsten Saugwürzelchen verkümmern, durch die der Saft steigt. Das vorige Jahrhundert hat diesen Satz praktisch bewiesen, daß es zum Schaudern ist. Die alten Bauernhäuser durchs ganze deutsche Land, vor deren gewachsener Schönheit wir jetzt die Augen aufsperren, die Bürgerhäuser noch aus der Biedermeierzeit, denen wir jetzt da und dort bis zu dem demütigsten Bekenntnis der eignen Minderwertigkeit, dem bloßen Nachahmen huldigen, sie *trugen* einmal auch die hohe Kunstkultur, trugen einen nationalen Bau, der vom Keller bis zum First gleich im Wesen war und ohne Bruch. Bis die Ideale zur Herrschaft kamen, die siebenmal Gescheite möglichst weither geholt hatten. Da kümmerte man sich ums Erdgeschoß nicht mehr, glaubend, man könne vom ersten Stock an aufwärts bauen, wenn der erste Stock nur wirklich eine „Beletage“ war. Die Vorbilder hatte man ja vor Augen: Frau Fata Morgana malte sie im Süden in die Luft. Frau Fata Morgana narrte mit der Zeit auch die, so noch fest auf der Erde standen: auch in Dorf und Kleinstadt ging das vornehm tuende Bauen los, die Vorstadt-Zinsvillen zwischen dem alten Bodenständigen zeugen davon. Frau Fata Morgana führte ihre Anbeterschaft durchs *ganze* Land irr. Als eine Kunst, die „hohe“ Kunst schien, dieweil sie ja die Augen im Dunst und die Füße auf Stelzen hatte. Mit dem Boden nicht mehr verbunden, als einer, der Stelzen läuft.

„Aber wir haben doch trotzdem immer eine große Kunst gehabt.“ Ach ja. Mit einem rechten Talent geht's wie nach Storm mit einem rechten Herzen: es ist gar nicht umzubringen. Aber man fragt doch allerhand, wenn man bedenkt: daß alle unsre großen Talente aufgewachsen sind unter *Opposition*. Zugegeben: die kann wie ein Widerstandsapparat die Kräfte stärken. Lebensmöglichkeit zum mindesten brauchen aber doch alle, und je mehr davon da ist, je gesünder nicht nur, nein, auch je zahlreicher wachsen sie — man denke an unser neues Künstlerhandwerk, das mit dem Siege der neuen Bewegung Talente wie Pilze aufschießen ließ. Und dann: die wenigen Zähesten wurden vom Ganzen nicht ausgenützt, ihnen fehlten die öffentlichen Aufgaben. Hat Böcklin, hat Feuerbach, hat Leibl der Begabung entsprechende erhalten? Hat man sich an Uhde, Thoma, Steinhausen in Zeiten ihrer jungen Kraft gewandt? Öffentliche Aufträge sind aber nicht nur für das Weitergedeihen der Künstler, sie sind auch deshalb wichtig, weil sie am stärksten in der Allgemeinheit wirken.

Digitized by Google

Unsre neue Bewegung unterscheidet sich durch etwas sehr Wesentliches von der alten antikischen Einwirkung auf den Kunstbetrieb: sie hat ihren Ursprung nicht in der Gelehrtheit, sondern im Künstlertum. Sie ist nicht vom Entzücken an alter Kunst angeregt, das in der Phantasie neu (und mitunter ein bißchen schief) gewachsenes altes und fremdes Leben in unsre Wirklichkeit herüberzubringen hoffte, indem es von ihm redete, von ihm zeigte und es pries. Wir Neuen sind von der Beschäftigung mit dem Leben selbst ausgegangen, wir Theoretiker wie wir Praktiker: die einen von uns sahen das Heute an, ärgerten sich darüber und schalten, die andern griffen selber zur Arbeit, weil ihnen nicht gefiel, was in den Läden zu kaufen war. Dabei lernte man, sich mit Stoff und Zweck auseinanderzusetzen, kam wieder ans Handwerk heran, fand Leben statt Theorie. Und es ist ein köstlich Ding, daß wir nun rein aus der Beschäftigung mit der Sache heraus dazu kommen, die durchs Theoretisieren abgerissene Tradition wieder aufzunehmen, weil die neue Praxis die alte bestätigt. So ist nun etwas wie ein Zusammennähen zerschnittener Adern im Werk. Die Chirurgie kann dergleichen schon, glaub ich, zerschnittene Därme knöpft sie wenigstens aneinander. Ob *wir* solche Heiloperationen können oder nicht, *versuchen müssen* wir sie, sonst bleibt für edlere Teile das Nährblut ganz *sicherlich* aus. Alle Erfahrungen sprechen aber dafür: es *wird* uns glücken.

Aber wir müssen uns, wie wir's nur können, vor dem alten Fehler hüten, den Giebel für wichtiger als das Fundament zu halten. Das Alltägliche, welches das Tagtägliche, das Gewöhnliche, welches das Gewöhnende, das Kleine, welches das Tausendfältige ist, *das* entwickelt die Gase und entsendet die Mikroorganismen in die Luft. Was das Künstlerische im engern Sinne betrifft: vom Kleinzeug sind die Münzen und die Briefmarken das Wichtigste. Und so wären wir denn auf besagtes Wesen zurückgekommen. Wir tun das hier wie bei unsern sonstigen Plänen, weil wir's müssen: erst wenn sie ausgeführt oder aufgegeben sind, hat ein Recht zu schweigen, wem's nicht aufs Reden, sondern aufs Wirken in die Gegenwart hinein ankommt.

Also der Dürerbund machte sein Preisausschreiben. Hier der Bequemlichkeit halber anderthalb Seiten aus der Begründung von damals:

Marken und Münzen

„Sehen wir von den Kranken, den Gefangenen, den Einsiedlern und den Ärmsten der Armen ab, so dürfen wir sagen: zweierlei Kunstwerke laufen tagtäglich durch jedes Erwachsenen Hand und nicht ein-, sondern fünf- und zehnmal und öfter: Geldstücke und Briefmarken. Es gibt kein Erzeugnis der plastischen Kunst, das sich mit den gangbaren Münzen, es gibt kein Erzeugnis der graphischen, ja, es gibt kein Druckerzeugnis überhaupt, das sich mit den Briefmarken an Auflagenhöhe vergleichen könnte. Alle Werke der gesamten übrigen Plastik zusammengenommen bilden sicher noch lange nicht den zehntausendsten Teil der Stückzahl, mit der die Landesmünze auf allen Eisenbahnen, Strömen, Straßen, Gassen und Pfaden

Digitized by Google

vom Meeresstrande durch alle Häuser aller Städte und Dörfer bis zu den Alpengipfeln und wieder zurück und in tausend Kreisen läuft. Millionen von Vaterlandsgenossen bekommen überhaupt ihr Lebtag nie andre Kleinplastik zu sehn, kein einziger Deutscher sieht andre öfter. Und die Briefmarken? Was werden die meistgelesenen Lokalanzeiger und Tageblätter für Zwerglein an Verbreitung, verglichen mit der Zehnpfennig-Marke! An der Grenze machen die Münzen halt, die Postzeichen aber laufen an ihnen vorbei ins Weite. Ich habe früher die Briefmarken Visitenkarten genannt, die ein Land bei dem andern abgäbe. Welch eine besuchslustige Dame wäre dann Frau Germania, wieviel Millionen Visiten machte sie monatlich! Und bis in welche Gegenden erstreckte sie bei Weißen, Gelben, Braunen, Roten und Schwarzen ihre Besuche! Nein, mein Vergleich trifft nur nach einer Seite zu: die Visitenkarte gibt den ersten Anhalt dafür, wer und was ihr Besitzer und ob er ein Mann von leidlichem Geschmack ist. Aber Frau Germania fordert mit den Briefmarken in jeder Minute häufiger zu solcher Prüfung auf guten Geschmack heraus, als der reiselustigste ihrer Söhne mit Visitenkarten sein Leben lang.

Was diese Gedanken sagen, liegt, wie der Schinken auf dem Butterbrot, jeglichem, der's besehen will, offen. Sehr viele Leute haben's auch schon besehn. Und schon wesentlich mehr als einer hat gesagt: Da Briefmarken und Münzen vom Staat hergestellt werden, warum bemüht sich der Staat nicht, hier das Bestmögliche zu geben, das gegeben werden kann? Warum ruft er nicht seine Künstler für diese volkstümlichsten aller Aufgaben der bildenden Kunst zum Wettbewerbe auf? Während um ein Denkmal in irgendeiner kleinen Stadt, das nur einmal da ist und vielleicht nur zweimal im Jahr von andern als Einheimischen betrachtet wird, oft ein großer Apparat in Szene gesetzt wird, erhalten wir unsre Münzen und Marken mit ihren Millionen von Ausführungen sozusagen auf dem Verordnungswege. Weißt du etwa, Leser, wer die verbreitetsten deutschen Kleinkunstwerke, die den stolzen Namen des Reiches führen, gestaltet hat? Der Franzose weiß es von seinen Marken und Münzen: Männer, die er unter seinen besten Künstlern nennt. Aber wir in Deutschland? Unsre Münzen und Marken sinken aus undurchsichtigen Höhen gelegentlich auf uns herab, ohne daß irgendwer von uns gewöhnlichen Staatsbürgern von ihren Urhebern wüßte. Selbst wenn sie da sind, erfährt höchstens bei den Münzen einmal der eifrig Forschende Bescheid, bei den Briefmarken bleibt des Erfinders großer Name in ein Dunkel gehüllt. In ein wohltätiges, vorläufig. Denn daß man zum Beispiel für die jetzigen Marken aus dem Reichspostamt um die Ecke zum nächsten Geschäftsmarkenladen geschickt habe, ist eine unerwiesene Behauptung, geeignet, einen tüchtigen Ladeninhaber in der Leipzigerstraße zu diskreditieren.

Der Scherz verletze nicht! Die Schuld trifft nicht einzelne Menschen, sie trifft eine Einrichtung, die hier Männer zwingt, über künstlerische Fragen zu entscheiden, die abseits von ihren eigentlichen Arbeiten liegen. Vielleicht spielen auch noch andre Faktoren mit hinein — was hätt es für Zweck, von ihnen zu sprechen, wenn es

Digitized by Google

nicht Vorwürfe und ärgerlich Blut zu machen, wenn es zu bessern gilt? Wollen wir endlich Marken und Münzen bekommen, die der Herrlichkeit des neuen Reichs würdig sind, so muß man vor allem sehen, wie solche sein könnten. An der Anschauung wird der Wille erstarken, hierin nicht länger selbst hinter kleinen Ländern zurückzustehn. Und hat man den Willen lebendig und ernst, so findet man nach dem alten Spruch auch den Weg."

Der Dürerbund-Wettbewerb um Ideen hat dann gute Früchte getragen. Bei den Münzen so gute, daß man sagen konnte: wenn das Reich will, so hat es nun wenigstens für ein paar Arten Geld zum mindesten sehr viel Besseres als bisher. Es folgte auch ein Reichs-Preisausschreiben zunächst um ein 25 Pfennig-Stück, aber leider kein geschicktes. Bei den Briefmarken war unser Erfolg nicht ebenso gut, und auch ein Preisausschreiben des bayerischen Staats, das sich dem unsern anschloß, ergab nicht, was von seiner Vorzüglichkeit schlagend überzeugte. Von der Münzenfrage reden wir ein andermal wieder. Bleiben wir heut bei den Briefmarken. Daß die von uns und die von den Bayern preisgekrönten Entwürfe besser als die jetzt ausgeführten sind, sieht, wer unsre Abbildungen hinten mit den Marken auf den nächsten Briefen vergleicht — freilich sieht er auch, daß die jetzt gebrauchten bayerischen Marken immer noch wesentlich höher an Kunstwert als die Reichsmarken stehn. Daß wir aber noch nichts erhalten haben, was der Kaufmann „prima" nennen würde, besagt doch gewiß nicht: behalten wir also das Schlechtere. Es besagt nur: arbeiten wir weiter, bis wir das Bestmögliche haben. Die Beispiele Frankreichs und der Schweiz beweisen zudem, daß sich eine vorzügliche Briefmarke auch nach der Annahme eines guten Entwurfs mitunter erst durch verschiedene Ausführungen „entwickeln" muß. Dazu kommt: Es gingen Gerüchte um, die vielen Künstlern die Teilnahme am Wettbewerb um Reichsmarken aussichtslos scheinen ließen. Man gebe dem Dürerbunde, in dessen Gesamtvorstand ja von Theoretikern wie Praktikern auch die berühmtesten Fachmänner sitzen, man gebe ihm Auftrag und Zusicherung: verschaffe uns das Bestmögliche, wir führen's dann aus — und ich verbürge mich: er wird das Bestmögliche verschaffen.

Was verlangt nun eigentlich die Aufgabe der Briefmarke aus sich heraus, wenn das kleine Gebilde gut sein soll? Die Aufgabe aus sich heraus, damit meine ich: was verlangt sie abgesehen von der Persönlichkeits-Leistung des Künstlers, über welche die Theorie keine Macht hat.

Eins gibt der Briefmarke einen Ausnahmecharakter wohl vor allen übrigen Drucken der Welt: sie ist ein Erzeugnis, das bestimmt ist, absichtlich verderbt zu werden. Sie wird gestempelt. Und mit diesem gewalttätigen Eingriff wird ihr Lebenslauf doch nicht abgeschlossen. Er zerfällt vielmehr in zwei Hälften: in ihrer Jugendschöne ist sie seßhaft, dann folgt die grobe Mißhandlung, und nun beginnt die Zeit, in der sie, eingeschwärzte Kreuz- und Querwunden im Gesicht, reist, oder wenn man will: wo anderswohin übersiedelt. Alles in allem genommen mag sie in der zweiten Ver-

Digitized by Google

fassung ungefähr ebensoviel betrachtet werden, wie in der ersten, vielleicht noch mehr.

Dieses Verhältnis ist, ästhetisch genommen, eine betrübliche Tatsache. Feinfühligern widerstrebt es schon, bei einem Teppich auf Rosengewinden herumzulaufen, das Hineinschmutzen eines Stempels etwa in ein Landschaftsbild müßte doch, sollte man denken, noch weniger erfreulich sein. Man braucht auch noch nicht Respekt vor Geßlers Hut zu verlangen, um sich am Überschwärzen von Wappensymbolen zu stoßen, oder in robuster Behandlung eines Kaiserbildnisses Majestätsbeleidigung zu sehn, um sich über die vielen Marken mit Monarchenbildnissen zu wundern. „Geschmackvoll" ist es doch wohl auf keinen Fall, Potentatenporträts amtlich zu mißhandeln. Aber das Stempeln müssen wir als Gegebnes auf dieser unvollkommenen Erde hinnehmen, aus deren Mängeln sich ja auch wieder Humore ergeben.

Will man ganz rigoros sein, so wird man freilich weder Bildnisse noch andre Figuren von Mensch und Tier noch Landschaften auf den Marken wünschen: nur ein ganz unbelebtes Zeichen läßt sich Eisen auf den Kopf schlagen, ohne daß es irgendwem peinlich ist. Solch ein Zeichen ist vor allem die Zahl, die Ziffer. Zu ihr raten bei der Briefmarke ja noch andre Erwägungen. Erstens: eine große Ziffer ist als Wertangabe das Sicherste, was sich denken läßt, sie unterscheidet verläßiger als Verschiedenheit der Farben. Zweitens: da die Zeichnung auf der Briefmarke sehr klein sein muß, so kann eine irgendwie verwickeltere nur wirken, wenn man die Marke nahe vors Auge hält, wenn man sie „besieht", während eine Marke mit großer Ziffer schon wirkt, wenn die Briefe auch nur durch die Hände laufen. Mit andern Worten: Briefmarken mit großer Ziffer sind sowohl praktischer wie dekorativer. Daß sie sich auch schön gestalten lassen, beweisen zum Beispiel die alten Marken der Thurn- und -Taxisschen Postverwaltung.

Aber gegen die Alleinherrschaft der reinen Ziffermarke lassen sich auch Bedenken erheben. Wir gewinnen durch große Ziffern strengen Sachstil der Marken, aber wir verzichten damit auf allerlei sonst. Wenn sämtliche Briefmarken sämtlicher Länder Ziffern als Hauptmotive trügen, so würde das mehr als einigermaßen langweilig werden. Zwar, diese Gefahr liegt wohl recht in der Ferne. Aber: die Möglichkeit, eine Menge von hübschen Bildchen in die weitesten Kreise des Volkes bringen zu können, ist auch etwas wert. Gute Vorstellungen können dadurch millionenfach leise angeregt werden. Drittens: dies kann auch in künstlerischer Form, es kann so geschehn, daß es zugleich, wo es auf fruchtbaren Boden fällt, den Geschmack erzieht. Mag dann später das Stempelungetüm verschandeln: die gute Wirkung ist schon gewesen, und wen's freut, der findet die alte Schönheit wohl auch noch hinterm aufgestempelten Gitterwerk heraus.

Ich meine, man sollte die Künstler deshalb so wenig wie irgend möglich beschränken. Da für den einen wie den andern der beiden Grundtypen Überlegungen sprechen, hat keiner auf Alleinherrschaft Anspruch. Man könnte Gestaltungen beider ruhig mischen, wie das

Digitized by Google

andre Staaten auch tun und wie wir selber es bis vor kurzem taten. Welcher Grund in der Welt zwingt uns überhaupt dazu, alle Briefmarken bis zum 80 Pfennig-Wert hinauf durch eine einzige Schablone zu zeichnen? Ich schlage an Stelle der Einerleiheit eine möglichst große Mannigfaltigkeit vor: eine andre Zeichnung für jeden Wert. Technisch bedeutet sie nicht die mindeste Erschwerung, wenn die Vorlagen einmal beschafft sind, da man der verschiedenen Wertziffern wegen die Platten ja doch nur zum Druck je einer Sorte verwenden kann — was zum Beispiel für Bosnien anstandslos anging, wird auch fürs Deutsche Reich möglich sein. Im Gebrauche aber ist die Mannigfaltigkeit sogar von Vorteil, weil sie das Verwechseln erschwert. Ganz besondere Aufmerksamkeit verlangt der Farbton. Mir persönlich erscheint das Rot und Blau der neuen französischen Marken für Zeichnungen mit einfachem Hintergrund wie diese geradezu vorbildlich, aber auch hier können Künstleraugen ja vielleicht Neues und noch Besseres sehn. Aber das Format müßte vor einem Ausschreiben entschieden werden, damit man später von den Ausführungen verschiedene wählen und bequem nebeneinander brauchen kann. Im allgemeinen dürfte ein größeres Format dem Künstler willkommen sein, und so sollte man prüfen, ob etwa das bei den österreichischen Jubiläumsmarken eingeführte sich in der Praxis bewährt hat. Viele werden es handlicher finden.

Blättern wir, ein Album in der Hand, mit seinen Seiten die Geschichte der Briefmarken durch, so finden wir in den verschiedenen Ländern und Zeiten alle hier erwähnten Möglichkeiten benutzt. Wir finden da bei kleinsten Dokumenten eine fast überraschend treue Geschichte des öffentlichen Geschmacks seit 1840. Von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart zieht sich das Dilemma: soll die ungestempelte Marke in der Hand oder die gestempelte auf dem Brief für die Gestaltung maßgebend sein, die Marke als Kunstwerkchen für sich oder als praktisches Zeichen und dekorativer Fleck? Für beide Aufgaben finden sich vorzügliche Lösungen von Anfang an. In der frühesten Zeit mehr als in der späteren. Die Aufgabe ward zunächst in allen Kulturstaaten durchaus als eine künstlerische erfaßt, wirkliche Künstler entwarfen und bildeten zeichnerisch durch, die edelsten Techniken, vor allem Stahl- und Kupferstich, wurden zu den feinsten und saubersten Leistungen herangezogen, und auch die Wahl der Farben zeugte von wählerischem Prüfen. Je später, je schlechter wird's. Auch die Geschichte der Briefmarken der einzelnen Länder bestätigt den Geschmacksniedergang bis auf die Jahrhundertwende zu. Zeichnung, Technik, Farben, alles wird ausdrucksärmer, flauer, mechanischer, bureaumäßiger, industrieller. Bis in den neunziger Jahren die neue Aufwärtsbewegung einzusetzen beginnt, die in Frankreich (das ja auch mit den Münzen „führt"), aber auch anderswo schon sehr Erfreuliches gezeitigt hat. Wir Deutschen haben bei der Reichspost so ziemlich die jämmerlichsten Briefmarken Europas. Es ist wahrlich hohe Zeit, daß das Deutsche Reich seine Bedeutung als Kultur- und Kunststaat auch hier zur Geltung bringt. A

Digitized by Google

Von der Spannung

Das vieldeutige Wort Spannung bezeichnet im psychologischen Sinn immer die Anspannung einer Erwartung. Diese ist ein Mischgefühl zwischen Lust und Unlust. Es wird hervorgerufen durch die Vorstellung eines künftigen Erlebens und kann angespannt werden durch den Trieb, dieses Erleben bald zu erreichen. Spannung kann also wohl, muß aber durchaus nicht (wie meist geglaubt wird) immer eine Anspannung der Neugier bedeuten.

Denn Neugier ist nur eine einseitige Steigerung der Erwartung nach der Verstandesseite hin; ein niederer geistiger Trieb, der zur Begierde anwächst, wenn die Vorstellung einer Ichbereicherung durch außergewöhnlichen Wissenszuwachs ihn beherrscht. Bei dem engen Zusammenhang aller seelischen Fähigkeiten ist es begreiflich, daß auch dieser Trieb selten ganz unvermischt vorkommt.

Wird im alltäglichen Leben gesagt: „Ich bin gespannt", so heißt das allerdings gemeiniglich nichts als: „Ich bin sehr neugierig." In Ausnahmefällen — die durch gehobenen Ausdruck kenntlich werden — wird aber auch da schon dem eigennützigen Trieb ein merkliches Gefühl (z. B. Besorgnis, Liebe, Schadenfreude) sich beimischen. Die Nervenanspannung unter einer Leidenschaft (z. B. Ehrgeiz, Haß) nennt man eher ein Geladensein. Die „Katharsis" des Aristoteles, die Läuterung von Mitleid und Furcht durch das ästhetische Erleben dieser selben Leidenschaften, wird von den Physiologen als „Entladung" erklärt. Bei der Neugierspannung erfolgt die Entspannung hauptsächlich durch eine äußerliche Erfahrung.

Danach erscheint es auf den ersten Blick als befremdend, daß in der Dichtung das Moment der Spannung eine wichtige Aufgabe erfüllen soll. Dennoch wird das, mehr oder minder deutlich, in jeder Kunstlehre, die auf die Wirkungen eingeht, mit Recht bestätigt. Das Wort Spannung deckt eben hier, d. i. in der guten Kunst, eine Erscheinung, die mehr ist als die lebensübliche Anspannung des Triebes nach Neuem. Es bietet sich hier sogar ein guter Messer für den Echtheitgehalt: je weniger die Spannung eines Dichtwerks mit Neugier zu tun hat, um so reiner, um so echter ist es in künstlerischem Betracht.

In wahrer Dichtung kann nur angespannte Erwartung des Gemüts, nicht ein frostiger oder überhitzter Trieb des Verstandes das Ziel der Spannung sein. Auch Otto Ludwig unterscheidet in seinen Studien die Spannung aus Neugier und die Spannung „aus Teilnahme". Dabei urteilt er jedoch zu milde, wenn er die zweite Art bloß für die „wertvollere", statt für die einzig künstlerische erklärt. Er irrt oder er drückt sich nicht klar genug aus, wenn er bemerkt: „Die Teilnahme sowohl als die Neugier kann einen leidenschaftlichen Charakter erlangen." Die Neugier kann, wie wir sahen, Begierde und nicht Leidenschaft werden.

Die Spannung, die etwa ein Wettrennen erzeugt, beruht auf bloßer Neugier nur bei der Mehrheit derer, die am Ausgang des Rennens weder materiell (Preisaussicht, Geldwetten) noch durch sportlichen Ehrgeiz oder vielleicht durch ästhetisches, gesellschaftliches oder

Digitized by Google

sonstiges Nebeninteresse beteiligt sind. Die Spannung einer Frau auf den Inhalt eines nicht für sie bestimmten Briefes kann auf reine Neugier zurückzuführen sein; wird diese Spannung aber so stark, daß die Evatochter zur widerrechtlichen Öffnung und Lesung des Briefes schreitet, so ist verhältnismäßig häufig eine Beimischung von Gefühl (Liebe, Haß, Eifersucht, Habgier) mitschuldig. Wo der Gesamtantrieb zu solcher Tat wirklich Leidenschaft ist, da kommt eben die Neugierspannung nicht mehr wesentlich in Frage; das Unrecht kann dann von Individuen getan werden, über die der Neugiertrieb sonst keine Gewalt hat.

Die Spannung, die z. B. vom Bevorstehen einer Hinrichtung oder einer verwandten „Sensation" auf die Massen ausgeht, ist so zu erklären, daß davon das menschliche Gemeingefühl beunruhigt und zugleich das Kontrastbegehren, besser vielleicht: das ursprüngliche Verlangen nach zwingender Unterbrechung des Lebensgleichmaßes aufgeregt wird. Menschen von unsicherem Gemeingefühl und geringer Möglichkeit, sich wirkliche scharfe Unterbrechungen des gleichmäßigabhängigen Lebens zu schaffen — also hauptsächlich sehr junge Männer und viele Frauen — verfallen aus solchen Gründen der Lesewut, die sich namentlich auf sensationellen Schund stürzt. (Im besondern Fall des Hinrichtungereignisses spielt noch die Lustempfindung mit, daß man selber des Lebens sicher bleibt, ferner das Lustgefühl über die endgültige Sühne verbrecherischen Tuns oder aber das Unlustgefühl über ein ungerechtes Urteil, daher Mitleid mit dem Opfer, u. a. m.) Eine Sensation entgegengesetzter Art, wie z. B. der erste Anblick von Zeppelins Luftschiff, sendet eine Spannung voraus, die gleichfalls das Verlangen nach Gleichmaßunterbrechung belebt, die aber anderseits das menschliche Gemeingefühl durch Erfreuung beruhigt, bestärkt.

Für die Erkenntnis von Recht und Pflicht der Spannung in der Dichtung können wir aus dergleichen Beobachtungen einigen Nutzen ziehen. Tritt schon im ungesiebten Leben die Neugier selten mit kräftigerer Wirkung auf, wenn sie sich nicht mit Gefühlsmäßigem verbündet hat, so muß es um so klarer einleuchten, daß in der Dichtung nur für die Gemütsspannung Raum ist. Erinnern wir uns an die Spannungsreize der Detektivgeschichten oder der Sardouschen Theaterstücke, so finden wir nun: solche Mache beutet die verstandesmäßige Neugier und die niedere Sensationsbegierde bewußt aus. Sie steigert den Lebensrohstoff nur scheinbar zu etwas Kunstähnlichem; sie schmiedet ihn nicht seelisch zusammen und zu neuer Gestalt auseinander, sondern schmuggelt ihn mit eiskalter mathematischer Spielerei ins Reich der künstlerischen Beziehungen ein.

Im Intrigenstück, im Kriminalroman muß die äußere Spannung („Wer hat's getan?" „Werden sie ihn kriegen?" usf.) den Mangel der künstlerischen Idee zu ersetzen suchen (die in Wahrheit die Hauptspannung in sich schließen soll) und außerdem die dichterischen Einzelspannungen, darinnen stets eine seelische Teilnahme das Wesentliche ist. Minder schroff, doch grundsätzlich gleichartig, zeigt sich dasselbe Ungenügen in der ganzen „Unterhaltungsliteratur", soweit sie überhaupt die Erwartung anzuspannen vermag. Die Spannung beim Apfelschuß des Tell in Schillers Drama hat gewiß auch ihre äußer-

Digitized by Google

liche Seite, aber die ist hier unwesentlich. Wir wohnen ja nicht einem Preisschießen mit Hindernissen bei, auch nicht einem leeren Spiel zur Beunruhigung des Gemeingefühls und zur Aufregung des Kontrastbegehrens; sondern wir bangen dabei vor allem um das Leben eines Helden, um die Sache der ganzen Schweiz, der Freiheit.

Da der Mensch nun einmal das Wichtigste ist, was der Mensch in der sinnfälligen Welt erkennt, so wird es wohl immer vornehmste Menschendichtung bedeuten, wenn die künstlerische Idee und mit ihr die Generalspannung in die Seele des Helden gebannt werden; wenn die Entwicklung der Heldenseele den eigentlichen Gegenstand der Dichtung und unsrer Erwartung ausmacht, wie es am stärksten und reinsten im „Faust" der Fall ist. Im Epischen wäre hier der Entwicklungsroman zu nennen, natürlich nur derjenige, der tatsächlich eine Idee hat, eine innere Entwicklung zum Ausdruck bringt; was heutzutage, da der Entwicklungsroman zur Mode ward, nicht von jeder seiner Erscheinungen behauptet werden kann.

Selbstverständlich können und sollen nicht lauter faustische Dramendichtungen, nicht lauter Werther und Wilhelm Meister geschrieben werden. Im „Hamlet" noch, auf derselben hohen Stufe der menschlichen Kunst, erweist sich's, daß ein einsames Erkenntnisringen mit einer spannungreichen Handlung in seltsamen Einklang zu bringen ist. Weiterhin muß es meistens genug sein, wenn der Gemütsanteil in keiner Spannung fehlt, wenn die Neugierspannung, wo sie einmal mit herangezogen werden sollte, nicht dem toten Rätselraten oder dem rohen Sensationsbegehren dient, sondern entschieden in den Dienst der Gemütsbewegung gestellt ist. Der Dichter darf also die Spannung auch als bewußtes Kunstmittel anwenden. Nicht selten wird er es sogar müssen. Doch darf es nur im Kleinen, in der mittelbaren Arbeit geschehen. Als Ideal muß er immer die organische Spannung im Auge behalten, die dem Kern des gesunden dichterischen Vorwurfs ergiebig innewohnt.

All das gilt praktisch nur für die epische und die dramatische Gattung. Diese braucht die Spannung, weil sie Haufen verschiedenartigster Menschen zu gemeinsamem und ununterbrochenem Miterleben zwingen will. Die Epik kann die Spannung ebensowenig entbehren, weil sie Anteil erlangen will für (in der Regel) bereits Erlebtes und dabei nicht, wie die Dramatik, von vornherein den Willen als treibendes, mitforttreibendes Element einsetzen darf.

Da wir für wesentliche Eigenschaften einer Poesiegattung Ersatzerscheinungen in den zwei übrigen Gattungen zu finden gewohnt sind, müßte es uns sehr zuwider sein, wenn in der Lyrik der Begriff Spannung fehlte. Bei genauerem Zusehen gewahren wir ihn denn auch auf dem lyrischen Gebiet. Die vereinzelten Ästhetiker, die den vergeblichen Kampf gegen die tief natürliche Einteilung der Dichtkunst in unsre drei Gattungen versuchen, könnten sogar mit Recht anführen, selbst das kleinste lyrische Gedicht müsse seine Spannung haben. (Die Gattungsunterschiede bleiben darum doch bestehen, treten bei der parallelen Grundstruktur nur um so sauberer hervor.) Aber für die lyrische Technik ist daraus wenig zu holen.

Unverkennbar gelten die Gesetze der Spannung für Ballade und

Digitized by Google

Romanze. Hier ist die Beimischung epischen oder dramatischen Wesens stark genug, daß das in Kraft tritt, was über das Verhältnis der Spannung zu Epik und Dramatik gesagt werden kann. In der engeren Lyrik nun trifft grundsätzlich dasselbe zu.

Vielfältig leben ja auch in der schlichtesten Lyrik epische oder dramatische Keime. Epische z. B. (um bei Goethe zu bleiben) in: „Ich ging im Walde so für mich hin . . .“ oder in: „Ein Veilchen auf der Wiese stand“; dramatische in: „Neue Liebe, neues Leben“, „Füllest wieder Busch und Tal“ und so vielem Gutlyrischen; episch-dramatische z. B. in: „Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!“ In all diesen und ähnlichen Fällen wäre es genau wie mit Ballade oder Romanze zu halten.

Allein hier schon und erst recht in den restlos lyrischen Gedichten kommt uns zweierlei zu Bewußtsein. Erstens: die Spannung, eine Eigenschaft der zeitbrauchenden Kunstwirkungsarten, hat praktisch einen Sinn doch nur bei Kunstwerken, die eine nennenswerte Zeitdauer beanspruchen, während bei den allermeisten Perlen lyrischer Dichtung das Ganze ungefähr mit einem Blick oder während weniger Atemzüge genossen werden kann. Und zweitens verbraucht die gesamte Lyrik nur wenig, die engere Lyrik so gut wie gar keinen empfindungsfreien Stoff, keine Handlungssachen; daher also auch von innen her das Bedürfnis nach bewußt spannender Gruppierung nur gering oder gleich Null sein kann. Vor dem Verstandesmäßigen muß ein wirklicher Lyriker nicht erst eigens gewarnt werden, indessen der Epiker und der Dramatiker sich unablässig damit zu plagen haben.

Der Lyriker braucht und gebraucht schließlich nur ein einziges nennenswertes Mittel zur Anspannung der Erwartung: das ist der fesselnde Anfang. Ein Blick auf die Anfänge der eben zitierten Goetheschen Lieder zeigt, wie ein geborener Meister der Lyrik sich auf diese Spannungskunst versteht. Doch bewußt oder unbewußt geht jeder, der sich im lyrischen Verseschmieden versucht, auf einen Aufmerksamkeit weckenden Anfang aus. Und so kurz eine Gedichtzeile zu sein pflegt, ein Kenner kann des öftern schon an der ersten spüren, wes Geistes Spannung da anhebt.

Im übrigen ist jede Spannung fruchtlos, sobald der Dichtung das Grundelement aller Lebensbetätigung fehlt: die Bewegung. Die Virtuosen der äußeren Spannung sorgen denn auch reichlich für äußere Bewegung. Spannung ist im Grund verhaltene Bewegung, die erlöst sein will. Bewegung in irgendeiner ihrer unendlich vielen Formen (Handlung, Gang, Rhythmus, Licht, Wille) müssen wir aus jedem Kunstwerk jeder Gattung erfühlen, andernfalls ist es lebensunreif (Anfängertum, Dilettantismus) oder überreif-erstarrt (akademischer Tod). Die Teilnahme des Hörers oder Lesers an der Dichtung wird durch eine Abart des Trägheitgesetzes allmählich immer wieder, immer stärker in sein eigenes Innere zurückgezogen; daher würde bei gleichmäßiger, ebener Bewegung des Vortrags die Wirkung schwächer und schwächer werden. Die Bewegung muß also durchweg auf Steigerung ausgehen. Doch hiermit betreten wir ein neues Gebiet, ein allzu weites für diesmal . . .

Willy Rath

Digitized by Google

Der Kosak und die Russalka

Eine Schneefrau baute der Kosak,
Band ihr um den Kopf ein rotes Sacktuch,
Um die Hüften ein geblümtes Linnen,
Steckt ihr in die Augen zwei Rosinen
Und verneigte grüßend sich zur Erde.
„Siehst du," rief er, „welch ein stattlich Fräulein!"
Holte dann die Ziehharmonika
Und begann zu tanzen um die Schneefrau.
„Wärst du doch ein orthodoxes Dirnlein,
Lieb und lecker, mit zwei schwarzen Zöpfen,
Würdest mir den schweren Eimer schleppen,
Würdest Holz mir bürden auf den Estrich,
Und zum Samowar den Zucker beißen.
Säßen Sonntags auf dem warmen Backstein,
Psalmen singend oder Nüsse knuspernd,
Doch am Samstag auf dem heißen Dampfstein,
Eingeseift vom Wirbel bis zur Sohle.
Mutig wär ich dann und heldenfroh!"
Also sang und seufzte der Kosak,
Wie ein Birkhahn wirbelnd um die Schneefrau.
Doch versteckt im Weidenbusch am Bächlein
Saß die Wassernixe, die Russalka,
Hörte heimlich alle seine Worte,
Hörte sie und lachte für sich hin.

Tags darauf am Herde des Kosaken
Früh am Morgen schafft ein lustig Dirnlein,
Keck und lecker, mit zwei schwarzen Zöpfen,
Rüstet ihm den Samowar zum Imbiß,
Kohlen blasend und den Zucker beißend.

Hieß ihn selbst den schweren Eimer schleppen
Und die Bürden tragen auf den Estrich.
Aber Sonntags auf dem heißen Backstein
Saßen sie und Samstags auf dem Dampfstein,
Psalmen singend oder Nüsse knuspernd,
Eingeseift vom Wirbel bis zur Sohle.
Mutig waren sie und heldenfroh.
Also taten sie den langen Winter,
Alle Tage bis zur heilgen Ostern.

Aber als um Ostern von Odessa
Strich der Kranich und im grünen Saatfeld
Schmolz der Schnee und rannen schwarze Bächlein,
Sieh, da war das Dirnlein nicht am Herde,

Digitized by Google

Nicht im Bett und auch nicht auf dem Ofen,
Nicht im Stall und nicht im Hof und Garten,
Nirgends war das ungetreue Dirnlein.
Eine Salbe braute der Kosak:
Rosmarin, vermischt mit Minz und Fenchel,
Wusch damit sich sorgsam beide Augen,
Erst das rechte und hernach das linke —
Aber nirgends war das falsche Dirnlein.

Doch versteckt im Schilfe die Russalka
Kicherte und neckte den Kosaken:
„Ei, was suchst du, Bruder, sprich, was suchst du?
Suchst vielleicht den Schnee im heißen Ofen
Oder suchst das Stroh im roten Feuer?
Hättest doch getauft das Nixendirnlein
»Pelageia« oder »Agraphiona«
Überm Taufstein durch den Vater Popen!
Treu und haltbar wär das Nixlein worden
Und geblieben allezeit bei dir.“
Auf den Boden spuckte der Kosak.
„Ach, du Diebin, Mütterchen Russalka!
Du Masurin, du verschmitzte Polin!
Gern entbehrt ich selber ja das Nixlein,
Hätt ich wenigstens zum Gruß und Abschied
Ihr als Schmuck beschert ein silbern Kreuzlein.
Gerne hätt ich dann entbehrt das Nixlein!“

Sieh, was rauscht dort plötzlich aus dem Wasser,
Lieb und lecker, mit zwei schwarzen Zöpfen,
Eingeschlemmt vom Wirbel bis zur Sohle?
Auf das Ufer krabbelte das Nixlein,
Trippelte geschwind durchs grüne Saatfeld.
„Also gib denn,“ rief sie, „gib das Kreuzlein!“
Auf die Arme lud sie der Kosak,
Trug sie schnellen Laufs zum Vater Popen,
Schenkte seinen guten Dolch dem Popen,
Dolch von Tula, scharf und doppelschneidig,
Daß er taufe das verschlagne Nixlein.
Und der Pop betastete den Dolch
Hin- und herwärts, wog ihn auf den Händen,
Taufte dann das Nixlein überm Taufstein,
Eingeweiht vom Wirbel bis zur Sohle,
Bis es russisch ward und treu und haltbar.
„Pelageia“ taufte sie der Pop.

Doch im Bächlein die betrogne Nixe,
Die Russalka, vor gewaltgem Ärger
Brüllt und tobte wie ein wunder Eisbär,
Auf und nieder tanzend in dem Bächlein,

Digitized by Google

Daß die Wogen spritzten auf das Saatfeld.
„Friede, Friede," mahnte der Kosak,
„Halt doch Frieden, Mütterchen Russalka!
Hochzeit geb ich nun mit Pelageia,
Pfaffensegen setzt's dabei und Branntwein.
Hältst du Frieden, Mütterchen Russalka,
Möglich, kann geschehn, erhältst du Branntwein,
Angefüllt vom Wirbel bis zur Sohle.
Aber wenn du wie ein Bär betrunken
Hin und her springst im besoffnen Bächlein,
Tut, weiß Gott, dir nötiger der Segen!"
Friedlich schnalzte jetzt bei diesen Worten,
Friedlich wie ein Fischlein die Russalka.
Und das Bächlein schluckst und gluckst und gurrte,
Sanft und sittig wie ein Turteltäubchen.

Karl Spitteler

Vom Chevalier von Roquesant

[Bruchstücke aus den Memoiren des Chevaliers von Roquesant, herausgegeben und geordnet von Grete Auer, so lautet der volle Titel eines ernsten und gehaltvollen Kunstwerks, von dem wir heute sprechen möchten. Hier ist ein Buch, das aus dem Leben seines Erzählers bis zum Zerspringen der Form angefüllt ist mit schönen und heiteren, ernsten und traurigen Erfahrungen, es rauscht darin vom geheimen Leid eines vom Glück nicht Begünstigten, dessen männlich ernstes Wort nur selten vom Schäkerton der Lichtstunden oder dem ruhigen Plaudern des Mitteilenden abgelöst wird. Der starke, gleichmäßige Strom dieses abgeklärten rückschauenden Darstellers entquillt nicht der Nachdenksamkeit kühler Betrachtung, sondern dem Born eigenen, in unbeirrter Selbsttreue durchgemachten Erlebens. Aus der Geschichte des vierzehnten Ludwig, von der Sonne seines glänzenden Hofes wie aus dem lachenden Spiegel seiner frohen Stadt Paris liegt ein schimmernder Widerschein darauf, wie auch die bewegten und schmerzenreichen Tage im Alter des Sonnenkönigs ihre tragischen Schatten darüber hinwerfen. — Ein gesunder und natürlicher Knabe, so tritt der Chevalier in das königliche Pagenkorps, und hier wird er in früher Jugend schon alle dunkeln und furchtbaren Wege der Intrige, der Genußsucht, der Ausschweifung und des Lasters geführt. Einen treuen, stolzen, aus gesunder Fülle lebensfrohen Freund sieht er an der aszetischen Strenge seiner geliebten Frau hinsiechen, bis er nach kurzem Freundschaftsglück mit Ninon von Lenclos im Laster verkommt.

Dieses Freundes, eines Goldschmiedes, Tochter entschwindet nach vergeblichen Anstrengungen Roquesants, sie der calvinistischen Mutter zu entziehen, den Blicken des jungen Offiziers. Enttäuschung folgt auf Enttäuschung, Frankreichs Ehre, die eigene Liebe, Freundschaft und Vertrauen, alles wankt in ihm und um ihn. Nur seine fest angelegte Natur, — und eine Begegnung mit noch größerem Unglück halten ihn am Leben. Als er aber endlich in Verzweiflung zu versinken droht, als sein Vaterland am Rand des Verderbens und sein Ich verwundet

Digitized by Google

und müde am Rande des Abgrunds steht, da erntet er schließlich doch die Früchte langen Festhaltens am Guten in sich selbst und im Leben. Kein Frömmler, kein Aszet, kein Kompromißmensch, kein Held und Lenker der Geschicke ist er geworden, aber ein treuer und erfahrener Mann, dem das Glück nun endlich lächelt: er findet das heitere, schöne, gereifte Kind des Goldschmieds, und sie wird sein Weib. —

Was den Elternlosen so durch die grausigen Fluten des Lebens getragen hat, wer will das ergründen? Ob es sein ererbtes festes Gut war, seine Natur rein erhalten zu müssen, ob seine Indolenz (die nur selten etwas ermüdet) oder der Zufall, daß bedeutende Männer ihm auf die Höhe halfen — oder ob das künstlerische Betrachten der Welt ihn vor lüsterner Umarmung bewahrte — der Künstler zeigt uns das Leben und überläßt seine Deutung uns. Der Künstler, denn das ist gewiß: ein Künstler hat dieses Buch geschrieben. Ohne Selbstbespiegelung und ohne stilistische Ambitionen. Mit jener Ruhe, die ein Kennzeichen der Meisterschaft über den Stoff ist. Mit köstlichem Behagen an den Idyllen des bunten, überreichen Lebens; mit frischer Kraft im Zeichnen lebendiger Bilder des Gesehenen; mit einem bewunderungswürdigen Feingefühl für Zusammenhang des Erzählten. Keine der auftretenden Personen entfernt sich je völlig aus dem Gesichtskreis des Lesers, und alle gedeihen zu echtem anschaulichen Leben. Oder ist von diesen künstlerischen Leistungen ein größerer Teil der Herausgeberin gutzuschreiben als bei solchen literarischen Arbeiten sonst?

So hätten wir denn wieder einmal ein Buch für stille frohe Stunden. Fast möchte ich sagen: ein beschauliches Buch. Denn wenn unmittelbare Rede darin so spärlich vorkommt, daß es ist, als scheue sie der Schreiber wie eine Aufdringlichkeit, so wird er auch wortkarg, wenn sich die Szene zu dramatischem Konflikte spitzt. Zu sagen, was er leidet, ist diesem Epiker gänzlich versagt. Um so unmittelbarer schaut uns das Leben jener uns so grundfremden und gar nicht germanischen Welt an, welche in den Büchern der Historiker allzeit etwas fremd und unverständlich bleibt. Darin hätten die Memoiren des Chevaliers auch ihren Lehrwert. Tiefer erquicken aber wird sein Gehalt an starkem, kraftnährenden Lebenswert. Ezard Nidden]

Das Buch ist bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen. Wir bringen einige Proben daraus, die nach dem Gesagten ohne weitere Erklärungen verständlich sind.

[Paris und der Goldschmied]

Wie so manchem, der in heftiger innerer Erregung durch Straßen oder Fluren wandelt und nichts zu sehen glaubt als seinen eignen Schmerz, so erging es auch mir an diesem Tage: leise, mir selbst unbewußt, sank das schöne Bild von Paris tief auf den Grund meiner Seele hinab, die den unversehens empfangenen Schatz treulich, wie eine gute Haushälterin, in reinlicher Kammer bewahrte. Und wenn ich heute des Tages gedenke und meines kindlichen Kummers über die verfehlte Dogengesandtschaft*, so steigt ungerufen in vielfarbiger

* verfehlt, weil ihm ein seidenes Gewand in den Straßen von Paris beschmutzt worden war

Digitized by Google

Pracht das Bild empor und überstrahlt alles, was ich für werter und wichtiger gehalten in meinem jungen Erwägen: des Schmerzes habe ich vergessen, aber jenen abenteuerlichen Streifzug halte ich lebenslang fest in meinem Erinnern. Abenteuerlich — denn in Paris war und ist heute noch jeder Schritt und jeder Blick ein Abenteuer, aber ein köstliches.

Geheimnisvoll dunkel und feucht, wie Felsenschluchten, öffneten sich die gewundenen Gassen, damals schon von hohen schwärzlichen Häusern flankiert; und das blaugraue Licht, das von oben her der matte Februarhimmel entsandte, zeichnete schräg einfallend die hunderterlei Profile dieser alten Fassaden. Es waren grämliche darunter mit gotischen Torbogen und kühn vorragenden Erkernasen, die gelehrt unter hohen spitzen Dächern vorblickten wie unter Magisterhüten; und es waren jüngere, in breiten Linien lachende Kinder des gegenwärtigen Jahrhunderts, die nicht weise, aber gemütlich aussahen; und es waren ganz edle dabei, die mit säulengeschmückten Portalen, Gigantenleibern und Frauenköpfen, Fruchtranken und zarten Blattgebilden aussahen wie ein steingewordenes Lied von einem fernen Wunderlande. Märchenhafter noch erschienen die ungeheuren Insignien, die Haus und Straßen ihre Namen gaben, weit vorragend und wuchtend über den Häuptern der Wandelnden drohten, phantastische Schatten in das Halblicht der Gasse werfend. Dort stand ein Mohr mit Krone und Turban, ein Drache breitete hier seine gezackten Schwingen, ein geflügelt Pferd sprengte weit in die Luft hinaus, eine Sonne mit dickbackigem Prälatengesicht schmunzelte einen sanften Heiligen an, ein Schiffsschnabel stach aus gemaltem Gewässer hervor und ein Löwe hob drohend seine Pranke. Anmutig an schmiedeeisernen Blattgewinden wiegten sich Laternen vor den Türen der Reichen; in stilleren Straßen baumelten sie an gespanntem Drahte mitten über der Gosse, die lieblich murmelnd wie ein Bächlein talwärts zog, nur da und dort vor einem Unrathaufen sich stauend oder mit keckem Satze, wie ein Gebirgswasser, darüberwegrauschend. Und diese Szenerie voll unruhig zackiger Linien und voll unruhig gebrochenen, vielfach hin und wider geworfenen Lichtes war ewig belebt von dieser unerschöpflichen Menschenflut, die, von allen Seiten zu- und abströmend, so sinnverwirrend rasch und rastlos sich ergoß wie die spielenden Wasser in den Gärten von Versailles. Das war die unermüdliche Nation, die in hundert Zungen schrie, in hundert Trachten prangte, die immer geschäftig und aufgeregt, immer heiter und neugierig, immer redend, lärmend und laufend, beständig ein Tagewerk zu verfolgen schien, das sie doch in all ihrer Hast nicht erreichte. Noch gellen mir die tausend Rufe in den Ohren, die, unaufhörlich wiederholt, von Gasse zu Gasse über alle Dächer weg bis in die hintersten Höfe hallten; und jeder dieser zerfahrenen Klänge weckt ein Bild: der Savoyarde im zerlumpten blauen Mantel zieht zischend Schere und Messer über den Schleifstein; der Pastetenbäcker im reinlichen Anzuge dreht und beschnüffelt seine goldene Ware; der Rattenfallenhändler rasselt mit seinen Drahtkäfigen; der Zahnbrecher läßt seine blanken Instrumente blitzen; im flachen Korbe der Fischerin zuckt die schimmernde Schuppenware; hinter bunten Affichen schreit der Ausrufer die Kunde von Türkenschlachten im fernen Ungarlande oder im seeumspülten Morea her; die Namen Montecucculis und Francesco Morosinis gellen in der Luft neben Sand- und Kräuterpreisen, dem nie ver-

Digitized by Google

stummenden Geklingel der Wasserträger, den Tambouren und Pfeifen bettelnder Provenzalen und den langgezogenen heiseren Rufen der Läufer, die eine fürstliche Karosse ankündigen. Die Bretonin in weißer Flügelhaube trägt blendende Wäsche, die Elsässerin schützt mit ausgebreiteten Armen ihre hellglasierten Tontöpfe; vorsichtig gleitend, aber rasch und sicher windet sich der Blinde, den Hund an kurzer Leine haltend, durch die Menge; kokett trippelt die Bürgerin im Stöckelschuh, hochgeschürzt klappert die Wäscherin im Holzpantoffel daher; Tumulte und Kreischen umgeben eine Gruppe festgerannter Karren, denen ein herrschaftlicher Kutscher von seinem Bocke herunter mit schamlosester Zungenfertigkeit den Weg weist; seltener zeigt sich ein Reiter zu Pferd oder Maultier, denn die Straßen sind zu eng geworden für diese Art des Verkehrs, und die steinernen Bügeltritte vor den Haustüren sind zu friedlichen Abendsitzen degradiert, auf denen die Gevatterinnen plaudern und die Kinder spielen; kommt aber doch etwa ein Berittener des Weges getrabt, so drängt jeden Augenblick eine dahersausende Karosse ihn seitwärts unter die Fußgänger hinein, wo er Verwirrung und Zetergeschrei hervorruft. So setzt alles sich in Lärm um. Hoch in den Lüften aber zittern leise in sanfteren Wellen die Stimmen von hundert Kirchen- und Klosterglocken in ununterbrochener milder Schönheit dahin.

Ich will die Abenteuer nicht aufzählen, die ich bestand, die Wunder nicht, an denen ich mich berauschte; ich will nur feststellen, daß nach einigen Stunden die besagte verhängnisvolle Dekoration meiner Gewandung auch dem schärfsten Auge nicht mehr sichtbar gewesen wäre, weil jetzt auch der ganze übrige Fond auf dieselbe Farbe gestimmt war. Ich hatte geschwelgt im Wiedererwachen knabenhafter Triebe, die seit meinem Aufenthalt in Paris gekettet gelegen hatten, und ich war noch einmal in meinem Leben der kleine bretonische Landstreicher gewesen, als der ich geboren war. So gründlich hatte ich mich zurückverwandelt, daß ich jede Bequemlichkeit verschmähte, die der Luxus der Zeit nötig gemacht hatte, ganz besonders aber jene beweglichen Rollbrückchen oder auch einfachen Bretter, die in Gassen, wo die Wasser des Rinnsteins sich allzu gemächlich ausbreiteten, für geschmückte Fußgänger hingeschoben und so lange festgehalten wurden, bis jene trockenen Fußes das andre Ufer erreicht hatten. Sonst war ich wahrhaftig affig genug, diese Vorrichtung zu benutzen und den dafür fälligen Sous zu opfern, alles nur meinem Atlasfräckchen zuliebe. Heute setzte ich mit einem Jauchzen über die breiteste Pfütze, und wenn der Schlamm um mich her aufspritzte, so hatte ich ein angenehmes Gefühl befriedigter Rache, welches sich jetzt aber hauptsächlich gegen mein Hofkleid richtete; denn meine Gesinnung hatte umgeschlagen und ich hegte keine Feindschaft gegen die Straße mehr, nur gegen den Affenputz, der zwischen ihr und mir gestanden hatte. An alledem war die Karosse des Erzbischofs schuld; und sie ist es auch an dem, was folgt.

Ich hatte unterdessen wieder die Cité erreicht und suchte eben durch die Barillerie die Brücke des heiligen Michael zu gewinnen, als eine Zusammenrottung von allerlei Leuten an der Mündung der Straße mich aufhielt. Sie hatten alle die Augen auf ein Haus von besonders altertümlichem Aussehen gerichtet, das die Ecke der Barillerie und des Goldschmiedekais bildete und mit seinem gotischen Erkerchen gleichsam eine letzte

Digitized by Google

Grenzwacht der alten Cité darstellte; denn der Goldschmiedekai, der erst seit wenigen Jahren von dieser Gilde besetzt worden war, bestand fast durchweg aus schmucken Neubauten. Aber den Erker des alten Hauses weg blickte ein Heiliger im Sternenkranze schräg nach der Brücke zu; ein Ampelchen brannte davor, leise schwingend an schöngegossenem eisernen Arme. Das Haus war wohl ursprünglich ein adliges gewesen, das zeigte eben die beschriebene Eckenzier; jetzt hatte es eine Werkstatt im Erdgeschoß. Das alles übersah ich mit dem ersten Blicke; mein zweiter flog, der Aufmerksamkeit der Menge folgend, aufwärts nach dem breiten offenen Fenster jenes Erkers und saugte sich da fest wie ein durstiges Bienchen an einer Apfelblüte. Denn in dem dunkeln und zierlich geschweiften Rahmen stand, leicht vorgeneigt und auf die Menge zu seinen Füßen herablächelnd, ein Mann in bürgerlicher Kleidung, aber von unbeschreiblicher Schönheit der Gestalt und besonders des Gesichtes. Er hielt einen Becher in erhobener Hand und schien eine kleine launige Ansprache an das zusammengelaufene Volk zu halten, die mit hellem Gelächter und durch jubelnde Zurufe beantwortet wurde. Ich verstand nur zur Hälfte, was der Mann redete, weil die Zuhörer nicht gerade eine andächtige Ruhe bewahrten, und weil auch aus dem Innern des Gebäudes eine Flut festlichen und fröhlichen Lärmens in Wellenstößen ins Freie drängte; aber ich vernahm mit innerem Wohlbehagen den jugendlichen Klang seiner Stimme hoch über allen andern Stimmen hinschweben, wie ich mit gleichem Gefallen den sonnenwarmen Ausdruck seiner Mienen, sein leuchtendes Auge und den Glanz seines Goldhaares in mich aufnahm. Es ist mir noch besonders erinnerlich, daß gerade dies Haar, dies wehende, schimmernde, naturschöne Haar mir auffiel, weil es mich mit meinem eignen, annoch ungepuderten Schopfe versöhnte, der mir zu einer Zeit, wo jeder halbwegs Ansehnliche in Paris eine Perücke trug, die allergrausten Stunden zu bereiten pflegte.

Ich stand eine Weile wie gebannt und verliebte mich buchstäblich in den schönen heitern Mann; unbewußt arbeitete ich mit den Ellbogen, unbewußt schob ich mich durch die Menschen weiter vor, bis ich dicht unter dem Fenster stand und nun gerade in die hellen Augen über mir schauen konnte; aber auch er gewahrte mich, und die stumme Huldigung meiner Blicke schien ihn zu belustigen. Mit einer unaussprechlich drolligen und ausdrucksvollen Grimasse, die deutlich wie Worte redete: „Junge, wie wird dir's ergehen?“ maß er meinen verdorbenen Anzug und lachte vergnügt über meine Antwort, die in einem Achselzucken und verächtlichen Schürzen meiner Lippen bestand. Hierauf trank er mir zu, wie einem, der etwas von Bedeutung zu erwarten hat, und ich weiß noch genau, mit welchem Feuer dieser Gruß mich durchrieselte, als hätte ich, und nicht er, den Becher geleert. Ich fühlte mich zu neuen Heldentaten bereit. Und ich will nur gleich hinzufügen, daß jener männliche Zutrunk und die daraus geborene Todesverachtung schuld sind, daß Abbé Cölestin mich am gleichen Abend den verstocktesten kleinen Sünder nannte, der je auf Gottes Erdboden gewandelt sei. —

Durch mancherlei Fragen erfuhr ich alsbald von den Umstehenden, daß der Mann am Fenster Regnard heiße — er war indessen, wie ich gleich bemerken will, nicht verwandt mit dem Komödienschreiber gleichen Namens, dessen unglaubliche Abenteuer einige Jahre später bekannt

Digitized by Google

wurden! — und daß er der Zunft der Goldschmiede angehöre und eben Hochzeit feiere. Ich freute mich, daß er ein Gewerbe betrieb, das sich zu jener Zeit schon weit über den gemeinen Kaufmannsstand erhob, und ich freute mich, daß er so glücklich aussah und daß sein Fest von so vielen geteilt und begangen wurde. Denn wenn schon in Paris ein solches Mitfeiern ungeladener Gäste nicht zu den Seltenheiten gehörte, so hatte ich diese doch noch nie in solcher Zahl sich einfinden sehen. Außerdem, so sagte man mir, hatte der Goldschmied an die fünfzig angesehene Bürger in sein Haus geladen und hatte auch keineswegs gespart mit milden Gaben an die Armen des Kirchspiels, so daß recht eigentlich der ganze Stadtteil diesseits und jenseits des Seinearmes seine Hochzeit mitgenoß. Nach allen diesen Zeichen, die auf einen wohlhabenden und auch wohlgelittenen Mann schließen ließen, stellte ich mir auch eine reiche und stattliche Braut aus guter Familie vor, und war daher nicht wenig erstaunt, als ich auf meine Frage nach ihr allerlei abweichende und konfuse Antworten erhielt. Die einen wollten wissen, sie sei eine verarmte Adlige aus der Provinz, die andern nannten sie eine Hugenottin, die Regnard aus der Bedrängnis der Zeit, die keine Nachsicht mit jenen halsstarrigen Schwärmern kannte, an Leib und Seele gerettet habe; und die dritten sagten gar noch Schlimmeres, nämlich daß sie eine entsprungene Nonne aus Port Royal sei, also doppelt treubrüchig und ketzerisch. Man kann sich leicht denken, wie mich gelüstete, die sonderbare Auserwählte meines sonnigen Bräutigams zu sehen, besonders da die Leute hinzufügten, sie stehe ihm keineswegs nach an Zauber und Holdheit der Erscheinung, wenn auch von wesentlich verschiedener Art. Es gelang mir aber nicht, auch nur einen Blick von ihr zu erhaschen, da sie sich nicht am Fenster zeigte, obgleich der Mann selbst sie darum zu bitten schien, wie ich aus einer rückwärts ins Zimmer gerichteten Geste zu schließen mich berechtigt glaubte. Eine Weile wartete ich noch, hoffend, daß sie doch schließlich, wie es jede andre Braut zu tun pflegte, hervortreten und den beglückwünschenden Zurufen danken würde, die ja ihr nicht weniger galten als dem Gatten. Da dies aber nicht erfolgte und da auch die Miene des Bräutigams sich leicht verdüsterte, was ich mit ganz richtigem Instinkte dem Unmute über das unhöfliche Betragen seiner Angetrauten zuschrieb, so trollte ich mich schließlich, nicht ganz befriedigt, aber doch in einer angenehmen Erregung und mit mächtig arbeitender Phantasie, die mir noch manche Nacht nachher die wunderlichsten Bilder vorrückte, in denen in tausenderlei Gestalt die rätselhafte Goldschmiedsbraut webte und schwebte.

⧈

[Der Chevalier und die Calvinistin. Des Goldschmieds Werkstatt]

In dem jungen und wunderschönen Gesichte, in das ich Erschrockener blickte, lag nichts, das zu vertraulicher Aussprache und weicher Herzensergießung eingeladen hätte. Durch die farbige Atmosphäre des Sonnenuntergangs sah ich wie durch einen Opal hindurch die milchweiße Reinheit einer blassen Haut, klargeschnittene strenge Züge und finsterblickende, dunkelbewimperte Augen, die forschend, aber ohne Güte und Mitleid auf mir ruhten. Doch lag in diesem Antlitz eine solche Macht des Willens, ein so zwingendes Gebot des Gehorsams, daß ich fast unbewußt die unfreundliche Frage beantwortete und mich hinterher ärgerte, es getan zu

Digitized by Google

haben; denn die Fragerin hatte nur ein höhnisches Lächeln für mich, als sie vernahm, daß ich mir um einer Ohrfeige* willen das Leben nehmen wollte. Mich aber reizte dies Lächeln so sehr, daß ich mich in Positur warf und ihr eine Vorlesung über Offiziers- und Edelmannsehre zu halten begann, von welchen Dingen sie mir keine Ahnung zu haben schien, wie ich sie denn an ihrer Kleidung richtig als eine einfache Bürgersfrau taxiert hatte. Je leidenschaftlicher und hochtrabender ich aber redete, desto spöttischer wurde ihr Gesicht, und sie antwortete mir etwas unverständlich, ich brauche mich durchaus nicht damit zu brüsten, ein Edelmann zu sein; daß ich Mann sei, erscheine ihr gerade genügende Erklärung für jede Erbärmlichkeit. „Wieso Erbärmlichkeit?“ schrie ich zornig. Sie erwiderte: „Erbärmlich darum, weil eure Ehre an eurem Kleide hängt. Kommt nur von außen kein Flecken drauf, so fragt ihr nicht, wie sie innen aussieht. Springe du deshalb nur ruhig in die Seine und wasche dich: es ist nicht schade um dich. Ein paar Eide werden ungebrochen, ein paar Frauen unbetrogen bleiben, wenn einer von euch weniger da ist!“ Bei diesen Worten wies sie mit einer einladenden Gebärde über das Brückengeländer in die Seine hinunter und lachte dazu ein so grimmiges Lachen, daß mir das Herz stillstand. Nun war obendrein während unsres Gespräches die Sonne untergegangen und das Wasser lag in einer stumpfvioletten Schieferfarbe da und sah entsetzlich kalt und tief und dunkel aus. Die schwarzen Häuser am Ufer drohten förmlich herüber, eisig stieg die Luft von der Stromfläche herauf, die Barken zogen tiefblaue Schattenlinien auf bleifarbenem Grunde. Ich begann zu zittern und trat einen Schritt vom Brückengeländer zurück, denn ich fürchtete plötzlich, die sonderbare Frau möchte mich fassen und mit mir untertauchen in die grausige Feuchte hinein, der sie überhaupt anzugehören schien. Wie ich sie so anstarrte und mir das Gruseln über alle Glieder rann, kam mir plötzlich ein Gedanke, der meine ganze Stimmung änderte, schneller als ein Bild in einer Zauberlaterne umspringt. „Das ist die Goldschmiedsfrau!“ fuhr es mir durch den Kopf; „das ist die Vielbesprochene, Gesuchte, Ersehnte! Keine andre als sie konnte so aussehen und so reden — und eine Meerfrau ist sie doch!“

Wie schöpft ein Bubenherz neues Leben aus einer Nichtigkeit! Vergessen war meine Todessehnsucht, vergessen die Schmach der königlichen Ohrfeige, und eine wilde, frische, lebendige Abenteuerlust rann mir erwärmend durch alle Adern. Ich holte die Frau ein, die sich bereits achselzuckend zum Gehen gewandt hatte, und begann eilig mit ihr zu reden, was mir eben durch den Sinn fuhr, nur um neben ihr hergehen zu können und die so unerwartet glückliche Gelegenheit einer näheren Bekanntschaft nicht zu verlieren. Ich hatte vor lauter Eifer sogar meine Angst vor der vermeintlichen Zauberin selbst vergessen; ich sagte ihr, während sie rasch den Quai de la Tournelle entlang seineabwärts schritt, daß es mich gereue, eine im Grunde wohlverdiente Strafe so unsinnig schwer genommen zu haben, und daß ich ihr dankbar sei dafür, daß sie mich vor der größten aller Torheiten bewahrt habe. Da sie auch darauf nur wieder hohnvoll lächelte, so suchte ich mich zu entschuldigen und

* Roquesant, vierzehnjährig, hatte von Ludwig XIV. wegen einer Büberei eine Ohrfeige bekommen.

Digitized by Google

reinzuwaschen, indem ich ihr alle Leiden und Verdrießlichkeiten unsres Dienstes schilderte und mich mit rechter Übertreibung als ein geplagtes und bedauernswertes Geschöpf hinstellte. Dabei verfiel ich unversehens in einen allerliebsten Cancan, unter welchem dem Sonnenkönig und seinem ganzen Hofe nicht übel die Ohren geklungen haben mögen. Von der Heirat des Königs mit der Witwe des Komödienschreibers fing ich an, und wie das Leben am Hofe drückend geworden sei seit dem unseligen Tage; wie Ludwig immer strenger und engherziger würde, wie alle Freuden vom Hofe zu fliehen schienen, und wie es längst kein Theater mehr gäbe in Versailles und von Musik nur die langweiligste; wie wir Pagen nun bald so tugendhaft leben müßten wie die Damen von St. Cyr, die das prüde Weib sich nach seinem Sinne erzog, und wie doch der König selbst in unserm Alter nichts weniger als klösterlich gesinnt gewesen wäre. Endlich führte ich gar noch den sophistischen Schluß unsrer Kapitäne ins Feld, daß wahre Tugend eine solche Sittenparade verschmähen und reinen Frohsinn nicht knechten würde — und schwatzte so fort, Wahres und Unwahres, Dazugehöriges und Unzusammenhängendes, allen Klatsch der Gesindestuben, worin ich so bewandert war — und gottlob! daß die lärmenden Straßen von Paris keine Ohren hatten, zu hören, und keinen Mund zum Weiterplaudern! Meine Begleiterin indes schien ein gewisses Interesse an dieser Art von Unterhaltung zu finden, denn sie fragte mich kreuz und quer aus, besonders nach dem Familienleben des Königs und aller Hofleute, nach der Sittsamkeit dieser oder jener großen Dame, auch nach ihrem Verhältnisse zu ihren Kindern und wie letztere etwa erzogen würden. Dazu machte sie die wunderlichsten Gesichter, bald kalt und grimmig wie vorher, bald wieder traurig und sorgenvoll, und endlich sagte sie, indem sie seufzend stehenblieb: „So ist also auch auf Könige kein Verlaß, und die Höchsten dieser Erde sind nicht besser als die Geringsten! Und doch sagt Pascal, daß wir die Könige als gesalbte Stellvertreter Gottes ansehen und verehren sollen!“ Als sie den verrufenen Namen aussprach, erschrak ich und sagte: „Ihr beruft Euch da auf einen Mann, den die heilige Kirche geächtet und als einen Irrlehrer erklärt hat.“ Sie erwiderte gleichgültig: „Er ist auch ein Irrlehrer. Das sind sie alle, die auf das Gute im Menschen bauen. Du, kleiner Kerl, verderbt und schmutzig wie du bist, kannst zuverlässigere Lehren geben als alle. O Tiere! Tiere!“ Während ich noch ganz gelähmt stand von diesen Worten, die ich nur zur Hälfte begriff, nickte sie mir kurz zu, wandte sich gegen den Torbogen eines Hauses, vor welchem wir eben standen, und verschwand darin.

Ich schaute mir das Haus an und bemerkte erst jetzt, daß wir unterdessen wirklich an der Ecke der Barillerie angelangt waren und daß ich also die Person meiner geheimnisvollen Retterin ganz richtig geschätzt hatte. Ich war glücklich, die Langgesuchte endlich gesehen und gesprochen zu haben; glücklich, daß sie meiner Vorstellung von etwas Ungewöhnlichem und Mächtigem so durchaus entsprach; zugleich aber stand ich wie ein geschlagener Pudel vor der verschlossenen Haustür, hinter der mir das Wunder verschwunden war, und fragte mich trübselig: „Was nun?“ Jetzt, wo die Scheu vor dem Weibe verschwunden war, brannte ich vor Verlangen, in das Haus einzudringen, sowohl ihretwillen als um ihres Gatten willen. Ich verfluchte meine magere Pagenbörse, die mir nicht

Digitized by Google

gestattete, gleich in die Goldschmiedewerkstatt im Erdgeschoß einzutreten und ein Kettlein oder Ringlein für meine Liebste zu kaufen, denn eine solche hatte ich naseweiser Schlingel bereits, wenn auch eine etwas unnahbare und fernstehende, nämlich ein Hoffräulein, das fast doppelt meine Jahre zählte. Ich dachte aber in dieser Sekunde nur an den Ankauf des Zierats, den ich ihr weihen wollte, und an seine Wahl; wie ich ihr denselben darbieten wollte und wie sie bestimmen, ihn anzunehmen, war eine andre Sache und konnte später überlegt werden.

Sinnend stand ich und betrachtete mit trauriger Miene die drei oder vier hübschen Kruzifixe und Leuchter, die in dem Fenster neben der Ladentür zur Schau standen, und die paar Ringlein und Spangen, die dazwischenlagen. Da tauchte hinter dem Geräte Regnards freundliches Gesicht auf; er lächelte mir zu, als verstünde er meine Betrübnis; eine Sekunde später stand er in der Tür und lud mich ein, bei ihm einzutreten.

Ich erklärte bedrückt, ich könne nichts kaufen, worauf er lachend erwiderte, so könne ich immerhin so tun, als ob ich etwas kaufen wollte, und hätte dabei doch die Freude des Ansehens. Es versteht sich von selbst, daß ich mich nicht lange bitten ließ. Ich trat ein und ließ mir zeigen, was er an edelm Geräte besaß.

Ein Öllämpchen flackerte zwischen uns, denn in dem Laden war es inzwischen ganz dunkel geworden; in tausend blitzenden Metallflächen spiegelte sich die kleine Flamme, und es war ein Gefunkel um uns, als stünden wir in einem Festsaal mit zahllosen Kerzen. Nie aber werde ich die zierlichen und kunstreichen Gebilde vergessen, die Regnard da in langem Gespräche vor mir ausbreitete, deren Bedeutung und Wert er mir eingehend und liebevoll erläuterte — und die mir ihrerseits das Verständnis einer reichen und feinen Menschennatur erschlossen. Denn mich dünkt, nirgends enthüllt sich die Eigenart einer Seele besser als im Werk der Hände, und hatte ich vorher den sonnigen Mann geliebt, so erschien er mir jetzt geradezu anbetenswert in seiner spielenden Schöpferkraft, der sich eine treue und geduldige Emsigkeit gesellen mußte, um solche Erfolge zu erzielen.

Die ersten Gegenstände, die er mir zeigte, waren Pokale, an denen er seine heitere Phantasie in den ergötzlichsten Bildern schwelgen ließ; der goldene Kelch war in die Kontur einer vollen, beerenreichen Traube getrieben, den Fuß bildete ein knorriger Rebenstamm mit verzweigtem Geäste, den frischgrünes Weinlaub reichlich umrankte; zum Überfluß mußte dann noch ein Gnömlein in rot emaillierter Jacke an dem Geranke emporklimmen oder oben auf dem Deckel in kecker Pose sich brüsten. Ein andrer Kelch von derselben Fruchtgestalt wurde von einem artigen kleinen Gärtner gestützt, der das gigantische Gewächs mit dem sprechendsten Ausdrucke verzweifelter Anstrengung auf seinen Schultern hielt und mit solch drolligem Entsetzen seitwärts daran emporschielte, daß man wohl begriff, es müsse da ein Dämon die Last einem Trägen oder Widerwilligen unversehens aufgehext haben, um ihn zu belehren. An diesem Figürchen hatte der feinfingrige Künstler mit besonderer Sorgfalt die Feldflasche und das Rebenmesser des Männleins nachgebildet, winzig, aber durchaus treu und sogar beweglich, mit offenbar innigster Freude am Spielerischen und Kindlichen. Von einer Stunde tieferer Sammlung zeugte dagegen ein Deckelhumpen aus Elfenbein mit goldenem Deckel

Digitized by Google

und Fuß. An diesem Geräte waren mit sinnreicher Anwendung zwei biblische Szenen in das gefällige Material eingeschnitzt, so wahr und lebendig ergreifend, daß auch dem rohsten Trinker, der dies Gefäß zum Munde führen wollte, ein frommer Vergleich sich aufdrängen mußte. Es war nämlich auf der einen Seite des Humpens Moses sichtbar, wie er Wasser aus dem Felsen schlägt, und wie die verschmachtende Schar der Juden in rasender Gier sich auf die rettende Flut wirft, jeden seitwärts rieselnden Strahl in Bechern, Schalen oder gar mit den Händen auffangend. Dieser derben und stellenweise sogar haarsträubenden Darstellung des rein körperlichen Durstes stand ein edleres Schmachten nach himmlischer Erquickung gegenüber in der friedlichen Gestalt der Samariterin am Brunnen, die der Heiland belehrt. Die geistvollen Köpfe des hohen Paares bildeten einen gewaltig wirkenden Gegensatz zu den tierischen Mienen und Gebärden der Verdursteten auf der andern Seite. Regnard machte mich aufmerksam, daß die Samariterin das Antlitz Germaines trug, und später fiel mir ein, daß möglicherweise eine Predigt der Frau die gedankenvolle Schilderei bewirkt haben könne, Beweis, daß die Überfromme bereits zu dieser Zeit eine gewisse Herrschaft über die Phantasie des Gatten gewonnen hatte. Übrigens war auch an diesem Stücke wieder das einzelne auf das liebevollste behandelt; so war zum Beispiel das Seil, an welchem die schöpfende Frau den Eimer hielt, so geduldig gearbeitet, daß man die Bastfäden zählen zu können glaubte, aus denen es gedreht war. Diese Sorgfalt für das Beiwerk, das scheinbar Unbedeutende, habe ich in späteren Jahren an Künstlern besonders geschätzt, weil sie ein Ausharren bei der Arbeit andeutete, weit über den ersten Flug des treibenden Gedankens hinaus. Damals, als unwissender Knabe, ergötzte ich mich an den artigen Einzelheiten nur um ihrer selbst willen.

Ganz besonders schön und würdig, daß Götter daraus sich zutränken den festlichen Nektar, erschien mir ein Becher, der aus der köstlich geschwungenen Muschel der Argonautenschnecke oder des Nautilus hergestellt war. An dieser Arbeit war nichts von Germaines geistiger Mitarbeiterschaft zu verspüren, nichts von Reflexion oder Moral; da feierte vielmehr die reinste Lebensfreude ihren Triumph. Geglättet und bis zur Durchsichtigkeit poliert, war das schöne Naturgebilde mit eingravierten Zeichnungen geschmückt, die heitere Gruppen eines seligen Meervolkes, auf Wogen sich schaukelnd oder auf besonnten Klippen sich ergötzend, darstellten. Die bedeutendsten dieser Figuren, sowie etwa ein Delphin, ein Felsstück im Vordergrunde, der brechende Kamm der nächsten Welle, waren aus dem dickeren Material der Muschel in unendlich feiner Skulptur stehengeblieben, während die ferne Meerfläche und der Himmel darüber durch einen besonderen Schliff in tausend Perlmutterfarben schillern mußten. Die Bewegungen der schilfbekränzten Meerleute waren die freisten und glücklichsten, eine Wonne ohnegleichen drückte sich in der schwelgerischen Hingebung an das spielende Element aus, man sah so recht die Genußfreude des Bildners in all diesen zarten Wesen verkörpert. Um aber auch da wieder seiner Liebe zum Kleinen genugzutun, hatte Regnard an dem obersten Teile der Schnecke ein durchsichtiges Galeriechen von unglaublicher Zierlichkeit ausgeschnitzt, durch welches des Beschauers Blick in die inneren, gewundenen Gänge des Tiergehäuses eindringen durfte,

Digitized by Google

da wo die stille Bewohnerin einst gehaust. Das ganze Werk stand schön und kühn auf der Schwanzflosse eines silbernen Delphins, der dem Becher als Fuß diente.

Regnards Vorliebe für Meervolk und Flossentiere zeigte sich auch noch an andern Gegenständen; die Muschelform war häufig in Gold oder Silber nachgeahmt, ein Elfenbeinweiblein in lieblicher Nacktheit, ein Fischungetüm oder ein Flossenpferd trugen die handlichen Schalen; einmal war es sogar eine Daphne, deren Arme und Hände, in Zweige übergehend, das Trinkgefäß umklammerten. Ich war ein schwacher Bewunderer ovidischer Muse, die uns Vater Cölestin recht eigentlich vergällt hatte; in der Goldschmiedwerkstatt ging mir die Lust und das Verständnis am römischen Sänger auf.

Denn Regnard, der gewiß kein Wort Latein verstand und die schönen Sagen gewiß nicht anders kannte als aus den Verarbeitungen zeitgenössischer Dichter oder etwa vom Theater her, das er fleißig genug besuchte — Regnard, der nie das Meer gesehen hatte, nie einen Lorbeerhain, nie einen Marmortempel und nie die arkadische Landschaft, die all seinen Figuren als Hintergrund dienen mußte: Regnard verstand es kraft seiner göttlichen Phantasie, jedem lieblichen Märchen das rechte Kleid zu geben. Auf Dosen und Uhren, an vielflächigen Kästchen oder gar auf Knöpfen erschienen in zarten Emailfarben die Legenden des Altertums, Venus an der holdesten Leiche, Leda und Europa, spielende Nymphen, herrliche Jünglinge in Goldhelm und wehendem Mantel. Wie sonnig und froh war alles dargestellt! Heute, wo ich den Römer verstehe und liebe, denke ich noch mit Rührung dieser kleinen Gebilde, denen ich die erste dämmernde Ahnung jener Götterwelt verdanke.

Ich kann unmöglich alles im einzelnen beschreiben, was Regnard da vor mir auskramte: diese Uhren, Dosen, Kästchen, Weihrauchbüchsen, diese tausenderlei Dinge von greifbarem Nutzen und hoher Anmut zugleich; diese abwechslungsreiche Gestaltung des verschiedenartigsten Materiales, sanftgefärbter Emailschichten, Karneolplättchen, samtgrünen Malachits, Lazursteins, Elfenbeins und Perlmutters, gehoben durch Einlagen und Umränderung von blitzenden Edelsteinen aller Arten; diese unerschöpfliche Erfindungsgabe, diese humorvolle Wahl der Gegenstände. Da war ein Schiffchen im winzigsten Maßstabe mit goldenem Seil- und Segelwerk; ein Särglein aus dunkelgrünem Email, beliebter Anhänger solcher, die zeigen wollen, daß sie des Todes spotten; eine putzige kleine Kanone, zu welcher als Kugel eine schöne runde Perle gehörte, die an einem goldenen Kettlein danebenhing; oder auch ein Papagei auf einem Blütenast, wobei wieder Schmelzfarben und Edelsteine in glücklichster Ergänzung an dem Gefieder des Tieres prangten. Das alles war so fein und klein, daß es das zierlichste Fräulein an dem schlanken Hälschen tragen konnte, wie denn überhaupt die Mode allüberall das Niedliche und Artige verlangte. Die großen Anhänger, die zur Zeit der Königin Anna wie Brustschilder auf flachen und strengen Büsten getragen wurden, fertigte, so sagte mir Regnard, kein Goldschmied mehr an; man harnischte sich nicht mehr mit diesen plumpen Zieraten gegen die Pfeile des freundlichen Gottes. Selbst die Knöpfe wurden so ausnehmend klein gefertigt, daß ein zeitgenössischer Komödienschreiber wohl darüber spotten durfte, man müsse sie mit der Lupe suchen; dabei waren sie aber aus edelm

Digitized by Google

Metall und, wenigstens die, welche aus Regnards Hand hervorgingen, von hoher Kunstvollendung.

Aber die Krone der Kunstwerke, die der liebevolle Bildner des Kleinen vor mir ausstellte, war eine Figur von so köstlichem Humor und so lebendiger Treue der Darstellung, daß sie mir in der Erinnerung geblieben ist nicht als ein toter Gegenstand, sondern als etwas Beseeltes und Liebenswertes, an dem in der Tat auch mein ganzes Herz gehangen hat. Es war ein Scharlatan aus emailliertem Silber, der, etwa zwei Faust hoch, auf einem vergoldeten Sockel von allerreichster Arbeit stand. Die Gestalt des Savoyarden, der windumsaust im flatternden braunen Mantel einherzuschreiten schien, drückte eine freie, geschmeidige Beweglichkeit aus, wie sie diesem Volke so eigen ist; die Geste seiner erhobenen Rechten zwang förmlich zum Anhalten und Betrachten. Sein Gesicht, braun, kühn, helläugig und scharfnasig, verriet den losen Vogel, der er sein mußte, der Lügen pfeifend bei Sturm und Wetter durch die Lande zog, auf Torheit und Blindheit der Menschen sein flüchtiges Glück bauend, gewinnend, verlierend, wie der Zufall wollte. Ein breiter grauer Filz mit wallenden Federn saß keck und schief auf dem mäßig langen, dunkeln Haar. Seine gebräunten Knie waren bloß, die weißen Strümpfe in Falten herabgeschoben, aus abgetretenen Schlappschuhen guckten die Zehen. So war die Figur an und für sich schon ein kleines Meisterwerk von Naturarbeit; aber was soll erst von dem Beiwerk gesagt werden! Der Savoyarde trug das übliche Brett wandernder Krämer vor sich her, und welch eine Fülle allerliebster kleiner Wunder enthielt diese Lade, die im ganzen etwa so lang und so breit war wie zwei Glieder meines mittelsten Fingers! Da hingen Scheren und Messer, so winzig, als wären sie für den Gebrauch einer Käferprinzessin vermeint, und doch in allen Teilen beweglich; Instrumente und Zangen zum Zahnbrechen, Lanzetten, Korkzieher, Brillen, etwa für die Augen eines Schmetterlings berechnet, und ein Rosenkranz von den allerniedlichsten Perlen; Salbentöpfe und Mixturflaschen waren in passende Fächer eingelassen, konnten aber herausgenommen werden und ihre Stöpsel geöffnet; und die kleinen Schubfächer des Kramkastens waren nicht nur zum Herausziehen eingerichtet, sondern auch noch zum Überfluß in reinliche Fächer geteilt, so daß auch nichts fehlte, was der Natur entsprach. Noch war dies nicht alles. Zwischen den Beinen des Savoyarden saß der wohlbekannte unvermeidliche Begleiter dieser Landstreicher: ein Affe, dessen Leib aus einer einzigen monströsen Perle bestand, die Glieder und der boshafte Kopf aus Gold gearbeitet; das Tier, an einer feinen Schnur aus Goldbraht gehalten, ergötzte sich an einer Branntweinflasche, die es mit Verstand und Sachkenntnis zu behandeln schien.

Nicht weniger Humor und Geduld der Detailbehandlung hatte Regnard auf den Sockel der kleinen Statue verwendet, den vier goldene Figürchen: ein zweiter Affe, ein Pudel, ein Tanzbär und eine springende Ziege in drolligen Posen flankierten. Die Flächen des Sockels zeigten Silberplatten von ovaler Form, auf deren jeder eine höchst bewegte Marktszene eingraviert war. An der obersten Kante des Sockels aber, gerade zu Füßen des Scharlatans, ließen sich vier Papageien in den verschiedensten Stadien flatternder Bewegung nieder, als wären sie nur eben herbeigeflogen. So gab es nichts Geheimnisvolles, Fremdartiges

Digitized by Google

und Anziehendes, was dieser kleine Mann nicht an oder um sich gehabt hätte, und es ersetzte mir einen ganzen Jahrmarkt, das Wunderding vorzunehmen und zu betrachten. Dazu wußte dann Regnard sehr talentvoll die Rufe eines solchen Savoyers, seine gebrochene Sprache, seine Zungenfertigkeit und Unerschöpflichkeit in Lügen und Übertreibungen nachzuahmen, so daß ich mich vor lachendem Entzücken nicht zu lassen wußte und mir wieder und wieder das einzige Spielzeug vorführen ließ. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß sich nie ein Käufer dafür finden möchte, und hätte, glaube ich, ein Jahr lang von Wasser und Brot leben mögen, hätte ich es dafür zu eigen erwerben können.

◘

[Eine Episode am Hofe des roi soleil]

Im Grunde ist es mir widerwärtig, Philipps* losen Einfall eingehend zu schildern. Aber weil er zu diesem Abend gehört und einen Teil seiner tollen Stimmung rechtfertigt; weil er meines jungen Gebieters Art und Sinn kennzeichnet; endlich weil er von besseren Folgen begleitet war, als irgend jemand, außer vielleicht Philipp selbst, davon erwartet hätte: so will ich ihn hier der Ordnung nach erzählen.

Es befand sich damals unter den Damen des Hofes eine junge Frau, schön, von bisher untadligem Lebenswandel, nicht gerade klug, aber von geradem, schlichten Verstande, wie ihn eine Frau, die nichts weiter sein will als Gattin und Mutter, nur eben braucht. Aber für das Parkett von Versailles stand dieser Verstand nicht auf genügend festen Füßen. Der Umstand allein, daß sie sittsam war, machte sie zur begehrten Beute für einen gewissen Jäger, dessen Namen zu verschweigen ich keinen Anlaß sehe, da, wie ich kürzlich hörte, St. Simon, der dasselbe Abenteuer erzählt, gleichfalls kein Bedenken trug, ihn der richtenden Nachwelt zu überliefern: es war der Graf Evreux, so schön wie lasterhaft, so verführerisch wie ruchlos. Dieser legte es mit allen Listen darauf an, das arme Geschöpf zu betören, daß es sich seiner Tugend ordentlich zu schämen begann und den Hofdamen ihre galanten Abenteuer neidete. Es ist ein feiner Kniff, sich über Einfalt und gute Sitte lustig zu machen, und kein andrer verfängt so sicher; niemand will für simpel gelten; wünscht man sich Versuchungen, um heroische Tugend beweisen zu können, so kränkt doch keine Voraussetzung so sehr, wie die der Unfähigkeit zu sündigen. Und an diesen Fäden zog der perfide Mann die unerfahrene Schöne nach sich, und der Hof sah zu und setzte Wetten auf den Zeitpunkt ihres Falles; ich will wohl glauben, daß es ein pikantes Schauspiel für blasierte Seelen ist, in einer vordem reinen Frau die Eitelkeit erwachen zu sehen, aus der Eitelkeit die Abenteuerlust erspriessen, aus dieser die Leidenschaft — und solch ein Schauspiel und vor solchen Zuschauern ging da seit Wochen Tag um Tag vor sich.

Die arme Verführte — sie stand vielleicht eben an der Schwelle des zweiten Stadiums — schien nicht zu wissen, wie sehr gehässige und lüsterne Höflingsaugen ihrem Treiben folgten; und Chartres ließ über diesen Punkt einmal die oberflächliche Bemerkung fallen: „Wüßte sie's, sie wäre geheilt." Ich hielt diese Ansicht für unrichtig, da von vielen

* Philipp von Chartres, Sohn des Königs, nachmals Herzog von Orleans

Digitized by Google

Seiten die unbesonnene Wagehalsigkeit der jungen Frau besprochen wurde, die sich förmlich kopfüber in die gefährlichsten Situationen stürzte, denen sie wie durch ein Wunder mit heiler Haut entging. Der Punkt wurde bestritten, Chartres zuckte die Achseln und lächelte. Irgend jemand meinte, man könne es mit einer freimütigen Warnung versuchen. Chartres erwiderte, wieder scheinbar unlogisch, die würde nur übel aufgenommen und als Neid gedeutet werden, ja, die Frau auf ihrem Irrwege vielleicht noch bestärken. Das Gespräch erhitzte sich, aber nun wurde Philipp stumm; ich sah, daß ein Gedanke in ihm arbeitete, und als er gleich darauf mit brennenden Augen sich von der debattierenden Gruppe entfernte, wußte ich, daß er ihn gefunden hatte, und gedachte in Angst der Frau, für die ich Teilnahme empfand, weil sie manchmal artig zu mir gesprochen hatte. Ich erfuhr bald, daß meine Angst nicht grundlos war.

Einige Tage später gab es einen Maskenball in Versailles; ich ward befohlen, trat an und sorgte, von einer Ahnung getrieben, dafür, daß ich in der Galerie vor dem Tanzsaale und so in der Nähe einer Türe zu stehen kam, daß ich die Gruppen der Tanzenden überschauen konnte. Das lange Viereck des Saales, dessen Boden das Kerzenlicht widerspiegelte wie eine Eisdecke, lag offen vor mir; ich sah es sich füllen, sah da und dort eine Gruppe von Tänzern rasch noch eine Menuettfigur üben, denn der König war streng und verlangte tadellose Bilder; oben stimmte das Orchester; irgendein übermütiges Prinzeßchen probierte den Fauteuil des Königs, der am entfernten Ende des Saales, etwas erhöht und von einer Reihe kleinerer Sitze flankiert, stand; alles trug die Masken in der Hand, wie es der König, um schlimmen Streichen vorzubeugen, befohlen hatte; die Verkleidungen wurden besprochen und verglichen; wie die Menge zunahm, wuchs der Lärm, das Stimmengeschwirr, das Gewoge der bunten, schimmernden Gestalten; dann ertönte das Trompetensignal, welches den Eintritt des Königs ankündigte, und alles löste sich, reihte sich, trat in schöner Ordnung an gewohnte Plätze; jetzt spiegelte die Eisdecke wieder, freilich leicht getrübt, und jetzt war sie von einem blütenhellen Frühlingskranze eingefaßt. Die Musik setzte ein, die zum Tanze Befohlenen marschierten paarweise vor dem König auf, der mit wohlwollendem Lächeln jeden einzelnen Tänzer begrüßte. Etwas steif lächelte auch die dunkelgekleidete Frau an seiner Linken, der es immer noch nicht recht von Herzen gehen zu wollen schien, sich an andrer Leute Freude zu freuen, und die ihr Widerstreben gegen derartige Festlichkeiten in böser Konsequenz jedesmal neu zu zeigen sich verpflichtet fühlte. Breiter, mit großen gelben Zähnen grinsend, lächelte die verbannte Königin von England, die an des Königs rechter Seite saß; ihr niedrig frisierter Kopf war in einer ununterbrochenen krampfhaften Bewegung des Grüßens, eine widerwärtig forcierte Holdseligkeit verzerrte ihr gefurchtes Gesicht. Frei, rein und herzlich lächelte einzig das braune Gesichtchen neben Frau von Maintenon, und nur der, dem dieser Gruß galt, durfte sich wirklich begrüßt fühlen. „Seid froh, wie ich es bin", sagten die warmen, samtweichen Augen. Ich stand an meiner Türe und beneidete das gesamte Defilee der Tänzer.

Jetzt begann das Menuett, in zierlicher Ordnung entwickelten sich die wohlgeübten Figuren, während alle, die nicht zum Tanze befohlen waren, sich rechts und links an den Längsseiten des Saales aufstellten. Also-

Digitized by Google

bald aber machte sich eine leise Bewegung unter diesen Zuschauern bemerkbar, die auch ein Stirnrunzeln des Königs nicht bannen konnte, und jetzt begann auch draußen in den Gängen ein Huschen und Laufen, ein rasches, geräuschloses Öffnen und Schließen von Türen, da und dort sogar ein Kichern, ein Getuschel, ein unvorsichtiges, schnell gedämpftes Auflachen. Das waren die Übermütigen und Verliebten, die Galanten und Intriganten, die jetzt eilten, die bekannte Maske gegen eine neue, besser deckende umzutauschen, unter deren Schutz sie listig geplante Streiche ausüben oder reizende Abenteuer bestehen konnten. Unter denen, die so in den Korridoren spukten, hatte ich auch Chartres' schlanke Gestalt gesehen; sie war blitzschnell in der Richtung, wo die Gemächer der Conti lagen, enteilt; zurückkehren sah ich sie nicht mehr.

Das zweite oder dritte Menuett war getanzt, willkürlich stellten sich die Gruppen der Tanzenden, der König plauderte und schien nicht mehr zuzusehen, und schon gab es da und dort kleine Unregelmäßigkeiten. Da schien mir ein Gemurmel in den Ecken des Saales, eine unverkennbare Zerstreutheit unter den Tanzenden, ein zorniger und zugleich hilfloser Ausdruck in den Mienen des plötzlich wieder gespannt aufblickenden Königs ungewohnte Dinge anzudeuten. Das nächste, was ich sah, war jene verblendete junge Frau, von welcher ich gesprochen habe, die ohne Maske etwa in der Mitte des Saales tanzte; ihr gegenüber stand eine wunderlich weitgekleidete, ziemlich hohe Männerfigur, von einem Kopfe gekrönt, der vier Gesichter, wahrhaft künstlerisch aus Wachs gebildet, nach allen vier Seiten der Windrose hin zeigte. Dieser sonderbare Helm war obendrein durch einen Mechanismus, den allem Anscheine nach der weite Bausch des kuttenartigen Brokathemdes verhüllte, drehbar, so daß bald dieses, bald jenes Gesicht nach vorn gewendet erschien. Sämtliche Gesichter waren wohlgetroffene Porträts gegenwärtiger Personen, und mit einem eiskalten Gefühle des Schreckens erkannte ich darunter auch die glatten frauenhaften Züge des Grafen Evreux. Noch verstand ich das Spiel nicht, das da vor sich ging, nicht die Aufmerksamkeit, die es erregte; nur dunkel ahnte ich ein Verhängnis, das dem Verführer gleichwie seiner Beute drohte. Natürlich aber verfolgte ich nun in heller Angst jede Bewegung des vierköpfigen Ungetüms und hatte bald erfaßt, daß dieses, den Drehmechanismus der Maske mit unglaublicher Sicherheit handhabend, immer als Graf Evreux die Verbeugung vor der Tänzerin ausführte. Und als ob diese Grausamkeit noch nicht genüge, vollführte das Gespenst noch eine ausdrucksvolle Pantomime, indem es den Kopf jeder Wendung des Tanzes derart folgen ließ, daß das Gesicht des Grafen der Frau zugewendet blieb, wie immer auch der übrige Körper stehen mochte, und das bei jedem reculé und jedem tour de main mit solch beispielloser Sicherheit, daß es auch keinen Augenblick verfehlte. Das Schauspiel mußte schon eine Weile gedauert haben, als ich der Sache inne wurde, denn die Blicke des ganzen Saales waren bereits auf das Paar gerichtet. Die übrigen Tänzer kamen aus dem Takte und verdrehten, da sie notgedrungen das Menuett zu Ende führen mußten, ihre Hälse derart, daß man fast hätte meinen mögen, auch sie hätten einen Mechanismus im Leibe, der sie befähigte, das Vorne nach hinten zu wenden; die Zuschauer zu beiden Seiten des Saales hatten sich erhoben, einige waren sogar auf Bänke gestiegen, ja, eine neugierige

Digitized by Google

Schöne, die ihr Näschen zu weit vorstreckte, wäre bei einem Haare samt ihrem Taburett mitten unter die Tänzer geflogen. Die Augen des Königs sprühten Flammen, seine mächtige Stirn war gerötet, sein Mund arbeitete wie immer, wenn er in Wut war. Frau von Maintenon hatte die Blicke züchtig gesenkt, ein milder Ausdruck von Ergeben und Vergeben lag auf ihren Zügen, und doch hätte ich, weiß Gott, jeden Eid geschworen, daß sie sich mehr als irgend jemand an der Szene ergötzte. Dumm, in offenbarem Nichtverstehen, glotzte die Königin von England in den Saal. Im Hintergrunde tuschelte die Prinzessin Conti mit der Herzogin von Chartres hinter einem kleinen Fächer, der wohl beider Lippen, nicht aber ihre vor boshafter Freude funkelnden Augen verbarg. Die Herzogin von Burgund verließ mit Beauvilliers und ihrem Gatten den Saal.

Das alles sah ich im Fluge; aber unentwegt, und auch lange nachher noch nicht zu bannen, stand das bleiche Gesicht der mißhandelten Frau vor meinen Augen. Weißen Mundes lächelnd, tanzte sie heldenmütig Figur um Figur, aber mit einem so unverkennbaren Ausdrucke äußerster Anstrengung, daß es mir vor Erbarmen fast die Eingeweide wendete; mir war, man sähe bei jedem Heben ihres Fußes das Zittern ihres Knies unter dem Reifrock selbst. Nach der ersten Figur hatte sie ihrem fürchterlichen Tänzer die Hand gereicht, wie um die Reihen zu verlassen, unbekümmert darum, ob ein andres Paar an ihrer Stelle einspringen möchte oder nicht; aber der Mann mit den vier Köpfen hatte die Hand nicht erfaßt, sondern war mit einer verneinenden Geste rückwärts geschritten auf seinen Platz — und im selben Augenblicke begann, zu meinem und sicher auch zu jener Unglücklichen beispiellosem Entsetzen, das Orchester dieselbe Menuettfigur zu wiederholen. Die Frau sah aus wie eine Sterbende; und so beredt sprach die Qual aus ihrem schönen Gesichte, daß rings im Kreise der Zuschauer kein Lachen vernehmbar ward; ja, es lächelte jetzt auch niemand mehr, und die brutale Neugier schien einem wortlosen Grauen gewichen. Die Gefolterte hielt jetzt die Augen mit dem Ausdrucke tödlichster Angst auf die Saaltüren gerichtet. Irgend jemand muß diesen Ausdruck verstanden haben und gegangen sein, den Gatten, der noch nicht anwesend war und dessen Eintritt die Frau fürchtete, draußen irgendwo festzuhalten; denn diese äußerste Strafe wenigstens ist der Armen erspart geblieben.

Endlich war das Menuett, das doppelt die gewöhnliche Länge hatte und mir sechsmal so lang erschien, zu Ende. Die Frau und die vierköpfige Maske verloren sich unter den Gästen, und eine Minute später waren beide aus dem Saale verschwunden. Und jetzt stand alles in einer peinlich gedrückten Stimmung leise flüsternd in Gruppen beisammen. Der König hatte sich erhoben und sprach gedämpft, aber in sichtlicher Erregung zu Monsieur, Madame von Maintenon und dem Grafen Pontchartrin, die ihn umstanden. Sein Groll lastete auf allen Gemütern, und so unschuldig jeder einzelne an der eben beschriebenen Szene sein mochte, so fürchtete doch jeder einzelne die Folgen. Es war nichts Kleines, Ludwig XIV. übellaunig zu sehen, so sehr der gewaltige Mann sich beherrschen mochte. Man wußte, daß derartige Vorkommnisse oft der Ahnungsloseste und Unbeteiligtste entgelten mußte, und es war wohl nicht ein Hofkavalier unter den Anwesenden, der in diesen

Digitized by Google

Minuten bangen Schweigens nicht einem Vorwande nachgesonnen hätte, sich während der nächsten Tage vom Hofe zu entfernen. Ich will gestehen, daß es mir nicht besser ging als den andern. Ein Gardist stellte eine Frage an mich, ich wollte antworten und tat es im Flüsterton, ohne selbst zu wissen warum. Als ich mich beschämt darüber selbst zur Rede stellen wollte, merkte ich, daß auch alle übrigen Anwesenden sich kaum halblaut unterhielten. Es war uns allen wohl zumute, als hätten wir eben in nächster Nähe einen Blitz niederfahren sehen, und warteten nun mit verhaltenem Atem auf den Donnerkrach und den Feuerruf, der uns ankündigen sollte, wo es eingeschlagen habe. Dieser Zustand, der bei dem natürlichen Vorgange eine halbe Sekunde dauert, wird fürchterlich, wenn er sich über eine halbe Stunde ausdehnt. Der Krach und der verheerende Einschlag blieben aber für diesmal erstaunlicherweise aus.

Die Herzogin von Burgund, die wieder im Saale erschienen war, Frau von Maintenon, der Zollkontrolleur Chamillart, dem seine Tüchtigkeit im Billardspiel einen unbeschreiblichen Einfluß auf den König gewonnen hatte, und Graf Pontchartrin hatten schon eine geraume Weile eine kleine erregte Debatte geführt, die bald abseits, bald vor dem Angesichte der Majestät ausgefochten wurde. Jedermann war neugierig, was es geben solle. Ludwig, der lange in offenbarer Unschlüssigkeit gestanden, gab nun augenscheinlich irgendeine Einwilligung mit jener bekannten Schulterbewegung, durch welche er allemal einen Verdruß von sich ab und hinter sich zu werfen schien. Nun erfuhr man auch das Resultat der Beratung. Eine Urne wurde in den Saal gebracht und auf einem Tischchen in freier Mitte aufgestellt. Da hatte jedermann begriffen, daß es sich um eine Lotterie handle und daß für heute der Tanz und Mummenschanz abgetan sein solle. Alles legte schweigend die Masken beiseite. Meine Blicke suchten Chartres und sahen seinen feinen Kopf sich aus einer gelben und schlitzäugigen Chinesenlarve herausschälen, die er lachend am langen Zopfe einem Offizier zuschwang, der sie ihm abnahm und forttrug. Philipp schien von allen Anwesenden der einzige Mensch zu sein, dem die herrschende Gewitterluft nicht auf die Nerven geschlagen hatte.

Es waren diese Lotterien, seit das Geld im Lande so selten geworden war, ein beliebtes Spiel bei königlichen Festen geworden. War es in Gestalt wunderlicher kleiner Attrappen, in versiegelten Billetts, in allerhand ausländischem Kram verborgen, daß die Nummern an den Mann gebracht wurden, war es durch offenen Verkauf auf eigens arrangierten Messen mit Schaubuden aller Art, immer geschah es, daß eine Unmenge von Losen in den Händen der Hofleute kreisten, eine erstaunliche Anzahl von Gewinnen nach allen Seiten hin entfielen und eine artige Summe als Endresultat der allgemeinen Wohltätigkeit zugewendet werden konnte. Der findige Kopf, der den einträglichen Zeitvertreib ausgeheckt hatte, war wohl Chamillart gewesen; die graziöse Hand, die dem Ding seine verführerische Gestalt gab, war die der unermüdlichen Adelaide, deren kleiner brauner Kopf an lustigen Einfällen so reich war, wie er es nur eben sein mußte, um einen ganzen Hof von mehr oder minder knapp bemittelten Leuten zu gewagten Ausgaben zu verleiten.

Es war klar, daß an diesem Abende die Lotterie, die natürlich längst bereit war und wahrscheinlich am nächsten oder übernächsten Tage hätte

Digitized by Google

gespielt werden sollen, nur aus dem Grunde ins Treffen geführt wurde, da ein Abbrechen der maskierten Tänze erwünscht erschien und ein Stimmungsumschlag auf irgendeine Weise herbeigeführt werden mußte. Keinerlei bestimmte Absicht mochte denen, die auf das Ablenkungsmittel verfallen waren, vorgeschwebt haben. Dennoch wurde die Sache von jenem Chorus knechtischer Seelen anders aufgefaßt und dementsprechend genommen. Man glaubte nicht anders, als der König böte einem Hofe, dem er zürne, nun Gelegenheit, sich durch einen Akt der Wohltätigkeit von verdienter Strafe loszukaufen und durch Freigebigkeit die verscherzte Gunst wiederzugewinnen, und diese Auffassung charakterisiert meines Erachtens unser unglückliches Zeitalter mehr als historische Kontraktbrüche oder Ämterverkauf. Alles drängte sich nach den Billetts. Nie ist der Vorrat zierlich verpackter Briefchen, den die Herzoginnen von Burgund und Chartres, der hinkende Maine und der Graf von Toulouse feilboten, so rasch vergriffen gewesen wie an jenem Abende. Das Schweigen und Flüstern war plötzlich einer lärmenden Bewegung gewichen. Wer seinen Handel in möglichster Nähe des Königs schließen konnte, tat es, indem er mit lauter Stimme forderte, seinen Preis ausrief, ja wohl überbot; wer weniger glücklich war, suchte wenigstens die Aufmerksamkeit der Majestät dadurch auf sich zu ziehen, daß er seine Lose wie Ehrenzeichen vorn an der Brust angeheftet trug. Damen jammerten laut, daß sie nicht so viele Lose hätten erhalten können, als sie zu kaufen geneigt gewesen wären. Männer rächten sich an alten Feinden, indem sie sie ebenso vernehmlich einer zu spärlichen Freigebigkeit fürs allgemeine Wohl bezichtigten. Es war, als ob Edelmannsehre und Frauenwürde nur noch an der Zahl der versiegelten Päckchen hingen, die jeder und jede einzelne zur Schau trug, so hämisch wurde der belächelt, der aus irgendeinem Grunde ihrer weniger erbeutet hatte. Und als die Herzogin von Burgund zur Urne trat, um mit ihrer kleinen Hand das Schicksalsrad zu drehen, da heuchelte diese ganze grinsende Sklavenschar die vollkommenste Zerstreutheit, als wäre es jedem von ihnen nur auf den wohltätigen Zweck der Sache angekommen, nicht aber auf irgendwelchen Gewinn.

Auf diese letztere Tatsache machte mich Chartres aufmerksam, der ein feiner Beobachter und humorvoller Schilderer war, und ich hätte mich an seiner Menschenkenntnis ergötzen können, wenn ich nicht just hätte erröten müssen. Ich fühlte mich nämlich mitbetroffen, denn ich hatte es genau ebenso gemacht wie alle andern. So abhold ich sonst Glücksspielen war, so hatte ich mich, von der allgemeinen Furcht angesteckt und mitgerissen, zum Ankauf von zwei Losen verleiten lassen, mit welch ärmlicher Beute ich mich nun beschämt beiseitedrückte, um nicht verhöhnt zu werden. Die Herzogin von Burgund hatte mir diese Lose verkauft, und sie hatte herzlich dazu gesprochen: „Mögen sie Ihnen Glück bringen!“ Sonst hätte ich, von Chartres' Spott gereizt, die zwei Dinger wahrscheinlich fortgeworfen.

Der Abend in Versailles hatte einen doppelten Erfolg. Einmal war eine Frau gerettet worden, denn nicht nur der Graf Evreux, sondern auch in der Folge jeder andre Mann haben hinfort die Gewitzigte vergeblich bestürmt. Sie ist glücklich geworden in ihrer Ehe und ist als eine geachtete, tugendhafte und kinderreiche Frau gestorben.

Digitized by Google

Zum andern aber — und das gehört mehr zur Sache — geschah es, daß eine meiner beiden Nummern als erster Zug herauskam, und daß ich damit das große Los von viertausend Louisdor gewonnen hatte.

[Regnards Tochter]

Es war die seit etwa dreißig Jahren erweiterte und mit hübschen Fassaden und Portalen geschmückte Rue de Planche-Mibrai, die von der Grève her, wo vormals das wackelige Holzbrücklein anlag, über welches einst Franz I. in die Cité eingezogen, gegen die große Straße St. Martin hinaufstieg. Da wohnte also Germaine* in einem Quartier ansehnlicher Handwerker und Gewerbetreibender in augenscheinlichem Wohlstande. Sonntags mochte sie ihre Fenster geschlossen halten, damit das Glockengeläute von St. Jacques de la Boucherie, das über die Häusergiebel her in die Gasse geweht kam, der Chorgesang endloser Prozessionen, die sich an ihrem Hause vorüberbewegten, sie in ihren calvinistischen Gebetübungen nicht störe. Werktags ging sie umher und übte Wohltätigkeit die ganze Rue St. Martin und alle ihre Seitengassen entlang, bis an die neue Porte St. Martin und etwa noch in den Dörfern vor derselben, und dann fragte kein Mensch, ob diese Frau Messe und Beichte bekenne oder wes Glaubens sonst sie sei. Mutiger als jene Gräfin von Auvergne, die eben um dieselbe Zeit für die eifrigste Katholikin am Hofe Ludwigs galt und sich erst auf ihrem Totenbette als lebenslang heimliche Calvinistin entpuppte, hatte Germaine gleich nach dem Verschwinden ihres Gatten ihre Scheinbekehrung wieder abgeschworen und wandelte unbekümmert die Wege der Hugenotten. Auch ungestört; denn der Grimm und Groll, der fünfzehn Jahre früher gegen jene Sekten gewütet, hatte sich gelegt, und so fanatisch war kein Mensch in dem erschöpften Lande mehr, daß er nicht Brot und Geld auch aus der Hand einer Türkin genommen hätte. Obendrein übte die verschlossene und doch mildtätige Frau, ihr bleiches, stets ernstes Gesicht, ihr sittenreiner Wandel eine gewisse Gewalt über ihre Umgebung aus, sie wurde mit Scheu, aber auch mit Achtung behandelt, wenn auch wohl keiner unter den vielen, denen sie Gutes tat, sie liebte. Diese schönere goldene Frucht der Wohltätigkeit: den warmen Herzensblick, die Träne der Rührung oder den Kuß wortloser Dankbarkeit erntete ganz unverdienterweise das Benediktlein, das immer hinter der Mutter hertrippelte, den Brotlaib oder das Suppennäpfchen tragend und von letzterem oft eine ansehnliche Hälfte verschüttend, weil es allzu emsig das Hälslein nach rechts und nach links drehen mußte. Auf das muntere Kind war die frühere Beliebtheit des Vaters übergegangen. Wo es erschien, streckten sich ihm alle Hände entgegen und jubelten alle Lippen ihm zu, obgleich das Benediktlein just eben nichts tat als plaudern und lächeln. Wer die Schönheit aber nicht als den letzten und vollkommensten Gottesgedanken auffaßt und ihre Anbetung nicht als den berechtigtsten und höchsten Gottesdienst, der überschlage die Seiten, die ich dem goldhaarigen Sonnenkinde weihe: er wird sonst irre an der ausgleichenden Gerechtigkeit.

Benedikte war rechtgläubig getauft und besuchte eine Klosterschule, denn so weit wagte Germaine ihren Gesinnungsmut doch nicht zu treiben,

* die Witwe Regnards

Digitized by Google

daß sie der Kirche mit offener Gewalt eine Seele entrissen hätte. Natürlich suchte sie aber durch heimliches Einwirken zu ihrem Ziele zu gelangen, nahm das Kind in alle Calvinistenversammlungen mit und tat durch Wort und Beispiel alles, was sie nur tun konnte, um den Schlußakt vorzubereiten, wie sie ihn plante: Benedikte sollte, sobald sie erwachsen wäre, freiwillig ihren Glauben wechseln. Jedoch Benedikte hatte kein Talent zum Calvinismus. Ihr war wohl in den goldschimmernden Kirchen mit dem Weihrauchduft, den funkelnden Kerzen, den brausenden Fluten der Orgel, des Glockengeläutes und den sanft wie Engelstimmen herniederschwebenden Gesängen junger Nonnen. Öfter als sich zählen ließ entwischte sie der Mutter, huschte um die Ecke der Rue de Planche-Mibrai und hörte ein Viertelstündchen lang das Hochamt in St. Jacques. Und dann ärgerte sie ihre Mutter damit, daß sie daheim vor einem mit zwei Leuchtern und einer bunten Schürze improvisierten Altare ein Ave Maria sang, ebenso süß, rein und richtig im Ausdruck und mit eben solch weltvergessener Hingebung, wie sie einst „Oh mon berger“ gesungen hatte. Auch liebte Benedikte Heiligenbildchen über alles und brachte deren manch eines nach Hause, das eine liebevolle Klosterfrau für sie gepinselt hatte; und da sie erfahren mußte, daß die Mutter derartige Kunstwerke unter der Hand verschwinden ließ, wenn sie um ihre Existenz wußte, so hielt sie dieselbe geheim und belastete ihr kleines Gewissen mit einem bösen Drucke. In allen andern Dingen aber war sie ein leidlich verständiges und folgsames Kind.

Alles dieses erzählte mir Helvetius, den ich natürlich bei erster Gelegenheit über meine Beziehungen zu Benedikte aufklärte; der gutmütige Mann, obgleich er selbst auf Germaines Seite stand und das Kind gerne als Hugenottin gesehen hätte, verstand sehr gut, daß sich solch klargebildete Seele nicht zwingen noch täuschen lasse, sondern den Gedanken verkörpern müsse, den Gott bei ihrer Erschaffung in sie hineingelegt. Als ich ihm daher meine stille Hoffnung mitteilte, Benedikte der calvinistischen Sekte und ihrer ertötenden Lebensstrenge zu entreißen, indem ich sie, mit Gottes Willen und wenn nichts dazwischenträte, zu meinem Weibe nähme, schaute er mich mit feiner List von der Seite an und fragte: „Ist das nur gläubiger Eifer, eine Seele zu retten?“ — und als ich errötend nicht gleich eine Antwort fand, fügte er ernsthafter bei: „Die Natur geht voran und zieht die Religion nach sich. Nimm nur das Benediktlein, ich glaube, sie hat von allem Anbeginn dir zugehört.“ —

Es versteht sich von selbst, daß nun die Wohltätigkeit einen neuen, ganz eignen Reiz für mich hatte; betrat ich doch keine Hütte mehr ohne die zitternde Erwartung, es möchte wieder die Türe sich öffnen und das braune Figürchen mit seinem Brotlaibe auf der Schwelle erscheinen. Ich sollte aber bald erfahren, daß Benedikte durchaus nicht so unbewacht umherlief, wie ich es nach jener ersten Begegnung vermutet hatte; vielmehr schickte die Mutter sie allein nur zu ganz bestimmten Leuten, die sie wohl kannte, und auch nur durch ganz bestimmte Straßen, deren Bewohner Germaine fast Haus um Haus vertraut waren und wo es vor allem keine Herbergen oder Trinkstuben gab. Der Umstand, daß Benedikte auf eigne Faust Umwege unternahm, kam freilich in Abrechnung; erfuhr die Mutter davon, so setzte es böse Strafen; und oftmals geschah es sogar, daß die kleine Sünderin wochenlang nur unter strenger Be-

Digitized by Google

deckung ausgehen durfte, bis sie Besserung und prompte Heimkehr gelobt hatte und die natürliche Bequemlichkeit den alten Gebrauch wieder herbeiführte.

Als ich die Orte und Wege einmal herausgefunden hatte, die solchergestalt zu Benediktes Wohltätigkeitsrayon gehörten, war es mir ein geringes, den Spuren des Mägdleins zu folgen, ihr zu begegnen, wann ich wollte, und sie streckenweise zu begleiten. Dabei war es nun ein großer Segen, daß gerade diese stilleren Gassen, in denen Wagen und Fußgänger nur in mäßiger Zahl erschienen, von sämtlichen Hunden des Quartiers als Rast- und Friedensasyl vor allen andern bevorzugt waren. Mehr als einmal sah ich Benediktlein mit seinem Suppennäpfchen in arger Bedrängnis, und schien sich das Kind vor den Tieren auch nicht sonderlich zu fürchten, so rötete doch Ärger sein zartes Gesichtchen, so stampfte doch der kleine Fuß ungeduldig den Boden, und das gelle Stimmchen befahl der schnuppernden Meute in drollig-gebieterischem Tone, Platz zu machen. Gehorchte die unverständige Schar nicht gleich, so konnte Benedikte ganz allerliebst schimpfen, schlug wohl auch tapfer mit dem zinnernen Deckel des Suppennapfes zu. Dennoch hatte sie fast immer ein Gefolge von Hunden bis an die Türe, in welche sie eintrat. Als ich sie zweimal aus solchen Nöten befreit hatte, war mir ihr Vertrauen gewonnen, und selig rief sie mir jedesmal, wenn sie mich von weitem auftauchen sah, über die Köpfe der harmlosen Bedränger weg ihren Gruß zu: „Kommet schnell, denn sie sind heute wieder gar zu unartig!“

Es hätte jedes der spielenden Kinder, an denen die Gassen so reich waren wie an Hunden, meiner kleinen Freundin so gut zu Hilfe kommen können wie ich, denn bösartig war das Getier nicht, auch nicht etwa verhungert, und man weiß, was diese Geschöpfe sich gerade von Kindern bieten lassen. Aber so ritterlich waren die Gassenjungen von Paris nicht; vielmehr weideten sie sich in offener Wonne an der Ratlosigkeit des zierlichen und feinen Figürchens, ruchlos, wie Plebejerkinder eben sind, und riefen oft sogar noch spöttische Worte hinter Benedikte her. Um so stolzer war diese auf ihren St. Georg. Wenn ich nur leicht und spielend Stock oder Degen erhob, so trollten sich nicht nur mit eingezogenem Schwanze die Hunde, sondern auch das zweibeinige Gassenvolk verstummte, drückte sich an die Mauern und blickte offenen Mundes hinter uns her, was Benedikte mit unverhohlener Befriedigung wahrnahm. Ihre schwarzen Augen spielten triumphierend nach allen Seiten, und das Zucken und Kräuseln ihres reizvollen kleinen Mundes rächte die Spottworte, die sie sonst hatte hören müssen. Dabei war es aber besonders lieblich anzusehen, wie wenig trotz alledem an bewußter Bosheit sowohl in Benedikte, als in der Gassenjugend, als auch in den Hunden lebte; denn wenn Benediktlein ohne Brotlaib oder mit leerem Suppennapfe desselbigen Weges zurückkam, so gestaltete sich das Verhältnis wesentlich friedlicher, und ich fand nicht selten die drei feindlichen Elemente in allerschönster Eintracht miteinander sich vergnügend. An welche Beobachtung ich mancherlei philosophische Betrachtungen und Vergleichungen knüpfte.

Wenn ich neben Benedikte herging, so plauderte sie immer ohne Aufenthalt; ich aber suchte durch eingeworfene Worte dem lustig sprudelnden Bächlein die Richtung zu geben, wie Knaben den Abfluß einer

Digitized by Google

Regentraufe durch Steinchen eindämmen und auf ihre Mühlen lenken. Allein zu meinem Leidwesen wollte das Gerinne nicht nach meinem Sinne laufen. Ich suchte in Benedikte die Erinnerung an vergangene Tage zu wecken, fragte sie nach ihrem Vater und wo sie früher gewohnt, sprach von allerlei Dingen, die sie kennen mußte, ohne indes meine Mitwisserschaft direkt preiszugeben: denn ich wollte, daß ihre kleine Seele sich selbst mir erschlösse und ihre Tiefen enthülle. Vergeblich! Auf die Frage nach ihrem Vater antwortete Benedikte nur leichthin: „Er ist tot", an das Leben in der Goldschmiedwerkstatt schien sie keine Erinnerung behalten zu haben, und nur ein einziges Mal, als ich sie mit bewußter Absicht an einer solchen vorbeiführte, betrachtete sie sinnend die funkelnden Gegenstände im Fenster und sagte plötzlich: „Derlei schöne Dinge besaß meine Mutter früher auch." Ich fragte, indem mir das Herz ein wenig klopfte: „Wo sind sie hingekommen, Benedikte?" Sie überlegte und antwortete dann feierlich: „Mutter wird sie wohl den Armen geschenkt haben, weil es Sünde ist, Gold und Silber zu besitzen" — und nach einem weiteren Nachdenken, indem sie auf die ausgestellten Kruzifixe wies: — „und den Heiland nachzubilden, sagt Mutter. Aber das ist nicht wahr, sagt Schwester Monika."

Ich verstand mit einigem Schrecken, was für Konflikte mein Seelchen zwischen der Mutter und Schwester Monika schon ausgefochten haben mochte, was für fernere ihm noch drohten, und dachte, es könne wohl nicht schaden, die Wagschale der Schwester Monika noch um ein weniges zu beschweren. Ich fragte deshalb schnell: „Warum sollte es denn Sünde sein, den Heiland nachzubilden?" Benedikte antwortete prompt: „Weil wir nicht wissen, wie er aussah." Ich replizierte: „Wir haben doch das Schweißtuch der heiligen Veronika." Benedikte rief erfreut: „Ja, das sagt Schwester Monika auch!" Ich fragte gierig weiter: „Und was meinte Mutter dann darauf?" Benedikte erwiderte: „Es sei Sünde, ein Bild anzubeten, sagt Mutter." Meine Antwort hatte ich bereit. „Benedikte," rief ich warm, „wir beten ja das Bild nicht an, aber wir betrachten es in Liebe, wie das unsres besten und treusten Freundes!" Und zu meiner unaussprechlichen Befriedigung kam auch diesmal wieder die holde Bestätigung zurück: „Ja, so sagt Schwester Monika auch."

Ich dachte: „Germaine, du bist klug, aber diese Schwester Monika ist dir gewachsen!" Mein Herz wurde leicht und ruhig, ich sah, ich konnte das Kind vertrauensvoll seinem Geschicke überlassen, das die kleine Seele so weise zwischen zwei gleich starke Einflüsse gestellt hatte. „Die Natur geht voran und zieht die Religion nach sich", hatte Helvetius gesagt. Ich verstand ihn erst jetzt ganz. War Benedikte eine Natur von Grundsätzen, so würde sie wohl mehr auf die Mutter hören; war sie ein Gefühlswesen, hatten Herz und Phantasie größere Gewalt in ihr, so ergab sie sich sicher der Schwester Monika. Dieser sandte ich in Gedanken einen brüderlichen Segensgruß und trat in ein unausgesprochenes Bündnis mit ihr. „So kann es nicht fehlgehen", sagte ich mir.

Mit äußerster Bitterkeit indes erfüllte mich die Wahrnehmung, wie vollständig es Germaine gelungen war, in dem Kinde das Andenken an den Vater zu verwischen, und ich tat einen furchtbaren Schwur, daß ich das so gewaltsam Getötete zum Leben zurückrufen und mit solchen Waffen versehen wollte, daß die gefühllose Frau alle Foltern und Bußen der

Digitized by Google

Welt daran erleben sollte. Es wäre indes die schlimmste Unvorsichtigkeit gewesen, hätte ich mit der Ausführung dieses Vorhabens gleich beginnen wollen; deshalb begnügte ich mich, in der einmal gewählten Taktik verharrend, Benedikte durch indirekte Einflüsse auf Erinnerungsspuren zu leiten und sie dann selbst weitersuchen zu lassen. Da ich bemerkte, wie rasch sie sich Melodien aneignete, die sie auf der Straße vernahm, und wie sicher und gern sie sie nachsang, verfiel ich darauf, ihr mit plötzlicher Attacke das Liedchen vorzusingen, das sie einst von Ninon gelernt hatte: „Oh mon berger, si ta flûte enchantée —". Zu meiner Freude horchte sie alsbald auf, fiel ein, ergänzte, berichtigte. Sie wußte, bei Gott! das Lied noch genauer als ich selbst! Als ich aber, zitternd vor Erwartung, nun auch die Frage tat: „Benedikte, woher kennst du das Lied?", da mußte ich erfahren, daß es zweierlei ist, eine Erinnerung besitzen und sie auf ihren Ursprung zurückleiten. Benedikte kannte etwa hundert Liedlein, fromme, die sie in der Klosterschule, lose, die sie auf der Straße gelernt; und sie antwortete mir, was sie vielleicht bei manchem andern ihrer artigen Verslein geantwortet haben würde: „Oh, wie soll ich das wissen?" Was sie ganz genau wußte, war nur, daß es zu den Liedern gehörte, die man zu Hause nicht singen darf.

Es prickelte mich, zu wissen, ob Benedikte ihrer Mutter etwas von unsern Begegnungen verraten hatte, wiewohl ich mir diese Frage leichtlich hätte selbst beantworten können; erinnerte ich mich doch ganz genau, wie klug seinerzeit die Vierjährige ihre Besuche bei Ninon verschwiegen hatte. Auch war es klar, daß Germaine unser Zusammentreffen verhindert und ihr Kind in strengste Hut genommen hätte, würde sie nur die leiseste Ahnung von meiner Existenz gehabt haben. Dennoch wunderte mich des kleinen Wesens Verschlossenheit, und ich hätte gern gewußt, wie es die Verheimlichung vor seinem Gewissen rechtfertigte; denn so viel weiß auch eine Zehnjährige, daß Heimlichkeit vor der Mutter an sich schon Sünde ist. Es wäre nicht gut angegangen, Benedikten direkt danach zu fragen, die Frage hätte vielleicht Bedenken, die schlummerten, erst erweckt; deshalb schlich ich wieder auf Umwegen herbei und fragte die Kleine, ob denn ihre Mutter sehr streng zu ihr sei.

„Oh — sehr!" sagte Benedikte mit altkluger Miene. „Aber es ist auch wohl nötig. Schwester Monika sagt, ich sei das wildeste Kind in der Klasse."

„So?" antwortete ich, zugleich belustigt und gerührt. „Es ist lieb und gut von dir, Benediktlein, daß du deine Fehler einsiehst. Aber wenn hierin schon Mutter und Schwester Monika einerlei Meinung sind — warum besserst du dich denn dann nicht, du kleine Hexe?"

Da hob Benedikte die Augen zu meinem Antlitz empor — ihre schwarzen, blitzenden, lachenden und zugleich so heißen Augen — und sagte kein Sterbenswörtlein. Ihr feines Mündchen mit den leicht nach oben geschweiften Winkeln schien ein Lächeln zu verhalten. Langsam ging die zarte Rosenfarbe ihres Gesichtleins in ein flammendes Rot über, die goldenen Löcklein unter dem Haubenrande begannen zu zittern, die schönen Bogen der Brauen stiegen gewaltig, das Stirnlein kräuselte sich über der Nasenwurzel und das ganze Wesen sah aus, als wisse es nicht, solle es sich recht gründlich schämen oder sich seiner Streiche freuen. Und endlich, nach langem Nachdenken, entschloß sich das ungeratene

Digitized by Google

Fräulein für das letztere und sprach, mit dem ganzen Gesichte lachend, das inhaltschwere Wort: „Mutter sagt, ich sei gerade so ein gottverlassener Sünder, wie mein Vater einer war, und würde gewiß auch ein Ende mit Schrecken nehmen.“ Und ehe ich eine Antwort auf diese verblüffende Auskunft hatte finden können, hatte sich mein Benediktlein aus dem Staube gemacht.

[Das Wiederfinden]

Als Benedikte meine Rechtfertigung in bezug auf die vermeintlichen Hugenottenverfolgungen vernommen hatte, hatte sie mich eilig überreden wollen, mit ihr zu ihrer Mutter zu gehen und auch diese von meiner Unschuld zu überzeugen; der wohlbekannte Umstand, daß ich in beabsichtigter Verteidigung ihres Landhauses Verwundung und Gefangenschaft erlitten habe, würde, so meinte sie, bei Germaine für mich sprechen, und ein übriges täte wohl meine veränderte Gesinnung, die sich jetzt in vielen Punkten mit derjenigen der allerstrengsten Calvinisten berühre. Ich glaubte nun freilich auch, daß zwischen Germaine und mir ein Verstehen möglich sein müsse, wagte es aber doch nicht, auf eine solche Ungewißheit hin mein kaum gefundenes Glück wieder preiszugeben, weshalb ich Benedikten gebeten hatte, unser Zusammentreffen fürs erste noch geheimzuhalten und lieber erst vorsichtig das Eis zu prüfen, auf welches wir treten wollten. Ich hatte sie zugleich überredet, am nächsten Morgen wieder um die gleiche Zeit nach der Kirche zu kommen, wo ich ihr vor allen Dingen eine Mitteilung machen wolle, die mir seit langen Jahren auf der Seele läge; und ich hatte die Frage hinzugefügt, ob sich Benedikte noch der letzten Worte erinnere, die ich damals unter Nicholas Flamels Portal zu ihr gesprochen. Da hatte sich denn herausgestellt, daß das Kind im Schrecken jenes Augenblickes, wo die gefürchtete Mutter so jählings vor uns aufgetaucht war, meine Erwähnung seines Vaters durchaus überhört und nichts behalten hatte als mein Versprechen, ihm ein liebes Spielzeug wieder zu verschaffen. Davon wollte ich nun reden, hatte ich Benedikten erwidert, und sie hatte sich auch richtig voll Neugier wieder in der Kirche eingefunden, wo ich sie auf dem Betschemel sitzend fand, als ich anlangte.

Sie sprang mit einem so unverkennbaren Freudenblicke auf und mir entgegen, daß mir ganz warm ums Herz wurde, wenn ich auch nicht mehr eitel genug war, um aus dieser Bewegung vorschnelle Schlüsse zu ziehen. Ich kannte diese kleine Pariserin gut genug, um zu wissen, daß sie vorläufig in unsrer Begegnung nichts sah als eine unverhoffte Kurzweil und Unterbrechung jahrelanger schnöder Langweile; ich war darauf gefaßt, daß sie den Spaß so lange als zulässig in vollen Zügen genießen würde, ohne ihr Herz indes an der Sache zu beteiligen, und ich wußte genau, daß dessen Eroberung eine Sache für sich war, die mit der allgemeinen und unerschöpflichen Plaisiersucht der Tochter Regnards nichts zu tun hatte. Immerhin konnte man versuchen, diese als Brücke zu benutzen, um einen Sturmlauf auf jenes zu beginnen. Denn diesmal war ich entschlossen, das süße Weib nach allen Regeln der Kriegskunst zu erobern, und ich wäre wohl nicht in jungen Jahren Oberst geworden, wenn ich von letzterer so gar nichts verstanden hätte.

Ich hütete mich daher wohl, dem sonnigen Wesen an meiner Seite die

Digitized by Google

ganze Tragödie seines Vaters auf einmal in wilden Zügen zu entrollen, wie ich es getan hätte, wenn ich neun Jahre früher zu Worte gekommen wäre. Vielmehr begnügte ich mich damit, ihn in seiner Kunstfertigkeit und in all seinem leuchtenden Frohsinne zu schildern, wie er in der ersten Zeit unsrer Bekanntschaft tatsächlich gewesen war. Ich beschrieb die Goldschmiedewerkstatt, wie ich sie in diesen Aufzeichnungen beschrieben habe, ich ließ alle die zierlichen kleinen Wunder aus Metall, Elfenbein und Schmelz vor Benedikte aufmarschieren, ich zeichnete Nautilusbecher und Rebenpokal, das sechsflächige Teebüchslein und das Uhrgehäuse aus Rankenwerk, die Dose mit den griechischen Götterbildern und die Statuette des tanzenden Knaben. Und da, wie natürlich, Benedikte nicht immer die Symbolik der Gebilde verstand, so mußte ich meine Mythologie und alte verblaßten Erinnerungen an das Kolleg St. Louis und Abbé Cölestin zu Hilfe rufen, und da geschah es denn, zum ersten Male wohl und vielleicht zum einzigen, daß eine Calvinistin in einem katholischen Gotteshause Unterweisung in griechischer Götterlehre erhielt. Leider muß ich sagen, daß das phantasievolle Mädchen für diesen heidnischen Kultus ein gefährliches Talent an den Tag legte, und daß sie mir durch diese unverkennbare Erbschaft ihres Vaters nur um so lieber wurde.

Als die Orgel verstummte, waren wir eben mit den Kunstgebilden, soweit ich mich ihrer entsinnen konnte, fertig geworden und hatten noch recht wenig von Regnard selbst gesprochen. Wenigstens aber hatte Benedikte eine Ahnung seiner gottbegnadeten Natur empfangen, und sie gestand dies, indem sie gedankenvoll bemerkte, von all dieser Schönheit hätte ihre Mutter ihr nie ein Wort berichtet. Ich antwortete heuchlerisch im Tone der Entschuldigung, das schiene mir von Germaines Standpunkt aus sehr begreiflich, da doch die Calviniſten solch eiteln Tand verachteten und Werke des Bösen darin sähen. Und mit innerlichem Triumphe vernahm ich Benediktens Antwort, schlagfertig und grimmig und ganz ihrem kriegerischen Sinne entsprechend: „Ja, das sieht man ihren Kirchen und hört es ihrem Gesange an! Viehställe und blökende Herden darin! Es ist gar kein Vergnügen, da zu beten!“ Und dann trennten wir uns mit der Abmachung, auch für diesmal noch der Mutter nichts zu verraten, sondern andern Tages wieder auf dem Betschemel zusammenzutreffen, um die Geschichte Regnards zu Ende zu bringen.

Als ich an diesem selben Nachmittage auf dem Festungswalle saß und hinausblickte nach der Richtung von Gevries, was ich mit Vorliebe tat, wenn ich Bilder der Vergangenheit beschwören wollte — siehe, da lag ein sonnendurchschimmerter Goldstaub auf dem weiten Lande, und in hellen Reihen zogen die allerherrlichsten Scharen herbei, ein Heer von Siegern mit lauter weißen Fahnen und goldenen Helmen. Auferstandene Jugendgedanken waren es, die mit blinkenden Waffen Sturm liefen gegen die Feste meiner Gefangenschaft. Von allen Seiten schweiften sie einher über die junigrünen Hügel, immer neue entstiegen dem duftverhüllten Horizonte, zu Tausenden ergossen und drängten sie sich zu meinen Füßen, und alle blickten empor zu mir mit Augen fröhlicher Zuversicht und riefen: „Glaube uns! glaube uns! wir haben dich nie belogen, wir belügen dich auch heute nicht! Glaube uns! glaube uns! wir kämpfen für dein Glück!“

Digitized by Google

Und ich glaubte ihnen. — Mußte ich nicht? Es war eine köstliche Heerschau, die ich da hielt, denn jeder einzelne dieser schönen Krieger trug ein Gesicht aus vergangenen Tagen, und in jedem Gesichte stand ein kleiner, liebevoller Vorwurf über verkannte Treue. Ich hätte sie um Verzeihung bitten mögen, daß ich so lange an ihnen gezweifelt, denn jetzt sah ich wohl, wie redlich sie mir gedient hatten.

Wie ich in den Stunden meiner tiefsten Erniedrigung in allen geschehenen Dingen einen Zusammenhang gesehen, so sah ich diesen auch jetzt in meiner Freude — aber einen Zusammenhang zu wie andern Zielen! Benediktens gesunde Art, die sich inmitten der strengen Zucht dieser frommen kleinen Stadt so unentwegt erhalten hatte wie ein schönes Unkraut, war mir jetzt das Resultat aller vorbereitenden Ereignisse. Ich mußte mir sagen, daß dieses Kind, das so freudenhungrig und schönheitsbedürftig war, daß es sogar beim Beten sein Teilchen Vergnügen forderte, in Paris ein böses Ende genommen haben würde, und segnete plötzlich alle Genien des Weltgeschickes und alle kleinen Kobolde des obskuren Zufalles, die an Germaines Emigration mitgearbeitet hatten. Die Stimmung ganz Frankreichs gegen die Hugenotten, meine eigne Torheit, Orleans' Geschwätzigkeit und Germaines Haß gegen mich erschienen mir jetzt wie wohlbedachte Faktoren, ausgeklügelt und in Szene gesetzt einzig und allein zum Heile dieser übermütigen Benedikte, und wenn ich mir auch sagen mußte, daß bei diesem Reigen der Dinge für mich manch böser Seitenstoß und Fußtritt abgefallen war, so empfand ich doch nichts als Dankbarkeit, jetzt, wo ich das schöne Ergebnis in Händen hielt. Dankbar war ich selbst Germaine, die mir das üppige Pflänzlein von Benediktens Lebensmut behütet und beschnitten hatte, dankbar aber vor allem jeder schweren Erfahrung, die mich selbst gemodelt, geläutert und gebessert hatte, daß ich diese Blüte, die eine gefährliche war und Gift aushauchen konnte, wenn sie in schlimmer Luft stand, in reinen Händen empfangen und zu edeln Früchten treiben konnte.

Von diesen Gedanken ging ich aus, als ich am andern Morgen wieder auf dem Betschemel unter der roten Ampel saß und Benedikten weitererzählte an der Geschichte ihres Vaters. Ich vermied jeden Vorwurf gegen Germaine, ich hütete mich vor jeder Anklage gegen das Geschick. Ich ließ auch Benedikten nicht Zeit, solche zu erheben. Nur darauf war ich bedacht, das Bild des begnadeten Mannes in all seiner Schönheit wiederzugeben, seine Macht über die Menschen, die Freude, die er um sich verbreitete, zu schildern, sein gutes, warmes, kindliches Herz zu würdigen — und endlich: Benedikte, die um all diese Erinnerungen Verkürzte, feierlich in die gesegnete Erbschaft einzusetzen.

Es konnte leider dabei nicht fehlen, daß sich trotz aller meiner Vorsicht ein kleiner Konflikt in der Seele des Kindes erhob. Denn Germaine hatte ihren Gatten verlästert, hatte ihn als das Urbild eines Sünders und Schwelgers hingestellt und Benedikten als die schlimme Frucht seiner leichtfertigen Art. Dafür mußte sie nun büßen. Denn Benedikte, die ihr eignes Naturell und alle darin verborgenen drohenden Möglichkeiten noch nicht kannte, weil sie zeitlebens vor jeder Versuchung sicher gewesen war, ergriff selbstverständlich mit allen Fasern ihres Herzens Partei für diese Auffassung der Gestalt ihres Vaters, die zugleich ihr eignes Wesen rechtfertigte. Zum ersten Male sah ich an diesem Tage

Digitized by Google

in den still gewordenen Augen die Seele des Weibes aufleuchten, zum ersten Male verriet Benedikte, die bisher nur schöne Sinnlichkeit gewesen war, auch echtes Gefühl, als sie nach Beendigung meiner Erzählung lange und schweigend mir ins Gesicht blickte und in festem Drucke meine Hände hielt wie etwas, das ihr Halt gegeben hatte nach langem Schwanken. Endlich konnte sie auch wieder reden, und da dankte sie mir denn mit zuckenden Lippen dafür, daß sie sich von nun an freuen dürfe, ihres Vaters Tochter zu sein, daß sie stolz sein dürfe, ihm zu gleichen, was ihr doch bisher immer als ein Fluch und ein Laster vorgehalten worden sei. Sie war zu tief ergriffen, um einen Vorwurf gegen ihre Mutter auszusprechen. Nur bat sie mich nun selbst, noch einmal, wie bisher, in der Kirche unser heimliches Zusammentreffen abzuhalten, da sie gern noch mehr, viel mehr von ihrem Vater vernehmen wolle, und dies daheim unter den Augen der Mutter doch schlechterdings unmöglich sei. Und das war Germaines Strafe.

Das Thema erwies sich viel reichhaltiger, als Benedikte oder ich gedacht hatten, denn wir kamen Tag um Tag in der Kirche zusammen und immer wieder einen und noch einen, und noch fanden wir kein Ende. Jeder kleinste Zug im Wesen des einst bewunderten Mannes kehrte mir zurück, ich spann ihn aus, ich beschrieb ihn mit der äußersten Freude und Sorgfalt. Nachts lag ich wach und sann, und die Erinnerungen kamen, und ich sammelte und sichtete sie für Benedikte, und am Morgen trat ich vor sie mit vollem Herzen und konnte lange nicht alles erzählen, was mir eingefallen war. Immer aber vermied ich alles, was das helle Bild trüben konnte, so daß Benedikte wohl ihres Vaters Herrlichkeit und Reichtum, nie aber die Tragödie seines Lebens kennen lernen konnte. Und wenn sie schon klug genug war, sich zu reimen, daß zwischen ihm und ihrer Mutter böse Kämpfe stattgefunden haben mußten, so hielt sie ihn doch ohne weiteres für den Sieger; und zu diesem Schlusse verhalf ihr ihre eigne kräftige Art, die Germaine bisher auch nicht zu ducken vermocht hatte. Sie sprach dies aus, und wie sie es überdachte, kam ihr das Lachen, und gutmütig rief sie: „Arme Mutter! sie hat ihre liebe Not mit Mann und Kind gehabt und nichts erreicht!“, und löste so den Kampf ihres Lebens mit einem Schlage in humorvolles Mitleid auf. Ich aber dankte Gott, daß ich damals am Portale des Nicholas Flamel am Sprechen verhindert worden war, denn ich hätte ohne Zweifel in meiner wilden Parteilichkeit nichts weiter bewirkt als die Entfesselung einer Rachefurie, die — wenn ich Benediktens Wesen recht schätzte — sie, mich und Germaine zugrunde gerichtet hätte. Und es paßte mir recht, daß wir in dem Augenblicke, wo mir diese Erkenntnis kam, gerade in einer Kirche waren. —

Von dem Tage an, da Benedikte begonnen hatte, meine Hände festzuhalten, wenn ich von ihrem Vater sprach, hatte sich auf natürliche Art ein Näherrücken und Anlehnen ergeben, ein schüchternes Umfassen und Anschmiegen, bis zuletzt immer und unentwegt ihr süßer Kopf an meiner Schulter ruhte und meine leise Erzählung ihren Weg erst durch das Goldgekräusel von Benediktens Stirnhaar nehmen mußte. Verhältnismäßig schnell, aber still und feierlich, wie es dem Orte und den Umständen angemessen war, war in Benediktens Seele die Liebe eingezogen, eine gute, brave, bürgerliche Hugenottenliebe, die dem sonstigen Wesen

Digitized by Google

meiner kleinen Sybaritin durchaus nicht glich, denn sie war bescheiden und äußerte sich fast nur in ernsten, verständnisvollen Blicken, im leisen Drucke der Hand und in einem innigen und ruhigen Worte voll Sicherheit und Vertrauen. Keine Leidenschaft schien uns zu berühren, wir hielten einander, als hätten wir uns seit Jahren geliebt und besessen, und erst als ich eine deutliche Werbung aussprach und Benedikten bat, mich zu ihrer Mutter zu führen, verwirrte sich ihr Wesen ein wenig, sie schauerte leicht zusammen, preßte sich fester an mich und fragte verwunderlicherweise, was sie längst wissen mußte: „Hast du mich denn so lieb?“ Ich küßte sie auf die Stirne und sagte: „Wie lieb, das sollst du erst noch sehen!“ Worauf sie immer noch ein bißchen konfus erwiderte: „Das habe ich dir gar nicht angemerkt.“ — „Ich dir auch nicht,“ gab ich froh zurück, „aber haben wir es nicht trotzdem vom ersten Tage an gewußt?“ Und ganz im Tone ihrer alten Frische und Unbefangenheit gab sie fröhlich zu: „Natürlich!“

Rundschau

Allgemeineres

Man geniert sich

In einer kleinen Sommerfrische ward ich einmal Zeuge eines sehr ungewöhnlichen Auftritts. Ich kam die Grundstraße daher, als mich Kindergejohl auf ein seltsames Paar aufmerksam machte. Ein alter betrunkener Sünder war hingefallen, hatte sich den Kopf blutig geschlagen, nicht mehr weiter gekonnt, hatte nun die Kinder angebettelt, ihn doch nach Hause zu bringen, und war darauf von groß und klein unter Hallo verspottet worden. Da hatte eine junge Städterin das widerlich-jämmerliche Ärgernis im Straßenkot bemerkt — als ich dazukam, sah ich diese Dame, die ich als das Musterbild der Zurückhaltung kannte, unterm Auflauf der Heimischen und Fremden den schmutzigen alten Trunkenbold nach seiner Behausung führen. Schon den Ausdruck der streitenden Gefühle auf ihrem Gesicht werde ich nicht vergessen; ich habe niemals wieder die Selbstüberwindung aus Pflichtgefühl bei einer kleinen Sache so verkörpert vor mir gesehn.

Im allgemeinen „geniert“ man sich. Man sieht ein verhungertes Kind vor sich auf der Straße, gäbe man ihm Geld, so würd es das wahrscheinlich vernaschen, man möchte ihm ein ordentliches Essen verschaffen — aber welch Aufsehen, wenn man's mit in eine Wirtschaft nähme! Jeder kennt aus seiner Erfahrung Dutzende ähnlicher Fälle. Es sind immer Kleinigkeiten, um die sich's da handelt, bei wirklichen Unglücksfällen greift man vorläufig schon noch zu. Es ist die Scheu, aufzufallen, die uns von kleinen Hilfeleistungen abhält. „Man sieht dich so an“, wenn du der alten Frau dort hilfst, den Korb auf den Rücken zu nehmen, dem Krüppel dort, über die Straße zu kommen, den Pferden dort, ihren schweren Wagen anzuziehn. Man scheut sich, irgend etwas anders als all die andern zu machen. Von der Mode bis ins Ethische hinein.

Die Welt wäre auch noch nicht vollkommen, wenn's in diesem Punkt besser stände. Aber ich glaube, man sollte das Sich-genieren nicht gar so willfährig gelten lassen. Das Auffallen zum Beispiel durch die Tracht wird von

Digitized by Google

uns allen als minder vornehm empfunden, als das Nicht-Auffallen, das „Untertauchen“ — aber schon hier geben wir die Ausnahme zu, wenn zum Beispiel die auffälligere Tracht der Einführung einer vernünftigen Reform dient. Sich aus Vornehmheit zurückhalten und sich aus Feigheit verstecken sind nicht dasselbe, und was bei Gleichgültigem gut ist, ist es nicht mehr, wo Sittliches in Frage kommt. Zudem hat ja all unser seelisches Leben die Tendenz, nach der Seite hin weiter zu wachsen, nach der es einmal angeregt ist. Wer sich in kleinen Dingen gar zu sehr geniert, wird der nicht leichter und leichter auch bei wichtigeren auf die Stimmen der andern mehr geben, als ihr Gewicht wert ist? A

Von der evangelischen Predigt

Man darf sagen: die Ziele, welche die evangelische Predigt verfolgt, sind heute noch die gleichen wie seit Jahrhunderten: Sie will dem Menschenherzen geben den Frieden in Gott und zugleich christliche Persönlichkeiten schaffen. Auch der Predigtstoff ist derselbe geblieben: mit Ausnahme einzelner Pastoren weit zur Rechten, die nur eine schmale Grenze trennt von der katholischen Heiligenverehrung, und einzelner weit zur Linken, welche moderne Klassiker auf der Kanzel verherrlichen, sieht die gesamte evangelische Kirche als zu behandelnden Predigtstoff die Sprüche und Erzählungen, Lehren und Wahrheiten der Heiligen Schrift an.

Das ist recht und gut und muß auch so bleiben. Aber ein Neues fordert unsre neuere Zeit unbedingt, und je länger und je mehr sich die evangelische Kirche dieser Neuforderung gegenüber verschließt, um so mehr wird und muß sie darunter Schaden leiden. Nicht alle die dem öffentlichen Gottesdienste fernbleiben, tun dies aus religiöser Gleichgültigkeit: vielen genügt nicht mehr, daß in der evangelischen Predigt nur fertige Wahrheiten oder eine Menge dogmatischer Begriffe einfach hingegeben werden. Die gegenwärtige Zeit ist auch in religiöser Beziehung eine Zeit des Suchens, aber in diesem Suchen eine sehr selbständige Zeit: man will selbst mit finden, was zur religiösen Befriedigung dient. Dazu soll die evangelische Predigt die Wege zeigen und eine Führerin werden. Die Heilige Schrift ist Evangelium, das ist frohe Botschaft von ewigen Heilswahrheiten, — die Predigt aber dieses Evangeliums ist doch noch etwas anderes als das Evangelium selbst. Die Predigt soll diese frohe Botschaft nicht nur wiederholen und mit vielen schönen Worten oder gar mit allerlei Phrasen ausschmücken und erweitern, wie das noch oft genug geschieht, — sondern sie soll zum Verständnis und zur Aufnahme und zur persönlichen Erfahrung solcher christlichen Wahrheit den Weg zeigen und führen. Deswegen darf auch der Prediger der Gegenwart seine Zuhörer nicht ansehen als Objekte, die er bearbeitet, und denen er ex cathedra die Heilswahrheiten einprägt, sondern als Subjekte, die von ihm geführt, mit ihm selbsttätig die Heilswahrheit erfassen wollen.

Gewiß ist das schwer und stellt hohe Anforderungen an die evangelischen Prediger der Gegenwart. Die Menschenseele, mit dem, was sie bewegt, muß verstanden werden; denn nur das, was die Seele bewegt, kann Mittel und Weg werden zur Erkenntnis. Und wenn auch selbstverständlich ein evangeli-

Digitized by Google

scher Prediger nicht alles, was die Menschenseele unserer Zeit bewegt, verstehen und wissen kann, das ist kein Zweifel: je mehr er sich darum ehrlich bemüht, um so mehr wird seine Predigt den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechen. Nicht daß man die großen Fragen, die unsere Zeit auf allen Gebieten, auf wissenschaftlichen und kulturellem, künstlerischen und praktischem, wirtschaftlichem und sozialem bewegt, einfach ignoriert oder ihnen lediglich fertige dogmatische Begriffe gegenüberstellt, kann Aufgabe der evangelischen Predigt in unserer Zeit sein, sondern daß man aus ihnen heraus, oft auch durch sie, den Weg sucht und findet, der zur Erkenntnis und Erfahrung christlicher Heilswahrheiten führt. Freilich muß dann immer mehr an Stelle des ehrwürdigen Pfarrers von einst, der viel freie Zeit in der Woche hinter dem Bienenstand oder mit Feldarbeit oder mit sonst einer passenden oder weniger passenden Liebhaberei verbrachte, der viel ehrwürdigere Prediger treten, der als Denker und Forscher, ja als mutiger Pfadsucher und Vorkämpfer voranschreitet auf dem Weg zur Erkenntnis der Wahrheit und des Heils. Dann würden aber auch viele von den oft so bezeichnenden Klagen, daß so wenig „aus dem Leben" gepredigt werde, verstummen. Und, was das Wichtigste ist, man würde der Predigt der evangelischen Kirche in vielen Kreisen mehr Vertrauen und Teilnahme entgegenbringen.

Foerster

Literatur

Wilhelm von Polenz. Zu der Gesamtausgabe seiner Werke

Wenn ich im folgenden die Notwendigkeit gerade dieser Gesamtausgabe anzweifle, so bitte ich, dazu meine im zweiten Heft dieses Jahrgangs aufgenommene Zuschrift über Gesamtausgaben zu vergleichen. Natürlich ist eine Gesamtausgabe wie die von den Werken Wilhelms von Polenz* an sich weder ein Unglück noch überhaupt ein so wichtiges Ereignis, daß man mit schwerem kritischen Geschütz dagegen zu Felde ziehen müßte. Suchen wir immerhin an diesem Beispiel unsre neulich prinzipiell ausgesprochnen Gedanken ein wenig zu belegen. Wenn irgendeiner so war Polenz seiner ganzen menschlichen und künstlerischen Veranlagung nach auf den sogenannten Zeitroman beschränkt, während er die Kunstformen des Dramas und der Novelle weder intuitiv noch bewußt meisterte und mit Gehalt erfüllte. Was ihm im Roman gelang, — die Fülle des Lebens zu bannen und vom Individuellen ins Typische zu schauen, — das konnte der Natur der Kunstformen nach in jenen andern Werken nicht gelingen. Deswegen schleppt unsrer Meinung nach dieses neue Unternehmen, wie so viele ihm verwandte, ein allzu gewichtig Teil toten Ballastes mit. Daß aber diese wenig oder mindestens weniger wertvollen Werke geeignet seien, das Charakterbild des Dichters in wesentlichen Zügen zu klären oder zu bessern, das nimmt nicht einmal der Herausgeber der zehn Bände, Adolf Bartels, an, denn er selbst entwickelt das Charakterbild aus den andern Werken. Wir meinen sogar, für das große Publikum wird durch diese teils nachgeahmten, teils arg konstruierten oder auch einfach langweiligen Parerga die sichere Empfindung nur getrübt, welche sich dem Schöpfer der fünf großen und wichtigen Romane Polenzens gegenüber einstellen mag. Bartels leitet sein Vorwort mit folgenden Worten

* Sie ist bei Fontane & Co. in Berlin erschienen.

Digitized by Google

ein: „Das Erscheinen der Gesamtwerke Wilhelm von Polenz' auch nur mit einem Satze zu rechtfertigen, erscheint vollkommen überflüssig; seine literarische Bedeutung steht seit dem Erscheinen des »Büttnerbauer« im allgemeinen fest, und sein früher Tod erregt in uns allen, die wir ihn kennen, den Wunsch, alles was er geschrieben, für alle Zeiten beisammen zu haben." Wenn das Wort von der „allgemein feststehenden literarischen Bedeutung" meint, daß Polenz zu den charakteristischen und bleibenden Erscheinungen seiner Epoche gehört, so hätte man meines Erachtens gut getan, die charakteristischen und bleibenden Werke des Dichters in einer handlichen, billigen und mit sachlicher Einleitung versehenen Ausgabe herauszugeben. Und wenn wirklich bei so Vielen der Wunsch bestand, alles, was er geschrieben, beisammen zu haben, so genügten doch wohl dafür die schon vorhandenen Ausgaben. Nun aber haben wir die wichtigen fünf Romane, die früher schon umfänglich genug in je zwei Bänden vorlagen, in je einem unförmigen Band zusammengedruckt, der auch nach Annehmlichkeit des Äußern nur bescheidenen Anforderungen genügt. Und so will mich denn bedünken, man erweise mit dieser neuen Ausgabe Polenz keinen guten Dienst.

Im Kunstwart, dessen Freund und Mitarbeiter Polenz war, ist von seiner Bedeutung wiederholt und mit all der Liebe gesprochen worden, die er verdiente. Noch einmal sei hier zusammengefaßt, was Polenz auch meiner Überzeugung nach geben kann und was er für unsre Zeit bedeutet.

Polenz hat mit einer ganz einzigartigen unerreichten Kraft große soziale Probleme der Gegenwart zum Mittelpunkt dichterischer Arbeiten gemacht. Die Stellung des Kleinbauern in der Neuzeit, die Aufgaben des Großgrundbesitzers, die Konflikte des modernen Theologen, die Stellung der vornehmen aber ungebildeten Frau im Leben um 1900, die literarische Boheme — das sind, in Schlagworte gefaßt, die Stoffe seiner großen bleibenden Romane Büttnerbauer, Grabenhäger, Pfarrer von Breitendorf, Thekla Lüdekind, Wurzellocker. Und er sieht diese Probleme im Unterschied zu einem Gerhart Hauptmann oder Ompteda, welche auch gelegentlich einzelne Zeitfragen aufwerfen, nicht als die individuellen Probleme einzelner Gestalten, sondern er läßt sie empfinden als die auf ganzen Ständen lastenden Aufgaben, welche von den Einzelnen nur individuell verschieden gelöst werden. Das gelingt ihm auf Grund einer unvergleichlichen Begabung für das Charakteristische im Alltäglichen. Der Ton seiner Dialoge, die aufgeworfenen Fragen, die Auswahl dessen, was wir aus dem Leben der Einzelnen erfahren, selbst das Äußere seiner Gestalten und anderseits die „schlagenden" Situationen der Höhepunkte — alles mutet den Lebenskenner augenblicklich bekannt und gewohnt an. Nun aber ist Polenz selbst beileibe kein alltäglicher Kopf, vielmehr wird gerade durch Distanzhalten und über-den-Dingen-stehen erst ein so feines Erhören der Alltäglichkeit ermöglicht. Und wenn schon in dem Festhalten dieses Gefühlstons des Alltäglichen — Polenz gibt sich nie lyrisch, sinkt auch nie ins Triviale herab, und wo er aus dem Dichter zum Sozialpolitiker wird, bleibt ihm doch stets das Bewußtsein, sein Fordern oder Urteilen dem Tage anpassen zu müssen — wenn schon darin eine hohe Kunst steckt, so ist ihm auf der andern Seite auch das Erlauschen des Innerlichen nicht versagt (wie wäre er sonst „Dichter"?).

Digitized by Google

Einige seiner Gestalten sind nicht nur im besten Sinne typisch, sondern auch im höchsten Sinne geschaut und mit feiner Hand zum Leben erweckt. Nebengestalten wie Thekla Lüdekinds Tante oder Pfarrer Polani enthalten vielleicht das Beste, was Polenz als Künstler zu geben hatte. Sein bester Roman, „Der Grabenhäger", enthält sogar eine große Zahl wirklich echt dichterischer Stellen im höchsten Sinn des Wortes und auch in dem gleichmäßigen Fluß der andern Werke glänzt zuweilen plötzlich die echteste Poetenkraft auf. Daß er den Ton des Alltags und den Sinn für große soziale Probleme vereinigte, macht ihn zum treuesten Verkünder der Not und der Größe unseres Volkes. Er wird, wie Bartels auch hervorhebt, künftigen Geschlechtern als ein berufener Ergänzer des Historikers unserer Zeit gelten. Seine Stellung im Getriebe dieses bewegten Zeitalters war trotz des größten Verständnisses für andere Richtungen ausgesprochen national und konservativ. Konservativ war Polenz als Grundbesitzer, national als glühender Liebhaber seines Volkes; denn das sei ihm nicht vergessen: trotz Alltag und Distanz, — die Liebe zu den zahlreichen und überaus verschiedenen Gestalten, in welche er das Leben dieses Volkes bannte, ist dem tiefer Blickenden niemals verborgen. Liebe — so lautet überhaupt trotz der scheinbaren Kühle dieses Adligen das psychische Kennwort für ihn. Nicht formlose, draufgängerische Leidenschaft, aber tiefe, unbeirrbare Zugewandtheit. Davon geben denn auch die rein menschlichen, stärker subjektiv gefärbten Dichtungen Zeugnis, welche wir von Polenz haben: die Gedichte und das Romanfragment „Glückliche Menschen". Wer sich überhaupt der Persönlichkeit dieses toleranten und aufrechten, einheitlichen und vielseitigen Geistes, wer sich Polenzens Lebensauffassung und seinem Lebensgefühl verwandt findet, der wird zu diesen beiden greifen müssen. Und ein reiner Hauch tiefer Treue und selbsterschaffener Bildung wird ihm aus ihnen entgegenwehen.

Ezard Nidden

Theater

Berliner Theater

Wenn Glut der Empfindung, Inbrunst der Überzeugung und Leidenschaft des politischen Willens die Bauherren wären, die ein Drama schaffen, so müßte Leonid Andrejews russisches Revolutionsstück „Das Wunder" ein Meisterdrama sein. Statt dessen birgt es nur eine Meisterszene; auf sie strebt alles hin, von ihr borgt alles andre sein Licht, von den Brosamen ihrer Gnade zehren alle andern Szenen. Da erkennt man denn bald, daß dies Stück nicht zuerst aus einer lebendigen Anschauung und einem übervollen Lebensgefühl geflossen, sondern daß es das wohlberechnete Resultat eines propagandistischen Zweckgedankens ist, dem es auf die wirkungsvolle Pointe und die große Schlußgebärde eines gelungenen Trumpfes ankommt. Die Szene wird zur Tribüne oder gar zur Barrikade, falls man Galle, Hohn und Ironie nicht zu zahm findet, um unter die revolutionären Waffen gezählt zu werden. Björnson fällt einem ein, der auch dichterische Einzelzüge unbezweifelbarer Echtheit genug hat und sich doch nicht scheut, sie am Ende alle zu Knechten und Mägden zu machen, die der außerpoetischen Absicht die Schleppe tragen und den Weg bereiten müssen... Einen jungen Revolutionär faßt Empörung und Scham, da er tagtäglich sehen muß, wie unerschütterlich das Bollwerk des Aberglau-

Digitized by Google

bens und der Dummheit ist, das die Popenschlauheit in die Köpfe des Volkes gehämmert hat. Nicht Verstand und Überzeugungskunst, nur Gewalt kann dies Bollwerk beseitigen. Wenn das Volk erlebt, daß Dynamit stärker ist als das Wunderbild, wenn es das Heiligtum in die Luft fliegen sieht, dann, hofft Ssawa, wird es mit dem Glauben an die Wunderkraft des toten Idols zugleich auch die dumpffromme Scheu vor Kirche und Priestertum abstreifen. So legt er Dynamit unter das Tabernakel. Aber die Schlauheit der Priester pariert den Anschlag. Sie lassen das frevlerische Attentat zwar ruhig zu, aber sie sorgen dafür, daß es sich gegen den Frevler wende und ihnen zum besten diene. Heimlich bringen sie das Wunderbild in Sicherheit, ehe die Explosion erfolgt, um es gleich nach der Katastrophe unversehrt in alter Herrlichkeit auf die Sprengbüchse zu setzen. Ringsum ein Trümmerhaufen, ein wüstes Chaos — nur das heilige Bild ist unangetastet geblieben. Ist da noch ein Zweifel möglich, daß Gott selbst in dem Bilde wohnt? Ist nicht seine Herrlichkeit und Heiligkeit vor aller Augen bewiesen und bekräftigt worden?! Der Triumph bleibt nicht aus. Die Pilger geraten in religiöse Verzückung, alles sinkt in die Knie und betet an. Und der vernichten wollte, wird vernichtet. Wutschnaubend und rachelechzend stürzen sich Männer und Weiber auf ihn; eine ekstatische Megäre stößt ihm, als wär's ein gottgefälliges Werk, ihre Fingernägel in die Augen. Aber seine Leiche hinweg schwebt nun in doppelter Verklärung das Wunderbild, von Weihrauchschleiern umhüllt, von einer dichten Wolke der Andacht umwoben . . . Ein in seiner grimmigen Trostlosigkeit erschütterndes Bild aus Rußlands Gegenwart, kulturhistorisch und ethnologisch betrachtet gewiß nicht weniger wahr und bedeutungsvoll als die Gorkischen und Tschechowschen Zustandsbilder aus dem russischen Vagabunden-, Kleinbeamten- und Kleinbürgerleben und jedenfalls weit bewegter in seiner Handlung. Doch es fehlt die Entwicklung des Menschlichen, aus dem der Entschluß zur Tat entspringt und in dem der hohnlachende Ausgang widerhallt. Es fehlt auch die besondre seelische Färbung des Falles. Was gesagt wird und was sich begibt, entspricht, das gut gesehene und gezeichnete russische Milieu ausgenommen, nur gerade dem Erwarteten: was eben so für Freiheit und Revolution, gegen Knechtschaft und Unterdrückung vorgebracht werden kann und muß. Ich bin überzeugt, eine auf ihr eigen Selbst stolzere, ihren eignen Freuden und Nöten natürlicher hingegebene Nation würde dies Stück als „fremde Angelegenheit" auf der Schwelle abgewiesen haben. Wir Deutschen hören es an, lassen uns sogar — bei der Aufführung im Hebbeltheater geschah das wirklich — durch die grausige Schlußszene zu förmlichen Weinkrämpfen zwingen. Ein beweiskräftiges Zeugnis für die dichterische und dramatische Verlebendigungskraft Andrejews? Mir scheint, eine stillere Ergriffenheit oder gar ein zum Heitern gestimmtes Befreiungsgefühl wäre für den künstlerischen Wert dieses anarchistischen Manifestes überzeugender gewesen.

Dem Verfassernamen nach scheint auch das dreiaktige Schauspiel „Die Zuflucht" von Dario Nicodémi, das Eröffnungsstück der glücklich von ihrer Sommereinquartie-

Digitized by Google

rung erlösten Kammerspiele, aus einer der östlichen Literaturen zu stammen. Gewisse seelische Gedämpftheiten der ersten Szenen machen Miene, das zu bestätigen. Aber bald setzt sich in ihrer ganzen Bewußtheit und Anspruchsfülle die französische Mache zu Tisch. Ein stiller Mann, der am liebsten ganz nach innen lebt, wird von seiner lauten, geräuschvoll gesellschaftlichen Frau mit einem guten Freunde betrogen. Er nimmt die Geliebte des Betrügers, aber nur um bald in ehrlicher, heißer Liebe zu ihr zu entbrennen. Mit eiserner Stirne trotzt er sie dem „rechtmäßigen Besitzer“ ab, und unter dem Jubel beider nun für immer vereinigten Herzen fliegt der nur nach dem Geldbeutel der Dame lüsterne Rohling aus der Türe. Aber er hat gerade noch Zeit, den beiden einen vergifteten Speer in ihr junges Glück zu stoßen. „Aus Liebe, denkst du, hat er dich genommen? Pah, Rachsucht, nichts andres als gemeine Rachsucht an der Gattin war es, weshalb er sich als Liebchen gerade dich, die Braut des Freundes seiner Frau, erkor!“ Und das arme kleine Mädchen tut dem Herrn Verfasser den Gefallen und glaubt dem niederträchtigen Wort auf die Silbe. Nun, das gibt eine wirksame Theaterszene und noch dazu eine neue Spannung in einem Augenblick, wo man gar nicht mehr darauf hofft. Eine Weile läßt Dario Nicodémi seine Kreaturen und uns mit ihnen in der Zwickmühle des neuen Konfliktes zappeln, dann bekehrt er hinter den Kulissen die doppelt im Stich gelassene Frau zur Entsagung, zur edelmütigsten Selbstlosigkeit, deren ein weibliches Gemüt fähig: sie klärt die Nebenbuhlerin brechenden Herzens über die Lauterkeit der ihr gewordenen Liebe auf, leitet die beiden sanft zueinander, und als die liebe Frau Mama kommt, findet sie ein neues Paar, das zu segnen sie sich in ihrer matronenhaften Güte nicht lange bedenken wird ... Inneres Wachstum und eingeborne Wahrheit wird man in dem Stücke vergebens suchen; alles, wodurch es für den Augenblick wirkt, ist von außen hineingepumpt. Wie es just in die Kammerspiele kommt, auf diese Bühne des Leisen und Intimen, erscheint rätselhaft. Wenn man nicht etwa annehmen darf, daß es der dem Lessingtheater glücklich abgewonnene Albert Bassermann, der den Gatten, den rechtzeitig getrösteten und beglückten Borkman spielt, als Morgengabe mitgebracht hat, und daß die Direktion in den Flitterwochen der Vereinigung mit ihm nicht den Mut fand, ihm mit dem Stück auch die dankbare Rolle zu verweigern.

Ein vom Berliner Theater aufgeführtes Humoristikon („Auf Befehl des Fürsten“) von Robert Overweg, einem Ludwig Thoma-Schüler, wie mir scheint, macht Ansätze zu einer deutschen Sittenkomödie, verwechselt aber in der Satire auf das „Allerhöchstes“ immer nur verbotenus verstehendes Hofschranzentum bald Humor mit Witz, Saftigkeit mit Zotigkeit und kommt daher am Ende über den Pferch der Posse oder des jokosen Schwankes nicht weit hinaus.

Friedrich Düsel

Musik

Ein jungdeutscher Opernpreis

ist vom Harmonieverlag ausgeschrieben worden, und eine Flugschrift gibt gleichsam den Motivenbericht dazu. Sehr richtig heißt es da: am Versagen der nachwagnerischen

Digitized by Google

deutschen Oper sei vor allem der Mangel an guten Büchern schuld. „Bekannte Autoren geben ihre Bücher Anfängern nur ausnahmsweise und meist nur dann, wenn ein Verleger für das zu schaffende Werk schon gefunden ist.“ Was tut nun die Harmonie zum Zwecke der Abhilfe? Sie setzt mehrere Preise aus und sichert den Gekrönten die Aufführung an einer großen Bühne. Das ist wohl etwas, aber noch lange nicht alles. Denn schließlich findet, wer eine wirklich lebensfähige und Erfolg versprechende Oper anzubieten hat, auch ohne das Preisausschreiben einen Verleger und eine Bühne. Nehmen wir zum Beispiel an, der talentvolle X möchte sich am Wettbewerb beteiligen, hat aber kein Buch und kein Geld, sich eins zu kaufen. Es gibt bekanntlich heute nur sehr wenige, die befähigt sind, ein gutes Buch zu schreiben, und diese arbeiten natürlicherweise nicht auf Kredit. Was nützt unserm trefflichen X also der Preis und die gesicherte Premiere? Die Harmonie baut, scheint mir, das Dach, ehe das Fundament steht. Man müßte das, meine ich, etwas anders machen. Nämlich vor allem einen Opernbuchpreis oder mehrere ausschreiben, die zehn besten der einlaufenden Bücher prämiieren, veröffentlichen und zur Komposition freigeben. Dann erst wäre es Zeit für den Opernpreis, dann erst wäre jedem Komponisten die Möglichkeit der Beteiligung gegeben, dann erst käme vermutlich etwas Gescheites dabei heraus. Jetzt nützt der Preis eigentlich nur denjenigen, die schon glückliche Besitzer eines Buches sind und gleich an die Arbeit gehen können. Recht drückend finde ich auch die Bestimmung, daß die Oper abschriftlich in Partitur vorgelegt werden muß. Die Kopie einer Opernpartitur kostet Geld, und wer das nicht erschwingt, ist wieder ausgeschlossen. Es sollte ermöglicht sein, bloß den Klavierauszug einzureichen; wenn dieser den Preisrichtern beachtenswert genug erscheint, könnten sie die Partitur einfordern. Nötigenfalls würde dann auf Kosten des Verlags eine Reinschrift der Partitur hergestellt, und schon das wäre eine Art Prämie. Das alles würde die Verteilung des Preises zwar etwas hinausziehen, aber dafür ein sicheres Bild der wirklichen Leistungsfähigkeit der Gegenwart auf musikdramatischem Gebiete ergeben.

Und was geschieht mit den zurückgewiesenen Opern? Wenn sie wirklich nichts taugen, so ist ihr Schicksal verdient. Haben die Preisrichter aber ein Juwel übersehen, das später in hellem Glanz erstrahlt, so ist der Textdichter durch seinen Tantiemenanteil gedeckt, und der Verlag büßt in diesem Fall dafür, nicht vorsichtig genug in der Wahl der Beurteiler gewesen zu sein. B

Papiergriechen

Eine kleine Schrift von Paul Becker: „Das Musikdrama der Gegenwart“ (Stuttgart, Strecker & Schröder) empfehle ich zu lesen, denn sie stammt von einem sehr urteilsfähigen, guten Musiker und enthält geistvolle Charakteristiken derjenigen Künstler, in denen Becker die Führer der modernen Oper sieht: Richard Strauß, Pfitzner, Schillings, Humperdinck, d'Albert, Leo Bach, Debussy. Aber zu ihrem allgemeinen Teil möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben: Der Verfasser geht nämlich von dem Gegensatz aus, zwischen der nationalen, das heißt die Empfindung des ganzen Volkes aussprechenden Kunst der Hellenen und

Digitized by Google

der ganz individuellen der Gegenwart. Es gebe keinen schärferen Kontrast als zwischen den religiösen Festspielen der Griechen und den von der zahlungsfähigen Internationale besuchten Bayreuths. Muß man es unsern Musikern sagen, daß sie vom wirklichen Leben der Antike doch eine allzu idealisierte Vorstellung haben? Welch ein Irrtum, zu meinen, daß jeder Athener bis zum letzten Schiffer im Hafen Piräus herab sich für Sophokles interessiert habe! Die griechischen Dramen waren Feste für die soziale Schicht der Aristokraten und Vollbürger, die Sklaven und Schutzbefohlenen waren unbeteiligt daran, außerdem aber kam eine Menge von Bundesgenossen und sonstigen distinguierten Fremden aus der Ferne herbei. Auch damals haben sich nur begüterte Leute das Vergnügen eines Besuches von Olympia leisten können, von Stipendienfonds, die den Leuten unentgeltliche Wallfahrten zu den pythischen Spielen usw. ermöglichten, hat man nichts gehört. Auch zur griechischen Tragödie drängten sich viele, viele Leute nur darum, weil die andern es taten. Ein öffentliches Interesse am Theater, wie es Becker an dem modernen vermißt, hat nie und nirgends bestanden. Anderseits unterschätzt er dieses Interesse, das sich bei den verschiedenen Festspielen der Gegenwart kundgibt. Der Raum, den die Tagesblätter der Bühne täglich widmen, bildet die beste Widerlegung der Ansicht, daß sie heute nur noch Sache einzelner Genüßlinge sei. Die Tausende, die sich alljährlich an den „Meistersingern" begeistern, sind keine „erlesene, ideale Gemeinde von Auserwählten mit besonders feiner Fähigkeit des Einfühlens", sondern sie erkennen den Urheber des Werkes als den „Gestalter nationaler Erlebnisse", als den „Sprecher der Allgemeinheit", als den Schöpfer eines „aus gemeinsamem Empfinden geborenen Werkes". Anderseits hat das niedere griechische Volk gewiß kein inniges Verständnis für die Chöre der Tragödie gehabt, deren Wörter, deren Syntax, deren Gedanken ihm schwerer begreiflich bleiben mußten als unsern Primanern. Sie begnügten sich mit dem feierlichen Gesamteindruck. Möchte das künstlich konstruierte, unlebendige Griechentum doch endlich aus den Berechnungen und Vergleichungen unsrer Kunstpolitiker verschwinden!

B

Neue Chorwerke

Arnold Mendelssohns Muse geht mehr und mehr Goethe nach. Musikdirektor Josephson, der schon den „Paria" als Erster aus der Konzerttaufe gehoben hat, brachte mit dem Duisburger Lehrergesangverein nun auch die „Pandora" zur Uraufführung. Es handelt sich da um Gesänge und lyrische Szenen für Männerchor, Soli, Orchester, die durch Deklamation verbunden sind. Die Vorzüge der Mendelssohnschen Kunst, edle Melodik, scharfe Charakteristik und große Formgewandtheit zeichnen auch das neue Werk in hohem Grade aus. Namentlich die prachtvollen Chöre, der sprühende Hämmerchortanz, der liebliche Hirtengesang, der Chor der Krieger und der großartige Schlußchor dürften für alle Zeiten Perlen der Literatur des deutschen Männergesanges werden. Zu den schönsten Partien gehört das Traumgespräch des Epimetheus mit der Elpore, über dem ein unsagbar poetischer Zauber schwebt. Auch die Gesänge des Philaros und der Epimeleia ent-

Digitized by Google

halten viel Schönes und zeigen teilweise hinreißenden Schwung. Manche von ihnen dürften als Konzertstücke für unsere Gesangskünstler bald Verbreitung finden. Die Instrumentation ist glänzend und farbenreich, doch vergißt der Komponist über der Detailmalerei nicht die Gestaltung in großen Zügen. Die zum Verständnis des Zusammenhangs der einzelnen Szenen notwendigen Erläuterungen werden durch verbindende Deklamation gegeben. Hierin liegt eine Schwäche des Werkes, da die häufige Unterbrechung der Musik durch das gesprochene Wort die Stimmung zerreißt. Wie es heißt, will der Komponist daher diese Übergänge durch kurze Chor- und Soli-Rezitative ersetzen. Es ist nach dem gewonnenen Eindruck wohl nicht zu zweifeln, daß auch diese neue gehaltvolle Schöpfung Mendelssohns sich bei ernst strebenden Chorvereinigungen einbürgern wird. Thomas Möller

Miniaturen

Gelegentlich des neunten kunsthistorischen Kongresses hat die Leitung der Münchner Staatsbibliothek eine Ausstellung von Miniaturen veranstaltet. Man hatte den Wunsch, den versammelten Gelehrten die reizvollsten der vielen von Künstlerhand verzierten Handschriften zu zeigen, die in den Sälen der Münchner Sammlung aufgespeichert sind. Gewiß haben die Kunstforscher, die die Ausstellung besucht haben, Anregungen mannigfacher Art empfangen. Aus einem eifrigeren Studium der Miniaturen ließen sich noch manche wertvolle Beiträge zur Kenntnis der mittelalterlichen Kunst gewinnen. Aber nicht für Gelehrte allein war diese Ausstellung lehrreich und interessant. Sie war es auch für Künstler und Kunstfreunde.

Der Laie konnte den Zauber dieser alten, fast verschollenen Kunst naiv genießen. Der Künstler konnte genießen und lernen. Manchen mag ein Vergleich zwischen der primitiven Kunst der Miniatoren und dem Raffinement moderner Illustratoren nachdenklich gestimmt haben. Mit wie einfachen Mitteln haben doch die Zierkünstler des Mittelalters so seltsam große Wirkungen erzielt! Welch furchtbarer Ernst und welche suggestive Gewalt wohnt in diesen schlichten Evangelistenbildern und Symbolen! Es gibt keinen modernen Illustrator, der ähnliche Wirkungen erreichte.

Woran liegt das?

Der schreibende Mönch, der in seiner Zelle abseits vom Getriebe der großen Welt seine Werke schuf, weihte in strenger innerer Sammlung sein Leben der einen großen Aufgabe, die ihm gestellt war: die Bücher der Heiligen Schrift durch seine Kunst zu verherrlichen.

In erster Linie war er Schreibkünstler. Sein Stolz war, schöne Buchstaben malen zu können. **Bildende Kunst**

Dies ist eine Anmerkung für Kunstpädagogen: man kann auch auf diesem Wege zur Kunst kommen. Es gibt viele Wege nach Rom.

Die Initialen waren gewissermaßen die Talentprobe. Bei diesen Gelegenheiten entwickelte sich der ornamentale Sinn des Schönschreibers. Schöne Initialen zu malen, das erforderte ein sicheres zeichnerisches Können, Farbensinn und künstlerische Phantasie. Wer hier etwas leistete, konnte auch rein ornamentale Zierleisten malen.

Endlich wagte sich der Buchkünstler auch an figürliche Darstellungen. Und es ist bewundernswert, mit welchem feinen, künstlerischen Takt

Digitized by Google

diese ehrgeizigen Kalligraphen ihre Aufgabe gelöst haben. Ich wiederhole, bei aller technischen Unvollkommenheit erzielen sie oft seltsam große Wirkungen. Ja, es scheint fast, als ob gerade die Beschränktheit ihrer Mittel ihnen zum Vorteil wurde. Ihre bildlichen Darstellungen haben einen geistigen Adel und eine symbolische Größe, die wir vergeblich bei den meisten Modernen suchen. Diese Bilder haben den Wert von Extrakten.

Der moderne Illustrator ist einen andern Weg gegangen. Er ist auf einer Akademie ausgebildet worden, hat gründliche Kenntnisse der Anatomie und Perspektive erworben und hat seine Kunst an unzähligen Bildern großen Formats geübt. Fällt ihm dann später der Auftrag zu, ein Buch zu illustrieren, so fertigt er eine Reihe von Zeichnungen an, auf großen Kartons, die mehr oder minder auf bildähnliche Wirkungen angelegt sind. Diese Kartons werden photographiert, in erheblich kleinerem Format durch ein modernes technisches Verfahren reproduziert und in das betreffende Buch eingefügt. Man kann aber das Format einer Zeichnung oder eines Bildes nicht ungestraft verändern. Jedes Kunstwerk wirkt am stärksten in seiner ursprünglichen Größe.

Sollen überhaupt Illustrationen bildähnliche Wirkungen erstreben? Ich glaube, der eigentümliche dekorative Reiz der mittelalterlichen Miniaturen beruht großenteils auf der artistischen Beschränktheit der alten kalligraphischen Meister. Der Mangel an Kenntnis der Perspektive insbesondere ist ihnen zum Heil ausgeschlagen. Das ist eine Tatsache voller Ironie. Ich vergleiche die bildmäßigen Miniaturen der Renaissance mit denen der Karolingerzeit, und ich finde, daß die primitiven Meister mehr von der Kunst, Bücher zu schmücken, verstanden, als ihre so gewandten und eleganten Nachfolger.

Ihrer Bescheidenheit verdanken die Illuminatoren ihre künstlerische Unsterblichkeit. Sie wollten weiter nichts, als ihre Bücher schmücken. Sie waren Dekorateure und wollten nichts anderes sein. In dieser Selbstbeschränkung entwickelten sie eine stilistische Originalität, um die wir Modernen sie beneiden müssen.

Man kann unsern Illustratoren wünschen, daß sie die großen Bibliotheken aufsuchen und illuminierte Kodizes durchblättern und studieren. Im Anfang mag es ihnen schwer fallen, eine Brücke zu dieser weltfremden und subtilen Kunst zu finden. Bald, denke ich, werden sie die phantastische Pracht der Initialen und Ornamente bewundern und über die feinen Farbensymphonien staunen, die an das Raffinement orientalischer Teppiche erinnern. Und vielleicht werden sie auch die figürlichen Darstellungen nicht ohne Nutzen betrachten. Denn in ihnen können sie gerade das finden, was ihnen in der Regel fehlt: eine tiefe, symbolische Kraft des Gedankens. Georg Martin Richter

Heimatpflege

Der geschonte Anilinteppich und die verhinderte Wohnungsreform

Daß die Bauern ihre Stuben nicht lüften und selbst bei schönstem Wetter die Fenster geschlossen halten, hat von seinen verschiedenen Gründen den historischen bekanntlich in einer uralten Überlieferung. Im Mittelalter ließ die Furcht vor dem schwarzen Tod und der Pest die Meinung entstehen, die Seuche verbreite sich durch die Luft. Daher die Leute zu bedenklichen Zeiten tief vermummt über die Straße gingen. In der Meinung, Gift würde durch Gegen-

Digitized by Google

gift entkräftet, hielten sie dann zu Hause die Nasen über die Kloaken.

Wo diese Tradition noch festsitzt, hat die moderne Hygiene natürlich einen schweren Stand. Und wo sie weggeräumt ist? Da herrscht die Konvention!

Vor kurzem wurde eine Gartenstadt eröffnet, die Arbeitsleuten die Wohltat gesunden Wohnens bot. Da hatten sie nun statt elender Mietwohnungen mit Fenstern auf schmutzige Höfe hinaus — Räume von grünen Gärten umgeben, Stuben, die Licht, Luft und Sonne freien Zugang gewährten. Der Architekt hatte den knappen Raum so praktisch und gesund, wie man's nur wünschen konnte, verteilt. Die Luft konnte durchs Wohn- und Schlafzimmer strömen, Licht und Sonne konnten von zwei Seiten hinein.

Und wie hielten es soundso viele der Bewohner?

Die Fensterladen wurden beim allerschönsten Sonnenschein geschlossen. Fragte man die Leute, warum sie Licht und Luft abhielten, sagten sie zunächst: lüften wäre nicht notwendig, die Wohnung sei ja schön trocken. Drang man tiefer, kam aber der wahre Grund heraus. Die „gute Stube"! Und zumal dieses kleine bunte Ding darin, der Teppich! Nämlich: der verträgt die Sonne nicht, der verschießt! Und er hat doch so schöne Farben! Hatte er auch, alles echt Anilin.

Also darum lieber schlechte Luft einatmen, darum lieber in der Küche wohnen, darum die Besuche auf dem Korridor empfangen und mit allen Schlichen verhindern, daß sie nicht „die gute Stube" betreten. Die ist nur fürs Bewußtsein, kaum für den Sonntag-Nachmittags-Kaffee da.

Woraus zu ersehn: Vorläufig ist bei sehr vielen das Wichtigste der Anilinteppich. Das Wohnungreformieren allein, das tut's noch nicht, die Aufklärung muß dazukommen.

Alexander Heilmeyer

Handel und Gewerbe

Die Geschmacksbildung des Kaufmanns 1

Wenn man heute an eine Organisation denkt, die dazu beitragen soll, dem deutschen Kaufmann mehr Geschmack anzuerziehen, damit er besonders konkurrenzfähiger werde dem Ausland gegenüber — dann muß man nach der Notwendigkeit solchen Beginnens fragen, nach den Methoden, die man dabei anwenden will, und nach dem Gewinn, der hierbei zu erhoffen ist. Erst wenn alles dies überdacht ist, weiß man, was notwendig ist, und erst wer dies weiß, mag darangehn zu helfen.

Will man irgendwo richtig sehen, so muß man sich vorerst über Schlagwörter zu erheben suchen; jedes Schlagwort setzt Allgemeineres gleich Speziellem, ein Verfahren, bei dem sich gar leicht logische Fehler einschleichen und heillose Verwirrung stiften. Der Vorteil, daß Schlagwörter vereinfachen, wird so reichlich wieder wettgemacht. So hat man gesagt, der Deutsche habe Geschmack, und man hat auch gesagt, der Deutsche habe keinen Geschmack. Eigentlich haben wir hier einen Streit um des Kaisers Bart; aber was gibt es, das nicht wichtig würde, sobald sich Wirkungen daran knüpfen? Und die Behauptung, daß der deutsche Geschmack tiefer stehe als der des Auslands, ist doch die einzige vernünftige Voraussetzung einer Organisation, wie man sie schaffen will für die Geschmacksbildung des deutschen Kaufmanns.

Wer hat nun recht? Ohne

Digitized by Google

Zweifel sind beide Ansichten zu vertreten, aber sie sind wertlos, so lange sie mit dem Begriff Geschmack als Schlagwort operieren, ohne auf sein Wesen einzugehn. Denn wenn wir Geschmack haben können und zu gleicher Zeit wieder keinen, so muß es doch mehrere Arten von Geschmack geben. Dann wäre die erste Frage: Welcher Art sind die verschiedenen Formen des Geschmacks, und haben wir den, welchen wir brauchen? Vielleicht ist das, was wir nicht haben, für uns gar nicht erstrebenswert; vielleicht auch nicht verwendbar und nicht erreichbar, wenn es undeutsch ist und unsrer deutschen Art entgegen.

Endlich aber könnten wir, und das wird das Ende sein, zu dem Ergebnis kommen, daß unser Geschmack tatsächlich der Hebung bedürfe. Dann wäre wichtig, daß man sich nicht vergreife, wenn die verschiedenen Formen des Geschmacks vielleicht auch nur mit verschiedenen Mitteln zu beeinflussen wären. Alles dies wird nur durch ein Eingehen auf das Wesen des Geschmacks geklärt — ich bitte daher um Verzeihung für den Fall, daß man mich etwas umständlich finden sollte.

Das Wesen des deutschen Geschmacks

Wenn man sagt, der Deutsche habe im allgemeinen zu wenig Formen, so ist das unbestreitbar richtig. Die meisten unsrer Landsleute lassen sich gehen und haben zu wenig Formen; der Rest aber, der die Formen schätzt, wird ihrer meistens nicht Herr und hat daher zu viel. Beide Richtungen trennen sich scharf in Deutschland. Der Zug des Deutschen zum Individualismus begünstigt die Formlosigkeit; die Formlosigkeit ist eine nationale deutsche Eigenschaft, zu der Leute, die übertrieben auf Formen halten, in bewußten Gegensatz treten. Diese üben die Form, die natürlich gewachsen den Verkehr erleichtern und ermöglichen soll, häufig als Selbstzweck; so entbehrt denn die Form des formellen Deutschen oft genug der gesunden Grundlage und wird dadurch zum „Gehabe“. Die größere Hälfte der Deutschen findet ihre Formen selbst und bekreuzigt sich vor den Formenmenschen. Indem aber hier jeder einzelne von vorn beginnt, geht im Einzelfalle Erreichtes immer wieder verloren, und die deutsche Form bleibt zurück.

Es könnte nun sehr wohl jemand sagen, der Deutsche habe Formen, und ebenso auch, der Deutsche habe keine Formen. Ihr Bestreben, immer wieder in das Urwüchsige zurückzuschlagen, ist ihnen Kraft und Schwäche zugleich. Denn nur so werden Formen anpassungsfähig für alle die neuen Verhältnisse, die um jedes neue Individuum ebenso neu entstehen. Aber jene allgemein gültige, daher auch allgemein nivellierende Form, die in England zum Beispiel herrscht, die besitzt der Deutsche nicht. Unter einer solchen Form erleidet der Deutsche einen Zwang, den er nicht ertragen kann, da er ihm eine seiner charakteristischen Eigenheiten verkürzt; die englische Form würde ihm einen Teil seiner Lebensäußerungen verbieten und ihn so versteinern. Sonst müßte er sich in einen Engländer verwandeln.

Einem allgemein gültigen Kanon in dieser Beziehung sich zu unterwerfen, ist undeutsch. Aber sobald der einzelne bei uns seinen eignen Lebenskanon errungen hat, kommt es gerade bei Deutschen oft zu prächtigen, aber doch individuellen Formen. Damit hängt denn auch

Digitized by Google

zusammen, daß die Jugend bei uns solche im allgemeinen nicht besitzen kann und ebensowenig die untere Schicht des Volks, die ihr in dieser Beziehung gleichzusetzen ist. Dies ist wohl ganz allgemein auch der tiefere Kern des Geschichtchens vom Schwabenalter, denn der Schwabe war für den Ausländer der Deutsche schlechthin, als einst die Kulturzentren im Süden Europas lagen. Die Unfertigkeit der deutschen Jugend gegenüber gleichalterigen Ausländern ist wohl jedem von uns schon aufgefallen.

Der Geschmack ist aber nur eine Modifikation der Form.

„Über den Geschmack soll man nicht streiten", sagt eine alte Lebensregel. Wir haben nun schon gesehn, wie der Satz aufzufassen ist. Er kann kein Axiom sein, denn als solches wäre er durchaus irreführend. Der Satz ist nur eine Regel der praktischen Lebensklugheit. Man kann nämlich über den Geschmack mit anderen nicht streiten, ohne persönlich zu werden, deswegen verbietet es der gute Ton von altersher. Mit demselben Rechte könnte man sagen, daß über Formen nicht zu streiten sei.

Der Geschmack des einzelnen hängt ab von dem Maß seiner Kritik gegenüber dem, was ihm gewohnheitsmäßig ist. Da sich diese Kritik erst durch Erfahrung bildet, so kann man im allgemeinen erst bewußt geschmackvoll werden, wenn man zu Jahren kommt und auch Dinge zu sehen bekommt, welche die Kritik herausfordern. Bei Völkern aber, welche sich einen fest vorgeschriebenen Formen- und Geschmackskodex gefallen lassen, treten diese Erscheinungen zurück. Jemand, der von Jugend auf immer dasselbe sieht, kann keinen eignen Geschmack entwickeln; sieht er zudem nur relativ Gutes oder doch Erträgliches, so ist es leicht, früh einen guten oder besser sichern Geschmack zu haben. Man hat dann wohl Geschmack, aber keinen eignen. Ein solch allgemeiner einheitlicher Geschmack jedoch hat die Möglichkeit sich stetig und sicher zu heben, und er ist keinen Rückfällen ausgesetzt.

Die letztere Form des Geschmacks ist wieder englisch, die erstere deutsch. Es ist deutsch, je nach Kräften einen individuellen Geschmack auszubilden, gerade so ehrlich wie die deutsche individuelle Form, oft unzulänglich, oft aber auch gesund und von prächtiger Eigenart. Der Geschmack anderseits, mit dem bei uns geprunkt wird, spreizt sich geradeso wie die entsprechende Form. Einen allgemeinen Durchschnittsgeschmack, wie es ihn heute in England gibt, haben wir nicht, und er wäre bei uns auch nicht einzubürgern. Denn der Geschmack ist in England geradezu ein Teil der Form; nur so ist es erklärlich, daß er alles Fremde rücksichtslos zurückweist. Wir sind den Engländern gegenüber im Vorteil und im Nachteil. Wir sind freier als sie, und Freiheit ist immer ein Vorteil. Wir sind aber auch im Nachteil. Denn bei uns muß jeder wieder von vorn anfangen; sein Geschmack ist dann aber auch sein Eigentum, welches er sich erworben hat. In England aber arbeitet alles gemeinsam, und jeder fängt da an, wo der andere aufgehört hat. Daher hat man in England einen Vorsprung, der nicht wegzuleugnen ist. Wenn wir diesen Vorsprung einholen wollen, müssen wir arbeiten.

Nun hört man oft von angebornem Geschmack reden. Das Da-

Digitized by Google

sein eines solchen würde doch vielleicht alles in Zweifel setzen können, was wir eben gesagt haben. Wie oft wird ein solcher Geschmack festgestellt und von anderen bewundert! Unzweifelhaft muß er also bestehen. Solcher Geschmack wird nun meistens Frauen zugesprochen — und das mag uns vielleicht den richtigen Weg weisen. Denn hier läßt sich die Sache wohl erklären. Die Frau, harmlos hineinwachsend in das Leben und ohne materielle Sorgen, hat vielleicht in jüngeren Jahren schon die Muße, sich über Geschmacksfragen klar zu werden. Sie entwickelt tatsächlich früh Geschmack. Aber er ist nicht unanfechtbar, in ihm spiegelt sich nur ihr eignes Ich. Die Frau wird leicht selbst der Mittelpunkt ihrer Geschmacksanschauungen, und so ist es denn das Ende, daß sie mit ihrem oft eigensinnigen Geschmacke häufig sich und noch mehr die Männer irreführt. Ich glaube daher, daß der sogenannte angeborne Geschmack oft nicht mehr ist, als das Spiegelbild einer geschmackvollen Umgebung; eine wesentliche Seite des englischen Geschmacks trägt die Züge solcher „Angeborenheit". Aber solcher Geschmack ist bis zu dem Augenblicke, wo man durch das Bewußtsein desselben seinen Besitztitel erlangt, immer mehr ein Kind des Zufalls und kommt daher für uns hier nicht in Betracht.

So haben wir nun zwei Unterscheidungen gemacht. Einmal unterschieden wir einen individuellen Geschmack von einem allgemein gültigen Geschmack. Dann aber unterschieden wir den erworbenen Geschmack von dem sogenannten angeborenen Geschmack. Beide Unterscheidungen sind nicht willkürlich; nun wir sie zusammenhalten, sehen wir, wie sie sich ergänzen. Der individuelle Geschmack erreicht seine Höhe, wenn er erworben und erarbeitet ist; ein allgemeiner Geschmack beruht aber auf dem, was man Angeborensein nennen kann. So scheiden sich der heutige englische Geschmack und der deutsche Geschmack ihrem inneren Wesen nach. Ich glaube nun, daß hiermit die Frage, wohin eine bewußte Geschmackerziehung in Deutschland zu zielen hat, endgültig gelöst ist. Man muß die Kritik wecken für das, was falsch ist, und nicht sagen: über den Geschmack läßt sich nicht streiten. In Deutschland ist der Geschmack eine Bildungsfrage, in England, wo er einmal vorhanden ist, bleibt er zum Teil nur eine Geldfrage.

Wie es kommt, daß der Geschmack in England gerade gesund geblieben ist und lebenskräftig, das ist eine Frage für sich. Hier nur so viel, daß der englische Geschmack seine Wurzel hat in stilreinem Empfinden, und dies beruht zum Teil wieder darauf, daß in England die Gotik nicht gestorben ist. Sucht man dementgegen bei uns in Deutschland heute rein künstlerischen Geschmack *als solchen* zu propagieren, so ist dies ein völlig zweckloses Beginnen. Man muß auf den Grund gehen und das *Stilgefühl* zu heben suchen. Hiervon später. Wir wollen uns erst danach umsehen, welche Stellung der Kaufmann in dieser Geschmackfrage einnimmt.

Albert von Hofmann

Gesellschaft

Eine Linie

In Berlin wurde der „Prozeß Dahsel" verhandelt, in einem Falle die Abrechnung mit der „Wahrheit", einem Blatt, von dem der Gerichtshof anerkannte, daß es mittels fortgesetzter Bedrohungen Anzeigen-Aufträge erpreßt. Der

Digitized by Google

Redakteur wurde zu anderthalb Jahren verurteilt. Der Verleger bleibt Abgeordneter und angesehener Mann. Ob mit vollem Recht, darüber soll ein anderer Prozeß Klarheit bringen, denn Bruhn hat seinerseits die, welche das Gegenteil andeuteten, verklagt. Uns gehen hier die Beteiligten als Einzelpersönlichkeiten nichts an. Wir wollen diesmal auch die Frage beiseitelassen, wie sich solch ein Geschäft denn rentieren kann. Darüber ward ja jetzt viel in der Tagespresse gesprochen. Von der Gier des Publikums, für seinen Nickel Klatsch zu kaufen. Von der Angst der irgendwie und irgendwo Gefallenen vor denen, die diese Gier ausnutzen. Von den Tausenden und wieder Tausenden, die sagen: „ekelhafte Skandalmacherei“ und blinzelnd hinzusetzen: „aber daran sein mag schon was!“ Das Subalterne regiert, und wer's fürchtet, steuert an Dahsel & Co.

Ich möchte auf eine andre Linie aufmerksam machen. Ist wirklich nicht nur ein Grad-, sondern ein Wesens-Unterschied zwischen einer „Wahrheit“, die günstige oder ungünstige Artikel je nach den Inseraten bringt, und den publizistischen Unternehmungen, die je nach der Insertion im hintern Teile vorn im redaktionellen empfehlen oder tadeln oder ignorieren? Die gegen Bezahlung besondere Hefte herausgeben, welche sie der oder jener Sache mit dem Vorgeben widmen, ihr sachlich zu dienen, während sie dafür durch Annoncen bezahlt werden? Oder etwa einen Ratgeber irgendwelcher Art, bei dem sie ein Mehr oder Minder von Empfehlung je nach der Insertion offen anbieten? Wo ist die Grenze, die auf dieser Linie das Wesen scheidet? Und doch werden Unternehmungen der eben bezeichneten Art sogar durch Träger berühmter Namen unterstützt, wenn sie nur brav bezahlen und tapfer Reklame machen. Das Publikum ist kaum schon im mindesten empfindlich gegen sie: lange nicht jede Bestechlichkeit, lange nicht jede Art verschleierter Erpressung um günstiger Worte wegen wird, wie das ethische Volksgesundheit fordern müßte, infamiert. A

Kunststadt und Fremdenstadt

München marschiert vorwärts, marschiert mit starken Schritten den Weg von der Halbmillionstadt zur Millionstadt, von der schöngebauten zur noch schöner gebauten, von der beliebten womöglich zur allbeliebten Stätte. In welcher Eigenschaft aber, in welcher seiner sehr verschiedenen, vollbringt dies merkwürdige Gemeinwesen seinen Fortschritt? Als Haupt- und Residenzstadt, als Alpenvorstadt, als Bierbrauer- und Bierphäakenstadt? Oder als Kunststadt? Betrachten und urteilen wir unbefangen nach den Eindrücken der jüngsten Jahre, so müssen wir zu dem Schluß gelangen: allermeist als — Fremdenstadt.

Uns, die wir am liebsten uns nur mit der Kunststadt München beschäftigen möchten, uns will das gar nicht gefallen. Wir suchen uns freilich zu beschwichtigen: im Begriff Fremdenstadt seien eben doch sämtliche Würden und Eigenschaften der Isarstadt, also auch die der Kunstbeherbergerin eingeschlossen, und die Entwicklung der Fremdengroßstadt komme doch großenteils der Kunst zugute. Denn sintemal am alpinistischen, bierfreudigen und auf absehbare Zeit auch am residenzlichen Charakter nichts mehr zu steigern sei, so müsse dies eben erstens im Phäakischen geschehen — wobei schon einiges für einige Künste heraus-

Digitized by Google

springe — zweitens aber gerade im Künstlerischen, als welches bei einem bessern Reisepublikum in unsrer kulturseligen Epoche so über die Maßen beliebt sei.

Schließlich werden wir uns wohl dareinfinden müssen, daß die Rücksicht auf den Fremdenverkehr nicht mehr wegzureden ist aus dem Münchner Leben. Dafür müssen wir uns um so zäher mühen, die Grenzen des Kunstlebens und nötigenfalls auch des nicht-organisierten Geschmacks gegen Übergriffe der Fremdenindustrie zu hüten. Man verteidigt Münchens Bestes, wenn man weiterschauend seine innere Kultur gegen profitliches Jahrmarkts-Unwesen verteidigt. (Äußerlich ist ja, beispielsweise, leicht wahrzunehmen, wie die schönstgebaute Stadt durch übermäßigen Fremdenbetrieb mindestens zeitweilig unschön wird.) Selbst den praktischen Interessen der Stadtgemeinde dient man auf solche Weise mit; was freilich nicht von heut auf morgen sich allen „Interessenten" offenbaren mag.

Das Theater bewährt sich auch hierin als der Spiegel des Lebens: die Entwicklung des neuern Münchner Theaters gibt ein Abbild von ganz Münchens neuerer Entwicklung. Man kann es schon hieran erkennen: das Schwergewicht der gesamten Münchner „Saison" hat seit etwa einem Jahrzehnt, im besondern aber seit den paar jüngsten Jahren, vom Winter sich mehr und mehr auf den Sommer verschoben; und genau so ging es mit der Höhezeit des Theaterjahres. Eine Übereinstimmung, die allerdings höchst begreiflich ist. Das Theaterspielen wird, neben dem Ausstellungmachen, ein wesentliches Mittel zur Hebung der Reisesaison. Während vormals die bildende Kunst allein die Bier-, die Anlage- und Lage-Reize „Isarathens" im Sommer zu ergänzen hatte, erhielten die Sommer seit Beginn des jungen Jahrhunderts die Mozart- und Wagnerfestspiele, im vorigen Jahr (zugleich mit dem neuen Ausstellungspark) das Künstlertheater und seine festlichen Schauspiele und nun — 1909 — eine ganze Festspielzeit des Berliner Deutschen Theaters in eben diesem münchnerischen Stiltheater.

Für die nächste Zukunft ist dieselbe Fülle des Festspielbetriebes uns gewiß. Auf 1910, das „Oberammergauer" Fremdenjahr, rüstet man eine zweite großartige Verwertung des Ausstellungsparkes. Dabei soll wieder die Kunst eine Rolle spielen und außer den orientalischen Teppichen vor allem neumünchnerisch angeordnete Musik, jedenfalls auch Theatralisches zu genießen sein. Ins Künstlertheater kehrt Reinhardt wieder. Die Privattheater bleiben neuerdings den ganzen Sommer hindurch geöffnet. Bemerkenswerte Gastspiele locken auch ihnen Fremde herbei.

So viel Sommersegen muß die natürliche Unfruchtbarkeit des Winters, die sonst gerade durch die Kunstpflege der großstädtischen Wintersaison so reizvoll überwunden wird, dem Münchner Theaterwinter wieder schreckhaft nahebringen. Zuvörderst wird der Vergleich zwischen Winter- und Sommertheater die Ansässigen verstimmen, deren eigentliche Theaterbesuchszeit die kühlere Jahreszeit bleibt. Bei dem gewaltigen Vormarsch des sommerlichen erscheint das Sichgleichbleiben des winterlichen Bühnenzaubers manchem als Rückschreiten.

Ein Teil der Einheimischen macht immerhin die Festspielzeit oder ausgewählte Abende mit, sei es durch Übersommerung in München oder durch jeweiliges Hereinkommen aus

Digitized by Google

den näheren Berg- und Seeorten. Und jene, die nicht selber Zeuge waren, lasen doch in ihrer Zeitung fort und fort von den Festspielwonnen. Nach der Rückkehr können sie im geselligen Gespräch dem Thema nicht leicht entgehen. Woher soll allen diesen die Frische, die gesteigerte Theaterlust kommen, die ehedem zu Beginn des Herbstes ein löbliches Publikum beherrschte?

Die Empfänglichkeit ist vermindert, die vergleichende Laienkritik unheimlich emporgeblüht, und es wäre nur natürlich, wenn die heimischen Bühnen auch an ihren Kassenberichten einen Rückschlag von der allzu schönen Jahreszeit verspürten. Danach könnte weiterhin Unlust der Bühnenleitungen und ihrer Künstler, am Ende auch Verminderung der materiellen Leistungsfähigkeit und ihrer Rückwirkung auf die künftigen Taten zu fürchten sein.

Wir wünschen selber, daß all solches Befürchten sich als eitel Schwarzseherei erweisen möge. Das könnte aber nur geschehen, wenn der Ehrgeiz der regulären Bühnen, stark gespornt durch die Erfolge der Zwischenspiele, mit höchstem Eifer auf einen Ausgleich hinarbeiten würde. Nur wenn stärker und stärker nach jeder Richtung die Erkenntnis durchdränge, daß es eigentlich doch sozusagen gewissermaßen eine Schande sei, eine Stadt wie München vorzugsweise für die Sommerfremden arbeiten und ein Ding wie die Kunst unterm Druck der Geschäftswelt gerade für die gelangweilten Reichsten, die Äußerlichsten, Kühlsten, Landfremdesten und oft zugleich Kunstfremdesten dieser Fremden den höchsten Schwung nehmen zu sehen.

Die Fremdenindustrie, das sehen wir an allen „hochbeliebten" Fremdenorten Europas, verdirbt den besten Volkscharakter. Die Möglichkeit, die daraus für die Betriebsamen rasch erwachsende Notwendigkeit, in kurzer Zeit viel zu verdienen an Leuten, deren fernere Gesinnung zumeist den Ansässigen gleichgültig ist, diese ungesunde Grundlage muß in vielen Fällen eine Abart, wenn auch eine mildere, von Räubersinn erzeugen. Wie schwer darunter schon die gemeine Lebensgemütlichkeit und wieviel schwerer erst die Kunst leiden muß, ist klar. Daß die riesengroßen Kunstausstellungen am Ende nur durch den Fremdenverkehr lebensfähig werden, daß sogar die Hotelpförtner und Friseure der Münchner Verkehrsgegenden sich eines lebhaften Bilder-, das heißt: Kitschhandels befleißigen, können wir nicht als gute Gründe für die Daseinsberechtigung des massenhaften Fremdenbetriebs ansehen. Der Handel mit geschmacklosen „Andenken", der trotz den schönen Anregungen von „München 1908" lustig fortgedeiht,* die Verführung junger Künstler zum Herstellen schlimmer Verkaufskunst, die Vermehrung der Amüsier- und Halbkunst im niederen Theaterwesen, das alles zeigt, wie neben der Bürgerstadt namentlich die Kunststadt durch die Ausdehnung der Fremdenstadt München geschädigt wird.

Bei den oberen Theatern, die hier hauptsächlich zu beachten waren, findet ja nun scheinbar

* Die scheußlichen Gewinnsachen des höchst beliebten „Glückshafens" auf dem Oktoberfest u. a. a. O. gehören gleichfalls hierher. Wieviel Ables ließe sich in Gutes umwandeln, wenn bei solchen Gelegenheiten billige Meisterbilder und ähnliches unter die Leute gebracht würden!
D. V.

Digitized by Google

wenigstens eine besondere Erhöhung der Sommertätigkeit statt. Doch auch abgesehen von der Rückwirkung auf die Winterspielzeit, steht der künstlerische Wert dieser Festspiele (wie schon bei der Beurteilung des „Künstlertheaters 1909“ [XXIII, 1] von Willy Rath berührt wurde) nicht über jedem Tadel. In der Reklame nicht nur, auch in der Hast der Vorbereitung, im Experimenthaften hier, in der Konvention dort, spürt man zwischendurch, daß halt den Fremden vorgespielt wird. Von einem organisch aus dem Münchner oder dem nationalen Boden erwachsenen Fest kann weder im Künstlertheater noch im Wagnerhaus die Rede sein.

Auch das Zweckvoll-Notwendige fehlt. Dem Prinzregententheater wäre es zu eigen gewesen, wenn sein Bau damals entstanden wäre, als Richard Wagner ihn brauchte. Es könnte ihm vielleicht heute noch gewonnen werden, wenn erstens die unvermeidlich gewordene szenische Neueinrichtung der Wagnerwerke nach gründlicher Beratung mit führenden Vertretern sämtlicher beteiligten Künste in großem Zuge durchgeführt, zweitens wenn der Besuch der Vorstellungen auch nichtkapitalistischen Kunstfreunden ermöglicht würde.

Wie stark der unbefriedigte Andrang minderbemittelter Enthusiasten zu Wagner ist, zeigt sich auf groteske Weise schon bei gewöhnlichen winterlichen Aufführungen seiner Werke: da kann man jeweils bereits *am Tage davor*, von nachts elf oder zwölf Uhr ab eine Menschenkette vor dem Kasseneingang des Hoftheaters auf die Eröffnung des Schalters harren sehen. Die Stadt sollte dem Hoftheater, das so aufopfernd stadtfreundlich die Festspiele im Extra-Wagnertempel veranstaltet, hilfreich zur Hand gehen, damit dem sommerlichen Fremden-Plutokraten-Dienst ein ausreichender Volksdienst der Hofoper und des Hofschauspiels im Winter entgegengestellt werden könne.

Im weitern wäre eine einfach handliche Richtschnur für künftige Eindämmung der Fremdenindustrie zu finden: die Künstler und die Kunstinstitute brauchten sich bloß nicht mehr zur Unterstützung des Fremdenfangs herzugeben. So würden die Maßgeblichen wohl dazu erzogen, in allen fraglichen Fällen gegen die Fremdenstadt und für die Kunststadt zu entscheiden. Aber vielleicht ist diese Erziehungsmethode doch nicht so einfach? Dann müßten wir wohl gelegentlich nach andern weitersuchen.

R. Rheiner

Vom Recht

Der Eid*

Die neuen deutschen Prozeßbestimmungen, die im Werden sind, haben vor allem auch eine Reform der Vorschriften über den Zeugeneid im Auge. Während bis jetzt der Richter — von wenigen Ausnahmefällen abgesehen — daran gebunden ist, *jedem* Zeugen den Eid aufzuerlegen, soll er in Zukunft freier in der Entscheidung sein, von wem er zur Bekräftigung seiner Aussage den Schwur verlangen will, ja, es soll im großen und ganzen sogar die Eidlosigkeit zur Regel werden.

Wer täglich vor Gericht die Un-

* Hiermit eröffnet auf unsre Bitte Herr Oberlandesgerichtsrat W. Mayer, der bekannte Leiter des großen Münchner Schöffengerichts, eine Folge von Beiträgen, die dem von Polenske beklagten Übelstande (vgl. XXIII, 1, S. 66) für ihr Teil entgegenarbeiten wollen. A

Digitized by Google

zahl nutzlos geleisteter Eide und die darin liegende Entwertung dieses feierlichsten Hilfsmittels der Wahrheit beobachtet, der kann den Gedanken, den der Gesetzgeber mit dieser Neuerung ausspricht, nur lebhaft begrüßen. Jetzt steigt nicht selten dem ehrlichen Menschen die leise Röte der Scham ins Gesicht, wenn er nach gesetzlicher Vorschrift vor den Folgen des Falscheides verwarnt und dabei an die Strafe des Zuchthauses erinnert werden muß, ehe er die Hand zum Schwur emporhebt. In Zukunft weiß der anständige Mensch: „Man glaubt dir in ernster Sache ohne weiteres, daß du nur die Wahrheit sagen willst, daß du insbesondere hier vor Gericht alle deine Sinne anspannen wirst, um die Tatsachen nicht mit Parteilichkeit vorzutragen, um Wirklichkeit nicht mit Phantasie und Suggestion zu vermischen!“ Freilich wird es auch nicht daran fehlen, daß Zeugen, die von der rücksichtslosen Aufklärung der Dinge Unehre und Schmach, finanzielle Nachteile und Sorge zu erwarten haben, in Zukunft, selbst wenn die falsche Aussage vor Gericht mit Strafe bedroht wird, ohne den mächtigen Druck des Eides sich nicht aufraffen werden, zu sagen, was war, sondern dazu hinneigen werden, anzugeben, was nach ihren oder anderer Wünschen hätte sein sollen. Hier wird es eben — wie in vielen, vielen andern wichtigen Momenten — Aufgabe des Richters sein und bleiben, mit allen Mitteln geschulten Scharfsinns, kluger Beobachtung, recht verstandener Psychologie in die Seele des Zeugen zu sehen und von ihm dort, wo es die Stunde heischt, wenn anders die Zweifel an seiner Wahrheitstreue nicht beseitigt werden können, den Eid zu fordern. Aber der Schwur darf dadurch nicht zur Strafe werden, nicht zu einem Mittel, das der Richter offensichtlich nur dann anwendet, wenn er zweifelt. Daraus würde sofort gegen jeden Zeugen, von dem man den Eid fordert, ein Verdacht, ein Glimpf vor der Öffentlichkeit erwachsen. Es wird Sache des Taktes der Gerichte sein, sich in voller Freiheit der Rechtsübung die Befugnis zu sichern, überall dort, wo die besondre Feierlichkeit des Eides aus persönlichen oder sachlichen Gründen zum Schutz der Wahrheit erforderlich erscheint, den Schwur zu heischen.

Jetzt sinkt der Eid — besonders bei einer mehr gewohnheitsmäßigen Art der Abnahme — nicht selten nach außen hin zu einer bloßen Prozeßformel herab. Erst nach der geplanten Reform wird er wieder recht und ganz zu der „wichtigen und heiligen Handlung“, als die er nach dem Gesetz zu gelten hat. Der ihn leistet und der ihn abnimmt, alle, die ihn hören und ihre Schlüsse daraus zu ziehen haben, werden weit eher von diesem Ruf nach Wahrheit so, wie es sein soll, innerlich ergriffen und bewegt werden.

Man nahm einst den Eid bei brennenden Kerzen vor dem Kruzifix ab. Wer den gewaltigen Eindruck einer ungewöhnlichen und würdigen Form auf das menschliche Gemüt, besonders auf das schlichte, einfache Volk kennt, der wußte dieses Hilfsmittel zur Stärkung der Wahrheitstreue des Zeugen richtig zu schätzen. Es war oft weit mächtiger als der gesprochene Wortlaut des Schwurs. Die moderne Gesetzgebung verlangt nur noch das Emporheben der rechten Hand. Der Richter aber soll gleichwohl durch würdige und ernste Art der Belehrung über den Eid, durch die dringende Aufforderung, „die Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen“, und durch die feierliche Form der Abnahme des

Digitized by Google

Eides den Wert dieser Handlung dem Zeugen und allen Hörern auch heute noch wie einst deutlich vor die Seele führen. Es ist deshalb, so sehr die herbe Strenge des Rechts sonst Schmucklosigkeit und Entfernung jedes Beiwerks aus dem Gerichtssaal verlangt, doch im höchsten Grad wünschenswert, daß — wie vielfach schon geschieht — bei Abnahme des Eides jeder, der ihr beiwohnt, gehöre er zu den Prozeßpersonen oder zum Auditorium, sich erhebe. Wenn die Schar der Geschworenen von den Bänken emporrauscht, wenn Gericht, Rechtsbeistände und Parteien den Sitz verlassen, wenn keiner im Saal müßig und teilnahmslos der ernsten Handlung beiwohnt, ist es, als ob sie alle stehenden Leibes mit einträten für die Unantastbarkeit des Schwurs, als ob sie alle den Zeugen mit unterstützten in seinem Eid, das zu leisten, was das Gericht vor allem braucht — die Wahrheit.

W. Mayer

Mann und Weib

Mannesfürsorge

Auf Grund statistischer Angaben versucht Elisabeth Gnauck-Kühne in ihrem Buche „Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende“ den Nachweis: daß es in einem bestimmten Lebensalter mehr Frauen als Männer gibt. Es werden mehr Knaben als Mädchen geboren, aber vom 20. Lebensjahre an überwiegt bereits die Zahl der Frauen die der Männer. Am höchsten steigt sie in der Altersstufe von 50—60 Jahren. Dann besteht ein stattlicher Überschuß an alten Frauen. Woher kommt es, daß das schwache Geschlecht so häufig das starke zu überleben imstande ist? Erklärt sich die Tatsache mit seiner sprichwörtlichen körperlichen und seelischen Zähigkeit allein? Oder finden wir sonst noch Gründe?

Schon der junge Mann bereitet sich zum Lebenskampfe vor. Er studiert oft unter großen Entbehrungen und ist als Alleinstehender allen Versuchungen und leider auch den gesellschaftlich konzessionierten Mißbräuchen preisgegeben. Unzucht sowohl (Nachweisungen ergaben, daß ihre Folgekrankheiten jährlich eine große Anzahl Opfer verlangen) wie übertriebener Alkohol- und Nikotingenuß lichten schon die Reihen der noch Jugendlichen und schwächen die der Erwachsenen. Aber auch der starke, gesunde Ehemann reibt sich oft genug frühzeitig auf im hastigen Konkurrenzkampf, im unermüdlichen Ringen, den Seinen ein sorgloses, wenn möglich „flottes“ Leben zu bereiten. Die überreizten Nerven verlieren ihre Widerstandskraft, die Verzweiflung überwältigt den vergeblich Strebenden und führt ihn vielleicht sogar (häufiger als die Frau) dem Selbstmord zu. So werden viele Gattinnen vorzeitig Witwen, viele Kinder vorzeitig vaterlose Waisen.

Man hat hieraus allerlei Folgerungen gezogen. Man glaubt den hinter der modernen Frauenbewegung stehenden Ernst und die absolute Notwendigkeit ihres Selbständigkeitsdranges gerade auch daraus zu erkennen. Man will durch Gesetze und Genossenschaften, Stiftungen und Versicherungen das häufig sehr schwere Los der Witwen erleichtern. Das ist sicherlich gut und notwendig. Ich möchte der traurigen Tatsache aber noch eine andre Wahrheit entnehmen, die eine Mahnung bedeutet.

Mir scheint: Altruismus wie Egoismus zugleich warnen in diesem Falle davor, nur an das Weib zu denken. Wir brauchen auch eine „Mannesfürsorge“. Was ich sagen werde, sind alte Weisheiten, jeder weiß aber, wie leicht neue Verhält-

Digitized by Google

nisse und Lagen gerade diese als wertloses Gerümpel beiseiteschieben.

Der sterbende Vater war einst kleiner Sohn. Er wuchs in der Familie unter Mutterhut heran. Die Frau hatte damals für ihren Jungen, für seine körperliche und geistige Entwicklung und Stärkung zu sorgen. In Strenge und Liebe sollte sie später den Jüngling vorbereiten und wappnen fürs große harte Leben draußen und ihm zu gleicher Zeit stets bereithalten die warme Zufluchtsecke im Elternhaus. Tat das die Mutter? Ehe man einen irrenden Sohn verdammt, frage man seine Mutter nach dieser ihrer Pflicht. Frage sie, ob ihre Bequemlichkeit, ihr Ehrgeiz und ihre Eitelkeit dem Jüngling Beruf und Amt mitwählten oder ob auch sie darauf drang, daß er die ihm von der Natur gegebenen Fähigkeiten ausbilden durfte. Ob die Mutter im Kinde von Beginn an den einstigen Vater einer neuen Generation erzog und ihn durch den Frohsinn ihrer herzlichen Natürlichkeit, durch ihre Mithilfe zu edleren Freuden lehrte, Körper und Seele freizuhalten vom Schmutzigen. Ob sie des Heranwachsenden Verständnis für Wert und Wirken der Weibesnatur zu erwecken wußte. Die alte Wahrheit: „große Männer haben große Mütter" hat nicht nur auch ihre düster beschämende Kehrseite. Wichtiger noch ist: ihr Sinn gilt auch, wo wir nicht gerade von „Größe" sprechen dürfen. Er gilt allgemein.

Das zweite Mal stellt die Natur dem Manne die Frau als Gattin und als Mutter seiner Kinder dicht zur Seite. Wieder bestimmt die Frau in hohem Grade sein Wohl und Wehe mit. Man fordert jetzt vielfach, daß sie Lebensnot und Lebensansprüche erleichtern helfe durch Mitarbeit und Erwerb in seinem oder im eignen Berufe. Darüber kann's kaum eine für Alle gleich gültige Entscheidung geben, man kann nur von Fall zu Fall das Rechte treffen. Eins scheint uns aber sicher, was auch alle „wissen" und was doch in seinen Folgen zu wenige beachten. Die Frau als Leiterin und Gestalterin der Häuslichkeit, als Pflegerin und Erzieherin der Kinder hat kein Recht zu hohen Ansprüchen an Lebensbequemlichkeit und Luxus, das besagt: sie schätze „Komfort" und „Repräsentation" nicht höher ein als Gesundheit und inneres Gedeihen der Ihrigen. Verstehen wir ganz Goethes Wort: „Das schönste was ich mir erwähle, ist in schöner Form die schöne Seele", so wissen wir, daß es nicht glänzender Geldespracht und äußerer Ehren bedarf, um zu „gefallen", um Frohsinn, Behagen, vornehmes Fühlen und echte Bildung zu gewinnen. Es dürfen sich also weder Mann noch Frau abhetzen, abarbeiten auf Kosten der Gesundheit, um die sogenannte „Stellung" zu verdienen. Man strecke sich lieber mit heiterem Geschick nach der Decke, ehe der Faden reißt. Die Frau als Seele der Geselligkeit und der Familie erweise durch ihr Wirken, daß teures Essen und Trinken nicht unumgänglich zur Ernährung und Tafelfreude gehören, daß Sammet und Seide zum Schmücken des Körpers nicht unentbehrlich sind, daß Gesundheit und Feinheit des Empfindens durch wirtschaftliche Tätigkeit, Haushaltungskenntnis und Organisationsgeschick nicht leiden, daß Bildung und Salonfähigkeit vom Besuche der Premieren und dem Anhören der Stars nicht abhängen, daß die Ausbildung ihrer Kinder den Unterricht bei Modegrößen nicht erfordert usw. Entsprechendes gilt bei den Frauen der ärmeren Klassen. Bei vielen reicht des Mannes Verdienst allein nicht zum Lebensunterhalt, das ist

Digitized by Google

gewiß. Die Frau muß also leider mit erwerben. Aber ebenso gewiß ist, daß Ordnung und Sauberkeit, Geld- und Zeiteinteilung, häusliche und handliche Fertigkeit und ganz besonders sorgfältige Beaufsichtigung und Pflege der Kinder oft rein materiell ebensoviel ersparen, wie die harte Erwerbsarbeit der unerfahrenen, unkundigen, sorglosen Familienmutter einbringt.

Sicherlich gibt es Männer, die ihre Lebensaufgabe auch im Wahren prächtiger „dehors“ sehen, die Frau und Kind als eleganten Luxusartikel betrachten und in Leichtsinn das verdiente Geld „unter die Leute bringen“. Aber sicherlich häufiger wird der Herr des Hauses die Mitarbeit seiner Genossin anerkennen, wenn sie das Haus zur Freude- und Kraftspenderin macht. Nicht so sehr durch unmittelbaren Miterwerb wie durch Wahrung und Verwaltung wird die Frau Mitarbeiterin ihres Gatten. Dadurch, daß dies innerhalb ihrer häuslichen Rechte und Pflichten geschieht, wird sie noch lange nicht zur rüstigen Wirtschafterin oder zum demütigen Aschenputtel degradiert. Im festen Gefüge ihrer Bildung kann und muß sie auch Geistesgenossin sein. Sie erntet dadurch sicher zu aller Heil die vor Jahrzehnten von der Mutter in des Sohnes Herz gelegte Saat: Liebe und Hochschätzung, und vererbt ihrerseits auf die neue Generation vernünftige Lebensanschauung, gesundes Streben in Kraft.

Solche, des Mannes Leben und Tätigkeit umschließende Sorge dürfte ein erstrebenswertes Ziel der verheirateten, ob bemittelten, ob unbemittelten Frau werden. Werden? Für vernünftige ist es das ja schon so lange, daß bei solchen Forderungen soundso viel Hunderte „neuer Frauen“ sicherlich ausrufen: „wie altmodisch!“ Es ist aber weder altnoch neumodisch, was wir verlangen, es steht jenseit der Mode. Es hat selbst mit den berechtigten oder unberechtigten Forderungen der Frauenbewegung nicht allzuviel zu tun. Die bedeuten eine Sache für sich, auch meiner Überzeugung nach großenteils eine gute, eine sehr berechtigte Sache. Aber die „Mannesfürsorge“, auf die ich hinwies: die Hilfe, die dem Manne durch Mitarbeit der Frau in der Familie geleistet werde, ist neben Mutterschutz und Säuglingsfürsorge auch eine. Und eine um so bessere, als die dazu nötige „Vorbildung“ der eigenen Person der Frau auch und ihr sogar an allererster Stelle zugute kommt. E. S.

Körperpflege

Haltungsgymnastik

Der moderne Kulturmensch kann nicht den Zusammenhang mit der Natur so eng bewahren oder so oft wiederherstellen, wie er's wohl — seiner warnenden Einsicht folgend — tun möchte. Er muß seine Zuflucht zu künstlichem Ersatz nehmen. Wo immer er nur kann, soll er freilich der Natur den Vorzug geben, soll die großen Anregungen, die die Freilicht- und Freiluftübungen für die physiologische Gesundheit und die Willensentfaltung darbieten, auf sich wirken lassen. Aber wenn er sich auch hundertmal sagen mag, daß der Mensch kein abstraktes Knochen- und Muskelsystem ist, so kann er doch nicht verkennen, daß unter den künstlichen Lebensbedingungen, die schon das Kind mit Schul- und Haus-Sitzarbeit beginnt und die Mann und Weib nie mehr von sich abschütteln können, eine erziehliche, das heißt bewußte Einwirkung auf die Körperstruktur zu einer unbedingten, grundlegenden und ausgleichenden Wohltat werden kann. Nur daß

Digitized by Google

wir bisher auf diesem Gebiete, das im Schul-, Haus- und Vereinsturnen gemeinhin die „Frei- oder Handgerätübungen“ genannt wird, so gottverlassen oberflächlich und sinnlos verfahren haben! Wir haben den Körper dabei gedreht und gebeugt, die Beine gestellt und die Arme geschwungen nach allen möglichen Richtungen hin, wir haben bei sogenannten „Schau“-Turnen die Abenden mit redlichem Willen hunderterlei Stellungen einnehmen und diese zu tausenderlei Kombinationen verschmelzen sehen — an die Einwirkung auf den Körper wurde dabei aber herzlich wenig gedacht. Genug, daß eine schweißtreibende Arbeit geleistet wurde, für alles andere fehlte der Blick. Und fehlt er zu allermeist noch immer. Erst ein liebevolles Zurückgehen auf Sinn und Zweck kann hier — wie auf so vielen anderen Gebieten! — eine glückliche Neubelebung und Erlösung aus den Fesseln geistverlassener Veräußerlichung bringen. Die Schweden hatten es uns schon längst vorgemacht. Und wenn wir auch ihr gymnastisches System als Ganzes ablehnen mögen, für das eigentliche Ziel ihres Strebens — das wir kurz mit dem Schlagwort „Haltungsgymnastik“ bezeichnen wollen — haben wir ihrem sorgsam und feinsinnig durchgearbeiteten Verfahren nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen. In dem weiten Übungsgebiet, das vor allem Haltung und Wachstum des Körpers regeln will, auf klar erkannte Ziele zuzusteuern, von der anatomischen und physiologischen Wissenschaft vernünftige Gesichtspunkte zu gewinnen, alles unlautere Schaugepränge, allen überflüssigen Zierat erbarmungslos abzuschneiden, alle leere Posenstellerei dem Fluche der Lächerlichkeit zu übergeben, das ist hier echter Fortschritt. Das ist ein Schritt, den wir vorwärts tun müßten, auch wenn es gar keine schwedische Gymnastik gäbe. Da sie aber da ist, da sie auf diesem Gebiete der Haltungserziehung mustergültig ist, so sollen wir von ihr lernen, was so gut allgemein menschlich, wie schwedisch ist. Bein-, Arm- und Rumpfbewegungen geschehen so gut diesseits wie jenseits der Ostsee in denselben Gelenken, durch die selben Muskeln und Nerven. Und um die allerelementarsten Bewegungen handelt es sich dabei. Freilich: nicht so sehr um das „Was“, sondern viemehr um das „Wie“. Nur in der Gesinnung, mit der die Bewegung geregelt wird, verstärkt oder gemäßigt, liegt das Entscheidende: der gedankenlose Formalismus werde durch ein vernünftiges Überlegen, eine bewußte Einsicht abgelöst! Haben wir auf solche Einsicht nicht auch ein allgemein menschliches Recht? Wir haben es, und haben das erkannt. Trotz aller überflüssigen Deklamationen von der Fremdenanbeterei usw. bricht sich überall eine korrigierende Neuordnung Bahn.

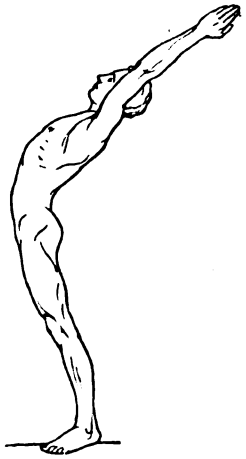
Die allgemeinen Grundsätze der körperlichen Erziehung, die das schwedische System vertritt, sollen ein andermal kritisch gewertet werden. Hier sollen zunächst nur einige Beispiele helfen, in die Betrachtungsweise einzuführen, die dort bei den Übungen maßgebend ist. Die beigegebenen Zeichnungen, verkleinerte Nachbildungen von Wandtafeln, die in Gemeinschaft mit dem Bonner Arzt Professor Dr. F. A. Schmidt und dem Maler Ewald Egg von dem Unterzeichneten im Teubnerschen Verlag herausgegeben werden, sollen die notwendige Veranschau-

Digitized by Google

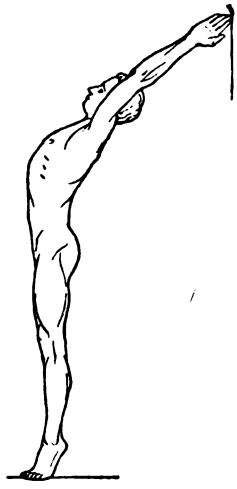
lichung unsrer Überlegungen bieten.

Unser erstes Bild stellt die im deutschen Turnunterricht immer übliche Rumpfbeuge rückwärts im freien Stehen dar. Erinnern wir uns daran, daß unser Rückgrat im aufrechten Stehen die Form eines doppelten Flachbogens zeigt, und zwar, von hinten betrachtet, oben (in der Brustregion) konvex, unten (in der Lendengegend) konkav, so erkennen wir an dem Bilde 1, daß die Rückbeugung den konkaven Bogen der Lendenwirbelsäule vertieft hat. Das damit verbundene Vorführen des Beckens und die gleichzeitig eintretende Dehnung der Bauchmuskeln sind das Charakteristische dieser Stellung, die man nicht innehalten könnte, wäre nicht auf solche Weise der Schwerpunkt des Körpers vorwärts geschoben worden. Die Betrachtung dieser freien Rumpfbeuge rückwärts war nötig, um die in Bild 2 dargestellte schwedische „Spannbeuge" völlig verstehen zu können. So wenig war nämlich das Auge unsrer Turnlehrer für die Verhältnisse unsres Körpers geschult, daß das eigentliche Wesen dieser Spannbeuge lange und oft bei uns gänzlich verkannt werden konnte. Ein Autor, der sich im turnpatriotischen Bewußtsein seines Deutschtums auf ein sehr hohes Roß geschwungen hatte, und der meinte, das deutsche Turnen enthalte ja schon alle schwedischen Übungen, dekretierte in einer Fachschrift: „Ich halte die schwedische Spannbeuge einfach für eine sehr tiefe Rumpfbeuge rückwärts." Das war ein klassisches Beispiel dafür, wie sehr wir auch auf diesem Gebiete das „Sehenlernen" nötig haben! Denn was der gute Mann als das Wesentliche der Spannbeuge ansah, das ist bei ihr das Unwesentliche, ja geradezu das Falsche! Das wird sich am einfachsten demonstrieren lassen, wenn ich jetzt eine Anweisung gebe, wie man in die Stellung dieser Übung gelangt. Im freien Stand, etwa mit Hüftstütz der Arme, können wir — ohne (wie bei Bild 1) den untern Teil der Wirbelsäule einzubiegen — mit Zurückführen der Schulterblätter die Brust rückwärts beugen, das heißt eigentlich: die Brustwirbelsäule strecken (ihren nach hinten konvexen Bogen abflachen!). Das ist eine gute und sehr nützliche Gegenwirkung gegen die gemeinhin beim Sitzen und schlechten Stehen und Gehen ausgeübte vermehrte Krümmung der Brustwirbelsäule, die sich äußerlich als runder Rücken zeigt. Solcher Haltungsverschlechterung soll hier entgegengearbeitet werden durch ein bewußtes Strecken (Abflachen) des oberen Bogens der Wirbelsäule. Solche Abflachung des oberen Bogens zieht eine gleiche des unteren Bogens nach sich. In dem Augenblicke aber, wo ich in der Lende einbeuge, strebe ich nicht nur dieser Nebenwirkung der oberen Streckung entgegen, sondern ich behindere auch diese Streckung des Rückens. Soll also die Absicht rein zur Geltung kommen, dann darf die Lende nicht geknickt werden. Jene Absicht, den runden Rücken zu strecken, den Brustkasten vorzuwölben und ausgiebig zu erweitern, wird aber am wirkungsvollsten ausgeführt, wenn die Übung mit Stütz gegen eine Wand dargestellt wird. Man stelle sich, mit dem Rücken gegen die Wand gekehrt, einen Schritt von dieser entfernt in die Grundstellung. Bei hochgehobenen, völlig gestreckten Armen führe man nach einem tiefen Atemholen das eben bezeichnete, hohe Rückbeugen, also

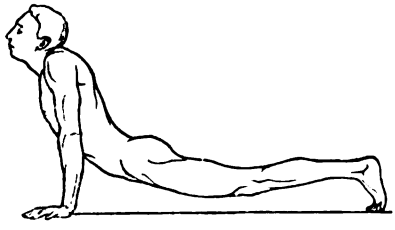
Digitized by Google



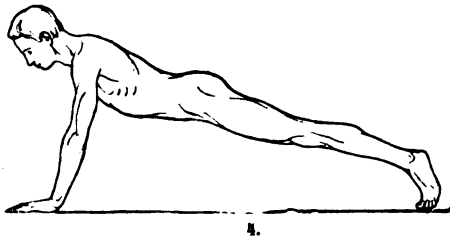
1.



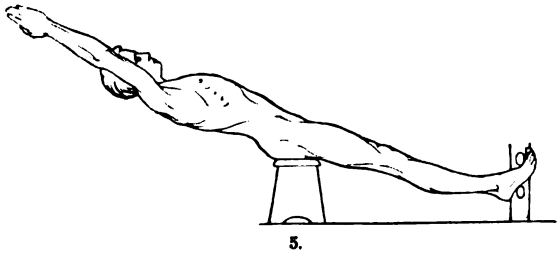
2.



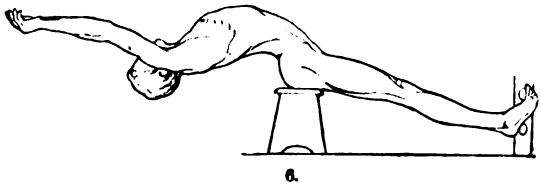
3.



4.



5.



6.

Digitized by Google

ausschließlich im oberen Teil des Rumpfes, aus. Wenn man dabei weder die Lendenwirbelsäule beugt, noch den Leib vorführt, noch die Knie knickt — was alles gründlich falsch wäre! — dann wird man bei diesem hohen Rückbeugen bald an einen Punkt kommen, wo man das Gleichgewicht verliert. Man lasse sich nun ein kleines Stück fallen, so daß jetzt die Hände Stütz an der Wand finden, aber durch energisches Strecken der Arme und Festlegen in den Schultergelenken muß eine Veränderung der ganzen Körperhaltung vermieden werden. Jetzt ist der Körper in einem flachen Bogen zwischen Wand und Fußboden ausgespannt: Streckung der Knie, der Hüften, des Rückgrats, der Arme und Hände erhält diese „Spannbeuge", die das gerade Gegenteil zu einer tiefen Rumpfbeuge rückwärts darstellt. Ein Heben der Ferse vom Boden — bei dem keinesfalls die Knie gebeugt werden sollen — vermehrt die Spannung. Die Schwierigkeit der richtigen Ausführung wächst mit der Entfernung von der Wand, die nie so groß genommen werden soll, daß die Lende gebeugt werden muß. Wenn man die Übung als hausgymnastische Gegenwirkung gegen das Sitzen vornimmt, tut man gut, ein tiefes Rumpfbeugen vorwärts zum Ausgleich anzuschließen. Man kann in der Spannbeuge auch Vorheben eines Beines oder Aufbeugen eines Knies ausführen. Kinder mit sehr biegsamer Lende, also namentlich Mädchen, sollen nahe an der Wand stehenbleiben, damit sie die tiefe Beuge und damit die noch gesteigerte Dehnung der Bauchmuskulatur vermeiden!

Alles an dieser Übung ist wohlbedacht. Was an ihr als Fehler bezeichnet wird, das ist falsch nicht aus einem äußerlich formalistischen Grunde, sondern weil es der eigentlichen Absicht — hier der Streckung der Brustwirbel — entgegenwirkt!

Der von mir oben erwähnte turnerische Fachmann aber hat von alledem keine Ahnung! Wenn ihm ein Kind mit sehr biegsamer Lende vorkommt, das sich besonders tief zurückbeugen kann, dann wird er es bewundern und solche Leistung beim Schauturnen zur Parade stellen. Denn bislang erscholl auf unsern Turnplätzen immer wieder der ermunternde Ruf: „Kreuz hohl!" Und doch wirkt solches ewiges Durchbiegen der Lende zumeist einer guten, aufrechten Haltung nur entgegen. Und zumal den Mädchen ist es not, daß ihre Bauchmuskeln gestärkt werden und eine innere Spannung erhalten. Deshalb wird der schwedische Turnlehrer auch gerade Mädchen mit allzu biegsamer Lendenwirbelsäule ganz von allen solchen Übungen befreien, wo dieser Fehler verstärkt werden könnte. Bild 3 zeigt in der falschen Haltung eines sogenannten „Liegestützes" ein Beispiel für verkehrtes Dehnen der muskulösen Bauchwand. In dieser Haltung, bei der die Hände auch auf einem niedrigen Schemel oder einem Stuhl aufstützen können (immer mit weitem Griff, damit die Brust nicht eingeklemmt werde!), will das Becken wegen seiner Schwere herabsinken. Auch die Eingeweide lasten auf der Bauchgegend und wollen diese dehnen. Da ist es einleuchtend, daß durch Strecken der Hüften und Zusammenziehung der Vorderseitenmuskeln, wie es die richtige Ausführung des Bildes 4 zeigt, ein vernünftiger Sinn in die Übung gebracht wird. Wer in diesem Liegestütz bei gehöriger Streckung der Knie und Hüften

Digitized by Google

und ohne Herabsinken des Leibes Rückheben eines Beines, Vorheben eines Armes, Beugen und Strecken beider Arme ausführt, der wird die Wirksamkeit dieser Stellung als „Vorderseitenübung“ bald verspüren.

Noch ein Beispiel soll in die sinngemäße Betrachtung der Haltungsübungen einführen. Bild 5 zeigt gleichfalls eine Übung zur Stärkung der Vorderseitenmuskulatur: das Rückneigen aus dem Sitz. Dieses wird so ausgeführt, daß die Füße unter einem Gerät — im Hause z. B. wie in J. P. Müllers „System“ unter einem Schrank — festen Halt haben. Wird dann der Oberkörper so weit zurückgeneigt, daß er in der Verlängerung der Beine liegt, also in den Hüften gestreckt ist, dann müssen die Vorderseitenmuskeln ihn tragen; diese also sind zusammengezogen, ein äußeres Kennzeichen ihrer Arbeitsleistung. Nun aber vergleiche man Bild 6. In der dort wiedergegebenen Haltung ist das Rückgrat in der Lende tief gebeugt (in Bild 5 ist es gestreckt!) und der große gerade Bauchmuskel, der vom Becken entspringend am Brustkasten ansetzt und diesen jenem annähert, ist gedehnt, leistet also die Arbeit nicht, die er in der richtigen Ausführung des Bildes 5 besorgt. Während nämlich — durch anfangs noch verrückbare Haltung der Füße ermöglicht — beim Einnehmen der richtigen Haltung das Becken mit Drehung in den Hüftgelenken auf dem Sitz- und unteren Kreuzbein verschoben wurde und so weit an der Rückneigung teilnahm, daß die Lende gestreckt bleiben konnte, ist bei der falschen Ausführung das Rücksenken des Oberkörpers ausschließlich durch ein Einbiegen der Wirbelsäule zustande gekommen. Die Bilder 5 und 6 zeigen den Unterschied für jeden, der denkend betrachten kann, aufs deutlichste.

Alle sogenannten „Freiübungen“, alle Bewegungen im Stehen und Gehen sollten bei einer bewußten Körpererziehung so im einzelnen durchmustert und Falsches und Richtiges sollte mit Hinblick auf einen bestimmten Übungszweck klar voneinander gesondert werden. Wie dann aus der kritischen Sichtung des einzelnen ein aus allgemeinen Grundsätzen aufgebautes, einheitliches System entsteht, das wollen wir ein andermal erörtern. Daß unsre Betrachtungen sich ausschließlich auf die Bewegungsformen beziehen, die einer planmäßigen Haltungsgymnastik zugezählt werden können, soll hier, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich gesagt sein. Das freie Spiel der Glieder in den natürlichen Übungen des Laufens, Springens, Werfens und Kletterns soll auch frei bleiben und unter keine kritische Pedantenbrille genommen werden. Wenn wir aber die künstlichen Formen der „Freiübungen“ fernerhin betreiben wollen, dann sollen wir sie auch sinnvoll und durchdacht ausführen. Sonst möchten wir, trotz aller scheinbaren Arbeitsamkeit einen rechten Erfolg verfehlen und die Einwirkung all dieser posierenden Stellungen einer alt-formalistischen Turnschule möchte im Grunde genommen — wie mir einmal ein feinsinniger Arzt sagte — „allzu mikroskopisch“ bleiben.

Karl Möller

„Klopstock als Erzieher“

Bildung und Schule

In einer Berliner Zeitung ward unter dieser Überschrift von der jüngsten Gymnasiastentragödie gesprochen, bei der zwei Primaner ihr Leben wegwarfen. „In der

Digitized by Google

Schule hatte man Klopstocks religiöse Werke als Aufsatzthema.“ Was weiß man später im Leben von Klopstock? „Höchstens erinnert man sich dunkel an ein Mondgedicht, in dem der Himmelswanderer als ein Gedankenfreund gepriesen ist, an einige von Pathetik triefende Stellen aus seinem Hauptwerk, das heute ein Bombastikum ist, oder an eine trübselige Ode »Der Eislauf«, bei der dem Leser die Lust zum Eislaufen vergeht. Kein Zweifel, daß Klopstock ein Symbol des lebernsten Überlebtseins ist.“ Und das, während eine „langsam oder schnell erwachende Seele nach tausend Lebenswundern giert“. Zu Hause sucht man sich an dem wirklich Modernen zu befriedigen, in der Schule aber — „man kriegt für Nietzsche Klopstock“. Die Schule ist ein Antiquitätenkasten. „Wenn er ein ernster, sogenannter tief angelegter Mensch ist, muß der Jüngling den greulichen Hokuspokus verachten, denn er steht schon längst über ihm.“

Lassen wir einmal ganz die Frage beiseit, ob das, was der Verfasser des Aufsatzes als zuträglichere Geistesnahrung für die Jugend empfiehlt, ihr auch wirklich die bekömmlichere sei.

Auch dann scheint uns noch: nicht nur die Jugend, sondern auch der Verfasser dieses Artikels, Felix Lorenz, sei etwas schnell fertig mit dem Wort. Überschaut man wirklich als Primaner den Klopstock schon so aus Turmhöhe? Wenn man von seinen dichterischen Werten nicht mehr als nach seinen Bemerkungen Lorenz erfaßt hat, wohl kaum. Reden wir aber nun ganz darwinistisch modern. Das Einzelwesen wiederholt abkürzend die Entwicklung der Gattung — wenn man die Jungen zu einem Dichter führt, der noch die Generation Goethes mächtig begeistert hat, so handelt man an und für sich damit nicht *gegen* die modernen Erkenntnisse, sondern ihnen *gemäß*. Allein, man kann's ja verschieden machen. Wenn man die Jungen im Anschluß an Klopstock Aufsätze über „die Gnade als Ergänzung der Gerechtigkeit“ schreiben läßt, freilich, so täte man gescheiter, wenn man den Abschied nähme. So gewiß es jedoch fraglich ist, ob selbst des zitierten Nietzsche Sprachkunst gerade ohne — Klopstock möglich wäre, so gewiß ist in Klopstock auch für uns Heutige noch Lebendiges, *starkes* Lebendiges, dessen wir noch mit Freude genießen können. Ja, dessen wir gerade dann genießen können *müssen*, wenn „das Einzelwesen die Entwicklung des Stammes abkürzend in sich wiederholt“, mit andern Worten: wenn wir uns *natürlich* entwickeln. Auf die Art des „Abkürzens“ kommt es nun an: auf das Herausfinden dessen, was in Klopstock und in all den andern tatsächlich *nicht* nur zeitlich war, was *noch* lebt. Es ist „nicht viel“, das Wenige aber gehört eben wegen seiner bewiesenen Dauerhaftigkeit zu dem „Standard“ der Bildung, zu der festen Fracht, die beim Schaukeln im Wellentreiben des Neuesten und Allerneuesten dem Schiffe Halt zu geben hilft. Daß nur sehr wenige Lehrer imstande sind, dieses Lebendige herauszufühlen und zu vermitteln, das freilich ist sicher wahr als eines der vielen Zeichen vom Tiefstande unsrer ästhetischen Kultur. Literaturgeschichtliche und sonstige *Kenntnisse* helfen dazu um keinen Deut. Nur wie durch Zufall können sie gelegentlich zu Nebenergebnissen führen, die freilich auch zu brauchen sind. *Werden* sie dann wenigstens gebraucht? Haben zum Beispiel die Berliner

Digitized by Google

Lehrer ihren Primanern davon erzählt, welch ein kreuzvergnügter Herr dieser religiöse Pathetiker im Leben gewesen ist? Daß man also gar nicht sauertöpfisch oder gar lebensüberdrüssig zu sein braucht, selbst wenn man klopstockisch religiös ist? Haben sie ihnen zum Beispiel den Mädchenfreund Klopstock der Züricher Besuchstage vorgeführt?

Die Hauptfrage bleibt: haben sie bei ihrer Behandlung des Meisters denn überhaupt die Lebenswerte, und nicht nur die Gedankenreihen, wieder zu erwecken sich auch nur bemüht? Die Lebenswerte, welche das ästhetische Erfassen vermittelt? Wenn sie das taten, so hatten sie ja ein sehr einfaches Kriterium dafür an der Hand, ob sie's richtig taten: wo ästhetischer Genuß, ist Freude.

Die Häufung der Schülerselbstmorde

ist zum großen Teil ohne Zweifel auf eine gewisse Suggestion zurückzuführen, indem viele der Selbstmörder durch die Vorgänger zu ihrer Tat veranlaßt werden, ähnlich wie zeitweilig verbrecherische Elemente zu gewissen Untaten, wie Messerstecher und Brandstifter. Man darf deshalb darauf rechnen, daß diese Selbstmordepidemie wieder abnehmen wird. Trotzdem wirken bei ihr natürlich auch Ursachen mit, die abgestellt werden müssen.

Fast jedesmal, wenn solch ein tragischer Vorfall bekannt wird, erheben sowohl Familie wie Öffentlichkeit schwere Anklagen gegen die Schule. Ich meinerseits glaube, daß die Schule mitschuldig ist. Der größte Teil der Schuld scheint mir aber bei der Familie zu liegen, und da der Schuldanteil der Schule schon so viel erörtert ist, möchte ich einmal davon sprechen.

Was ist denn in den meisten Fällen die Ursache der Selbstmorde? — Fast immer wieder liest man von schlechter Zensur, Nichtversetzung, Tadel oder dergleichen. Der Junge, denn fast immer handelt es sich um Knaben, mochte das ewige Tadeln nicht länger ertragen, mochte seinen Eltern nicht länger Sorge machen durch schlechte Zensuren und Sitzenbleiben. Er war des unaufhörlichen, aussichtslosen Kampfes gegen den Lehrstoff müde; er fühlte, daß seine Fähigkeiten mit den immer sich steigernden Anforderungen nicht mitkonnten. Und bei einer besonders schmerzlichen Gelegenheit reifte der Entschluß, ein Ende zu machen.

Mußte der Junge durchaus die höhere Schule — denn um eine solche handelt es sich ja fast immer —, die ein bestimmtes gesteigertes Maß von Wissen nun mal lehren will, besuchen und absolvieren?

Mußte er durchaus ein „Kopfarbeiter" werden?

War es wirklich nicht angängig, ihn irgendein Handwerk lernen zu lassen, für das er vielleicht aufs beste befähigt war?

Aber das wird nicht gefragt, wenigstens nicht zuerst: was hat der Junge für natürliche Anlagen; in welcher Berufsart könnte er wohl das Beste leisten? Sondern es heißt: welcher Beruf ist standesgemäß und verheißt das höchste Einkommen? Ist der Vater „Akademiker", dann darf der Junge nicht Handwerker werden, und wenn er noch so viel Lust und Geschick zu irgendeiner manuellen Betätigung hätte. Da muß der Junge, der vielleicht einmal als geschickter Mechaniker die kostbarsten Instrumente hätte herstellen und sein gutes Einkommen dabei finden können, durchaus stu-

Digitized by Google

dieren. Kann er nicht dazu kommen, so wird er auf diesem Wege doch so weit getrieben wie nur irgend möglich — bis eines Tages wieder einmal eine Schülertragödie ihren letzten Akt spielt.

Daß durch den Übertritt von Söhnen der gebildeten Stände ins Handwerk und in den Stand der Handarbeiter auch diese Stände sowohl wirtschaftlich wie gesellschaftlich gehoben würden, das habe ich an andrer Stelle zu zeigen versucht.* Die akademisch gebildeten und jetzt in der Hauptsache herrschenden Stände würden natürlich dem der Handarbeit ganz anders gegenüberstehen, als jetzt, wenn erstens das Handwerk als Gesamtheit noch mehr leistete, wenn zweitens seine gesellschaftliche Stellung durch die Zugehörigkeit von Gliedern auch der „höheren Stände" gesteigert würde. Otto Schulz

Unter uns
Lebende Worte

Ludwig Richters Lebenserinnerungen
Volksausgabe des Dürerbundes

Ludwig Richters Lebenserinnerungen sind mit vollem Rechte ein so berühmtes Buch, wie Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes". Aber: sie waren bisher bei weitem nicht ein ebenso verbreitetes Buch, denn man konnte sie nur in einer ziemlich teuren Ausgabe kaufen. Jetzt ist das anders, die „Volksausgabe des Dürerbundes" ist in Max Hesses Verlag in Leipzig erschienen. Sie fügt außer der Einleitung und Ergänzung von Ludwig Richters Sohn Heinrich noch einführende Worte von Ferdinand Avenarius und ein Bildnis des Meisters dem Texte bei. Ihr Preis beträgt 3 Mk. für das in Leinen gebundene Exemplar. Derselbe Mensch, den wir in Richter dem Maler und Zeichner lieben, lebt und betätigt sich ausdrucksvoll in Richter, dem Schilderer mit dem Worte: auch diese Lebenserinnerungen gehören zu den Helfern dazu, daß im Lebensbaum unsres Volkstums die Adern zu den Wurzeln hinab gesund bleiben. Sie gehören ins deutsche Haus. Und so empfiehlt der Dürerbund auch diese seine Volksausgabe unsern Freunden herzlich.

Höheres Leben

In jedem, auch selbst unbedeutenden Menschen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erscheinende nicht viel taugt, oder noch edlerer, wenn er an sich gut ist, verborgen. Man darf sich nur gewöhnen, die Menschen so zu studieren — und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Ansicht der Menschheit überhaupt.

Wilhelm von Humboldt

* In einem Buche „Glück und Persönlichkeit", Verlag „Neues Leben", bei Wilhelm Borngräber, Berlin W 30.

Unsre Bilder und Noten

Das „Felsengestade" vom Adriatischen Meer, das uns Karl Mediz zeigt, ist eines jener scheinbar ganz einfachen Bilder, die dem ersten Blick nur durch den Zusammenklang einiger weniger großer Farbflächen wirken, deren jede in sich wieder belebt sind, hier durch Kontraste von Grün zu Rot und Harmonien von Grün zu Blau und Violett. Wer näher hinschaut, wird ein stoffliches Interesse an diesen seltsamen Karstgebilden fühlen. Und wer sich noch tiefer ins

Digitized by Google

Bild versenkt, dem wird aus der Fremdheit dieser Natur im Abendschimmer eine Märchenstimmung aufsteigen. Etwa: als würde unter dem Vollmonde da, der bald „wirkendes Licht" sein wird, nun ein Abenteurer vom Strande unter dem Bogen heraufsteigen, das Roß den Klippenpfad hin am Zügel, keiner weiß woher, keiner weiß wohin. Es ist etwas von jener Ruhe in diesem Bild, die von Geheimnissen durchflüstert wird.

Das kleine Bild von Schmoll von Eisenwerth, den unsre Leser schon aus dem farbenglühenden Sommerbild (XXI, 2) kennen, bringen wir, weil es mit den allereinfachsten Mitteln seine Luftlichtstimmung gibt. Nur ein paar duftige Schattenrisse, dahinter das Licht, droben die beiden Vögel. Alles ohne genaue Naturnachbildung, alles nur Skizze, das heißt: alles noch auf das engste mit der Persönlichkeit des Künstlers verquickt, noch nicht losgelöst aus ihr durch das strengere Nachprüfen der Wirklichkeitsformen. Eben deshalb ist das Werkchen auch von dem besondern Reiz der Skizze.

Dann geben wir wieder einmal zwei Bilder von Leo Samberger, und zwar solche, welche die beiden wesentlichsten Seiten seiner Begabung an zwei höchst charakteristischen Proben zeigen. Das Bildnis des Grafen Crailsheim kann als Charakterschilderung wohl kaum übertroffen werden, doch würde eine Begründung dieses Urteils nicht ohne Charakterstudien über den Dargestellten möglich sein, und diese müßte wohl mancherlei sagen, was entweder nicht diskret wäre oder sich nicht besser sagen ließe, als eben durch die hellen und dunklen Striche mit Sambergers Stift. Auch dessen zweites Bild muß für sich selber sprechen. Es ist der Erinnerung des Künstlers an eine Verstorbene gewidmet und ist zur Glossierung durch Worte zu keusch.

Unsre Illustrationsbeilage fügt sich dem Aufsatz über Briefmarken an. Die obersten zehn Entwürfe stammen aus dem Wettbewerbe des Dürerbundes um Reichsmarken, die dann folgenden sieben aus dem bayerischen. Man sieht, es sind beide im Leiter besprochene Typen vertreten. Beim Dürerbund-Wettbewerb hatte sich die Mehrheit der Künstler für das eigentliche „Marken"prinzip, die Markierung mit der Wertbezeichnung, entschieden. Beim bayerischen herrscht der bayerische Leu vor; Wappenlöwen sind immer launische Tiere, sie werden unter der Suggestion der Heraldik viel leichter als der Adler ein bißchen humoristisch. Leider verbot es sich aus technischen Gründen, die Reize auch nur anzudeuten, die nicht nur durch mannigfaltige Farbe und mannigfaltiges Papier, sondern auch durch erhabene Papierprägung (zum Beispiel bei der zweiten Marke), durch Schnitt, dann wieder durch Stich usw. vorgeschlagen wurden. Die dritte Markengruppe zeigt, daß man früher viel „edlere" Techniken anwendete. Die alte Ceylon-Marke ist wirklich ein kleines Kunstwerk auch der Technik, es gab aber damals viele, die nicht schlechter waren. Unter den neueren wirklich gebrauchten Marken „führt" die französische. Sie ist in dieser Form nicht gleich auf den ersten Wurf gelungen, sie ist durch verschiedene Ausgaben immer vereinfacht und entwickelt worden. Gerade so wie die Marke der Schweiz mit Weltis Tellbuben, von der wir die beiden Entwicklungsstadien nebeneinander zeigen. Bei der neuen ist nicht nur die Zahl besser zu sehen, das ganze Ding ist einfacher und dekorativer, und selbst unsre, für

Digitized by Google

solche Zwecke ja nur rohe Wiedergabe deutet auch die Vereinfachung und Klärung der Zeichnung an. Wir vergrößern diese Marke noch auf das Format der österreichischen Jubiläumsmarken, um einen Vergleich zu ermöglichen. Gibt man, wie in Österreich, zahlreiche Werte mit besonderen Marken, so braucht bei den Briefen nicht mit großer Markenzahl gerechnet zu werden, und so kann man größeres Format für die einzelnen wählen.

Je mannigfaltiger man die einzelnen Marken gestaltet, je leichter und je schneller werden sich alle Fragen in der Praxis klären. Also nochmals: ein andres Motiv und eine andre Durchführung für jeden Wert, nicht etwa bloß Farbunterschiede! A

Unsre Notenbeilage bringt zur Abwechslung einmal ein Orgelstück, das Largo aus dem Orgelkonzert von Wilhelm Friedemann Bach, dem genial-liederlichen Sohne des großen Thomaskantors. Vater Sebastian schätzte dieses Werk so hoch, daß er sich eigenhändig eine Abschrift davon nahm. Es stammt noch aus der Zeit, da die schlimmen Entartungserscheinungen bei Wilhelm Friedemann noch nicht hervortraten, er vielmehr als wohlbestallter Organist an der Dresdner Sophienkirche (1733—1747) wirkte. Das vorliegende Largo zeigt die tiefe Anlage dieses Geistes, seine Innerlichkeit und einen Ausdruck freier Subjektivität, der ganz aus dem Atemkreis der Musik seines Vaters heraustritt. Da spürt man die neue Zeit. Wer keine Orgel oder kein Harmonium hat, kann das herrliche Stück leicht vom Blatt für Klavier und Geige einrichten. (Die Oberstimme die Geige, die beiden unteren Systeme das Klavier.) Ein Arrangement für Klavier allein findet man in der Hausmusik des Kunstwarts. Die ganze Originalkomposition ist in der Edition Peters zu haben. Eine effektvolle Bearbeitung für Pianisten zum Konzertvortrag lieferte A. Stradal (Edition Schuberth). — Zur Ergänzung fügen wir einen Bauerntanz von Johann Adolf Hasse bei, den Georg Göhler für Orchester herausgegeben hat (Leipzig, C. A. Klemm), der sich aber auch in der Einrichtung für Violine und Klavier gut spielen läßt und unsern Geigern willkommen sein dürfte. Drei weitere Orchestersätze Hasses, in demselben Arrangement, brachte unsre Hausmusik. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Ewald Bender, Dresden-Blasewitz; für Musik: Dr. Richard Batka, Wien III; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg, Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien III, Arenbergring 16 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

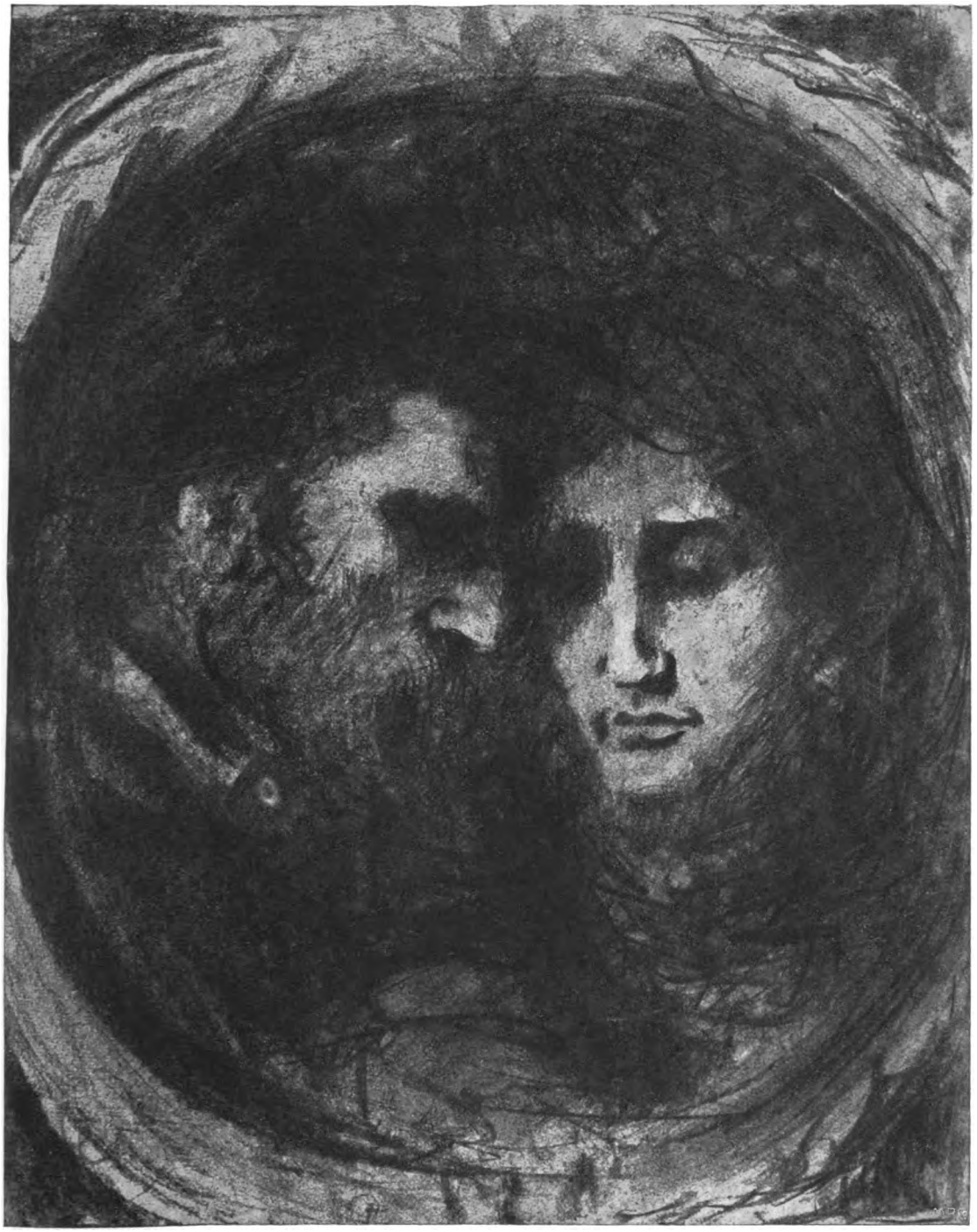
Digitized by Google

LEO SAMBERGER

KW

Digitized by Google

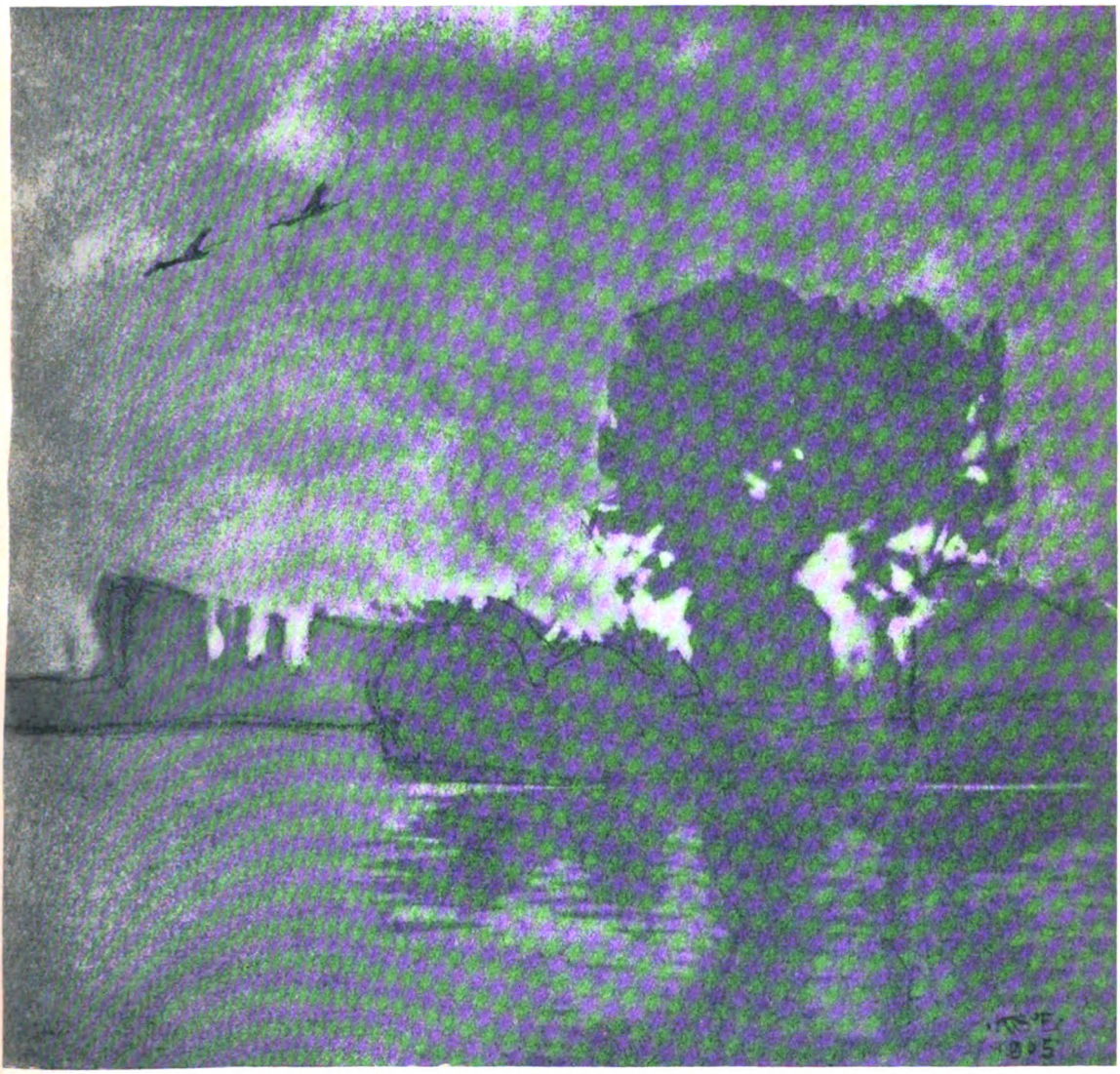
Digitized by Google



LEO SAMBERGER

Digitized by Google

Digitized by Google



KARL SCHMOLL VON EISENWERTH

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: BRIEFMARKEN SIND KEINE KLEINIGKEIT

AUS DEM DÜRERBUND-WETTBEWERB:

AUS DEM BAYERISCHEN STAATS-WETTBEWERB:

ÄLTERE GEBRAUCHTE MARKEN:

NEUE GEBRAUCHTE MARKEN:

KW

Digitized by Google

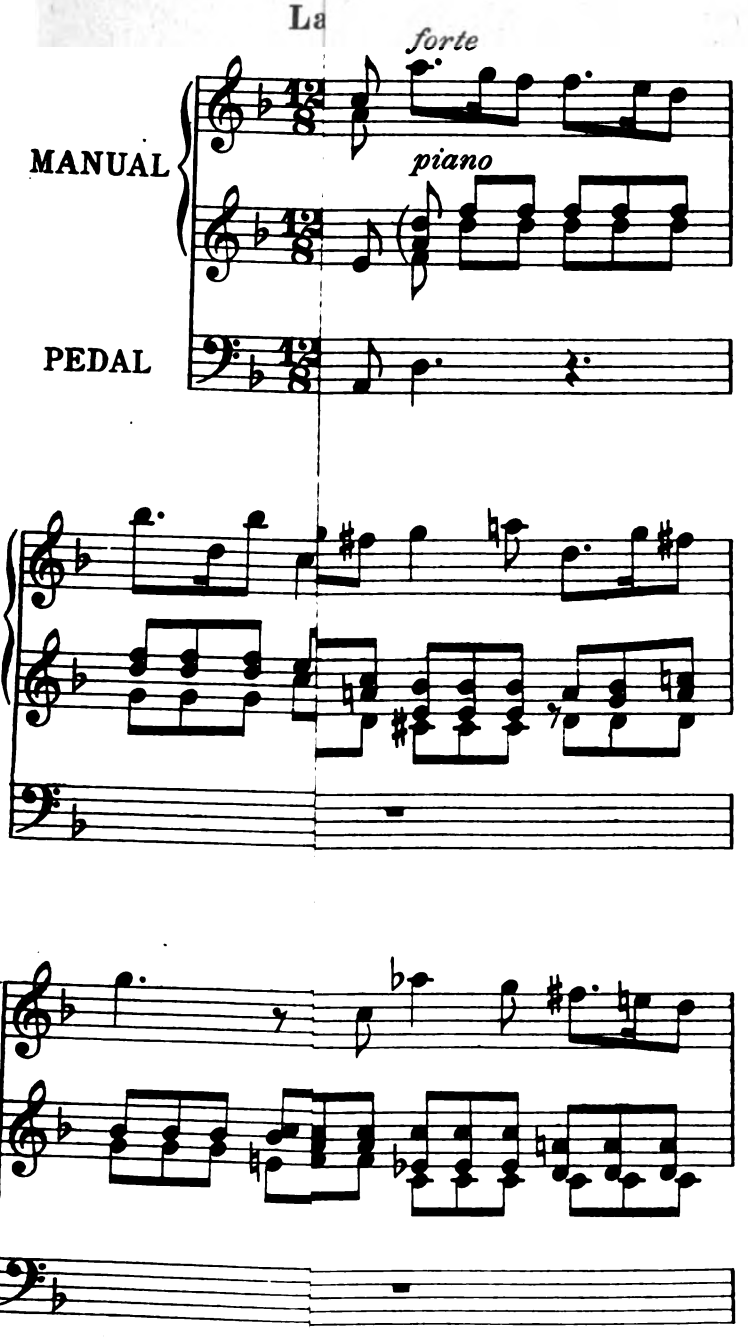
Digitized by Google

BEILAG

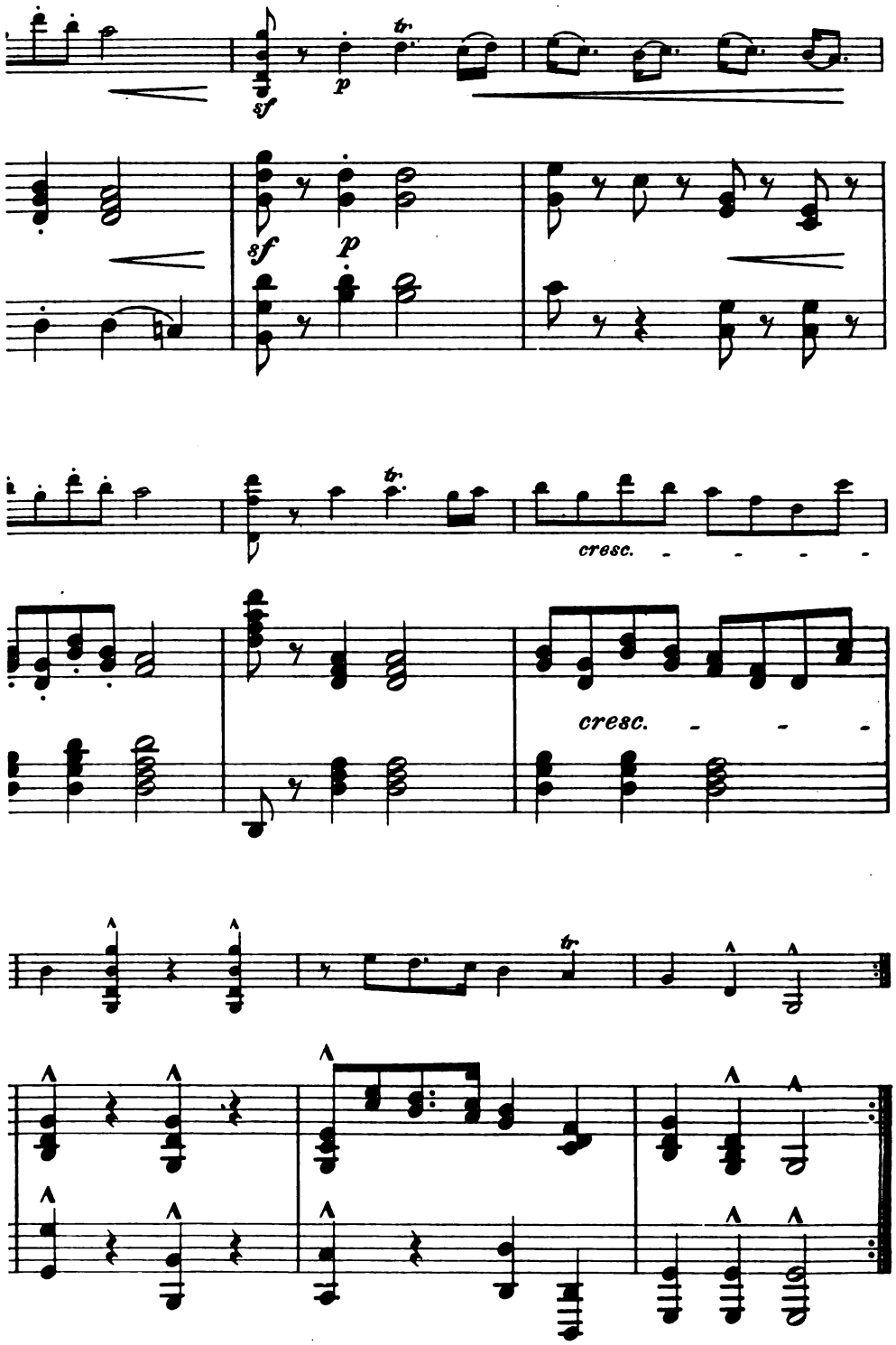
LARGO

aus dem Orgelkonzert in D-moll

La



Digitized by Google



Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

CARLOS GRETHE

Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Novemberheft 1909 Heft 4

Universität, Bildung und Studium

Zahlreiche Reformbestrebungen pochen in unseren Tagen an die Tore der allgeheiligten Alma mater, Studenten und Professoren beteiligen sich daran, Aber leider ist die Teilnahme an den akademischen Fragen noch immer auf die unmittelbar berührten Kreise beschränkt. Leider, denn diese sind nicht immer die durchaus Berufenen, da sich leicht persönliche Bedürfnisse und individuelle Erfahrungen allzusehr vordrängen. Es scheint fast, als ob die unsere Universitäten betreffenden Bestrebungen von der „öffentlichen Meinung" gemißbilligt würden, für die ja die Universitäten noch immer als die sicheren Hochburgen der Wissenschaft und Bildung gelten, welche uns Deutschen den höchsten Ruhm der Kultur erobert haben und bewahren.

Ehe man sich darüber klar werden kann, wie die Universität sein sollte, muß man sich darüber klar sein, was die Universität ist. Da drängt sich zunächst die offenkundige Tatsache auf, daß sie ein Institut des Staates ist. So sehr man die Freiheit und die wissenschaftlich freie Arbeit der Universitäten betonen mag, kein Zweifel, daß eine Universität ohne die Autorität des Staates, welche sie stützt und trägt, heutzutage undenkbar ist und tatsächlich nicht vorkommt. Der Staat stellt die Lehrer an, von ihm erhalten sie Gehalt und Auszeichnungen, mit ihm machen sie Verträge über ihre Lehrtätigkeit, von ihm können sie diszipliniert und relegiert werden. Zwar ist ihnen im allgemeinen überlassen, vor ihren Hörern vorzutragen, was sie wollen; das Prinzip der Freiheit der Lehre ist immerhin mehr als ein bloßer Schein, wenn es auch die Eigenschaft aller Prinzipien teilt, gelegentlich kleine Löcher aufzuweisen. Aber anderseits sind die Professoren an die Studienordnungen und die Lehrpläne ebenso gebunden, wie ihre Hörer, und der Fall Arons hat gezeigt, daß man nicht einmal Privatdozent und zugleich Sozialdemokrat sein kann, während die Freiheit der Lehre, um sich zu wahren, sich oft in die höchsten Regionen der Abstraktion flüchten muß, Tagesfragen aber in der Universität überhaupt und grundsätzlich mehr gemieden als gesucht sind. Der Staat nun wahrt, indem er die Hochschulen pflegt und unterstützt, im wesentlichen sein eigenes Interesse, denn was ihm die Universität leistet, ist nicht weniger als die Ausbildung des weitaus wichtigsten Teiles seiner Mitarbeiter. Juristen, Lehrer, Theologen und eine gewisse Anzahl mindergesuchter Berufe, kurz, fast das gesamte Beamtenheer des Staates und der mit ihm verbundenen Kirche werden in der Universität, d. h. von staatlich angestellten und erwählten Männern ausgebildet, werden von eben hier ausgebildeten Männern geprüft. Wäre es wahr, daß wirklich für freiheitlich Gesinnte, welche dem Staate unbequem sein könnten, in diesem Gefüge kein Raum ist, oder daß sie, einmal darin aufgenommen, nicht recht „vorwärts kämen" — eine Behauptung, die immer lauter von den verschiedensten Seiten wiederholt wird — so wäre das zum mindesten erklärlich.

Digitized by Google

Die Einwirkung des Staates auf die Art, wie in der Universität gelehrt wird, beschränkt sich nun darauf, daß er die Wissenschaftlichkeit des Betriebes verbürgt. Die Universitäten sind die anerkannten Sitze der Wissenschaft, die Professoren werden tatsächlich fast ausschließlich nach ihrer wissenschaftlichen Befähigung gewählt, während man nach ihrem persönlichen Verhältnis zur lernbegierigen Jugend selten und wenig fragt. Auch die Lehrbefähigung ist dabei nicht ausschlaggebend. Die großen Summen, die der Staat für historische, philologische, geographische und andere Forschungen, für sanitäre Institute, für Bibliotheken und Seminare alljährlich ausgibt, bedeuten nichts mehr und nichts weniger als eine unmittelbare Förderung der Wissenschaft. Dieser gewaltige Apparat sicherte uns Deutschen bisher den Ruf größter Gelehrsamkeit und höchsten Forschungeifers. Und das zu Recht. Ein andres aber bedeutet die Frage, ob wir mit diesem immensen Betrieb auch den Interessen der Bildung und damit der Kultur gerecht zu werden vermögen. Es gab eine Zeit, wo sich an den Universitäten nur solche Studenten versammelten, welche sich den Wissensbesitz ihrer Zeit zu eigen machen wollten. Heute aber kommen Tausende von jungen Menschen beiderlei Geschlechts zur Universität, nicht um Gelehrte zu werden, auch nicht, um sich die vom Staat geforderten Zeugnisse zur Ausübung des Staatsdienstes zu holen, sondern nur, um durch das Wissen hindurch zur Macht der Bildung zu gelangen, denn nicht Wissen an sich ist Macht, wie ein allzu abgekürztes Modewort sagt, sondern Wissen, das, ins lebendige Denken und Fühlen des Menschen eingegangen, zum Sein und Können geworden ist. Was aber bietet diesen die Universität? Gelehrsamkeit und immer wieder Gelehrsamkeit. Dafür einige Beispiele: Soviel wissenschaftliche Vorträge auch an der Universität gehalten werden, im allgemeinen hält man es nicht für der Mühe wert, über den eigentlichen Inhalt einer wissenschaftlichen Arbeit, über den Bildungswert der verschiedenen Studien oder gar über das akademische Leben selbst zu sprechen. Die gedruckten Führer, die oft von Unberufenen herausgegeben werden, geben nicht mehr als ein Gerippe, geben zumeist nur die zur Erfüllung der Examenvorschriften notwendigen Winke. Wer aber wäre berufener, als die Professoren selbst, über den wesentlichen Inhalt des akademischen Studiums zu sprechen? Und wieviel verschwendete Semester, wieviel Enttäuschung und Erbitterung könnte denen erspart werden, die heute sich auf eigne Faust bis zum Kern der Fachstudien „durchhören“ müssen! Ein solches Kolleg über Sinn, Wert, Umfang und Inhalt des akademischen Studiums in seinen verschiedenen Zweigen wäre von größtem Nutzen; es könnte auch, wenn ein einzelner es nicht zu bewältigen vermöchte, abwechselnd von verschiedenen Fachprofessoren gehalten werden. Zu dem gleichen Zweck der Orientierung sollte man endlich auch die eigentlichen Zentralstellen der wissenschaftlichen Arbeit, die Seminare, für Zuhörer offenhalten, die heute immer nur denen zugänglich sind, welche sich bereits dem Fachstudium verschrieben haben.

So wenig wie es einführende Kollegien gibt, so wenig begegnet man an den Universitäten populären* Kollegien. Die

* Es sind natürlich nicht Kollegien nach Art der Volkshochschulvor-

Digitized by Google

Wissenschaft spezialisiert sich, und mit ihr spezialisieren sich ihre Vertreter; indem das Material sich ununterbrochen mehrt, wird der wissenschaftliche Vortrag ständig reichhaltiger, der Lernstoff wächst ins Immense, aber der lebendige Gebrauchswert des Gehörten verschwindet nach und nach. Man sieht das am deutlichsten an jenen Studienzweigen, für welche der Staat bindende Studienordnungen herausgegeben hat. Wer heute als Jurist oder Mediziner sein Brot finden will, muß mit aller Anstrengung sich in zahlreiche Fachwissenschaften vertiefen; 28 bis 30 wöchentliche Lernstunden sind nichts Seltenes, von der häuslichen Arbeit ganz abgesehen. Damit wird dann knapp der vorgeschriebene Rohstoff zum geistigen Besitz gewonnen, zu praktischer Betätigung und Erfahrung aber blieb keine Zeit. Noch viel weniger zu einer allgemeinen Ausbildung. Damit kommen wir auf die Lehrmethode.

Sie besteht heute allgemein im Vortrag, den der Student anhört, wenn er will nachschreibt und zu Hause verarbeitet, oder in der praktischen Übung. Die praktische Übung kommt für Studenten, die kein Fachstudium ergriffen haben, kaum in Betracht; an größeren Universitäten ist sie zudem ein zweifelhaftes Geschenk, da der Professor mit den sehr zahlreichen Studenten (die Möglichkeit einer Zahlbeschränkung wird nicht angewendet), doch nicht in persönliche Verbindung treten kann. Darin liegt nämlich der eigentliche Mangel der Methode: der persönliche, menschliche Konnex zwischen Lehrendem und Lernendem fehlt. Auf der einen Seite steht ein Vortragender mit allen subjektiven Gewohnheiten, Launen, Fehlern eines Mannes, der durch Fragen oder Widerspruch während seiner Rede niemals in Verlegenheit gebracht wird, auf der andern Seite eine Masse von Zuhörenden, die meistenteils nicht einmal das Zuhören gelernt haben. Zwischen beiden aber liegt der Abgrund sozialer Unterschiede, den man heute durch Titel- und Ordenverleihungen noch ständig erweitert, indem man zugleich innerhalb der Dozentenschaft „differenziert". Diese Masse von Zuhörern, von denen sich ein guter Teil nichts Besseres wünscht, als geführt und angeleitet zu werden, ist, wie man es nennt: „frei". Diese akademische Freiheit sieht so aus: es bestehen keinerlei Verpflichtungen zwischen Lehrer und Hörer. An japanischen Frauenhochschulen hat jeder Lehrer die bindende Verpflichtung, seinen Hörerinnen jederzeit Rede zu stehen — und diese Pflicht soll ihm viel Zeit kosten. Unsere Professoren haben für gewöhnlich eine wöchentliche Sprechstunde, und die meisten lehnen persönliche Beziehung zur Jugend ab. Zugegeben: unsere Jugend kommt oft mit einem Selbständigkeitsdünkel auf die Universität, der ein solches Verhältnis ungemein erschwert.* Trotzdem: es ist auch unter ihr eine Sehnsucht da, die alle Schranken individualistischer Erwachsenheitspose durchbrechen würde, fänden sich unter den Professoren wirk-

träge gemeint; an den Universitäten ist ja das Zuhörerpublikum niemals ohne jede Vorkenntnis oder Übung in wissenschaftlichem Denken.
* Wie sehr daran die einseitigen Methoden unsrer Vorbildungsanstalten schuld sind, soll in diesem Zusammenhange nicht untersucht werden.

Digitized by Google

lich Männer genug, die nicht nur zu lehren, sondern auch zu erziehen bereit wären. Die Verquickung von rein wissenschaftlicher Arbeit und Lehre führt eben sehr leicht zu gänzlicher Verkapselung des Forschenden in seine individuelle Tätigkeit. Der also Forschende sucht sich im besten Fall Mitarbeiter und Mitforschende. Gar zu gern beschäftigt er in Seminaren und engerem Arbeitskreis die, welche seiner Lebensarbeit zu Hilfe kommen. Daß dabei junge Kräfte nur allzuoft mißbraucht werden, — das scheint eine harte Anklage, betont aber eine Tatsache. Unsre deutsche Anlage kommt eben der abgeschlossenen Gelehrtenarbeit weit mehr entgegen als dem Wirken und Schaffen am Ganzen der Kultur. Diese so kostenreichen Institute und Seminare, deren Pforten sich stets nur den Fachstudierenden öffnen, sind deshalb oft ebenso gewiß in bestimmtem Sinne als Pflegestätten der Kulturträgheit schädlich, wie sie als Pflegestätten der Wissenschaft nützlich sind.

Man will nun freilich weder dies zugeben noch das andere, daß man die meisten Vorlesungen der Professoren ja einfach drucken lassen und den Studierenden übergeben könnte. Hat sich überhaupt schon je ein Professor zu solcher Drucklegung entschlossen, etwa, um in der Vorlesungszeit seinen Hörern Rede und Antwort über den Inhalt des Gedruckten stehen zu können? Gewiß würde ein solches Verfahren unsre Studenten im Anfang befremden, aber das dürfte vom Versuch noch nicht abschrecken. Wir glauben, er würde sich lohnen. Das Schema der Vorlesung ist nicht so geheiligt, daß es nicht zugunsten einer wirklichen Bildungsmethode beiseitegesetzt werden dürfte. Das alte „docendo discimus“ würde dann wieder zu Ehren kommen. Im Gespräch, im lebendigen Austausch zu lehren und zu lernen, das war einst das Ideal wissenschaftlicher Arbeit. Demgegenüber betonte vor kurzem noch Paulsen, die Wissenschaft unsrer Zeit sei nicht mehr diskutabel. Gewiß wird man nicht über Integralrechnung oder Wechselrecht diskutieren können. Aber warum nicht über Haeckels Welträtsel, über Nietzsche, über Stil, über Ästhetik, über zeitgeschichtliche Vorgänge? Man fürchtet Zersplitterung, Verwirrung und Verflachung. Daß diese Besorgnis auch begründet ist, daran tragen aber nicht indiskutable Gegenstände die Schuld, sondern das trägt sie: daß wir nicht mehr diskutieren *können*. Wir können nicht zuhören und wir können — von Naturbegabungen abgesehen — auch nicht reden. Schon die Schule vernachlässigt hierin die notwendigste Erziehung, die Hochschule aber ist recht eigentlich ein „Institut der Stummen“. Und wie sie in sich leblos und lebensfremd ist, so hält sie sich auch das Leben von draußen fern. Die Universität geht schweigend und mißachtend an der Gegenwart vorüber, soweit sie nicht historisch gefaßt werden kann. Man spricht nicht von der Frauenbewegung, von neuerscheinenden Büchern, von den Zielen der politischen Parteien, vom Wesen der Zeitung, von der Zukunft unsrer politischen und künstlerischen Entwicklung, von der Bodenreform, von den Frauenfragen, von der gegenwärtigen bildenden Kunst, der lebendigen Baukunst, dem Aufschwung des Kunstgewerbes, nicht von Heimatschutz und Ausdruckskultur. Es erscheint dem an die heutigen Verhältnisse Gewöhnten unmöglich, daß ein Professor vorbereitende Kolle-

Digitized by Google

gien über die Musik- und Theaterstücke läse, welche in Konzerten und Theatern aufgeführt werden. Und doch gäbe er, indem er sorgsam das Besprechenswerte auswählte, seinen Hörern Wegweisung durch die Überfülle des Daherrauschenden, und zugleich machte er (um beispielsweise von einer Einzelheit zu sprechen) die überreichliche Arbeit der Virtuosen und Theaterdirektoren in bisher unerhörter Weise der Jugend fruchtbar, welche der Zukunft die Führenden stellt. Aber was sich nicht ähnlich lehren läßt, wie die Molekulartheorie oder die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, ist in den Kreisen der Dozenten nicht beliebt. Dennoch verwundern wir uns, daß es auch den „akademischen" Deutschen an der rechten Lebenshaltung fehlt, wir staunen über das philiströse Gebaren unsrer „Gebildeten" und über die Lebensfremdheit unsrer jungen Gelehrten.

„Lebensfremdheit" — damit ist das Stichwort aller Schwierigkeiten gefallen. Es sind in der Tat nicht die Klagen der Gescheiterten oder die Nörgeleien der Mißvergnügten, die wir hier wiederholen. Sondern die wirkliche Not spricht aus allen den Bewegungen, die sich in der Studentenschaft heute geltend machen und doch wenig Erfolg haben können, so lange nicht „von oben" Hilfe kommt. Akademische Fragen berühren den Lebensnerv unsres Volkes, das sollte man in weiten Kreisen nicht übersehen. Heute nähern sich die Frauen immer mehr den Universitäten; aber es ist wohl selten genug ihr Ziel, „Gelehrte" zu werden, der Bildungsdrang treibt sie, dem Vorgang der Männer nachzueifern; nun verfallen auch sie, die zu Hüterinnen der Bildung berufen wären, in Mengen dem Gelehrsamkeitswahn. Solange unsre Hochschulen auf das Heranziehen mehr von Gelehrten als von Gebildeten eingerichtet sind, können wir ihnen keinen Ersatz bieten. Zu Hölderlins und Brentanos Zeiten fanden vorwärts strebende Frauen Befriedigung in der Bildung, welche ihnen von gebildeten Männern in persönlichem Austausch übermittelt wurde. Heute ist der vornehmste Typ des Bildners von ehedem, der Hofmeister, ausgestorben. Wir haben erlebt, daß jahrzehntelang ein falsch verwandtes historisches Wissen uns mit der Erneuerung alter Stile den Weg zum eigenen Stil verbaute, daß Lüge und Scheinkultur das Gesicht unserer öffentlichen Kultur entstellte. Die Besserung so schwerer Schäden ging nicht von akademischen Kreisen aus; aber wieviel der Umstand an ihrer Herbeiführung mitgewirkt hat, daß die Hochschulen nur das Wissen aber nicht den vernünftigen Gebrauch des Wissens gaben, liegt ohne weiteres klar. Wir beklagen uns so oft über den inferioren Ton und die materielle Gesinnung, die der heutigen Politik den Stempel aufdrücken; gewiß sind sie echter Bildung grundsätzlich fremd. Aber warum geht man niemals zu den Quellen zurück? „Studierte Leute" sind zahlreiche Träger dieser Unbildung, mehr als Wissen hat ihnen die Universität eben nicht mitgegeben.

Und noch dazu ein sehr stückwerkhaftes Wissen. Denn außer den Begüterten, die sich Zeit nehmen ihre Studien auszubreiten, kommt kein Student heute zum wirklichen Überblick über sein Wissensgebiet. Die vorgeschriebenen Stoffmassen erdrücken ihn, und die Arbeit fürs Examen (von der so Vieles einfach wieder vergessen wird) raubt ihm die Zeit und die Lust. Der schwerstwiegende „Ertrag" dieses Be-

Digitized by Google

triebes für das öffentliche Leben sind die Tausende von Gescheiterten, die auf den Universitäten gesucht und nicht gefunden haben.

„Auf unsere offiziellen Universitäten wandert da zunächst alljährlich ein ganz bestimmter Prozentsatz junger Leute, die dort etwas suchen, aber nicht finden. Nach ein paar Semestern verschwinden sie wieder, in den meisten Fällen ohne irgendeine Examenshöhe erklettert zu haben. Nach kürzerer oder längerer Frist sehen wir sie dann auftauchen in der sogenannten »freien Karriere« der Schriftstellerei. Die Wege dieser freien Karriere sind sehr buntscheckig und vielgestaltig. Aus dem einen »verlorenen Studenten« entpuppt sich ein echter, nachhaltiger Dichter. Ein anderer wirft sich auf die freie ästhetische Kritik. Der dritte segelt ins politische Fahrwasser. Ein paar legen sich auf Popularwissenschaft. Ein großer Teil endlich bleibt in der einfachen Tagesjournalistik untergeordneter Art hängen in einem Berufe, der vielleicht jämmerlich aussieht neben den andern, aber für den es schließlich doch auch Leute geben muß. Auf der Höhe ihrer Bahn mögen alle diese Köpfe recht weit voneinander stehen, — tiefer als zwischen dem echten Dichter etwa und dem kleinen Zeilenreporter, oder auch dem Dichter und dem vollbewußten politischen Leitartikler, kann die Kluft in unserem Geistesleben kaum gähnen. Aber in ihren jugendlichen Anfängen laufen sie durchweg eng genug aneinander. Auf der Universität jedenfalls bilden sie eine ganz konstante Erscheinung, völlig charakteristisch zwischen dem Gros der Studenten, das auf ein staatlich privilegiertes Brotfach hinhetzt, und dem anderen, kleineren Teil, der auf die streng wissenschaftliche Facharbeit lossteuert. . . .“

Diese anschaulichen Worte sind dem Weckruf „Freie Universitäten“ entnommen, den Wilhelm Bölsche vor einigen Jahren aussandte.* „In diesem charakteristischen Bilde“, so fuhr er fort, „ist aber der charakteristischste engere Zug wieder, daß die ganze Schar dieser »Auch-Studenten« von ihrem gesamten Studium auf der offiziellen Universität trostlos wenig »hat«. . . . Im eigentlichen sachlichen Sinne bietet ihnen die ganze Universität trotz ihrer ungeheuerlichen Zersplitterung in alle Sorten geistiger Nährmittel so gut wie gar nichts.“

Heute ist wieder ein Jahrzehnt vorübergegangen. Aber das „charakteristische Bild“ von damals ist heute nicht weniger charakteristisch. Auch freie Universitäten, die hier und da auftauchten, haben daran nichts ändern können. Sie fanden keine Resonanz und keine Mittel. Bildungsfragen gibt es für das Interesse der Öffentlichkeit ja kaum, und wer etwas tut, tut es für die Universitäten.

Zeichnen wir zu schwarz? Natürlich glauben wir selbst das nicht, zumal wir uns des Segens, den unsre Hochschulen trotz alledem bringen, durchaus bewußt sind. Von diesem Segen brauchte hier und braucht überhaupt nicht viel gesprochen zu werden, der ist anerkannt. Der Notschrei aber, der heute von der studierenden Jugend selbst, von dem weiten Kreise der Gescheiterten und von denen, die um die deutsche Bildung besorgt sind, immer lauter erschallt, dieser Notschrei sollte endlich an den leitenden Stellen und noch mehr von den

* In „Hinter der Weltstadt“, Gedanken zur ästhetischen Kultur

Digitized by Google

berufenen Führern der Jugend gehört werden. Das wird um so eher geschehen, um so mehr Widerhall er in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes findet. Mögen diese Zeilen das ihrige dazu beitragen! Wie oft begegnet man allen Vorschlägen zur Besserung mit dem Einwand: das sind Utopien, oder: das ist unmöglich. Doch meinen wir: wenn man erst einmal die unbedingte Notwendigkeit erkannt hat, zu bessern, nein: wenn man sie auch als eine drückende Störung des geistigen Behagens fühlt, dann werden sich Wege zeigen. Und führen einige davon ins Land der Utopien, so werden andere um so gewisser aufwärts leiten. Die Notwendigkeit aber ist da, — nur derer sind noch zu wenige, die von ihr hören wollen.

Noch immer besteht der Glaube, daß die deutschen Universitäten die Hochburgen der Bildung seien, wie sie es einst waren. Aber wer sich des tiefen Zusammenhangs zwischen der Bildung und der Kultur eines Volkes bewußt ward, wird kaum ohne Sorge auf die gegenwärtigen Verhältnisse sehen: die Universitäten bilden den Hort der Wissenschaft und sie sind die Stätten ihres Studiums — die Bildung ist ihr Stiefkind geworden. Hans Herter

Nun unser Kunstwart sein Stoffgebiet erweitert hat mit dem Ziel, ein Kulturwart zu werden, gehören auch diese Fragen alle in sein Bereich. Was wir unter Bildung verstehen und wie sich unsrer Meinung nach die Wissenschaft zur Bildung verhält, davon sprechen wir in dem kleinen, die heutige Rundschau einleitenden Aufsatze. Wir bitten unsre Leser, ihn als eine Ergänzung der Herterschen Ausführungen besonders zu beachten. Zu den Universitätsfragen wird an dieser Stelle noch manches Wort gesprochen werden. So bedeuten die Beiträge dieses Heftes, welche die wichtigste Seite des Problems berühren, einen Anfang, nicht einen Abschluß. A

Schiller und die ästhetische Kultur*

Was Schiller in seiner Philosophie des Schönen zu vereinen trachtete, war nichts Geringeres als Liebe und Gesetz, Pflicht und Glück. Während Kant, beeinflußt von der kirchlich protestantischen Lehre, den Menschen für ursprünglich schlecht hielt und

* Der Kunstwart hat zu Schillers hundertstem Todestage ein Schillerheft herausgegeben, der Dürerbund damals Sambergers mächtiges Schillerbildnis und Ratschläge zur Schillerfeier, die er auch jetzt wieder verbreitet — wir halten es nicht für angemessen, mit andern Worten und Formen jetzt schon zu wiederholen, was damals geschehen ist. Aber Schillers Bedeutung für unsre Kultur und insbesondre für unsre Bewegung ist doch viel zu groß, als daß wir seiner nicht wenigstens mit kurzer Einkehr gedenken sollten, nun er uns anderthalb Jahrhunderte gegeben ist. Wir empfehlen zu solcher Einkehr unsres Mitarbeiters Alexander von Gleichen-Rußwurm knappes Buch „Friedrich Schiller, Ästhetische Erziehung“ (Eugen Diederichs, Jena) besonders warm und drucken daraus die Einleitung ab. Diese wird zwecks größerer Verbreitung soeben auch als Flugschrift des Dürerbundes ausgegeben. A

Digitized by Google

bei allen Forderungen von diesen Standpunkt ausging, war Schiller von dem Idealbild eines goldenen Zeitalters in Griechenland erfüllt und zog daraus den Schluß, daß wir in einer kommenden dritten Kulturstufe wieder ein solches Zeitalter erreichen könnten. Dort würde sodann die Triebfeder des Sittlichen nicht mehr, wie Kant lehrte, ein harter „kategorischer Imperativ" der Pflicht sein, sondern eine sanfte Herzensneigung zum harmonischen Einklang aller Dinge. Ein klares und reines Schönheitsgefühl sollte dahin führen, daß es keine ungern ertragene, verhaßte Pflicht mehr gäbe und daß alles Gute aus freiem Willen, ja aus unwiderstehlicher Neigung geschähe.

Sinneneindrücke, wie sie nur eine lautere, aber nicht moralpredigende Kunst zu geben vermag, hielt Schiller für ein wirksames Mittel, das Gemüt wohltätig zu beeinflussen und so den Menschen durch Schönheit edler auszubilden. Er deutete diese Idee in dem Vortrag an: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" und schrieb darin: „Unsere Natur, gleich unfähig, länger im Zustand des Tiers fortzudauern, als die feineren Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittleren Zustand, der beide widersprechenden Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte, und den wechselweisen Übergang eines Zustands in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet überhaupt nur der ästhetische Sinn oder das Gefühl für das Schöne." Das Stimmen und Umstimmen der Menge, man möchte sagen das Heraufzüchten schönerer Gefühle durch künstlerische Eindrücke sollte nicht auf dem Weg der Vernunftüberredung stattfinden, sondern auf dem Weg edlen Gefallens, auf dem Weg fortschreitenden Wohlgefallens am Edlen. Wir mißdeuten den Dichter, wenn wir glauben, es läge in seinem Sinn, die Bühne als Kanzel zu verwenden, durch das Schauspiel unmittelbar erbaulich oder abschreckend zu wirken. Solche didaktische Absichtlichkeit liegt reiner Kunst fern. Ihre Aufgabe ist, das Gemüt zu selbständigem Urteil im Sinn des Schönen anzuregen, ein träges Denk- und Fühlvermögen fruchtbringend zu beleben. Indem die Schaubühne große Schicksale entrollt, bedeutet sie eine Vorschule des Schicksals, die zum Erleben selbst vorbereiten soll. „Nicht bloß auf Menschen und Menschencharaktere, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam, und lehrt uns die große Kunst, sie zu ertragen." Durch die Kunst gelang es Rienzi, das römische Volk für sein Freiheitsideal zu begeistern. Er ließ auf der Bühne und in gemalten Bildern die ehrfurchtgebietende Größe des alten Rom vor Augen seiner Zeitgenossen aufleben. Schiller, der Plato noch nicht gelesen hatte, kam durch eigene Gedankenarbeit zu ähnlichen Resultaten, wie der von den Humanisten belehrte Volkstribun. Es handelte sich für ihn nicht mehr um gewaltsamen, schmerzlich empfundenen Gehorsam einer Pflicht gegenüber, sondern um frohe Zustimmung dank eines neugemodelten „idealischen" Menschen, neugemodelt durch die Erkenntnis des Schönen.

Wenn, zum Beispiel, ein solcher Mensch — den wir den ästhetisch Tugendhaften nennen können — in die Lage kommt, ein Opfer zu bringen, so wird er nicht, wie der Stoiker, sich stolz damit brüsten, oder, wie der Fromme, himmlischen Lohn begehren. Er empfindet

Digitized by Google

aber uneigennützige Freude über seine Tat, wie man sich eines Kunstwerks, einer schönen Regung bei fremden Menschen erfreut. Diese reine Freude dankt er nur der Erkenntnis ästhetischer Werte, er findet es nicht verdienstvoll, sondern selbstverständlich, daß er sich vom Schlechten abwendet, weil es ihm unbedingt häßlich erscheint, denn „liebenswürdig wird die Tugend selbst nur durch die Schönheit".* Mit solchen philosophischen Ansichten wurzelte Schiller fest im Boden seiner Zeit; bewunderte doch das ausklingende 18. Jahrhundert nichts anderes in gleichem Maße als jenes Pathos edlen Affektes, das die Franzosen „le beau geste" nennen. Die große Bedeutung von Schillers Schönheitsglauben gehört aber allen Zeiten. In diesem Schönheitsglauben atmet der künstlerische Instinkt, der jeden Höhergearteten gegen Bilderstürmer — gegen wütende Mönche wie niederreißende Anarchisten — zur Empörung zwingt, in ihm lösen sich die inneren Zweifel, denn er bringt den Triumph jenen großen Seelen, die das Leid der Lebensfrage „cui bono" überwanden und mit erhabenem Lächeln das einzig klare Kulturziel erkennen: neue Schönheitswerte zu schaffen. Wer sich bewußt ist, daß die Größe, vielleicht die Notwendigkeit der Menschheit in des Weltalls Götterordnung auf ihrer künstlerischen Entfaltung beruht, fühlt auch die Pflicht, alles zu entfernen, was die Lösung dieser Aufgabe erschwert. Die ästhetische Tugend, wie sie Schiller auffaßte, ist die einzige, die niemals lästig fällt oder unerträglich wirkt, ist sie doch allein ohne Dünkel. Der ästhetisch Empfindende pocht nicht prahlerisch auf seine Tugend, er hat ausreichende Befriedigung, wenn er sie betätigt.

Das Schönheitsgefühl ruft einen Akkord hervor, den viele Moralisten und die meisten Religionsstifter für unmöglich hielten. Es läßt Geist und Sinnlichkeit, Vergängliches und Ewiges zusammenklingen und verbindet die Form mit dem Wesen der Dinge. „Ce sont les gens vertueux qui nous dégoûtent de la vertu", sagte ein geistvoller Plauderer des 18. Jahrhunderts. Im Reich der ästhetischen Tugend ist es anders. Dies beweist als eigenartiges Beispiel der große Zauber, der zu Lebzeiten von Schillers Persönlichkeit ausging, der noch heute bestrickend seinen Werken entströmt. Die ästhetische Tugend stellt wohl Forderungen an das eigene Herz, aber sie bindet weder Verstand noch Geist und ist frei von jeder Enge, wie sie frei von jedem Dünkel ist. Und weil sie sich immer mit Anmut vereint, fehlen ihr die Mängel, die andere Tugenden oft so abstoßend machen. Wer, zum Beispiel, nur pflichtgemäß andern zulieb auf irgendein Glück verzichtet, läßt seine Mißstimmung darüber leicht zutagetreten und vernichtet so die lautere Schönheit dieses Opfers. Nur mit Anmut, ohne Vorwurf und Bitterkeit gebracht, erreicht dieses Opfer seine Vollendung, nicht allein als gute, auch als schöne Tat. Das Schönheitsgefühl arbeitet unablässig an der Vergeistigung und Vergöttlichung des Menschen. Die ästhetische Ausbildung im Schillerschen Sinn führt zur Entwicklung der „Geisteswürde" ** durch die „schöne Bildkraft" **; Anmut und Würde trieben — nach des Dichters

* An Körner 18. Februar 1793 ** Aus dem Gedicht „Die Künstler"

Digitized by Google

Worten — den Menschen aus dumpfer Höhle an das Licht, er richtete sich aus den „Fesseln der Tierheit“* empor,

„Und der erhabne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn“.*

Was die Gegenwart durch naturhistorische Forschung erkannte, ist im Symbol „des Schönen und Großen“ durch dichterische Intuition geoffenbart. Wie ein Seher kündete Schiller „lang, eh die Weisen ihren Ausspruch wagen“*, daß im Schönheitsgefühl die Triebfeder des Fortschritts zu suchen sei. Es führt, gleich einer Brücke, von dem Reich des körperlichen Sinnenlebens zu der Welt schöpferischer Gedanken.

Den Weg über diese Brücke zu gehen, lehrt die ästhetische Erziehung.

Es ist bekannt, daß Homer im alten Hellas nicht nur als Dichter gelesen, sondern daß aus seinen Werken überhaupt alles geschöpft wurde, worauf die Bildung beruhte. Die ersten Philosophen der Griechen, wie Parmenides und Empedokles, kleideten ihre Weisheit in dichterische Formen. Selbst bei Plato sind noch deutliche Spuren dieser Sitte zu erkennen. In der Aneide läßt Virgil bei dem Mahle der Tyrier den Sänger auftreten, der mit religiösen Anschauungen zugleich die Summe des damaligen Wissens vortrug. Poesie und Gelehrsamkeit waren nicht getrennt. Ihre erneute Vereinigung erstrebte Schiller, seine Lehre steht in keinem Widerspruch zu den Wissenschaften, sondern wird immer wieder begründet durch die Forschungen der Geschichte. Er war nicht nur Dichter und Philosoph, er war im tiefsten Sinn Historiker und studierte unermüdlich die Geschichte des Menschen, wie Goethe die Naturgeschichte studierte, bewußt und unbewußt aus diesem Studium Schlüsse ziehend. Die Weisheit der Geschichte raunte ihm fortwährend ihre Sprüche zu wie eine erhabene Sibylle. Sie bestätigte auf das entschiedenste seinen ästhetischen Glauben.

Wenn wir uns Rechenschaft geben, wie sich Kunst und Kultur zuerst Eingang verschaffen in barbarische Länder, mitten in trostloser Nacht einen Lichtherd gründend, so begegnen wir meist demselben märchenhaften, höchst symbolischen Schauspiel. Irgendein „Mädchen aus der Fremde“, eine feine Prinzessin aus uraltem Kulturland zieht als Braut an einen fernen Hof, wo vor ihrer Ankunft Reichtum und Macht sich nur in ungeheurem Schmausen und Trinken äußerten. Ihr fremder Name klingt süß. Sie mag Theophano heißen, wie Kaiser Ottos Gemahlin, Bona Sforza wie jene Fürstin, die den Polen italienische Kultur zeigte, Sophia Paläologos, wie die griechische Prinzessin, die den wilden Moskowiten Iwan Musik und Steinbaukunst lehrte — immer stammt sie aus einer Gegend, wo mildere Lüfte wehen, wo trotz aller Grausamkeiten das Licht der Schönheit nie ganz verglommen war.

„Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur.“

In ihrem Gefolge waren Frauen, die nach uralter Überlieferung

* Aus dem Gedicht „Die Künstler“

Digitized by Google

herrliche Stoffe webten und stickten, sie brachte Pagen mit, die zur Laute sangen, und gebildete Priester, die von den alten Schriftstellern wußten und zierliche Buchstaben in der Herrin Stundenbuch malten. Sie brachte Künstler mit, die das Stundenbuch mit schöner Elfenbeinarbeit versahen, und solche, die silberne Gefäße für ihre Tafel trieben, solche, die Goldsachen schmiedeten zum Schmuck ihrer weißen Stirn und endlich solche, die reiche Kapellen bauten zur Andacht ihrer schönheitsfrohen Seele. Anfangs belächelt und von einigen alten Nörglern verdammt als überflüssig und sündhaft, dringt sie doch ein mit den schönen Künsten. Die Liebe des Gemahls schützt sie vor Anfeindungen, wenn er auch die Liebhabereien seines fremden Vögelchens zuerst kopfschüttelnd ansehen mag. Wie geheimnisvoll und mystisch mutet sie an, diese feine Prinzessin aus fernem Land, mit uraltem, ewig jungem Zauber gerüstet, deren Lebensbedingung Schönheit heißt. Je nach Gunst der Verhältnisse gedieh, was ihre zarten Hände pflanzten. Wenn alles so günstig liegt, wie in Venedig, als eine Griechin Dogaressa wurde, dann entsteht ein Kleinod an Köstlichkeit, das uns lehrt, tiefste Ehrfurcht zu empfinden vor dem Genius einer Menschheit, der solches Wunderwerk schaffen konnte. Wir lernen am willigsten von dem, was wir lieben. Und wer möchte Barbar bleiben bei rohem Schmaus und Gelage, wenn die Braut aus der Ferne, Schönheit, die feine Prinzessin, strahlend in den rohgezimmerten Festsaal tritt, mit ihrem Gefolge von Anmut, Weisheit und Kunst, als Erzieherin zu hoher und höchster Sitte. In solcher Gestalt erschien die Schönheit immer wieder in der Vision des Dichters und Philosophen, als Ceres, als Mädchen aus der Fremde, als mystische Führerin mit geheimnisvoll deutendem Finger, als Hoffnung, die ernst und froh ist, weil sie um die erlesensten Rätsel weiß.

Das Wort ästhetisch bezeichnet nur die Maske, die, nach den Idealen der Zeit veränderlich, dem unsichtbaren und dadurch mystischen Begriff der Schönheit vorgebunden wurde. Es nennt die Form eines strahlenden Wesens, von dessen Glanz das ungewohnte Auge geblendet würde, wie Semele von der olympischen Herrlichkeit des Zeus. Die Sage ist symbolisch für das Wesen der Schönheit. Schiller steht als ästhetischer Erzieher an der Schwelle der neuen Kulturstufe und lehrt, was aus dem abgeschlossenen Zeitalter der Renaissance zur Weiterbildung überliefert ist. Nietzsche, dessen Kritik sich Schiller gegenüber bis zur Ungerechtigkeit steigerte, hat mehr als die Anhänger des Dichters dazu beigetragen, das deutsche Publikum zum Verständnis der ästhetisch-philosophischen Schriften heranzureifen. Selbst von Sehnsucht nach Schönheit tief ergriffen, spottete der Verfasser der „fröhlichen Wissenschaft“ über eine Ästhetik, deren Ideale ihm veraltet erschienen, weil sie mit seiner Zeit in Widerspruch standen. Es ist ein Unterschied zwischen alten und veralteten Idealen. Zu den veralteten gehören alle, die mit Umgestaltung politischer Verhältnisse, mit vorübergehenden Knechtschaften und Herrschaften zusammenhingen. Sie sterben mit ihrer Generation, wenn sich auch oft lärmender Aberglaube an ihre leer gewordenen, tönenden Phrasen klammert. So wurde die Begeisterung, die Deutschland während eines halben Jahrhunderts dem Namen und den Sentenzen Schillers ent-

Digitized by Google

gegenbrachte, zu einer der wichtigsten Ursachen, daß die führenden Geister einer neuen Welt- und Lebensanschauung sich von ihm abwandten und seine Weisheitssprüche mit abgegriffener Münze verglichen. Sie sahen nur das Erreichte, das für sie veraltet war, und hielten alles, was darüber hinausging, für unerreichbare Schwärmerei. Daß der Dichter auch für Schönheit und Anmut gesprochen, lag ihrem Begriffsvermögen zu fern, vergaßen sie doch zu „leben" im Drang des Erkennens, Erfindens und Erforschens.

Es ist seltsam, daß Schiller ein falscher Idealismus vorgeworfen wurde, ihm, der so folgerichtig trachtete, der Philosophie realen Boden zu gewinnen, die Spekulation für das wirkliche Leben nutzbar zu machen. Dieser Idealist kannte den wahren Realismus, der in strenger Selbstzucht und historischer Betrachtung besteht. Durch genaue Selbstbeobachtung und Erkenntnis der Weltgeschichte gelangte Schiller zu einer philosophischen Entdeckung, die lange ungewürdigt, weil unverstanden blieb und heute wie ein ausgegrabener Schatz vor unsern Augen glänzt. Diese Entdeckung betraf das eigentliche Wesen des Menschen, die Geheimnisse seiner Psychologie und sollte an den teils kindischen, teils eigensinnigen Vorurteilen über diese Dinge rütteln. Wenn wir den Traumstaat betrachten, den Idealstaat, den große Denker errichteten — angefangen von Platos Republik bis zu den jüngsten utopischen Romanen — so ist der auffallendste Eindruck derjenige einer hoffnungslosen Enge, eines unerträglichen Zwanges trotz der idealen Gerechtigkeit, die in jenen erträumten Staatsgebilden herrscht, trotz des scheinbar erfüllten Ideals gesunder Maßregeln für die Hygiene des gesamten Staatsbetriebs. All diese Glückseligkeitssysteme, soviel Anregendes, Beherzigenswertes und Erfüllbares sie enthalten, leiden an demjenigen Fehler, der die französische Revolution in den Augen Schillers zu Fall brachte. Sie bevölkern ihre Idealstaaten nicht mit wirklichen Menschen, sondern mit konstruierten Geschöpfen, die es niemals gab und niemals geben kann. Der Idealist Schiller erkannte dies und erklärte, wieso unter der ausschließlichen Herrschaft der Göttin Vernunft die Menschen ganz besonders unvernünftig werden. Zwei Triebe suchen den Menschen zu unterwerfen, der physisch-sinnliche und der moralische Trieb, der Instinkt und das „Räsonnement". Die meisten Moral- und Religionssysteme glaubten die menschliche Vollkommenheit zu erreichen, indem sie dem Räsonnement oder dem Moraltrieb die Aufgabe stellten, den sinnlichen Instinkt oder „tierischen Trieb" zu unterdrücken und möglichst zu vernichten. Der sinnliche Trieb rächt sich aber, indem er nur scheinbar untergeht, in Wirklichkeit sich mit den Attributen der Vernunft schmückt und zu furchtbarster Selbsttäuschung führt. Beispiel sind die Glaubensfanatiker aus allen Zeiten religiöser Verfolgung, die Tugendfanatiker aus der Zeit der französischen Revolution, die einen wie die anderen im Namen der Vernunft Pyramiden des grausamsten Unsinns auftürmend. Unter dem Gesetz der Vernunft allein hat der Mensch ebensowenig Freiheit als unter dem Gesetz des sinnlichen Triebes allein. Das eine und das andere dieser Gesetze ist Zwang und läßt keine Wahl. Wo keine Wahl ist, ist keine Freiheit. Wo keine Freiheit, ist keine Entwicklung möglich. Die Notwendigkeit der

Digitized by Google

Entwicklung beweist die Notwendigkeit einer Freiheit, die weder der Instinkt noch das Räsonnement geben kann. Die Zwangsvorstellungen dieser beiden Triebe müssen durch eine freie Vorstellung aufgehoben werden, damit der Mensch wirklich im Zustande der Selbstbestimmung, der Wahlmöglichkeit sich befinde. Jene Unterjochung des Instinkts durch die Vernunft, die von den Glückseligkeitssystemen gepredigt wird, erzeugt nur einen Zustand von innerem Kampf und Streit, von Heuchelei des Instinkts oder Heuchelei der Vernunft. Was Schiller meint, ist vor allem eine innere Aufrichtigkeit. Der Instinkt wird aufgehoben, indem er sich vollendet. Das Räsonnement wird aufgehoben, indem es sich vollendet. Beide Triebe können sich aber nur vollenden, indem sie vor ein höheres Kriterium treten, wie man nur im Festschmuck wagen kann, vor den höchsten Fürsten zu treten. Instinkt und Räsonnement müssen veredelt werden durch eine besondere einzige Stimmung, welche die eigentliche, höhere Menschwerdung kennzeichnet. Diese Stimmung macht den Menschen frei und gibt ihm die Wahl, denn sie ist zugleich Urteil und Gefühl. Es ist die ästhetische Stimmung, die Versöhnung zwischen Urteil und Fühlen, die Bestätigung des einen durch das andere und daher die Möglichkeit eines Schöpfertums im Bewußtsein edlen Maßes. Die Schöpfung eines also schaffenden Menschen wird ihm ähnlich sehen, das heißt schön sein.

Zu unsern Aufgaben gehört es, den Bauschutt zu entfernen, der zurückblieb, nachdem von den gewaltigen Werken des 19. Jahrhunderts die Gerüste weggenommen waren. Das Leben selbst, mit allem, was neu entstand in Einklang zu bringen, gilt als Ziel einer Kultur, in deren Häusern die Menschen nicht nur schlafen und essen, sondern wirklich wohnen wollen. Die Welt sehnt sich nach Schönheit, aber da mehr als ein Menschenalter lang nur hart und andauernd gearbeitet wurde, konnte man sich zuerst nur unklar und tastend nach einem Begriff sehnen, der verloren schien. Man empfand den Mangel an Schönheit als eine Leere, in die zuerst die merkwürdigsten Surrogate eingesetzt wurden. Wer Muße genug für auserlesene ästhetische Genüsse gehabt hatte, betäubte sich mit künstlichen Mitteln, statt sich an künstlerischen zu erfreuen, so daß Nietzsche ausrufen konnte: „O, wer erzählt uns die ganze Geschichte der Narkotika! — Es ist beinahe die Geschichte der Bildung, der sogenannten höheren Bildung!“

Die Schönheit führt nicht nur von Barbarei zur Kultur, sondern befreit von falscher Kultur, von Engherzigkeit, von dem Zusammenschrumpfen der Seele. Darum ist die ästhetische Erziehung unentbehrlich für die sittliche Erziehung. Ohne Schonheit ist sittliche Erziehung geradezu ein Wahn! Denn das Pflichtgefühl allein läßt sich von manchem Sophismus bestechen. Wir wissen alle, wie oft aus Pflichtgefühl gefrevelt wird in den kleinsten und größten Dingen. Hat nicht ein Torquemada aus Pflichtgefühl Tausende zum Feuertod verurteilt? Die Grausamkeiten, die im täglichen Leben aus Pflichtgefühl geschehen, zum Beispiel von Eltern den Kindern gegenüber, sind unzählig. Mißverstandenes Pflichtgefühl ließ die Revolution im Namen der Tugend kaltblütiger morden, als je gemordet wurde. So schrieb Georg Forster vor der Schreckenszeit: „Die Tyrannei der

Digitized by Google

Vernunft, vielleicht die eisernste von allen, steht der Welt noch bevor. Je edler und vortrefflicher das Instrument, desto teuflischer der Mißbrauch; Brand und Überschwemmung, die schädlichsten Wirkungen von Feuer und Wasser sind nichts gegen das Unheil, das die Vernunft stiften wird; wohl zu merken, die Vernunft ohne Gefühl." Das Urteil des Herzens, das von jedem Pedanten verachtet wird, ist unbestechlicher als das Urteil des Verstandes. Darum ist es immer verhängnisvoll, wenn die ästhetische Erziehung, die das Urteil des Gefühls verfeinern und verstärken will, als unnötig oder als überwundener Standpunkt angesehen wird. Dieser Irrtum bewirkt eine Verweichlichung des Gemüts, die zu jenem breiten Philistertum, zu jener Denkfaulheit und Denkfeigheit führt, zu jener süßlichen Verzärtelung, die Nietzsche so grimmig verspottete, und die eine Parodie schöner Empfindsamkeit ist. Oder er bringt Verhärtung und Verknöcherung des Gemüts, Dickschädeltum und jene Roheit, die Flaubert in den Tagen der Pariser Kommune mit bitterer Ironie zeichnete: „L'instruction primaire moderne nous a donné la commune, son ministre de l'instruction publique était le grand Vallés qui se vantait de mépriser Homère." Hoffnungslos barbarisch ist nur der Mann, dessen Schönheitsgefühl ganz dumpf, taub und blind ist. Eine Armut des Herzens ist immer eine Armut des Geistes. Unfähigkeit zu bewundern ist Unfähigkeit zu lieben. Und Unfähigkeit zu lieben ist größte Urteilsunfähigkeit. Das Gefühl ist eines, aber es hat zwei Fühler, um die Geheimnisse der Welt zu betasten, den Fühler des Herzens und den Fühler des Verstandes. Die Zweiheit in dieser Einheit führt zu großen Selbsttäuschungen. Der Fühler des Herzens macht mit der Menge der Erscheinungen zuerst bekannt. Jener andere sucht sie zu ordnen, in ein System zu bringen. Erfahrungsgemäß liebt ein Gelehrter nicht, wenn bei ihm geräumt und gesäubert wird, er findet sich in der scheinbaren Unordnung, die um ihn gehäuft ist, besser zurecht, als wenn fremde Hand alles geordnet hat. So geht es dem Fühler des Herzens dem Fühler des Verstandes gegenüber. Die guten Gründe des Herzens finden sich viel schneller und sicherer zurecht als die guten Gründe des Verstandes, obwohl sie unordentlich aufgestapelt erscheinen. Eine Versöhnung zwischen beiden Fähigkeiten, ein inniges Zusammenwirken wird nur ermöglicht durch die ganz unbestechliche Schönheitsfreude. Wie das Lächeln eines guten Menschen alle Gegensätze aufhebt, so verbindet, so hält Schönheit zusammen, was auseinander zu flattern droht. Die Lust der ästhetischen Empfindung ist die Logik des Geschehens, die ewige Melodie rastloser Entwicklung. Festgenagelt werden kann nur das Tote. Alles Lebendige, was wir in Kategorien einschachteln und einreihen, ein für allemal feststellen wollen, entspringt fortwährend diesen Gefängnissen. Es entschlüpft durchs Schlüsselloch, es strahlt durch die Wände, es entgleitet den Fingern. Es macht die überraschendsten Wandlungen durch, es bekommt Flügel oder Flossen, bald hat es einen glänzenden, bald einen unscheinbaren Leib. Es verschmäht keine Nahrung, es webt immer neue Fäden aus sich selbst heraus. Das einzig Feste, das einzig Sichere, das einzig Übereinstimmende ist die Lust am Zusammenklingen, am Nichtvereinzeltsein, das Streben nach

Digitized by Google

dem Ganzen, weil Streben nach dem Ganzen Schönheitssehnsucht ist. Die Sehnsucht eines Menschen, der Vollendung heischt, wie jener, von dem Diotima dem Sokrates erzählte: „er wird zuerst von allen Dingen die Schönheit lernen und zu jener ewigen Schönheit wie auf Stufen kommen . . . von den schönen Körpern steigt er weiter zu den schönen Sitten, von den schönen Sitten zu den schönen Lehren und von den schönen Lehren trägt ihn noch die letzte Stufe zu jener einzigen Wissenschaft, die da ewige Schönheit begreift."

Es sind jüngst seltsame Worte gefallen. Die Wissenschaft und die schöne Literatur haben sich den Fehdehandschuh hingeworfen. Der Kritiker Brunetière behauptete feierlich „la faillite de la science", sie hätte der Dichtung kein tröstliches Ideal gebracht, sie sei darum verwerflich, irrlichternd. Und der Gelehrte Berthelot erwiderte in feierlicher Rede: „La science est aujourd'hui en mesure de revendiquer la direction morale et materielle des sociétés." Doch die höhere Sittlichkeit kann weder Dichtung noch Wissenschaft entbehren. Ein Schiller vermochte es nicht, der heilige Ernst seiner Augen und seines Mundes lehren, daß er nicht anders konnte als Dichten und Denken, Forschen und Begeistertsein. Philosophie ist Mathematik; aber höhere Mathematik ist Poesie, denn aus ihr wurde das Weltall gedichtet. Wir sind alle Teilchen eines großen Gedichtes, jede Völkergeschichte ist eine herrliche Strophe, jeder Stern vielleicht ein einzelner Gesang. Wir brauchen solche tiefe Schönheit, weil sie uns vor dem Gefühl der Zerrissenheit, der Einsamkeit rettet, weil sie den Geist wie das Herz an die Kette der Erscheinungen knüpft. Das Stärkende und Erquickende des Quells, aus dem Schiller seine Kraft schöpfte, ist die ewige Melodie der Entwicklung zum Schönen. In dem Vortrag über die Schaubühne keimt der Begriff, daß der Schönheit ein Vermittleramt zwischen der sinnlichen und der geistigen Welt gebühre, die Briefe zwischen Julius und Raffael streifen den Gedanken, daß die Dichtkunst alle Lücken der Wissenschaft ausfüllen müsse, und daß die Grenzen der Erkenntnis sich in einer Ebene verlieren, deren Gesichtsfeld nur die Kunst erschließt. Wer Kunst sagt, sagt Einfachheit. Die Frage, wie man zugleich einfach und erhaben, vornehm und allgemein verständlich wirken könne, stellte Schiller in den Arbeiten, die den ästhetischen Briefen vorangehen. Die Antwort fand er in dem leitenden Gedanken seines Lebens. Sein Wesen ist Erläuterung seiner Lehre. Ihm gehörte das Recht auf die Majestät des Menschentums begeistert hinzuweisen, denn er hatte sich zu jener vollkommenen Vornehmheit durchgerungen, die „Selbstverständlichkeit des Schönen" ist, so daß Goethe dem Leben des Freundes jenes Schlußwort zufügen durfte, das stolzer und zarter klingt, als je ein Nachruf:

„Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Das einzelne dem großen Ganzen unterordnend, vermochte Schiller eine ideale geistige Harmonie zu schaffen. Die Aufsätze und Briefe aus den Jenaer philosophischen Jahren knüpfen an die Ergebnisse kantischer Kritik, wonach „schön" dasjenige genannt wird, „was ohne alles Interesse" und „ohne Begriff durch die bloße Form der Zweckmäßigkeit" als Gegenstand eines „allgemeinen (d. i. notwendigen)

Digitized by Google

Wohlgefallens" erkannt wird. Sobald sich der Dichter nach Erscheinen der „Kritik der Urteilskraft" den ersten Überblick über die Resultate Kants angeeignet hatte, begann er mit Körner einen wetteifernden Ideenaustausch, in dem „das objektive Schönheitsprinzip" — ich möchte sagen, das Recht auf eine mit Freude und Liebe genossene Schönheit — gemeinsam aufgestellt wurde. Schiller litt in diesem Ringen um einen Begriff durch Jahre mühsamen Schaffens. Das geplante Gespräch „Kallias oder über die Schönheit" kam nicht zustand, und erst im Jahre 1793 konnte er schreiben: „Wirklich bin ich auf dem Wege, Kant durch die Tat zu widerlegen und seine Behauptung, daß kein objektives Prinzip des Geschmackes möglich sei, dadurch anzugreifen, daß ich ein solches aufstelle." Dieses objektive Prinzip lag in der Verbindung des sittlichen mit dem sinnlichen Menschen. Schiller erkannte das Recht des Lebens, als er der ästhetischen Sittlichkeit ein Gebiet anwies, das ihr bisher nach allen religiösen und philosophischen Morallehren verschlossen war. Für den Denker der Zeit bot das Ergebnis der französischen Revolution eine erlebte, welthistorische Enttäuschung. Schiller zog den Schluß aus diesem Zusammenbruch erträumter Ideale, daß die Freiheit nicht von außen durch Gewalt, sondern von innen durch Schönheit kommen müsse und dann erst nach außen widerstrahlen könne. Der einzelne Mensch müsse sich befreien, ehe die Menschen zu befreien sind. So dachte der Tragiker angesichts der Tragödie in Paris. Gespalten durch die zunehmende Kultur, konnte die Gesellschaft nur einig werden, wenn jeder Mensch seine ganze, unteilbare Persönlichkeit einsetzen wollte. Da zu dem Ganzen des Menschen die Schönheit einzig und allein zu sprechen vermöge, so müsse der Mensch zuerst als Mitglied der menschlichen Gesellschaft ästhetisch erzogen werden.

Lange Zeit war alles, was sich mit Ästhetik beschäftigte, den Gelehrten ausgeliefert. Sie haben den ästhetischen Sinn mit technischen Ausdrücken und fürchterlichen Phrasen umsponnen, so daß er allen Künstlern und freidenkenden Naturen verhaßt und spotteswert erscheinen mußte. Seit Baumgarten im 18. Jahrhundert in seinem Hauptwerk „Ästhetica" dargelegt hatte, daß es zwei Arten der Erkenntnis gäbe, eine klare (λόγος) und eine unklare, auf Einbildungskraft beruhende (αἰσθησις), blieb die Wissenschaft des Schönen ein Gebiet von Männern, die um Wortbegriffe stritten. Ihre toten, pedantischen Definitionen brachten ganz in Vergessenheit, daß die Schönheit lebt, daß sie Glück und Freude spendet, daß ihre Weisheit die Weisheit des Lebens selber ist. Was gibt sie anderes als Lust und Glück? Und ist es nicht eine wahrhaft „fröhliche Wissenschaft", die das Verständnis für Schönheit ausbildet? Nur die Ästhetiker suchten sie uns zu verleiden, sie mißgönnten uns ihr holdseliges Lächeln. Warum nicht mit einfachen, treffenden Worten von einer Wissenschaft sprechen, deren Inhalt die Freude des Lebens ist? Ihre Fragen sind wohl schwierig zu lösen und ihr Wesen wird nur von wenigen begriffen, aber desto klarer fasse man die Worte, damit die Schwierigkeit nur an der Sache hafte und nicht vermehrt werde durch geheimnisvoll tuenden Scharlatanismus! Schiller versuchte diese einfache Klarheit in den ästhetischen Briefen. Er benutzte die Sprache

Digitized by Google

seines Jahrhunderts, während wir die Sprache der Gegenwart verlangen. Manches Wort ist heute müde und abgenutzt, das damals frisch und kräftig klang, mancher Begriff hat eine neue Bedeutung gewonnen und klingt fremd, wenn wir ihn in der früheren angewendet sehen. So erscheint manches weniger klar, als es dem Publikum der Horen sein konnte. Das 19. Jahrhundert, in dem die Ästhetik den Professoren überliefert blieb, wendete sich außerdem von den ästhetischen Spekulationen ab, für die keiner der hart arbeitenden Kulturträger Zeit und Verständnis fand. Aber trotzdem sind sie nicht eitel und kein Spiel flüchtiger Mode, diese ästhetischen Spekulationen, denn sie berühren das tiefste Geheimnis der Seele, und wer sie betrachtet, gleicht dem Jüngling der Sage, der in den Brunnen sieht, aus dem das Leben quillt. Der Kampf des ästhetischen Sinnes mit dem Moralbegriff kannte in den Jahrtausenden der Kultur niemals Frieden, wenn er auch unaufhörlich die Formen wechselte. Der heilige Hieronymus verbrannte seine Bibliothek nach langem Schwanken zwischen der Freude an schönen Dichtungen und christlicher Aszetenpflicht, denn er hielt auch jeden geistigen Genuß für Sünde. Fra Bartolomeo entsagte der Malerei nach den Predigten Savonarolas und vernichtete seine Meisterwerke. Boccaccio bereute die zierlichen Erzählungen, die viele Generationen entzücken sollten, Petrarca war nahe daran, seine Sonette abzuschwören. Und heute erklärt ein Tolstoi die Kunst für unmoralisch, unnötig, ja Unglück bringend, und ein Ruskin, der doch die Schönheit mehr als jemals ein Gelehrter geliebt hatte, schlug sich auf die Brust und beklagte seinen Irrtum. „Denn", so sprach er, „es ist Sünde vor gemalter Leinwand und behauenen Steinen oder beim Lesen schöner Verse etwas von unseren karg bemessenen Empfindungen auszugeben und es den Lebenden zu rauben. Wir stehlen ihnen diese Gefühle und statt sie in gute Werke zu verwandeln, verpuffen wir sie in unfruchtbaren Stimmungen, Kunstwerken und toten Dingen zuliebe, die unser Gefühl entbehren können."

Schönheit, welche Tragödien hast du hervorgerufen in den besten, in den am vornehmsten denkenden Menschen! Wie viele wollten ihre Seele retten, indem sie dich vertrieben, indem sie sich losrissen von deinen Freuden, die sie Sünde und Verführung nannten! Man hat das Christentum mit Unrecht angeklagt, allein und von Anfang an Feind der Schönheit gewesen zu sein. Die Stoiker verfuhren schon wie christliche Aszeten, und Sallust wagte sogar, das Vergnügen an Gemälden zu verurteilen; er nannte es Verweichlichung und stellte es mit Trunkenheit auf eine Stufe. Zwei uralte, immer lebendige Strömungen, ewige Zweifel, die von jeher die Seelen zerrissen, trennten Schönheitsfreude und Pflichtgefühl. Je künstlerischer ein Mensch empfand, desto schwerer lastete der Zwiespalt auf ihm, den mißverstandene Gesetze auferlegten. Wir alle haben schon mit Bewunderung und Mitleid Lebensbeschreibungen unglücklicher Künstlernaturen gelesen, die durch Armut oder Krankheit verhindert wurden, sich auszuleben. Jeder Kulturmensch versteht die Qualen einer solchen Künstlernatur, die nicht schöpferisch tätig sein kann und, ihres Lebenselementes beraubt, im innersten Wesen getroffen, grausam verschmachten und dahinschwinden muß. Jeder Mensch ist, nach Schillers

Digitized by Google

Ansicht, zum Schöpfer von Schönheitswerten bestimmt. Schönheit hervorzurufen ist seine natürliche Aufgabe, sein unausrottbarer Drang, wie es der innere Drang eines Malers ist zu malen. Der Mensch ist im innersten Wesen getroffen, er muß grausam verschmachten und dahinschwinden, wenn er sich nicht entwickeln kann, in Freiheit Schönes zu schaffen — unaufhörlich Schönes hervorzurufen und es in seiner Umgebung auszustrahlen. Die Tragödie der Menschheit liegt darin, daß ihr eigentlicher Beruf verkannt wird, daß tausend Feindseligkeiten sich gegen die mächtige Sehnsucht seines Schöpfertums verschwören, die Künstlerschaft in ihm an der Entfaltung hindern. Ohne Schönheit verkümmern wir. Den Weg unser Leben zu einem schönen Leben auszugestalten, zeigt die ästhetische Erziehung. Das Schöne kann nicht erkannt, es muß hervorgebracht und empfunden werden.

Alexander von Gleichen-Rußwurm

Lose Blätter

Der neue Keyserling

[Als man den Dichter E. von Keyserling kennen lernte, geschah es durch ein Theaterstück mit Namen „Frühlingsopfer", ein Spiel, das stimmungsstarke Bildchen vom litauischen Frühling und vom Mädchenschicksal, doch zu wenig von einem Drama gab. Schon damals (in München geschah es vor ungefähr neun Jahren) konnte man nicht bloß das Dichtertum des Grafen Keyserling erkennen, sondern auch seine besondere Berufung zur erzählenden Poesie, zur Novelle. Aber keiner hätte wohl mit Gewißheit voraussagen können, was für ein reicher Künstler, was für ein Erzähler ersten Ranges in dem vornehm bescheidenen Mann steckte, der zu jener Zeit schon kein Jüngling mehr war.

Seitdem kämpft er einen stillen Heldenkampf gegen den Tyrannen Körper, der mit schwerem Leiden seinen Geist niederwerfen möchte; und seitdem schenkt er uns Prosadichtungen, die ihn auf einer ungeahnten Höhe zeigen, die von Werk zu Werk glänzender — doch das ist nicht das rechte Wort — klarer leuchtend seine novellistische Meisterschaft dartun. Der Begriff des Novellistischen wird hier weit genug zu fassen sein, daß die große Novellenart, die außer dem einen Kernerlebnis ein liebevoll ausgeführtes Umwelt-Abbild bringt, eingeschlossen wird. So gab Keyserling im vorigen Jahr die Romannovelle „Dumala" (Kw. XXI, 18), so in diesem Band „Bunte Herzen", der außer der großen Novelle desselben Titels eine zweite, „Seine Liebeserfahrung", enthält. Beide Überschriften verleumden durch zu grelle Gemeinverständlichkeit ein wenig den Stil der Dichtungen, die sie ankündigen. Doch das ist am Ende „Pflicht und Recht zugleich" des Ankündigers.

Das Buch „Bunte Herzen" spielt wieder im Nordosten, den der Dichter als Sproß eines baltischen Geschlechts so genau kennt. In leichter Vermummung begibt er sich selber in die Handlung; mindestens ist er nah verwandt mit dem Grafen von Wandl-Dux, dessen Gut Kabullen den Schauplatz stellt:

„Graf Hamilkar, sehr lang und schmal in seinem schwarzen Gehrock, hielt sich ein wenig gebeugt. Das glattrasierte Gesicht mit dem langen,

Digitized by Google

lippenlosen Munde hatte etwas Aszetisches, wie es jene Gesichter haben, auf denen alles, was das Leben hineingeschrieben hat, beruhigt, gleichsam widerrufen erscheint." Er „hatte immer gesammeltes Material für die Bücher, welche die anderen schreiben wollten. Er selbst hatte nie eins geschrieben; »ich wußte nie,« pflegte er zu sagen, »welches meiner Bücher ich schreiben sollte, und so kam es denn zu keinem.«"

Dies letzte könnte just die Vermummung sein. Jedenfalls ist dieser Hamilkar eine von Keyserlings liebsten und von seinen am wunderschönsten geglückten Gestalten. Und in dem milden, kühlen Reifsein, dem müden doch treffsicheren Sarkasmus ähnelt das Geschöpf seinem Dichter zum Verwechseln. Der Graf Hamilkar ist jedoch darum nicht etwa bloßer Sprecher für Randbemerkungen. Er wird vielmehr mitten in die Handlung gestellt, die freilich, soweit man sie mit Händen greifen kann, recht einfach gehalten ist.

Unter den Sommergästen des Grafen ist ein junger Verwandter von der polnischen Seite, einer von den „Interessanten", den bewußt dämonischen Damenhelden, die auch mit eingebildetem oder wahrem, privatem oder nationalem Unglück zu kokettieren verstehen. Er verdreht einer Tochter des Grafen den Kopf, einem schönen, übersinnlich-sinnlichen Backfisch. Der Vater ist gegen die Heirat. Das Mädchen läßt sich zur nächtlichen Flucht mit dem Polen bereden, kehrt aber nach wenigen Stunden schon ins Vaterhaus zurück, da sie sich draußen jählings von unzartester Wirklichkeit umgeben sah. Der Liebhaber nimmt sich und sein „Unglück" ernst und schießt sich tot. Das junge Mädchen wird von einer Meldung dieses Abgangs überrumpelt; der Schreck reißt sie nieder. Nach längerer Krankheit indessen fühlt sie sich gemach der Freude an den Lebensdingen zurückgegeben. Zu gleicher Zeit verläßt der stille feine Geist des alten Grafen lautlos die herbstliche Welt.

Im Sinn des Lesers, fast könnte man sagen: in seinen Sinnen, bleibt nicht streng ordnungsmäßig die Linie des Geschehens haften, sondern ein lichtreiches, ganz eigen anziehendes Gemälde von sommerlichem Gutsleben und von mancherlei triebhaftem, süß-schmerzlichem Geschehen. Oder vielmehr eine unbestimmte Folge köstlich stimmungsstarker Miniaturenbilder vom Menschenleben, aus denen hie und da ein einzelnes sich hervorhebt und sachte wieder in ein andres zerfließt.

Die Jugend mit ihren Liebesschmerzen, die so kindisch und so tragisch in einem sein können — der Graf menschenfreundlich-menschenfern am Kopf seines gastlichen Tisches — der interessante dunkle und der treuherzige Liebhaber beim gemeinsamen Schwimmen — die träg hindämmernde ältere Grafentochter mit den zu lyrischen Nerven — die gespenstische Stimmung der jüdischen Schänke — und wieder die alte Komtesse Betty, durch die sonnigen Zimmer gehend und die Vorhänge niederlassend, und Madame Bonnechose mit ihrem andächtigen „ah, la jeunesse, la chère jeunesse!" und nachher mit ihrem ratlosen „c'est incompréhensible" und die vernunftstarke Mamsell mit ihrem Trostspruch: „. . . man liebt, und dann liebt man wieder nicht, aber essen muß der Mensch immer."

Und wieder hört man den Grafen sagen: „. . . was erziehen wir da für Wesen? Die können ja nicht leben. Denen kann man ja das Ding, das wir Leben nennen, gar nicht anvertrauen. Das sind kleine berauschte Gespenster, die vor Verlangen zittern, draußen umzugehen, und wenn

Digitized by Google

sie hinauskommen nicht atmen können." Und wohl unvergeßlich ward uns das Ende dieses Überreifen: im Schein der Septembersonne, während ringsum die reifen Früchte schwer in den Rasen fallen . . .

Mit alledem ist schon verraten (bis auf den Rest, der, Gott sei Dank, nur der Nachfühlung erfaßbar bleibt), was den Reiz dieser Dichtung, dieser besonderen Dichtungsart webt. Es ist die ungewöhnliche Kultur im Blut und im Geist des Urhebers; sie kredenzt uns mit vollendeter Liebenswürdigkeit in der reinsten Kristallschale den herbsten Pessimismus. Und es ist die künstlerische Kraft, zahllose Züge des lebendigen Lebens auszulesen, sie treu eingeprägt zu halten und dann, beim Gestalten des Werkes, sie scheinbar mühelos auszustreuen, jedennoch so, daß jede Einzelheit haarscharf am rechten Orte sitzt. Fülle von Lebensdokumenten, nicht Überfüllung, äußerste Gegenständlichkeit, doch nicht stoffprotzige Geistlosigkeit: so wäre Keyserlings „Methode" zu kennzeichnen, die natürlich mit der Methode aller guten Prosa-, Vers-, Farben-, Linien- und Ton-Künstler in den Grundzügen übereinstimmt. Das Besondere seiner Kunst wird durch elegische Allversunkenheit und scharfen Aristokratismus in seiner Natur bestimmt.

Die zweite Novelle des neuen Bandes, „Seine Liebeserfahrung", trägt dieselben Merkmale. Das Weltbild ist hier enger gefaßt, enger auch als in der Romannovelle „Dumala", die im übrigen der neuen (oder nur später veröffentlichten?) Arbeit ähnlich ist. Die Stellung der Hauptperson bleibt dieselbe: hier wie dort ein pflegebedürftiger älterer Ehemann, eine liebebedürftige junge Ehefrau, ein dreist zugreifender Dritter und ein zuschauender, leer ausgehender Vierter.

Doch alles übrige, auch der Ausgang für den Gatten und namentlich die Gestalt des Vierten unterscheidet sich gründlich von der Darstellung im Gegenstück. Aus dem verheirateten Geistlichen, der den Sündenfall der Schloßherrin zu vereiteln sucht, ward nun ein selbstgefälliger Junggesell, der sich für einen meisterhaften Lebenskünstler hält, aber alle Einzelheiten im Verhalten der geliebten Frau zu den beiden Außenseitern fälschlich zu seinen Gunsten deutet, so daß er durch das Verschwinden des Pärchens aus dem rosigsten in den schwärzesten Gemütszustand gestürzt wird.

Das Groteske dieser Blamage wird nur für einen oberflächlichen Blick durch die vornehme Ironie des Berichtes gemildert. Im Gegenteil, es liegt eine grausame Strafverschärfung darin, daß der Geck selber in Tagebuchweise seine vermeintlichen Weisheits- und Erfolgsmomente Schritt für Schritt aufschreiben muß. Eine künstlerische Aufgabe heikler Art war es, dies glaubhaft zu machen; sie ward mit sicherem Takt gelöst. Und überall spürt man, daß es dem Dichter nicht allein auf die kräftige Pointe ankam, sondern daß er mit einer widerspruchsvollen Liebe auf sein selbstgeschaffenes Opfer niederblickt, daß er all seine Menschengestalten mitsamt dem Unausforschlichen fühlt, das in ihnen lebt, und mitsamt der Lebensluft, die sie umgibt. Vom Roman im herkömmlichen Sinn schreckt ihn die massige Formlosigkeit zurück; die Möglichkeit der größern Lebensfülle zieht ihn wieder nach derselben Richtung. So gibt er diese Erzählungen, die Vorzüge des Romans mit der reinen Form der Novelle vereinen.

Keyserlings neues Buch ist gleich den älteren bei S. Fischer in Berlin erschienen. Willy Rath]

Digitized by Google

Aus „Bunte Herzen“

Die Sonne schien schon ganz schräg durch die Obstbäume, als auf der Gartenveranda der Kaffee genommen wurde. Graf Hamilkar rauchte eine Zigarette und schaute behaglich den Garten hinab, der jetzt wieder voller Leben war. Um diese Stunde wurden ihm stets die Augenlider ein wenig schwer. Drüben an der Buchsbaumhecke gingen Boris und Billy auf und ab. Boris sprach eifrig, machte mit seiner schmalen weißen Hand weite Bewegungen und ließ seine vielen Ringe in der Sonne blitzen. Darin lag etwas, was dem Grafen mißfiel, aber er wollte sich in dieser angenehmen Lebenslage nicht ärgern. Als er dann aufstand und in sein Zimmer hinüberging, um ein wenig zu ruhen, begegnete ihm seine Schwester. Er blieb stehn, legte einen Finger an die Nase und sagte: „Betty, was ich dir sagen wollte.“

„Was denn, Hamilkar“, sagte die alte Dame und bog ihren Kopf sehr weit zurück, um ihrem Bruder in die Augen zu sehen. Der Graf deutete durch das Fenster zur Buchsbaumhecke hinaus: „Die Beiden dort, du solltest ein wenig achtgeben.“

„Ach Hamilkar,“ meinte Betty, „laß doch die Jugend sich unterhalten. Wir waren doch auch einmal jung.“

Der Graf lächelte wieder sein unterdrücktes schiefes Lächeln. „Gewiß, Betty, wir waren auch einmal jung und es wäre doch gut, wenn unsere Kinder von dieser unsrer Erfahrung einigen Nutzen hätten. Die polnischen Likörangen geben einen ungesunden Rausch; wir haben an dem griechischen Rausche gerade genug gehabt. Du solltest ein wenig achtgeben.“

Damit ging er in sein Zimmer und streckte sich auf seinem Sofa aus. Er liebte diese halbe Stunde des Ruhens. Er schloß die Augen. Die Fenster standen weit offen. Vom Garten tönten die Stimmen herein, wie sie sich riefen, suchten, vereinigten und dazu immer das unermüdliche Wetzen der Feldgrillen. „Wie die eifrig bei der Arbeit sind,“ dachte der Graf, „wie eilig die das haben, das klingt ja, als haspele ein jeder schnell einen Faden von einer Spule. Wie sie schnurren diese Spulen, wie die Unruhe in ihnen fiebert.“ Er fühlte sich angenehm abseits von dieser Unruhe. Im Halbschlummer schienen die Stimmen sich zu entfernen, zu sänftigen. „Ja ja, so muß es sein, die unruhigen Stimmen entfernen sich, verhallen und dann — Stille. Ja, so wird es sein — vielleicht — man wird ja sehen.“

Unten an der Buchsbaumhecke aber gingen Boris und Billy noch immer auf und ab. Boris sprach leidenschaftlich auf Billy ein. Er war ganz bleich von Beredsamkeit und verstand es, ein wunderbar unumwundenes Pathos in seine Worte zu legen.

„Ich weiß, dein Vater liebt mich nicht, er will mich demütigen. Natürlich man liebt uns hier bei Euch nicht. Wir sind die Unbequemen der Geschichte. Eigensinnige Idealisten liebt man nicht. Wer mit einem Schmerz geboren wird, wer für einen Schmerz erzogen wird, ist unsympathisch, ich weiß. Unglücklich sein ist hier bei Euch unmodern, es ist nicht comme il faut.“

„Ach, Boris, warum sprichst du so,“ sagte Billy mit vor Erregung heiserer Stimme, „wir hier, wir alle, haben dich gern.“

Boris zuckte die Achseln. „Wir alle, ach Gott, das ist ja auch gleichgültig. Aber du, Billy, ich weiß, du bist gut, du bist für mich, aber

Digitized by Google

nein, nicht so, wie ich es verstehe. Sieh, wir Polen, die wir alle mit einer Wunde im Herzen umhergehen und deshalb einsam sind, wir verstehen die Liebe anders. Wir verlangen eine Liebe, die bedingungslos unsre Partei nimmt, ohne zu fragen, ohne sich umzuschauen, die ganz, ganz, ganz für uns ist. Aber," und Boris machte eine Handbewegung, als werfe er eine Welt von sich, „aber wo finden wir solch eine Liebe!"

Die Sonne hing jetzt, eine himbeerrote Scheibe, über dem Waldsaum. Billy blieb stehen, schaute mit weit offenen Augen die Sonne an. Das dunkle Blau dieser Augen wurde blank von Tränen, und zwei kleine rote Sonnen spiegelten sich in ihnen. „Ach, Boris, warum mußt du so sprechen," brachte sie mühsam heraus, „du weißt doch — was soll ich tun, was kann ich tun?"

„Du kannst alles", versetzte Boris geheimnisvoll.

Billys Herz schwoll schmerzhaft von unendlichem Mitleid für den schönen bleichen Jungen vor ihr, und es schien ihr in diesem Augenblicke wirklich, als könnte sie für ihn alles tun.

Der Garten war jetzt ganz rot vom Abendlicht. Überall standen die Mädchen und die jungen Leute beieinander, von dem bunten gewaltsamen Lichte wie von einer Festbeleuchtung aufgeregt. Egon von Hohenlicht machte die Professorentöchter lachen, immer beide zu gleicher Zeit. Moritz ging mit Marion zwischen den Levkoienbeeten umher und sie sprachen von Billy. Selbst das kleine Fräulein Demme und der stattliche Hannoveraner standen ein wenig abseits beieinander und flüsterten. Lisa hatte den Liegestuhl auf den Rasenplatz unter dem Birnbaum hinaustragen lassen. Dort lag sie regungslos, als fürchtete sie das schöne rote Licht, das über sie hinfloß, durch eine Bewegung in Unordnung zu bringen. Der Leutnant von Rabitow hatte sich zu ihren Füßen auf den Rasen hingestreckt.

„Ach, wie schön das ist," sagte Lisa mit einer sanft klagenden Melodie in der Stimme, „wenn man das so sieht, würde man nicht glauben, daß auch so viel Schmerz auf dieser Erde ist."

„Allerdings," meinte der Leutnant, „aber daran dürfen wir nicht denken. Wenn ich abends mein Bad genommen habe, Toilette gemacht habe und auf die Straße hinuntergehe, — die Restaurants sind hübsch erleuchtet, wenn ich scharf um die Ecken biege, karamboliere ich mit lieben kichernden Mädchen, und ich denke dann ein wenig nach und sage mir, wohin gehst du jetzt — na, dann schlage ich es mir auch aus dem Sinn, daß morgen wieder Dienst ist und Rekruten und so weiter."

„Sie sind, glaube ich, glücklich, Herr von Rabitow", sagte Lisa leise.

Auf der Veranda aber saßen Komtesse Betty und Madame Bonnechose beieinander, falteten die Hände im Schoß und sagten andächtig: „Ah, la jeunesse, la chère jeunesse."

Nur die beiden Kinder waren unzufrieden. Bob und Erika standen auf dem Gartenwege und grollten, weil es nicht zu einer Unternehmung kam, zu einem Spaziergang oder zu einem gemeinsamen Spiel.

„Wenn alle sich immer nur verloben," meinte Bob, „dann kommt es natürlich zu nichts. Boris legt auf Billy Beschlag, als ob sie Polen wäre."

„Das wird ihm nichts helfen," bemerkte Erika, „Papa ist gegen die Partie, das weiß ich."

Die Sonne war untergegangen. Vom Wald und den Wiesen her

Digitized by Google

kam ein feuchtes Wehen und schüttelte an den Zweigen der alten Obstbäume. Eintönig und klagend ging das Singen der Bauernmädchen die dämmerige Landstraße entlang.

Bob hatte sein gemeinsames Spiel durchgesetzt. Jemand stand an einem Baum und zählte, die andern versteckten sich. Billy lief zu dem dichten Berberitzengebüsch hinüber. Dort war es dunkel, es roch nach den Brettern einer alten Holzkiste, die dort stand, nach Gartenerde und den säuerlichen Trauben der Berberitzen. Billy war ein wenig atemlos, ihr Herz klopfte so stark, sie hörte es klopfen, es klang wie leise Schritte, die eilig, eilig einem unbekannten Ziele zulaufen. Eine große Erregung ließ Billy in sich zusammenschauern, eine Erregung, die das Allvertraute ringsumher fremd erscheinen läßt, bedeutungsvoll und gleichsam schwer von heimlich heranschleichenden Ereignissen. Billy war zu jedem Erlebnis bereit. Boris' weiche Stimme schien alle Schranken, in die dieses Kind sorgsam eingehegt worden war, niederzureißen. Ach ja, Boris' Leben, das so voll großer Gefühle und großer Worte war, mitleben zu dürfen, das war es, was Billy jetzt haben mußte.

„Billy", hörte sie eine leise Stimme im Dunkeln. Es war Boris. Billy wunderte sich nicht darüber, sie hatte die ganze Zeit ihn so leidenschaftlich gefühlt, daß seine Gegenwart ihr selbstverständlich erschien. „Ja, Boris", antwortete sie ebenso leise.

Er stand jetzt ganz nahe vor ihr, sie spürte das starke, süße Parfüm, das er zu gebrauchen liebte. „Billy," sagte er, „ich komme, um Gewißheit von dir zu haben." Er schwieg, aber Billy vermochte nichts zu sagen, sie wartete. Das Ereignis, dessen Heranschleichen sie gespürt, stand jetzt vor ihr.

„Sieh, Billy," fuhr Boris fort, und seine Stimme klang ein wenig trocken, dozierend, „ich muß es wissen, ob du in meinem Leben das bist, auf das ich unbedingt bauen kann. Ich kann mir mein Leben ohne dich nicht denken, aber gerade deshalb darf ich mich nicht täuschen, wenn ich mich hier täuschen würde, könnte es mein Untergang sein."

Er wartete wieder.

„Aber Boris, du weißt doch — " begann Billy, aber er unterbrach sie ärgerlich: „Nein, ich weiß nicht, ich kann es nicht wissen, du verstehst mich nicht, das ist alles ganz anders." Billy war das Weinen nahe, die strenge Stimme, die aus dem Dunkeln auf sie einsprach, quälte sie unsäglich. „Doch, gewiß verstehe ich dich. Warum soll ich dich nicht verstehen? Warum sagst du das? Sprich doch morgen mit dem Papa, alle verloben sich, warum muß es denn bei uns so furchtbar traurig sein." Das Weinen war ihr nahe, müde setzte sie sich auf die alte Holzkiste. Da hörte sie Boris leise lachen, es war das kurze, hochmütige Lachen, mit dem er seine Aufregung zu verbergen liebte. Dann setzte er sich auch auf die Holzkiste, nahm Billys Hand, hielt diese kühle Mädchenhand in der seinen wie etwas Zerbrechliches und Kostbares und begann wieder zu sprechen:

„Nein, nein, du verstehst mich nicht. Natürlich werde ich mit deinem Vater sprechen, ich will ja korrekt sein; aber was wird das helfen, dein Vater haßt mich, ich habe mir mein Glück immer erkämpfen müssen, und ich will das auch und du mußt das auch wollen. Es ist alles gleich, hörst du, alles, es kommt nur auf das eine an, daß du und ich zu-

Digitized by Google

einander kommen. Ich sehe nur dich und du sollst nur mich sehen, was daraus wird, darf uns nicht kümmern, nur du und ich, du und ich." Er sprach noch immer leise, aber seine Stimme nahm wieder ihren leidenschaftlich singenden Ton an. Er berauschte sich wieder an seinen Worten, an seinem Selbst. „Kannst du das nicht, dann sage es gleich, es ist besser, dann gehe ich fort, es ist gleich, was aus mir wird. Sterben kann ich, aber getäuscht werden, das geht über meine Kraft. Kannst du das, sag, sag?" Und er drückte ihre Hand und schüttelte sie.

„Ja, ich kann", erwiderte Billy gehorsam.

„Also," fuhr Boris fort, „wir gehen einen Weg aufeinander zu, von beiden Seiten sind hohe Mauern und wir sehen nichts, nur diesen Weg, und du siehst mich und ich sehe dich und wir gehen aufeinander zu, nur das, verstehst du?"

„Ja", sagte Billy, und wirklich sah sie diesen gelben Weg zwischen den grauen Mauern unter einem hellgrauen Himmel und zwei einsame Gestalten, die aufeinander zugehen.

„Es ist ja gleich," fuhr Boris fort, „ob unsre Liebe tragisch ist, es kommt eben nur auf diese Liebe an. Wir Polen können nichts dafür, wenn wir als Abenteurer geboren werden, daran ist die Geschichte schuld, aber Abenteurer brauchen ganz sichere Gefährten, bist du das? Sag."

Jetzt nahm er sie fest an sich und küßte sie. Die großen Worte, das große Mitleid, diese Lippen, die sie küßten, diese Hände, die fieberhaft nach ihr griffen, all das tat ihr weh. O Gott, dachte sie, wäre das doch schon vorüber. „Bitte," flüsterte sie, „geh jetzt."

Boris ließ sofort von ihr ab, stand auf und sagte höflich: „Wenn du es wünschest. Aber, Billy, ich fürchte, du bist mir noch recht fern."

„Ich will aber nicht fern sein", rief Billy weinerlich, und nun kamen auch die Tränen. Boris stand einen Augenblick schweigend da, dann sagte er leise „gute Nacht" und ging. Billy blieb auf der Holzkiste sitzen, schlug die Hände vor das Gesicht und weinte. In den Berberitzenbüschen raschelte der Nachttau. Dort irgendwo durch das Dunkel schwirrte eine Fledermaus und stieß ihr angstvolles und unendlich einsames Pfeifen aus. Billy fror, sie fürchtete sich auch. Es war ihr, als käme in der Finsternis etwas heran, das sie nehmen und sie forttragen wollte. Aber was konnte sie tun, jetzt war auch alles gleich. Sie gehörte zu Boris und seinem schönen, unverständlichen Schmerze.

Sie hörte Schritte, jemand stand neben ihr.

„Billy, bist du hier?" Es war Marion.

„Ja, Marion."

„Weinst du?"

„Ja, ich . . . ich weine."

Marion setzte sich zu Billy auf die Holzkiste, ihr war auch sehr weinerlich zumute. Beide schwiegen eine Weile, dann fragte Marion: „War er hier?" „Ja", erwiderte Billy.

„Und hat er," fuhr Marion fort, „hat er etwas gesagt? Seid ihr verlobt?"

„Ja, ich glaube," meinte Billy, „aber es ist doch alles sehr traurig."

Die beiden Mädchen saßen wieder schweigend nebeneinander. Draußen im Garten hörte man Stimmen, jemand rief: „Billy! Marion!" Dann wurde es still.

Digitized by Google

„Komm," sagte Billy und stand auf, „aber wir gehen nicht zu den anderen, ich mag niemanden sehen, ich mag keinen Tee, wir wollen zu uns hinaufgehen, ohne daß jemand uns sieht."

Aber dem Dach des Hauses war der Mond emporgestiegen, der Garten war plötzlich hell und die Schatten der Bäume lagen hart und schwarz auf den beschienenen Wegen. Die beiden Mädchen schlichen an den Büschen die Buchsbaumhecke entlang, zuweilen blieben sie stehen und horchten zur Veranda hinüber. Dort saßen die anderen, Billy hörte die Stimme des Professors, dann die Stimme ihres Vaters. „Der Tod, lieber Professor," sagte er gerade, „ist uns deshalb unverständlich, weil wir auf ihn die Maßstäbe des Lebens anwenden. Es ist wie mit dem Traum. Wenden Sie auf einen Traum die Maßstäbe des Wachens an und Sie werden sich nie in ihm zurechtfinden."

„Mein Gott," flüsterte Billy verachtungsvoll, „sie sprechen über den Tod." Hurtig schlüpften die beiden Mädchen in das Haus. Oben im Giebel lagen ihre beiden Zimmer nebeneinander und sie hatten einen großen gemeinsamen Balkon, der auf den Garten hinausging. Billys Zimmer war hell von Mondschein, sie zündete daher kein Licht an. „Ist es gekommen?" fragte sie Marion.

„Ja," meinte Marion, „heute mit der Post", und holte ein kleines Paket hervor. Beim Licht des Mondes öffneten es die beiden Mädchen; es enthielt eine weiße Porzellanbüchse, „Anadyomenit" stand auf dem Deckel, und darin war eine weiße Salbe, die süß nach Rosen duftete. „Hier ist auch eine Anweisung", sagte Marion; sie hielt einen Zettel gegen das Mondlicht und las: „Man bestreiche das Gesicht dünn mit der Salbe und setze es dann eine halbe Stunde einem milden Lichte, am besten dem Lichte des Vollmondes aus. Die Haut wird durchsichtig, lilienweiß . . ." — „Gut, gut," unterbrach Billy die Vorlesung, „fangen wir also an." Schweigend und eifrig machten sie sich an die Arbeit; sorgsam strichen sie vor dem Spiegel die Salbe über ihre Gesichter, rückten Stühle auf den Balkon hinaus, saßen regungslos da und schauten zum Monde auf, der ihnen gegenüber rund und gelb über den Wipfeln der alten Ahornbäume hing. Nur selten sagte eine ein Wort.

„Du weißt," bemerkte Billy einmal, „er hat ganz lange Wimpern." „Ja," sagte Marion, „und sie sind ein wenig hinaufgebogen." Dann schwiegen sie wieder.

Unten in der Ahornallee ging Boris rastlos auf und ab. Er rauchte Zigaretten und sann. Er fühlte sich, er sah sich heute besonders stark und deutlich, sich, den geliebten, schönen Jüngling mit dem tragischen Ausnahmeschicksal. Das gab ihm eine feierliche Erregung. Aber er wußte auch, er war sich ein bedeutsames Erlebnis schuldig. Billy gehörte dazu natürlich, das stand fest, und nun schmiedete er Pläne, dichtete eifrig an dem Schicksal des schönen, geliebten Jünglings. Zuweilen am Ende der Allee blieb er stehen und schaute zu dem Hause hinauf, hinauf zu dem Balkon, auf dem die weißen Gestalten der beiden Mädchen regungslos dasaßen, die blanken Gesichter dem Monde zugewandt.

Drüben zwischen den Blumenbeeten ging die Fürstin Katakasianopulos langsam hin und her, sehr schlank in ihrem schwarzen Kleide, sehr bleich im Mondlicht. Aber wer sah das. Auch sie fühlte sich als kostbares

Digitized by Google

Werkzeug für köstliche Erlebnisse. Allein wo waren die, denen diese Erlebnisse bestimmt waren. Am Ende des Gartenweges blieb sie stehen und schaute sinnend auf die weißen Nebel, die von der Wiese aufstiegen. Sie war mit ihrem Manne einst einen Monat lang in Athen gewesen. Vielleicht sehnte sie sich nach Griechenland. Möglich. Aber warum ging Boris allein in der Allee auf und ab? warum blieb der Leutnant dort bei den anderen? Sie kam sich vor wie ein Fest, das einsam in seinem Schmucke dasteht und von dem alle, die es feiern sollen, nichts wissen. Aber von der Veranda tönte die ruhig forterzählende Stimme des Grafen Hamilkar in die Mondnacht hinaus. Er erklärte dem Professor noch immer den Tod.

Ein sehr heller Augustmorgen lag über Kabullen. Im Hause war es noch still. Nur Komtesse Betty ging durch die sonnigen Zimmer und ließ die Fenstervorhänge herab, denn der Tag versprach heiß zu werden. Dann ging sie in den Garten hinaus um Rosen zu schneiden. Zuweilen hielt sie in der Arbeit inne und schaute blinzelnd in den Sonnenschein hinein, sah zu dem Gartenburschen hinüber, blickte den Küchenmägden nach, die mit großen Körben voller Gemüse aus dem Gemüsegarten kamen. Überall regte sich schon emsig das behäbige und geregelte Leben. Das tat gut. Wenn das eigene Leben sich sachte dem Ende zuzuneigen beginnt, muß man sich an dem starken jungen Leben der anderen wärmen, die Hände voll großer kühler Rosen haben und mit geöffneten Lippen den Morgenduft dieses Gartens eintrinken. Dort von der Allee her grüßte jemand. Ach ja, das war Moritz, der zum See hinunterging, um zu baden. Der arme Junge. Seitdem er so stark in Billy verliebt war, kam er aus dem Wasser gar nicht mehr heraus, immer wieder war er unterwegs zum See. Die lieben Kinder, wie sie einander liebten und einander Schmerz bereiteten, und wie hübsch das alles war. Ja, das Leben, das liebe Leben. Ob zwischen dem Leutnant und Elsa etwas zustande kommt? Komtesse Betty wollte mit Madame Bonnechose darüber sprechen; die hatte in solchen Dingen einen sehr scharfen Blick. Sie nahm ihre Rosen zusammen und ging in das Haus hinein.

Sie war erstaunt, um diese Zeit schon Boris im Wohnzimmer zu finden. In seinem Anzug aus rahmfarbener Seide mit dem nelkenroten Gürtel saß er wartend in einem Sessel, bleich, sehr hübsch und ein wenig feierlich.

„Wie? Du schon auf, mein Junge?“ sagte die alte Dame.

„Ja,“ meinte Boris ernst, „ich habe etwas vor, ich habe den Onkel fragen lassen, ob er mich gleich nach dem Frühstück empfangen will, ich muß mit ihm sprechen.“ Komtesse Betty sah ihren Neffen unsicher, ein wenig ängstlich an.

„Ach so, ja warum soll er dich nicht empfangen? Aber, was ist denn? Ist es wegen . . . wegen —“

Boris nickte: — „Ja, wegen Billy.“

„Lieber Boris,“ sagte die alte Dame und bog den Kopf ein wenig zurück, um ihrem Neffen in die Augen zu sehen, „muß das gerade jetzt sein? Das wird Billy so aufregen — und den Onkel, und mich und uns alle, und wir sind gerade so glücklich und so gemütlich beieinander. Kannst du damit nicht warten?“

Digitized by Google

Aber Boris wurde noch feierlicher: „Das tut mir leid, liebe Tante, daß ich eure Gemütlichkeit stören muß. Das ist, fürchte ich, nun einmal die Rolle, zu der ich bestimmt bin," und er lachte bitter, „nein, gemütlich bin ich nicht, aber ich tue, was ich tun muß."

„So, so," sagte Komtesse Betty ängstlich, „ja dann — vielleicht geht alles gut. Ich gehe gleich zu Billy hinauf, vorläufig muß sie jedenfalls im Bett bleiben, ich bringe ihr das Frühstück." Geschäftig eilte sie fort und Boris setzte sich wieder bleich und entschlossen auf seinen Sessel und wartete.

Als Boris zu seinem Onkel gerufen wurde, fand er diesen in seinem Schreibzimmer am Fenster sitzend. Er rauchte seine Morgenzigarre und schaute auf den Hof hinaus. Dort regte sich emsig die landwirtschaftliche Vormittagsarbeit. Im Teich wurden die Pferde geschwemmt, ganz blank in der Sonne. Erntewagen fuhren vorüber, grellgelb gegen den blauen Himmel. Flüchtig wandte sich der Graf zu seinem Neffen um, nickte ihm zu und schaute dann gleich wieder zum Fenster hinaus.

„Guten Morgen, Boris," sagte er, „du willst mich sprechen, schön, bitte setze dich." Als Boris sich gesetzt hatte, war es ganz still im Zimmer. Er hatte so viel große Worte vorbereitet, aber hier in diesem Zimmer vor diesem alten Manne, der mit seinen Gedanken so sehr weit fort von allem zu sein schien, von allem, was Boris anging, schien all das Vorbereitete nicht mehr zu stimmen. Ob er wirklich nur sich für die vorüberfahrenden Erntewagen interessiert, dachte Boris, oder ob er Komödie spielt aus Bosheit?

„Wie der Bursche dort oben auf dem Gerstenfuder liegt," begann jetzt der Graf, „so ganz königlich hingerekelt. Der hat wirklich Besitzgefühl jetzt, wenn ihm auch kein Halm gehört. Der hat mehr Besitzgefühl in diesem Augenblick, als ich hier an meinem Fenster. Merkwürdig, nicht?" Er wandte sich Boris zu. Als er den gespannten Ausdruck auf dem bleichen Gesicht sah, zog er ein wenig die Augenbrauen empor und bemerkte: „Ja so, du willst von dir sprechen, also bitte." Dann schaute er wieder zum Fenster hinaus.

„Ja, Onkel," sagte Boris, und seine Stimme klang gereizt und kampflustig, „ich wollte dir sagen, ich . . . ich liebe Billy." Der Graf zog an seiner Zigarre und sprach dann langsam und stark durch die Nase: „Gewiß, das ist verständlich. Das ist natürlich. Es wird vielleicht manchem anderen ebenso gehen. Billy ist ein ungewöhnlich hübsches, junges Mädchen, da verlieben die jungen Leute sich in sie, das war von jeher so."

„Aber Billy liebt auch mich", stieß Boris entschlossen hervor. Sein Onkel schaute ihn aus den grauen Augen scharf an, das Gesicht blieb ruhig, nur die Nase schien noch weißer zu werden: „Lieber Boris, auch in meiner Jugend verliebten wir uns in junge Mädchen, wir sagten wohl auch zuweilen, ich bin in die und die verliebt, aber zu sagen, dieses junge Mädchen ist in mich sterblich verliebt, das galt damals für nicht geschmackvoll."

Boris errötete, aber er fühlte, wie er seine Sicherheit zurückgewann, so eine angenehme Kampfstimmung machte ihm das Herz warm. Er konnte sogar wieder seine Lippen zu dem traurigen und hochmütigen Lächeln verziehen, von dem eine Dame ihm gesagt hatte: „Das ist so hübsch, daß es schwer sein muß, später nicht zu enttäuschen."

Digitized by Google

„Vielleicht ist es geschmacklos," sagte er, „aber es gibt Lebenskrisen, in denen wir auch über den Geschmack hinweggehen, ich wollte nur sagen, daß Billy und ich miteinander einig sind. Ich bin geschmacklos, gut, aber nur, weil ich klar sein möchte."

„So, so," erwiderte Graf Hamilkar, und die Zigarre zitterte ein wenig in seiner Hand, „dann werde ich auch klar sein müssen. Da ich von jeher mich für dich interessiert habe, so bin ich häufig in die Lage gekommen, dir aus all den Schwierigkeiten herauszuhelfen, in die dein Leichtsinn oder, um mich weniger klar auszudrücken, deine interessante Natur dich verwickelt hat. Da du nun all das weißt, was ich von dir weiß, so wirst du verstehn, daß ich für das Glück meiner Tochter auf dich in keiner Weise gerechnet habe."

Jetzt fand Boris seine Beredsamkeit wieder, er fand all die großen Worte wieder, die er sich gestern in der Rhornallee zurechtgelegt hatte, und er mußte sich von seinem Stuhl erheben, um sie zu sprechen.

„Ich weiß, Onkel, alles, was du für mich getan hast. Ich kenne auch meine Fehler. Aber das entscheidet hier nicht. Billys Liebe ist für mich ein unverdienter Glücksfall. Solch ein Glück ist immer unverdient. Aber die Hände nicht darnach ausstrecken wäre für mich ein Selbstmord, ja geradezu Selbstmord."

„Mein Lieber," unterbrach ihn der Graf, „von dem Worte Selbstmord als rhetorischer Wendung ist im Interesse des guten Geschmacks dringend abzuraten." Boris wurde heftig, seine Stimme nahm eine scharfe Diskantlage an: „Ich kümmere mich nicht um rhetorische Wendungen und um Geschmack. Es handelt sich hier um mein Schicksal, aber das wäre ja gleich, das wäre dir gleich. Aber es handelt sich um Billy, Billy gibt mir mein Recht, und wenn ich auch leichtsinnig bin und unwürdig und eine schlechte Partie und unsympathisch, Billys Liebe ist mein Recht."

Er war zu Ende und setzte sich auf seinen Stuhl zurück. Das hatte wohlgetan. Der Graf strich sanft seine weiße Nase und versetzte: „Das Recht, dich in meine Tochter zu verlieben, kann ich dir nicht absprechen, ebensowenig das Recht, mich um die Hand meiner Tochter zu bitten, aber was du da eben gesagt hast, klang eher so, als hieltest du in Billys Namen bei mir um deine eigene Hand an."

„Ich wollte offen und loyal gegen dich sein", erwiderte Boris.

„So, wolltest du das?" meinte der Graf. „Du nennst das loyal, wenn du als Gast in meinem Hause hinter meinem Rücken mit meiner siebzehnjährigen Tochter, wie du es nennst: einig wirst."

„Es war vielleicht nicht korrekt," sagte Boris müde und überlegen, „aber, mein Gott, wenn etwas so Starkes hier im Herzen und hier im Kopf sich festsetzt, dann sprechen wir es eben aus."

Scharf und böse erwiderte der Graf: „Ein anständiger Mensch behält eben neun Zehntel von dem, was ihm durch Herz und Kopf geht, für sich."

„Du willst mich beleidigen, Onkel," Boris lächelte dabei sein hübsches melancholisches Lächeln, „gut, gut. Wir Polen können unsre Köpfe und Herzen vielleicht weniger im Zaum halten, als ihr Deutsche; deshalb sind wir doch anständig."

„Es ist sehr wohlfeil, mein Lieber," höhnte der Graf, „seine Fehler seiner Nation in die Schuhe zu schieben; die kann sich nicht wehren.

Digitized by Google

Übrigens . . ." Er hielt inne, seine Zigarre war ausgegangen; er zündete sie umständlich an, und als er wieder zu sprechen begann, war die Gereiztheit aus seiner Stimme fort, es war wieder der beschaulich näselnde Ton. „Die Diskussion ist hier wohl unfruchtbar, wir sind dazu, beide, in der Sache zu wenig objektiv. Ich bedaure also, deinen Antrag ablehnen zu müssen."

Boris erhob sich und verbeugte sich formell. „Dann kann ich wohl gehen", sagte er.

„Ja," erwiderte der Graf, „der Gegenstand wäre soweit erschöpft. Es wäre noch hinzuzufügen, daß ich dich bitten muß, deinen Besuch bei uns heute abzubrechen."

Boris verbeugte sich wieder. „Nachmittag natürlich", fügte der Graf hinzu.

„Danke", sagte Boris und ging dann sehr aufrecht hinaus.

Graf Hamilkar tat einen langen Zug aus seiner Zigarre und schaute wieder zum Fenster hinaus. Er wünschte wieder einen Erntewagen zu sehen und einen Burschen, der schläfrig hoch oben in den heißen gelben Halmen lag. Im Hof hinter einem Busch hatte die ganze Zeit über Marion gestanden und zu ihm in das Fenster hineingeschaut. Jetzt, da Boris gegangen war, lief auch sie dem Hause zu. Der Aufklärungsdienst der Jugend gegen die Alten, dachte der Graf. Er lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Er war ein wenig müde. Natürlich würde sie gleich kommen. Wie er seine Tochter kannte, so würde sie sich den Rausch der Treue, des Bekennens, des Mutes, vor den bösen Vater hinzutreten, nicht entgehen lassen. Gott, wie das Leben immer wieder dieselben alten Rollen verteilte. Widerlich. Jetzt ging die Tür. Er öffnete nicht die Augen, eine unendliche Trägheit machte ihm die Augenlider schwer. Er hörte, wie Billy in das Zimmer trat, nahe an ihn herantrat und vor ihm stehenblieb. Da öffnete er die Augen und lächelte ein wenig. „Nun, meine Tochter?" fragte er, „komm, setze dich zu mir."

„Nein, Papa," erwiderte Billy, „ich möchte lieber stehen."

„Gut, steh." Er mußte auch stehen, als er seine Rede hielt, dachte Graf Hamilkar. Billy stand da in ihrem weißen Kleide, rote Nelken im Gürtel, die Arme niederhängend und die Hände leicht ineinander verschlungen. Das Gesicht war bleich und die Augen sehr blank. Entschlossen sieht sie aus, ging es dem Grafen durch den Sinn, Charlotte Corday vor der Badewanne Marats.

„Ich wollte nur sagen, Papa," begann Billy, „daß ich für Boris bin, daß ich auf Boris' Seite stehe. Wenn du ihn auch beleidigst und fortschickst, ich bin für ihn, ich muß das."

Sie sprach ruhig, nur daß sie beim Sprechen die roten Nelken aus ihrem Gürtel zog und nervös zerpflückte. Der Graf nickte: „Gewiß, Kind, ich habe das nicht anders erwartet. Ich fürchte, wir werden einander nicht überzeugen. Du wirst Boris immer anders sehen, als ich ihn sehe. Unsre Augenpunkte sind eben zu verschieden. Auch über das, was du fühlst, werden wir nicht einer Meinung sein. Du hältst das für etwas Dauerndes, ja für etwas Ewiges, nicht? Und ich für etwas Vorübergehendes. Ich könnte mich nun auf meine Erfahrung berufen und sagen, ich habe mehr Dinge vergehen sehn als du. Aber du wirst

Digitized by Google

mir einwenden, das, was du erlebst, sei noch nie erfahren worden, sei einzig. Wir kommen nicht zusammen. Da bleibt also nichts übrig als die altbewährte Regel, daß ich bestimme und du gehorchest. Ich verwalte dein Leben und habe es dir, wenn du anfängst es selbst zu verwalten, ungeschmälert zu überliefern. Die Zugabe des polnischen Vetters aber würde ich für eine unvorteilhafte Belastung dieses mir anvertrauten Kapitals halten."

„Ich will aber lieber, daß es belastet ist und ... und ... und alles, was du sagst, aber mit Boris", rief Billy und warf die Nelken zornig zur Erde. Der Graf zuckte leicht mit den Achseln. „Ja, mein Kind, darin sind wir eben verschiedener Ansicht, und meine Ansicht ist vorläufig die herrschende." Billy schwieg. Sie ließ jetzt ihre Arme schlaff niederhängen, ihre Augen wurden ganz rund und klar, und es kam ein wunderlicher Ausdruck in sie von Hilflosigkeit, ja von Angst. „Dann — dann —" brachte sie mühsam heraus, „dann weiß ich nicht." Ein unendlicher Widerwille gegen seine Vaterrolle stieg in ihm auf, war er denn wirklich dazu da, um dieses schöne Wesen zu quälen? Aber als er zu sprechen begann, klang seine Stimme noch um einiges kühler und ironischer:

„Geh jetzt, meine Tochter. Vielleicht gewährt es dir einige Beruhigung, zu denken, daß für den Schmerz, den du jetzt empfindest, nicht du selbst verantwortlich bist, sondern ich. An solchen kleinen Hilfshypothesen, wie der Professor sagen würde, ist das Leben reich, und warum sollen wir sie nicht benutzen." Billy hörte ihn nicht mehr, die klaren Augen schienen auf etwas hinauszustarren, über das sie sich wunderten und das sie erschreckte. Dann plötzlich machte sie Kehrt und ging hinaus.

Der Graf fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Ein verteufeltes Gefühl, das Mitleid. Es ist eigentlich ein starkes körperliches Unwohlsein. Dann bückte er sich und hob die Nelken auf, die Billy zerpflückt hatte. Er wollte sie in der Hand halten.

An diesem schwülen Tage war auch das Leben in Kadullen wunderlich gespannt. Überall standen Leute zu zweien beieinander und flüsterten mit ernsten Gesichtern. Die Professorstöchter saßen ein wenig verlassen auf der Veranda und sprachen leise miteinander. Zuweilen gesellte sich Egon zu ihnen und machte ihnen lau und zerstreut den Hof. Billy hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, und Komtesse Betty brachte viel Himbeerwasser zu ihr hinauf, und Marion jagte beständig zwischen Billys Zimmer und dem Garten hin und her, um Nachrichten zu überbringen. Keiner fand es gemütlich. Lisa ging unter ihrem roten Sonnenschirm zwischen den Blumenbeeten umher. Diese Liebesgeschichte, an der sie keinen Teil haben sollte, machte sie unruhig. Der Leutnant war auf die Hühnerjagd gegangen. Natürlich, das kannte sie an den Männern; wenn es galt, sich zu entscheiden, oder sonst die Lebenslage schwierig wurde, gingen sie immer auf die Hühnerjagd. Diese armen Tiere schienen nur dazu da zu sein, um über unangenehme Lebenslagen hinwegzuhelfen. Jetzt suchte sie Boris, sie wollte mit ihm sprechen. Wer konnte den Liebenden besser Rat erteilen als sie. Aber er war nicht da. Es hieß, er sei auf die Wiese hinausgegangen. Gut, dann wollte Lisa mit Billy ein Gespräch haben. Aber als Marion das Billy meldete, wurde diese sehr heftig. „Nein, sie soll nicht kommen. Was wird sie sagen,

Digitized by Google

und sie wird von ihrem alten Griechen sprechen. Der Fall mit ihrem Katakassianopulos ist ganz anders wie mein Fall. Sag ihr das. Sie kann mir nicht helfen, mir kann niemand helfen." Und sie drückte das Gesicht in die Kissen und weinte. Ratlos stand Marion vor ihr. „Und Boris ist verschwunden," klagte Billy wieder, „geh zu Moritz, sag ihm, er soll Boris aufsuchen, er soll achtgeben auf ihn, er soll bei ihm bleiben. Geh schnell." Marion stürmte wieder die Treppe hinab.

Sie fand Moritz im Park faul und kummervoll unter einem Baume hingelagert. Er blinzelte Marion schläfrig an, als sie ihren Auftrag ausrichtete. „Was, auf ihn achtgeben," sagte er, „was wird ihm geschehn? Dem geht es ja gut. Von mir aus kann er sich auch — — —"

„Sie will es", sagte Marion.

Seufzend richtete Moritz sich auf, nahm sein Badetuch, das neben ihm am Boden lag, hing es sich über die Schulter und schlug widerwillig den Weg zur Wiese ein.

Auf der gemähten Wiese glitzerten allerort Spinnweb über dem kurzen Grase. Schwalben flogen ganz niedrig an der Erde hin. Die Sonne stach unerbittlich herab.

„Unglaublich," murmelte Moritz, „bei solcher Hitze diesen polnischen Narziß suchen zu müssen. Wo wird er denn sein? Er wird hier irgendwo liegen."

Wirklich fand er Boris unter einer Weide glatt auf dem Rücken im Grase liegend. Als Moritz vor ihm stehenblieb, schaute ihn Boris gleichgültig an und fragte: „Was willst du?"

„Ich?" sagte Moritz, „ich will eigentlich nichts, aber Billy schickt mich, ich soll auf dich achtgeben."

Boris antwortete nicht, sondern starrte wieder zum Himmel auf. Da legte sich Moritz auch in das Gras. Dieser schöne Pole im gelben Seidenanzug war ihm unendlich zuwider. Wie er dalag, gleichsam schwer und satt von der Bewunderung all der schönen Weiber, die an ihm hingen. Er hätte ihn schlagen mögen. Dennoch war es ihm ein Bedürfnis, in seiner Nähe zu sein, denn etwas von Billy war da, wo Boris war, er wußte um sie, er war die dumme, widerwärtige, verschlossene Türe, hinter der das stand, was Moritz jetzt allein begehrte. Vor dieser Tür zu sitzen, war schmerzvoll, aber dieser Schmerz war eben jetzt die einzige Beschäftigung, die ihm blieb.

„Nachdenklich?" bemerkte Moritz endlich.

„Ja," erwiderte Boris mit seinem lyrischen Stimmton, „wer mit seinem Leben nicht fertig ist, hat eben noch manches zu überdenken." Moritz lachte höhnisch: „Na, du hast in dein Leben ja schon hübsch viel hineingepackt."

„Das alles ist noch nichts", sagte Boris schläfrig. Moritz dachte jetzt darüber nach, was er sagen könnte, dann begann er: „Sag mal, wie war es damals in Warschau mit der Tänzerin Zucchetti? Du hattest doch ein Verhältnis mit ihr?" Aber Boris ärgerte sich nicht. „Wie es war? Ja, wie soll ich das jetzt noch wissen. An so etwas erinnert man sich doch nicht. Du könntest mich ebensogut fragen, wie die Flasche Sekt war, die ich am 12. August vor drei Jahren getrunken habe. Ich weiß das nicht." Und behaglich, als läge er im Bett, wandte er sich um, legte sich mit dem Bauch in das Gras, um sich von der Sonne den

Digitized by Google

Rücken wärmen zu lassen. „Gut", fuhr Moritz eigensinnig fort. „Du hast aber genug tolle Sachen um ihretwillen angestellt, also hast du sie geliebt."

„Wenn ihr das im Deutschen Liebe nennt," entgegnete Boris, „so tut mir eure arme deutsche Sprache leid."

„So?" Moritz wurde gereizt. „Was ist denn die polnische Liebe?"

„Die polnische Liebe," sagte Boris und gähnte diskret, „die polnische Liebe ist etwas unendlich Heikles. Es genügt eine Bewegung oder ein Wort, damit von Liebe nicht mehr die Rede sein kann, sondern — nun mein Gott — sondern von allem anderen." Boris richtete sich ein wenig auf, kniff seine großen Augen ganz schmal zusammen und schaute träumend zum Walde hinüber, der dort drüben einen sehr schwarzen Strich in all die Helligkeit hineinzeichnete. „Da war einmal eine sehr schöne Frau. Sie war unsre Nachbarin. Ich stand mich sehr gut mit ihr. Sie pflegte mich nachts um zehn Uhr in ihrem Park zu erwarten. Nun gut. Einmal hatte ich mich verspätet, statt zehn, war es dreiviertel elf Uhr geworden. Wie ich nun komme und sehe, sie steht da unter dem Baum und sie hat doch gewartet, da freue ich mich, und in dem Augenblicke liebe ich sie wirklich ganz stark. Aber als ich näher komme, macht sie ein strenges Gesicht und sagt: »Nun, du bist pünktlich, das muß man sagen, auch ist es recht ritterlich, eine Dame so lange warten zu lassen.« Das klang so spitz und säuerlich und alltäglich, daß von Liebe nichts mehr da war. Eine Gouvernante, die mit einem Schüler spricht, der sich verspätet hat, dachte ich."

„Was tatest du?" fragte Moritz. — „Ich machte eine Verbeugung und sagte: »Ich bin nur gekommen, gnädige Frau, um zu melden, daß ich heute nicht kommen werde.« Nun, und dann ging ich."

Moritz zuckte die Achseln: „Daran finde ich nichts Besonderes. Das sind so Dinge, die man erlebt, um sie später zu erzählen."

„Ihr erlebt nichts und ihr erzählt nichts", schloß Boris, legte seinen Kopf wieder auf den Rasen und zog sich den Hut über die Augen.

Die beiden jungen Leute schwiegen, Boris schien zu schlafen, Moritz saß an den Stamm der Weide gelehnt da und schaute auf die Ebene hinaus, über die ein gleichmäßiges Summen erklang, die tiefberuhigte Geschäftigkeit eines sonnigen Werktages. Das machte ihn traurig und mutlos. Er empfand sich selbst unangenehm deutlich als uninteressant und alltäglich. Die Mädchen verliebten sich in andere, die seltenen Erlebnisse waren für andere da, ja, er fühlte sein glattes, semmelblondes Haar, sein rundes Gesicht, seine hellblauen Augen als etwas, das ihm weh tat. Und plötzlich kam ihm eine sehr ferne Erinnerung. Er mußte ein sehr kleines Kind gewesen sein, als er drüben auf dem Gut in Westpreußen mit der alten Wärterin in der sonnigen Gartenecke saß. Die Alte schlief, das magere Gesicht von der Wärme gerötet, die Luft war voll eines gleichmäßigen, schläfrigen Klingens. Die großen Klettenblätter, von der Sonne erhitzt, strömten einen starken säuerlichen Geruch aus, und das Kind empfand es wie etwas, das immer so bleiben würde. Hinter dem Zaun aber, von unten im Dorf, tönte zuweilen das Lachen und Schreien von Kindern herüber, der Kinder, welche etwas erlebten. Moritz fuhr auf: „Unsinn", murmelte er, beugte sich vor und begann Boris zu schütteln. „Du, schlafe nicht." „Was gibt es?" fragte Boris, „wozu

Digitized by Google

die Brutalität?“ „Du sollst baden kommen“, sagte Moritz. „Baden?“ wiederholte Boris, schlug die Augen auf und schaute Moritz scharf und sinnend an, als wollte er aus ihm etwas herauslesen. „Gut, gehen wir also baden“, beschloß er dann.

Der See war sehr blau und voll harter, sich sachte wiegender Lichter. Zwischen den Schachtelhalmen und dem Kolbenrohr lagen Wildenten regungslos wie blanke Metallsachen. „Hübsch,“ sagte Boris, „in diesen Farbentopf zu steigen, ist allerdings schick.“ „So,“ meinte Moritz ironisch, „du glaubst also, der See wird dir gut stehen.“ „Ja, das wird er wohl“, erwiderte Boris und begann sich auszukleiden. „Du schwimmst wohl sehr gut?“ — „Es geht, und du?“ — „Ich schwimme sehr gern,“ berichtete Boris, „aber es regt mich auf; ich habe nicht das Gefühl, als sei das Wasser mir befreundet.“ — „Das heißt auf deutsch, du schwimmst schlecht“, bemerkte Moritz trocken. Boris lachte: „Du sprichst ein besonders gutes Deutsch.“

Das Wasser war lau. Man wühlt sich hier wie in warmer Milch, dachte Moritz, als er langsam in das Lichtgeflimmer hineinschwamm. Alle Traurigkeit, alle „diese Dummheiten“ waren fort, nur ein starkes, stilles Lebensgefühl wärmte ihm die Glieder. Er legte sich auf den Rücken, er wollte sich wie die Enten wohlig und faul vom Wasser wiegen lassen. Die Libellen setzten sich auf seine Brust, Wasserpflanzen kitzelten wie mit kleinen, nassen Fingern seine Haut, über ihm flatterten Möwen mit hellgrauen Flügeln, sie schauten auf ihn nieder und riefen schrille Töne herab, die wie das Lachen der beiden Professorentöchter klangen. „Billy, Billy“, murmelte er. Er konnte das jetzt ohne Schmerz sagen, es war nur der Ausdruck des tiefsten Behagens. Dann dachte er an Boris, er hob ein wenig den Kopf. Teufel, war der Mensch verrückt, so weit hineinzuschwimmen. Boris' Kopf tauchte wie ein dunkler Punkt dort drüben zwischen den Sonnenflittern auf, aber er kam ja nicht vorwärts, jetzt war er verschwunden, jetzt war er wieder da. In kräftigen Stößen begann Moritz der Stelle zuzuschwimmen, er kam noch gerade zurecht, um Boris am Arm zu packen, der, in ein Netz von Wasserrosen und Froschlöffeln verstrickt, noch einmal auftauchte, die Augen unheimlich weit und schwarz in dem bläulichen Gesicht. Moritz zog ihn mit sich fort, und als er Grund zum Stehen fand, nahm er ihn in seine Arme, um ihn zum Ufer zu geleiten. Er redete ihm freundlich zu: „Wasser geschluckt, mein Alter, ja, das ist verdammt, wenn man in den Salat dort hineingerät. Wart, wir sind gleich im Trocknen.“ Boris spie das Wasser von sich und rang mit dem Atem. Am Ufer legte er sich in das Gras, er fühlte sich zum Tode ermattet und schloß die Augen. Moritz saß neben ihm und schaute ihn an. Plötzlich richtete sich Boris auf, er schlang die Arme um seine Knie und schaute mit den noch immer angstvoll aufgerissenen, wunderlich dunklen Augen vor sich hin. „Schlafe doch“, sagte Moritz freundlich. „Ich kann nicht,“ erwiderte Boris, „sobald ich die Augen schließe, ist es mir, als wickelten sich diese verfluchten glatten Stengel wieder um meine Beine und zögen mich hinunter. Ein wunderliches Gefühl. Ich hatte den Gedanken: nun kommt das Sterben, aber das zu denken, dazu war keine Zeit, ich fühlte so maßlose schmerzhafte Wut gegen diese Stengel, gegen das Wasser, das mich herabdrückte, alle zusammen gegen einen, so etwas Ähnliches muß ich gefühlt haben.“

Digitized by Google

Boris sann eine Weile schweigend vor sich hin, das schöne Gesicht war ganz bleich und böse, dann plötzlich lächelte er sein hochmütiges, leichtsinniges Lächeln. „Du hast mir also das Leben gerettet, Bruder", begann er wieder. Moritz zuckte die Achseln. „Ach was", meinte er. — „Doch, doch", fuhr Boris fort. „Du bist mein Lebensretter, ich danke dir. Aber eins möchte ich wissen: du hassest mich doch, wie?" Moritz errötete: „Was werde ich dich viel hassen!" — „Natürlich hassest du mich", versicherte Boris. „Nun möchte ich wissen, als du mich dort so in der letzten Not fandest, dachtest du da nicht: wenn ich jetzt ruhig zusehe, dann bin ich ihn los. Oder hattest du nicht einen Augenblick Lust, die Hand auf meinen Kopf zu legen und so ein wenig zu drücken? Wie?" Moritz schaute Boris verwundert an: „Nein, so etwas denkt man doch nicht."

Boris legte sich wieder zurück, die Hände im Nacken verschränkt. Die Erregung des eben Erlebten zitterte noch in ihm nach und trieb ihn, zu sprechen, verträumt, ein wenig wie im Rausch. „Ach wirklich, an so etwas denkt man nicht, was seid ihr für Menschen, ich habe gleich daran gedacht, als du mir sagtest, wir sollen baden gehen; man hat schließlich keinen Katechismus als Seele im Leibe. Tun, ja, das ist etwas anderes, man tut manches nicht, aber denken! Ich liebe es, solch eine Tat ganz nah an mich herankommen zu lassen. Es ist so, als ob wir etwas Seltenes, das uns nicht gehört, doch für einen Augenblick in die Hand nehmen und halten dürfen. Und dann, es ist so herrlich aufregend diese Spannung: wirst du es tun oder wirst du es nicht tun. Solche Lebenslagen müssen wir aufsuchen; gleichviel, ich bin dir dankbar, es war sehr unangenehm dort unten. Ich habe nicht geglaubt, daß man sich so allein fühlt, wenn man stirbt, nur so unter Froschlöffeln und den Tauchern, die sich nichts draus machen. Nein, der Tod muß eine gemeinsame Unternehmung sein. Also bin ich dir sehr dankbar für die Lebensrettung."

„Bitte, bitte", warf Moritz gleichgültig hin, während er sich ankleidete. — „Ja, sehr dankbar," fuhr Boris fort, „wir sollten von jetzt ab eigentlich Freunde sein, so ne Freundschaft schließen."

Moritz war jetzt fertig angekleidet. Er blieb vor Boris stehen, schaute mit Abneigung auf ihn nieder und sagte: „Wegen des bißchen Wassers, das du geschluckt hast, nein, ich danke." Dann ging er.

⊡

Billy war lange krank gewesen. Jetzt an einem sonnigen Septembernachmittage durfte sie zum ersten Male in den Garten hinaus. Auf dem Rasenplatze unter dem Birnbaum saß Billy in Tücher gehüllt, das Gesicht schmal und durchsichtig blaß, in den Augen den träge genießenden Blick der Genesenden, der gern lange auf den Gegenständen ruht. Auf dem anderen Rasenplatz lag Lisa auf ihrem Liegestuhl, Madame Bonnechose saß neben ihr und strickte an einem roten Kinderstrumpf. Komtesse Betty und Marion liefen beständig an den Georginenreihen entlang zwischen dem Hause und den Rasenplätzen hin und her. Graf Hamilkar machte seinen Nachmittagsspaziergang. Er ging langsam den Gartenweg entlang, stützte sich schwer auf seinen Stock, zuweilen blieb er stehen, roch in den Duft des reifen Obstes, der Blumen und der welkenden Blätter hinein und machte ein ernstes, böses Gesicht, ja, er ärgerte sich. Hier lagen nun diese beiden schönen Wesen, vom Leben geknickt, zerzaust, hinter-

Digitized by Google

listig angefallen. Warum? Warum diese Barbarei? Warum diese Verschwendung? Er zog die greisen Augenbrauen unzufrieden empor und blinzelte zum Waldrande hinüber, der dort fern in violettem Dufte lag. War sie nicht vielleicht ein Mißverständnis, sein Mißverständnis, diese hübsche Kultur, die er sorgsam um sich und die Seinen eingehegt hatte? Konnte man hier leben lernen? Als er an Lisa vorüberging, hörte er sie in ihrer elegischen Weise sagen: „Ich glaube nicht, daß Billy einen großen Schmerz verstehen kann, daß sie ihn genießen kann, denn man muß auch seinen Schmerz genießen können."

„Genießen, ma chère, quelle idee", meinte Madame Bonnechose, ohne von ihrem Strickstrumpf aufzusehen.

Der Graf ging weiter und blieb vor Billy stehen. „Nun, wie geht es?" fragte er ein wenig streng. Billy errötete. „Danke, Papa, gut. Ich wollte dir etwas sagen."

„So, so." Der Graf setzte sich auf einen Gartenstuhl seiner Tochter gegenüber und schaute sie aufmerksam an.

„Ich wollte dich fragen," begann Billy und schaute hinauf in den Birnbaum hinein, „ich wollte dich fragen, ob du mir verziehen hast."

„Ja, gewiß", antwortete der Graf langsam, als gälte es, ein Problem zu lösen. „Wenn wir jemandem verzeihen, so wünschen wir ihm damit über etwas, das er erlebt oder getan hat, hinwegzuhelfen. Dieses ist nun hier natürlich mein lebhaftester Wunsch."

Befriedigt lehnte Billy ihren Kopf zurück und bewegte ihn sachte auf dem Kissen hin und her, wie Fieberkranke zu tun pflegen. „Wenn wir krank sind," meinte sie, „geht die Zeit, glaube ich, schneller; es liegt so weit, das, was vor der Krankheit war. Mir scheint es, als hätte ich in dieser Zeit der Krankheit so viel getan, besonders bin ich viel gegangen, immer gehen, immer unterwegs und immer solch wunderbar fremde Wege. Ich erinnere mich von all dem nicht mehr viel, nur eins weiß ich noch, ich ging auf einer gelben Landstraße, und vor mir her ging jemand, und vor diesem wieder jemand und so fort, viele Gestalten, und sie trugen alle meinen braunen Regenmantel und mein Musselinkleid mit dem rosa Nelkenmuster, es waren überhaupt lauter Billys, und ich wußte, es kommt darauf an, daß ich die Billy, die vor mir herging, einhole. Das schien mir sehr wichtig."

„Hm!" bemerkte der Graf, „ein interessanter Traum. Das sind unsre Spiegelbilder, die sich im Traume emanzipieren. Und jetzt," er lächelte seine Tochter an, „jetzt meinst du, du hast diese andere Billy erreicht."

Billy schaute noch immer zum Birnbaum hinauf und wiegte sachte den Kopf. „Jetzt bin ich ganz glücklich," sagte sie sinnend, „aber vielleicht darf das nicht sein. Lisa sagt, wer einen großen Schmerz hat, soll davor stehen wie ein Soldat auf der Wacht."

Graf Hamilkar schob ärgerlich seine Unterlippe vor und sagte scharf: „Vor seinen Torheiten zu stehen wie der Soldat auf der Wacht, ist jedenfalls nicht empfehlenswert."

Billy schien ihn nicht zu hören. Sie sprach noch immer verträumt zu den kleinen goldgelben Birnen hinauf, die über ihr hingen: „Und untreu sein, untreu sein ist so furchtbar häßlich."

Der Graf beugte sich vor, hob seinen ausgestreckten Zeigefinger in den Sonnenschein hinauf und sprach langsam und eindringlich: „Meine Tochter,

Digitized by Google

dafür, daß wir unsern traurigen oder törichten Erlebnissen nicht untreu werden, treu bleiben, ist gesorgt. Die laufen uns ohnehin nach. Wir werden vielleicht immer andere, und das ist gut. Aber das Konto bleibt dasselbe. Um auf deinen merkwürdigen Traum zurückzukommen, wenn die eine Billy glücklich die andere Billy erreicht hat, so kannst du sicher sein, daß die alte Billy der neuen Billy alles mit auf den Weg gibt, woran sie selber zu tragen hatte. Das ist nun mal nicht anders."

„Alles — für immer", sagte Billy leise, und sie sah ihren Vater mit einem Blick so hilfloser Angst an, daß er die Augen niederschlug, denn ein starkes Mitleid verursachte ihm einen fast körperlichen Schmerz.

„Nun, nun," lenkte er ein, „wenn man so viele Billys wie du vor sich hat, so kann es nicht fehlen, daß auch noch manches Gute mit auf den Weg genommen wird."

„Nicht wahr, es muß noch sehr viel Gutes kommen", rief Billy. Überrascht schaute der Graf auf. Er sah, daß Billy die Arme erhoben und die gefalteten Hände auf ihren Scheitel gelegt hatte. Sie lächelte dabei ein wunderbar erwartungsvolles Lächeln. „So, so," murmelte er, „na ja dann — —." Er erhob sich, strich flüchtig mit zwei Fingern über Billys Wangen und ging wieder langsam den Gartenweg hinauf. Was sollte er da noch trösten. Dieses Kind war ihm mit seinem Glauben an das Leben weit voraus, da hatte er nicht mehr mitzusprechen. Er setzte sich auf die Bank am Rande der Wiese, er wollte sich sonnen. Wie sie das Leben liebten, diese armen Kinder, wie sie ihm vertrauten. Ja, das will es, geliebt werden um grausam zu sein. Vielleicht eine gute Methode, immer vorausgesetzt, daß das einen Zweck hat. Er strich sich sachte mit der Hand über die Stirn und die Augen, wenn nur das Mitleid nicht so ermüdend wäre, immer das Leben der anderen mitleben, obgleich — dreiviertel unsres Lebens liegt irgendwo im Leben der anderen. Können wir das nicht mitmachen, so bleibt uns nur ein Viertel, das ist für den Rausch zu wenig, das ist fast Nüchternheit. Schön, schön, Nüchternheit bringt gewöhnlich Verstehen, nur ist es hier mit dem Verstehen so eine Sache. Er kniff die Augenlider zusammen, als wolle er das grelle Gold des Nachmittagslichtes in seinen Augen sammeln und zerdrücken. Wie war es doch, er wollte sich auf einen homerischen Vers besinnen. Das Gedächtnis ließ ihn auch im Stich, wie heißt es dort, wo Hektors Seele laut jammert, weil sie das liebe Leben lassen muß. Er kam nicht darauf. Armer Teufel übrigens, mitten aus dem Rausch heraus. Eine der großen Mücken kam jetzt mit leise schnurrendem Fluge an Graf Hamilkar vorübergeflogen. „Srrr" machte er mit den Lippen und lächelte ein wirklich heiteres Lächeln, während er zuschaute, wie dieses wunderliche Bündel von Florflügeln und Goldfäden durch den Sonnenschein taumelte. Verrückt vor Leben, dachte er, wenn das nur alles einen Sinn hat. Immerhin, es ist mehr Chance für Sinn als für Sinnlosigkeit, obgleich — bin ich eine Zahl in der großen Rechnung, so habe ich zwar einen Sinn, aber das Resultat unter dem schwarzen Strich braucht mir deshalb noch lange nichts zu bedeuten. Es käme darauf an, eine Zahl im Resultat unter dem Strich zu sein. Übrigens erschöpfte das Denken ihn. Warum mußte immer gedacht werden, auch so ein Vorurteil. Nicht denken, atmen. Er lehnte sich zurück und öffnete ein wenig den Mund. Das Atmen könnte auch eine leichtere und ein-

Digitized by Google

fachere Angelegenheit sein. Er fror, er mußte wohl wieder ein wenig gehen, er wollte sich erheben; aber die Beine trugen ihn nicht. Er streckte die langen Arme aus, als wollte er in den Sonnenschein hineingreifen, und sein Gesicht nahm einen ärgerlichen, angstvollen Ausdruck an, dann fiel er zurück, wurde ganz still, sank in sich zusammen, ein wenig schief über die Seitenlehne der Bank hin, in jener müden Bewegung, die der erste Augenblick des Todes dem Menschen gibt, bevor die kühle Strenge kommt. Die Sonne stand schon tief und badete die schweigende Gestalt in rotes Licht, ein leichter Wind bewegte ein graues Haarbüschel an der bleichen Schläfe, die große Mücke flog wieder schnurrend zurück an der jetzt regungslosen weißen Nase vorüber. Ringsum fielen die reifen Früchte schwer in den Rasen und ließen für einen Augenblick das Wetzen der Feldgrillen verstummen. Drüben aber unter dem Birnbaum saß Billy, schaute mit fieberblanken Augen in die Abendsonne und lächelte noch immer ihr erwartungsvolles, verlangendes Lächeln.

Rundschau

Wissenschaft und Bildung

Allgemeineres

Sind Wissenschaft und Bildung nicht eigentlich dasselbe? Wenn sie es nicht sind, hängen sie nicht so eng zusammen, daß eine ohne die andre nicht zu denken ist?

Wir meinen, keine der beiden Fragen kann bejaht werden.

Der Begriff der Bildung hat von jeher die Köpfe der Besten erfüllt und sie zu Nachdenken und auch zu öffentlichem Auftreten angeregt. Goethe, Schiller, Herder, Fichte, Joh. Eduard Erdmann, Nietzsche und viele andre unsrer besten Geister haben für ihn ihre Persönlichkeit eingesetzt. Bildung unterscheidet sich von andern seelischen Eigenschaften dadurch, daß sie nicht einen Teil des menschlichen Wesens betrifft, sondern sein Ganzes. Sie ist im Grunde überhaupt keine Eigenschaft, sondern eine Form, die Form, wie ein Mensch sich gibt und wie er ist. „Es gibt zwei Ideale unsres Daseins: einen Zustand der höchsten Einfalt, wo unsre Bedürfnisse mit sich selbst und mit unsern Kräften und mit allem, womit wir in Verbindung stehen, durch die bloße Organisation der Natur, ohne unser Zutun, gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, wo dasselbe stattfinden würde bei unendlich vervielfältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften, durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben imstande sind. Die exzentrische Bahn, die der Mensch, im allgemeinen und einzelnen, von einem Punkt (der mehr oder weniger reinen Einfalt) zum andern (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, scheint sich, nach ihren wesentlichen Richtungen, immer gleich zu sein.“ Wir meinen, diese schönen Worte Hölderlins treffen recht eigentlich das Wesen der Bildung. Sie hat also zur Voraussetzung, daß der Mensch zum mindesten eine Zeitlang sich selbst gleichzeitig Objekt und Subjekt war, daß er sich mit sich und der Welt von Natur und Kultur in lebendige Beziehung zu bringen suchte. Diese lebendigen Beziehungen, die geistige und gefühlsmäßige Teilnahme kann sich nun nach unendlich vielen Seiten richten. Da eröffnen sich dem einzelnen zahl-

Digitized by Google

lose Wege: Kunst, Philosophie, soziales und gesellschaftliches Leben, Religion, — und hier ist dann auch der Berührungspunkt zwischen Bildung und Wissenschaft. Denn für die meisten wird das stärkste Bildungsmittel heute sein, sich mit wissenschaftlichem Denken, Arbeiten und Fühlen vertraut zu machen, wenngleich wir meinen, daß die Wissenschaft als Bildungsmittel zu sehr bevorzugt, ja zum Selbstzweck erhoben wird.* Um den Unterschied in Schlagworte zu fassen: Wissenschaft ist der vielseitige Gegenstand intellektueller Arbeit, Bildung ist trotz „exzentrischer" Wege zu ihr im wesentlichen auf eins gerichtet: auf die Erhöhung unsres ganzen Ichs. Wissen ist verstandene Wissenschaft, Bildung ist erlebte Wissenschaft**, jenes verhält sich zu dieser wie das Lesenkönnen zu der Fähigkeit, den Inhalt eines Buches frei und geordnet wiederzugeben. Der Wege, das Wissen zur Bildung zu erheben, sind zahlreiche, und sie sind von sehr verschiedener Länge. Der verstandenen Wissenschaft und der erlebten Wissenschaft steht als dritte die angewandte gegenüber, die man für gewöhnlich mit der erlebten gleichsetzt. Greifen wir zum klärenden Beispiel: Pantheismus heißt die Religionsform, welche die Gesamtheit der Welt als Träger und Vermittler der Gottheit oder als die Gottheit selbst verehrt. Diesen Satz apperzipieren, das heißt: den wissenschaftlichen Begriff des Pantheismus verstehen. Angewendet wird dieses Wissen zum Beispiel, wenn jemand über pantheistische Äußerungen in Goethes Dichtungen schreibt. Aber ob er den Begriff erlebt hat, darüber ist mit Verstehen und Anwenden des Verstandenen noch nichts entschieden. Schon der Gymnasiast in den Mittelklassen kann sich Pantheismus als Allvergottung übersetzen, der Primaner wird vielleicht zur Definition durchdringen und über den Pantheismus da und dort einen Aufsatz schreiben können, der eine Anwendung seines Verstehens ist. Aber das innere Erlebnis der All-Einheit mit seinem das ganze Ich ausfüllenden Weltheimatgefühl, mit jener kraftvollen ethischen Stärkung aus dem auftauchenden Ewigkeitsbewußtsein der eignen Natur her — dieses Erlebnis, das ganzen Perioden wie einzelnen Menschen Inhalt und Zentrum des Seins war (Hölderlin, Goethe), das läßt sich so wenig lehren wie verstehen; im besten Fall kann es ästhetisch, durch Vermittlung von gesprochenem oder geschriebenem Wort zur Anschauung gebracht werden. Dies aber nennen wir erst Bildung und setzen damit einem höchsten menschlichen Streben das Ziel. Einem Streben, das wohl geeignet ist, alle innerliche Tätigkeit in sich aufzunehmen, damit unser Wissen mehr und mehr erlebt werde. Wissen als solches gilt uns als Mittel; über dem angewandten

---

* Davon handelt der Aufsatz über „Universitäten" in diesem Heft.

** Man erinnert sich hierbei vielleicht des Aufsatzes „Verstehen und Nacherleben" aus dem ersten Januarheft dieses Jahres. Bei früherer Gelegenheit hat Avenarius auf das Feingefühl der Sprache hingewiesen, die mit dem Worte „Bildung" selbst auf das Bilden, nicht bloß „Füttern" unsrer leiblichen und seelische Organe hinweist. Nicht ein Auge, das möglichst viel sieht, sondern eins, das zu möglichst gutem Sehen erzogen ist, nennen wir ein „gebildetes" Auge usw.

Digitized by Google

steht uns das erlebte Wissen, und für das Leben wird die Anwendung des Wissens erst möglich, wenn sie sich mit dem Erlebnis verbunden hat. Mit andern Worten: wenn der Sprecher oder Schreiber nicht nur kenntnisreich, sondern gebildet ist.

Kritik im Roman

Die Kritik, die innerhalb des Romans (und des Gegenwartdramas) zu erkennen ist, wird meist Gesellschaftskritik sein. Der Satz läßt sich sogar durch Wendung steigern: in den meisten Romanen wird Gesellschaftskritik zu erkennen sein. Denn die Auseinandersetzung des einzelnen mit der Gesellschaft im weitern Sinn, mit der menschlichen Gesellschaft, bildet ja vorzüglich den Zweck des Romans, gleichwie die Lyrik wesentlich der Auseinandersetzung des Ichs mit dem Ich dient, die Tragödie die Auseinandersetzung des Ichs mit dem wie immer gearteten Göttlichen bedeutet.

Selbst wo einmal ein Roman sich hauptsächlich mit dem Ich oder dem Göttlichen beschäftigt, werden mindestens Streiflichter auf das Gesellschaftliche geworfen; sonst verflüchtigt sich der Roman zum Prosagedicht lyrischen oder tragischen Charakters. Dabei wollen wir unterm Roman nur den dichterisch entstandenen verstehen. Doch auch die große Menge der halbkünstlerischen oder kunstlosen Unterhaltungsromane wird in vielen Fällen irgendeinen Grad von Gesellschaftskritik enthalten; nur daß die Kritik dabei matt oder schief oder einseitig übertrieben, die reine Schilderung der Gesellschaftszustände erheblich besser geglückt sein wird. Weil Persönlichkeiten, die wohl zur gescheiten Lebenskritik, nicht aber zugleich auch zum Dichten berufen sind, nur verhältnismäßig selten, nur etwa in liebhaberischen Anwandlungen ohne Dauer, sich an der Form des Romans versuchen werden. Macht sich die Kritik auf Kosten der Dichtung allzu kräftig geltend, so entsteht der Tendenzroman.

Es ergibt sich, daß man im praktischen Sprachgebrauch die Gesellschaftskritik meint, wenn kurzweg von der Kritik im Roman (gröber: von der Tendenz) die Rede ist. Handelt es sich um Urteile über Gebiete, die völlig oder im wesentlichen unabhängig sind vom menschlichen Beisammenhausen, so wird man das durch die Sonderbezeichnung Erkenntniskritik oder durch Unterbezeichnungen wie seelenkundliche (psychophysiologische) Analyse, metaphysische oder religionsphilosophische Untersuchung ausdrücken.

Die übliche Gesellschaftskritik zerfällt in unzählige Sondergattungen, deren Gemeinsames nicht immer leicht wahrzunehmen ist. Die hohen und niederen Probleme der größten Gemeinschaften Menschheit, Kulturmenschheit, Völkerfamilie, Volk, Staat, Kirche, Weltanschauungspartei können ebenso aufs Korn genommen werden, wie das Ganze oder eine Eigentümlichkeit jeder einzelnen Klasse, Berufsart oder örtlichen Erscheinung. Diese verwirrende Vielheit der Möglichkeiten verschafft uns ja, in ursächlichem Zusammenhang mit der weiterschreitenden Differenzierung der Kulturgesellschaft, die ungeheure und unaufhörliche Massenerzeugung von Romanen.

Für die künstlerische Beurteilung wird immer wieder folgendes zur Geltung kommen. So wenig es bei irgendeiner Betrachtung durch einen Befähigten ohne Kritik abgehen kann, so wenig kann eine gehaltvolle dichterisch-erzählerische Betrachtung der menschlichen Gesellschaft die gleichzeitige Kritik entbehren. Die Hauptaufgabe des Romans oder an-

Digitized by Google

derer Dichtung kann aber andrerseits niemals die abstrakte, sich selbst aussprechende Kritik sein. Menschen- und Lebens-Wiedergestaltung bleibt da überall Voraussetzung. Also muß die Kritik, wo sie ins Kunstwerk hineinwill, in die Gestaltung schlüpfen, muß eine mittelbar wirkende Kraft bleiben, bescheiden genug, daß sie nicht die Charaktere erkältet oder entstellt, nicht die Lebensoptik verzerrt. Hier die kritiklose, konventionelle, temperamentarme Abschilderung, dort die nackte, zur Tendenz gesteigerte Kritik: das sind die beiden gleichermaßen zu meidenden Extreme. In der Mitte zwischen dem Unterhaltungsroman und dem Tendenzroman — gedanklich genommen dazwischen, künstlerisch genommen in der Mitte darüber — liegt die gute Einheit: im wohlabgewogenen Ideenroman.

Drei neue Bücher, aus allzuvielen herausgegriffen, regten solchen Gedankengang an. Sie stimmen darin überein, daß jedes einen Roman mit gesellschaftskritischer Idee bringt, aber sie gehen dabei keineswegs auf übereinstimmende Weise vor. Sie bezeugen sogar deutlich die Herkunft von drei trefflichst unterschiedenen Dichternaturen und vermögen uns so das grundsätzlich Gesagte mehrseitig zu erläutern.

Thomas Mann beschäftigt sich in seinem Werk „Königliche Hoheit“ (Berlin, Verlag S. Fischer) nicht nur mit der einzelnen fürstlichen Persönlichkeit, die er in den Vordergrund der Begebenheiten stellt, sondern tieferhin mit dem Fürstenberuf und mit dem Hoheit-Wesen. Er schuf hier, um es gleich zu sagen, einen Ideenroman vornehmer Art, der nur in untergeordneten Einzelheiten Züge des Tendenz- und am Ende auch des Unterhaltungsromans an sich hat.

Prinz Klaus Heinrich ist der zweitgeborene Sohn eines Großherzogs mit einer Million Untertanen. Am Beispiel der Eltern, am Verhalten des Hofs und des Volks, auch aus der idealistisch-aristokratischen Theorie des begabten Lieblingslehrers lernt er von Kindesbeinen an, daß Hoheit eine rührende Schönheit sei und daß würdige Repräsentation, die das Volk über den Alltag erhebe, den ganzen schweren „hohen Beruf“ der regierenden Fürstlichkeiten in sich schließe. Als der Vater regierensmüde gestorben ist und der kränkliche Erstgeborene, kaum auf den Thron gelangt, den jüngern Bruder zu seinem Stellvertreter ernennt, nimmt Prinz Klaus Heinrich, bisher Großherzogliche und nun Königliche Hoheit, die Pflichten guten Willens auf sich.

Er enthüllt Denkmäler, besichtigt alles was besichtigt werden will, erteilt schöne, fruchtlose Audienzen und nimmt leutselig am Schützenfest teil. Er wird ein beliebter Prinz und hat das Gefühl braver Pflichterfüllung. Von der tiefen Verschuldung des Herrscherhauses und des Landes weiß er kaum, geschweige denn, daß er je daran dächte, wie den elend gesunkenen Staatspapieren, den beraubten Wäldern, den stillstehenden Bergwerken, dem verarmten, unterernährten Landvolk zu helfen wäre.

Es muß ein Krösus aus Amerika kommen und eine liebreizende, kluge, herzenstapfere Tochter mitbringen, um seine Zufriedenheit wenigstens zu erschüttern. Trotzdem, wiewohl das algebrabeflissene Mädchen oft und höchst unbefangen auf die Leerheit seines repräsentierenden Daseins hinweist, ja wiewohl sie ihre Gegenliebe von seinem ernsteren Lebensverständnis abhängig macht, vollzieht sich in ihm keine Wandlung. Die erreicht erst der alterprobte Hausminister, durch einen

Digitized by Google

halbtägigen Vortrag. Der Prinz wird ein eifrig studierender Volkswirtschaftler, gewinnt nun leicht die Deutsch-Amerikanerin und mit ihrer Hilfe — ganz nach der ausgesprochenen Absicht des alterprobten Ministers — ein paar hundert Millionen von Papa zur Sanierung des Großherzogtums. Bei solchen Verdiensten und demnach so sehr günstiger Volksstimmung fällt es nicht schwer, die bürgerliche Milliardärstochter zur Gattin Klaus Heinrichs, des Thronfolgers, zu erheben, und zwar so, daß sie bei der Verlobung Gräfin, bei der Hochzeit Fürstin wird und nachmals, sofern Aussicht auf Nachkommenschaft eintritt, sogar zur Prinzessin des Großherzoglichen Hauses aufsteigt. Das glückliche Paar wird sich fürder nicht mit der dekorativen Hoheit begnügen; es wird leben für „Hoheit und Liebe — ein strenges Glück".

Die großen Vorzüge dieses Romans treten aus der skizzierenden Nacherzählung wohl weniger bestimmt hervor als die Schwächen. Sehr begreiflich, da jene hauptsächlich im strengen Stil der Durchführung, diese in einem Teil der Fabel zu suchen sind. Die Idee, durch den Dollarmillionär einen ganzen deutschen Staat zu retten, ist offenbar Thomas Manns Eigen. Vielleicht wird von all den Rollen, die man im Roman und in der Komödie unsrer Tage dem reichen Onkel aus Amerika zugeteilt hat, nur diese keckest gesteigerte auf die Nachwelt kommen und ihr einen Begriff vom heutigen Kulturverhältnis Nordamerikas zu Deutschland geben. Aber auf uns, die wir in diesem Heute noch befangen sind, muß die Verwendung des Dollarkönigs und der Dollarprinzeß immerhin als bedenklich dagewesen wirken, trotz der ausgezeichneten Detailkunst, womit der Dichter uns diese Gestalten neu sehen läßt. Und trotz der künstlerisch begründeten Absicht, die Gesellschaftskritik mit einer so stark erhellenden Pointe zu schließen, bleibt etwas Äußerliches, ein Rest von deux ex machina-Verfahren. Wenn auch nicht so, daß es jedem Leser eine bedenkliche Störung bereitete.

Ein wenig schwerer wiegt die Uneinheitlichkeit in der Zeichnung des — im Leben wie in der Ökonomie des Buches — wesentlich repräsentativen Helden. Daß er so außerordentlich spät erst die wichtigsten Dinge seines Landes erfährt, die jedem Vergnügungsreisenden bei zweistündigem Aufenthalt bekannt würden, dies nebst manchen bewußt karikaturistischen Einzelheiten stimmt recht wohl zu dem mit ironischer Kritik gezeichneten Bild eines mittelmäßigen Fürsten. Es geht aber nicht an, denselben Mann vom Augenblick des ministeriellen Eingreifens ab ganz ernst zu nehmen als rechten, nutzbringenden Fürsten.

Die Mängel zeigen, daß nicht das fabulierende Erzählertum die stärkste Seite des Künstlers Thomas Mann ist, sondern geistvolle Lebensbetrachtung, nicht sowohl naiv dichterische Synthese, als eine dichterische Art von kulturkritischer Analyse. Nur der minder gebildete Leser wird die außerordentliche Feinheit, Sauberkeit, Treffsicherheit der schildernden Gesellschaftskritik als übergroße Breite empfinden und auch in der ersten, biographischen Hälfte nach spannender Handlung verlangen. Der Gebildete wird im Genuß dieser Vorzüge nichts von Breite spüren, wird die ungewöhnliche Überlegenheit der Anschauung, den Reiz der sorgsam gepflegten Sprache und ihrer feinschmeckerischen Aperçus als seltene Roman-Eigenheiten zu schätzen wissen. Die beste Kraft dieses Dichters wird er nicht in überragender Lebensfülle

Digitized by Google

des Vordergrundhelden, vielmehr in der ideedurchtränkten Lebendigkeit aller Gestalten und des gesellschaftlichen Hintergrundes suchen und finden.

In Karl Bleibtreus „Die Vielzuvielen“ (München, Georg Müller) dient die nächst-hohe Klasse als Versuchsobjekt, nach der Hoheit die Herren-Herrlichkeit. Geburts-, Geld- und Geistesadel werden gegenübergestellt; die Krone erhält der Geistesaristokrat im weitern, blutvollern Sinn: die starke Persönlichkeit, die sich durch geistige Energie als Herrenmensch durchzusetzen vermag. Ein lebenskundiger, temperamentvoller, gescheiter Mann hat da ein lebenskundiges, temperamentvolles, — aber künstlerisch nicht sehr gescheites Buch geschrieben.

Das untiefe, alt und dumm gewordene Schlagwort „Die Vielzuvielen“ war wahrscheinlich vor Jahren von Karl Bleibtreu zur Grundlage eines Romans gewählt worden, der nun wohl schon längere Zeit entworfen oder begonnen ist und wider die ursprüngliche Absicht erst jetzt veröffentlicht wird. Wenigstens sollte man meinen, heut wäre dies Schlagwort (wie übrigens im Grunde jeder Ausdruck aus fremden literarischen Werken) höchstens als Titel einer komischen Arbeit zu verwenden. Hier stiftet es um so mehr Unheil an, je ernster es genommen sein will.

Der Held ist ein hochbegabter junger Mann, der wegen freiheitlicher Bestrebungen landflüchtig werden mußte und nun nach Jahren auf abenteuerliche Weise aus Südafrika nach Berlin heimkehrt: er gibt sich als den einst wegen Nichtsnutzigkeit aus dem Offizierstand ausgeschiedenen und ausgewanderten Sohn eines alten Adeligen in Berlin aus. Seine große äußere Ähnlichkeit mit dem echten Sohn unterstützt seinen Plan; mit äußerster Umsicht und Skrupellosigkeit führt er ihn aus. Alles gelingt. Der fähige Mann steigt rasch zu einem führenden Kolonialpolitiker empor, und als durch englische Bemühungen die gefährliche Wahrheit ans Licht zu kommen droht, gewinnt er den alten Herrn durch offenes Geständnis nur noch inniger zum Vater. Auch die Liebesgeschichte geht, nach teilweise recht unwahrscheinlichen Hemmungen, zum guten Ende.

In der Gesellschaftskritik ist viel Brauchbares, es fällt manches kluge Wort. Allein die wirre Lehre vom Recht der Herrenmenschen, das unersprießliche Gerede von den Vielzuvielen stört allzusehr und hat namentlich schon auf die Voraussetzungen eine verderbliche Wirkung ausgeübt. Der Held, der den echten Doppelgänger töten wollte und, wenn nicht ein tödlicher Zufall dazwischengekommen wäre, ihn auch wohl getötet hätte, dieser Schlagwortheld kann uns nicht zu Herzen dringen, trotz der Erbärmlichkeit des Toten und der nachmaligen Tüchtigkeit des Lebenden. Und die Handlung wird durch so vorurteilsloses Betreiben der Herrenmoral dermaßen mit äußerlichen, mit kriminalistischen Momenten belastet, daß von der verlegerischen Anpreisung dieses Gesellschaftsromans am gewissesten das Wort bestehen bleibt: „Ein spannender Abenteurerroman“.

Neben dem patrizisch-aristokratisch-formfesten Thomas Mann und dem kraftgenialisch-formlosen Bleibtreu erscheint der Tiroler Rudolf Greinz mit seinem „Haus Michael Senn“ (Leipzig, L. Staackmann) als ein bürgerlich vermittelndes Element. Seine Kritik richtet sich mit wirksamer Sachlichkeit, ohne vordringliche Tendenz, gegen die Unauflösbarkeit der katholischen Ehe.

Digitized by Google

Die zeitliche und örtliche Bedingtheit gesellschaftskritischer Arbeit bringt sich dabei in Erinnerung. Das Gesetz selbst, das ja mit Religion eigentlich nichts zu tun hat, kann von der Kirche eher als andere einmal aufgegeben werden. Und der hier wichtige begleitende Umstand, daß in Österreich katholisch Vermählte auch nach gerichtlicher Scheidung bei Lebzeiten beider Gatten keine andre in Österreich gültige Ehe schließen dürfen, wird wohl doch noch in absehbarer Frist hinfällig werden, wie er es ja in Ungarn schon geworden ist. Nichtsdestoweniger hat der Roman mehr als Tageswert, weil die Kritik gegen die einzelne Bestimmung sich einer Gesellschaftsdarstellung unterordnet, die auch dann noch wahr bleiben würde, wenn das Scheidungsverbot nur mehr geschichtliche Bedeutung haben sollte.

Wie das ehrengeachtete Haus Senn, die Familie samt der blühenden Devotionalienhandlung, durch die Aufrechterhaltung einer Mißheirat zugrunde geht, wird Schritt für Schritt durchaus überzeugend erzählt. In einer nicht sehr persönlichen, von Wiederholungen nicht freien, aber natürlich beredten Sprache, deren volkstümliche Stellen den Reiz der Echtheit haben. Auch die Voraussetzungen der unglückseligen Ehe, erläuternd wirkende Parallelerscheinungen und namentlich das Gemeinschaftliche eines ganzen südtirolisch-deutschen Städtchens wie Brixen mit der kleinbürgerlichen Enge und der sanft regierenden Geistlichkeit (sie ist hier durchweg sympathisch gehalten): all das erhält greifbares Leben. Eine nicht gerade ergebnisschwere, aber redlich durcharbeitete Gesellschaftskritik.

Willy Rath

Berliner Theater

Auf Ernst Hardts mit dem doppelten Schillerpreis gekröntes Drama „Tantris der Narr“* ist nun auch die letzte Bühnenprobe gemacht worden, die seiner noch harrte: das Berliner Lessingtheater hat es aufgeführt, ein Jahr nach Wien und den andern nur zu schnell dafür gewonnenen Bühnen. Es war die gefährlichste Prüfung, die es zu bestehen hatte. Nicht nur, daß inzwischen die Kritik Zeit gefunden hat, alle Blößen des Werkes aufzudecken und sie den Preisrichtern unter blutigem Hohn zu zeigen, ungleich verschärfender noch für dies letzte Gericht mußte die Wahl gerade dieser Berliner Bühne wirken, die trotz gelegentlicher Abschweifungen noch immer die hohe Burg des norddeutschen Realismus, der dramatischen Wahrheits- und Ehrlichkeitskunst darstellt. In richtigem Instinkt hatte Hardt das Stück zunächst Reinhardt angeboten — vor der Preis-

* „Tantris der Narr“ ist an dieser Stelle schon bald nach der Preiserteilung, im zweiten Dezemberhefte des vorigen Jahrgangs, eingehend besprochen und scharf abgelehnt worden, und zwar von Willy Rath. Der ist gewiß alles andre eher als ein „Verreißer“. Da es aber trotzdem vielen schwer wird, zu glauben, daß zwei allerhöchste Preisgerichte auf rein äußerliche Effekt- und Sensationsmache hineingefallen sind, so entschlossen wir uns, nach Beendigung des ersten Reigens der Aufführungen noch einmal auf „Tantris“ zurückzukommen. Wir baten Friedrich Düsel, diesmal eine Ausnahme zu machen und ein im Kunstwart schon besprochenes Stück doch auch seinerseits zu besprechen.

K.-L.

Digitized by Google

erteilung. Der verschmähte es. Dann erst kam es zu Brahm, und Brahm griff zu, wider Sinn und historische Tendenz seines Hauses und obwohl er für die Titelrolle — falls nicht Kainz sich zu einem Gastspiel bequemte — in seinem Ensemble keinen auch nur halbwegs berufenen Darsteller hatte. Bei Reinhardt wären die Prüfungsbedingungen zweifellos günstiger gewesen. Er hätte der szenarischen Generalvorschrift des Dichters: „Tracht und Haltung der Gestalten entspricht der starken, keuschen und verhüllten Art der Fürstenstatuen im Chor des Naumburger Doms“ seine respektvolle Verbeugung gemacht und, ehe noch der Herr Autor den Rücken gekehrt, alle Süße seiner dekorativen Sirenenkünste aufgeboten, um den Zuschauer vor lauter Augen- und Ohrenschmaus nicht zur bittern Erkenntnis der geistigen Mängel kommen zu lassen. So ungefähr machte es ja das Wiener Burgtheater mit Kainz als Tantris-Tristan, der Römpler-Bleibtreu als Frau Isot und Sonnenthal als König Marke. Brahm mag sich in diesen hochbeinigen Zeiten solche Verhüllungskünste manchmal auch wohl wünschen; kommt es zum Ernst, lassen seine Tore das Danaergeschenk doch nicht ein. So ging es auch hier wieder. Kainz blieb aus, die angestammte strenge Zucht des norddeutschen Ensemblestils behielt das entscheidende Wort. Damit war das Urteil des Stückes eigentlich schon gesprochen. Denn dieser Stil der Sachlichkeit drängt und pocht auf den Inhalt, auf den geistigen Kern, er mag sich drehen und wenden wie er will, und da mußte denn notgedrungen — zum Triumph derer, die dies Preisstück gleich anfangs durchschaut hatten, zum Schmerz der andern, die sich von seinen einschmeichelnden Weisen eine Weile hatten gefangennehmen lassen — seine Leere zutage kommen. Denn gerade indem Brahms Darstellung und Regie überall nach dem Seelisch-Bedeutungsvollen suchte und es pflegte, wo er nur einen Schimmer davon erspähen konnte, machte er die innere Leere, die geistigen Mängel gegenüber den äußeren, sinnlichen Reizen nur desto empfindlicher. In Wien spielte die Isot eine Künstlerin, die nicht viel mehr wollte — wahrscheinlich aus wohlüberlegter Klugheit — als gut aussehen und gut sprechen; in Berlin nahm Irene Triesch die Verratene als eine Überlegene, die recht gut weiß, wer hinter den Masken des fremden Siechen und später des fremden Narren steckt, die die Blinde nur spielt, um den Treulosen ihre Treue, die Treue ihrer Seele desto schmerzhafter fühlen zu lassen. Durch diesen Anruf seelischer Erlebnisse machte sie aber nur noch deutlicher auf alles das aufmerksam, was dem Stücke gebricht. Dort in Wien gab der alte Sonnenthal, wenn auch schon vom nahen Tode überschattet, so doch immer noch eine künstlerische Persönlichkeit von hohem Wuchs, den König Marke, die beste Gestalt des Dramas; hier bei Brahm im Lessingtheater fand man dafür nur einen Dutzenddarsteller, der für seine Aufgabe nicht viel mehr mitbrachte als die körperliche Größe. Man könnte die Reihe der Kontraste noch eine Weile fortsetzen, würde aber doch immer nur zu ein und demselben Schlußsatz kommen, der für Hardt keine Entschuldigung bedeutet: daß nämlich im Lessingtheater das Stück auf seinen eignen Wert und seine eigne Tüchtigkeit gestellt war.

Digitized by Google

Was Hardt gewollt hat, kam ja nun wohl offenkundiger zum Vorschein als anderswo. So etwas wie eine in sich verschlungene Doppeltragödie der Treulosigkeit schwebte ihm vor: Isot, die nur des Geliebten Seele sucht und ersehnt, hat sich so ganz in diese einseitige, verstiegene Forderung verstrickt, daß ihr die Organe für die Merkmale der sinnlichen Leiblichkeit versagen, deren Bewahrung doch auch zur „Treue“ gehört:

„Ständ er vor mir wie du jetzt stehst, und spräch
Zu mir wie du jetzt zu mir sprichst, ich möchte
Ihn nicht erkennen durch die feige Maske,
Die er sich vorgebunden hat seither!“

Tristan dagegen hat sich, von einem einzigen kühlen Silberlachen gefangengenommen, genarrt durch den verführerischen Gleichklang des holden Namens („Dem Namen blieb Herr Tristan treu“ — „Er hat ein Weib genommen!“ ... „Sieh, es heißt Isolde“), so ganz an die sinnlichen Kennzeichen, an die körperlichen Schönheiten der Geliebten seiner Jugend verloren, daß er statt der Seele immer nur diese, die „Zerrbilder des gelebten Seins, das starb“, beschwört und wieder zu erwecken trachtet. Sein Rufen, das aus einem andern Lande kommt, verhallt deshalb bei Isolde echolos; keine Brücke baut sich von ihm zu ihr. Der Hund, der sich allein auf seine Sinne verläßt, hat in seiner Erinnerung den Geruch des Herrn bewahrt und erkennt ihn daher sofort; die Geliebte, die allein seine Seele will, vernimmt sein leidenschaftliches Rufen nicht, um so weniger, je heißer sein Mund an ihren tauben Sinnen saugt ... Hardts verhängnisvoller Irrtum ist nun der, daß man dies — was durch meine Umschreibung vielleicht schon zu kräftig aus vagen Ahnungen und Andeutungen in die „gemeine Deutlichkeit der Dinge“ hinübergeführt worden ist — mit formalistischen Kunststücken gestalten könne. Er hat sich nicht die Mühe gemacht oder ist gar nicht mal auf den Gedanken gekommen, den versprengten Edelsteinen aus altem Fabelland, daraus er sein Geschmeide wirkt, eine Seele zu geben — und so nur könnten sie doch, sobald eine moderne Reflexion an sie rührt, zu uns sprechen. Er glaubt es allein mit Juwelierarbeit machen zu können. Was er zuwege gebracht hat, ist im günstigsten Falle ein *Drama des Kunstgewerbes* — aber eins aus jener irrlichtelierenden Periode, die sich noch nicht des erlösenden Prinzips der Zweckerfüllung und der unbedingten Ehrlichkeit des Materials bewußt geworden, dieser beiden innerlichen Schöpferkräfte, die die ganze Bewegung erst geadelt haben, während sie bis dahin in Äußerlichkeiten, in Zutaten und bloßen Ornamenten schwelgte: eine Kunstfertigkeit der Schale, nicht des Kerns.

„Der Seide Knittern, Goldgewirk der Kleider,
Der Edelsteine Prunk und Pelze, Bänder,
Goldgürtel, Nadeln, Schnallen ... solche Dinge
Zu schaun und prüfend mit der Hand zu streichen,
Belustigt mich, mag es euch kindisch sein“ —

sagt Isolde. Das Zauberhündchen Petikrü, dies preziöse Spielzeug aus Erz und Edelstein, steht nicht umsonst als verschnörkeltes Bildmotto vor der Buchausgabe (Leipzig, Insel-Verlag). Wir wollen die gehäuften Unwahrscheinlichkeiten eines romantischen Dramas

Digitized by Google

nicht an den Gesetzen der Alltäglichkeit messen, können aber auch die lyrischen Reize der Verse und die bildhaften Schönheiten der Situationen nicht zugunsten eines Stückes in die Wage werfen, das mit so erstaunlicher Naivität auf den seelischen Gehalt und die geistige Struktur verzichtet. Ein von innen her, aus den Seelen- und Charakterkräften des Menschen sich entwickelndes Drama zu schaffen, wird der neuromantischen Poesie überhaupt nicht vergönnt sein. Dafür abstrahiert sie allzu geflissentlich von dem menschlichen Ethos und Pathos, das im großen Drama noch immer der Mittelpunkt war und aus dem es sich ohne künstliche Spielereien dann auch immer organisch die Form geschaffen hat...

Eher als eine Tragödie könnte die (übrigens schon wieder im Rückzuge begriffene) Neuromantik eine Komödie zu schaffen berufen sein. Humor und Witz befreunden sich eher mit spielerischen Formkünsten. Doch scheint gerade für dieses Genre in dem sich bitter ernst nehmenden Kreise wenig Neigung vorhanden. Der einst manchem Gutgläubigen so ein romantisches Lustspiel versprach, ist der feineren Gattung mittlerweile gründlich abtrünnig geworden. Ich meine Ludwig Fulda, den Verfasser des „Talisman". Sein jüngstes, vom Neuen Schauspielhause zuerst aufgeführtes Lustspiel „Das Exempel" begnügt sich fast allein mit der billigen Zeitsatire und mit einer Komik, die den Personen aufgepackt wird, nicht aber aus ihnen herausquillt. „Wer frei sein will, liebt nicht; wer liebt, will nicht frei sein" — das ist die ja ganz hübsch pointierte Lebensweisheit, auf die die Geschichte der „Befreiten", der feurigen Prophetin der freien Liebe durch drei Akte zurechtgewalzt wird. Die Wirklichkeitsprobe straft die Theorie Lügen — natürlich! Das Exempel geht nicht auf — hat es sich jemand anders gedacht? Daß bei so wohlfeilem Handel auch all die alten sattsam bekannten Lustspielrequisiten aus Benedixens und Mosers Zeiten sich wieder einstellen, ist kaum zu verwundern. Im Gegenteil, das rundet nur das Bild dieses in das Reich seiner natürlichen, angeborenen Spezies zurückkehrenden Exempels einer literarischen Überschätzung.

Friedrich Düsel

Hamburger Theater

„Kavaliere!" nennen Rudolf Lothar und Robert Saudeck ihr als Komödie bezeichnetes Theaterstück, durch das sie den ersten Versuch machen, mit der rühmlichst bekannten Schwankfirma Blumenthal und Kadelburg zu konkurrieren. Schon das höhnische Ausrufungszeichen zeigt, aus welchem Geiste heraus sie Menschen bewerten. Kavaliere sind ihnen Leute, die auf Mitgiftjagd gehen, ihre Schulden nicht bezahlen können, ihr Ehrenwort brechen, kurz: formgewandte bessere Lumpen. Oder legt die repräsentierende Gestalt ihres Stückes diesen Schluß nicht nahe? Hans Freiherr von Flemming bezeugt sein Kavaliertum durch eine drückende, von ihm selber obendrein noch bewitzelte Schuldenlast. Nur noch ein Schrittchen trennt ihn vom notorischen Lumpentum. Die Welt wähnt dieses Schrittchen gar schon getan. Man beschuldigt ihn, den chancenreichen Gaul des Gegners durch unerlaubte Mittel kampfunfähig gemacht zu haben. Verzweifelt ringt der Angeschuldigte um seine sogenannte Ehre. Alle Indizien sprechen gegen ihn. Nur Eines kann ihn retten: der Nachweis seines

Digitized by Google

Alibis. Als nichts mehr übrigbleibt, bricht der Kavalier (das Wort ist immer mit Ausrufungszeichen und Gänsefüßchen zu denken) sein Ehrenwort und gibt eine reine Frau dem Verdachte preis, seine Geliebte zu sein. Ist damit auch die Anschuldigung hinfällig (die übrigens später anderweitige, Flemming völlig entlastende Aufklärung erfährt), so vermag den Verschuldeten doch nichts auf der Höhe zu halten. Er verliert nicht nur die um der Mitgift willen Begehrte, sondern auch das raffiniert verteidigte Kavaliertum. Am Schlusse bleibt ihm nichts übrig, als den Freiherrn auszustreichen und um den Lebensunterhalt sich als Jockei anwerben zu lassen. Bei keinem andern, als bei seinem früheren Jockei. Da dieser eine jener aufstrebenden grundtüchtigen Naturen ist, deren Kavaliertum nicht erst durch allerlei Äußerlichkeiten bescheinigt zu werden braucht, so ist es ein für die landesübliche Komödienweisheit naheliegender Schluß, daß nicht der vom Kavalier zum Jockei Herabsinkende, sondern der wahre Kavalier, der den umgekehrten Weg macht, die Hand der russischen Theaterfürstin (die übrigens in Berlin geboren ist und ursprünglich Hannchen Franke hieß) erringt. Durchsichtige Ausfälle gegen unwahres Kavaliertum suchen der Menge die billige Kontrastierung noch schmackhafter zu machen. — Im übrigen: für die Schaulust haben Lothar und Saudeck reichlich gesorgt. Als Schüler Blumenthals, Meyer-Försters und des Hartleben, der den „Rosenmontag“ verfaßte, bringen sie die ganze Welt des grünen Rasens auf die Bühne. Die geschickt ausgenutzte Figurenfülle, die eine bei aller äußerlichen Einheit bunte Standeswelt bietet, nimmt die Augen der Beschauer so sehr gefangen, daß sie bis zur Bewertung des eigentlichen Lustspielstoffes gar nicht vordringen. Im Speisewagen des D-Zuges, in der Halle des Jockei-Klubs, auf dem Rennplatz gibt es so viel zu sehen, daß im Grunde mehr die Handlung wie eine Zutat wirkt, als diese auffallenden Zutaten selber. Hans Franck

Louis' „Deutsche Musik der Gegenwart“

Musik

Unter den musikalischen Büchern, welche die letzten Jahresernten brachten, hat mir keines einen so starken Eindruck gemacht wie dieses. Nicht als ob ich punktweise darauf schwören könnte. Im Gegenteil, es reizt an hundert Stellen zum Widerspruch. Aber man gewinnt den Eindruck, daß hier eine Individualität von starker Geistigkeit sich zur Äußerung ihres Urteils über unsre Tonkunst gedrängt fühlte, und daß sie mit rückhaltloser Ehrlichkeit ihr Bekenntnis ablegt. Ihr Urteil aber ist nicht bloß theoretisch konstruiert, es kommt auch aus persönlichem Erlebnis, und darin liegt wohl die besondere Kraft der Wirkung.

Unter den Musikern, die jetzt im mittleren Lebensalter stehen, ist Louis bisher als einer der konsequentesten Fortschrittsmänner geschätzt worden. Er hat für Wagner, Liszt, Bruckner, Strauß, Alexander Ritter, Schillings, Pfitzner usw. als Mann von Wissen und fachlicher Bildung eine ausgezeichnete Klinge geführt. Mit betrübtem Befremden werden die alten Kampfgenossen nun sein neuestes Buch zur Hand nehmen. Welch eine Schwenkung! Von den alten Göttern stehen auf dem Louisschen Hausaltare nur noch Wagner und Pfitzner, neben denen nun auch Hugo Wolf erscheint. Bei Bruckner wird ein bißchen laviert. Schillings Herme ist in den Hinter-

Digitized by Google

grund geschoben. Auf seinen einstigen Liszfanatismus blickt der Kritiker nur mehr wehmütig lächelnd herab, Straußens neuere Werke sind ihm „Kitsch“, der so geliebte Ritter muß sich als antiquiert in einer Pietätskiste in Wolle verpacken lassen, hingegen ist der ihm vordem fast gleichgültige Brahms ganz außerordentlich in der Verehrung gestiegen, und wer sich erinnert, daß Regers Schüler Louis nach der „Sinfonietta“ zu München eine Katzenmusik darbrachten, wird mit Erstaunen sehen, wie der „Schmäher“ von einst sich zum Bewunderer gewandelt hat. Also ein entschiedener Frontwechsel, fast ähnelnd einer Fahnenflucht. Es mag dem Verfasser hart genug geworden sein, mit diesem neuen Glauben hervorzutreten und damit hundert vertraute Lebensbeziehungen zu lockern, wenn nicht gar zu trennen. Aber er tat den Schritt, nicht in der raschen Laune des nervösen, wandelbaren Musikmenschen, sondern man fühlt sowohl, daß er mit unerbittlicher Folgerichtigkeit Fuß um Fuß in der neuen Richtung gedrängt wurde, wie: daß dieser Entwicklungsprozeß noch keineswegs abgeschlossen ist.

Die Erörterung musikalischer Prinzipienfragen ist in der jüngsten Zeit wieder so sehr vernachlässigt worden, daß man demjenigen dankbar sein muß, der frische Probleme aufwirft und die Zeitgenossen anregt, sich über Wesen und Beschaffenheit der Gegenwartskunst zu einiger Klarheit durchzudenken.

Louis geht vom Begriff des Fortschritts aus und betont, daß die höhere Entwicklungsstufe einer Kunst nicht zusammenfalle mit einer höheren Stufe der Vollendung. Die geschichtliche Veränderung sei nicht notwendigerweise eine Wandlung zum Besseren. Und ein den Musikern eigentümlicher Denkfehler sei es, den Fortschritt darin zu suchen, daß man die Arbeit der jüngsten Vergangenheit in demselben Sinne und in der gleichen Richtung fortsetzt oder überbietet. Auch die Musik unterliege dem Lebensgesetze des Wandels und Wechsels. Aber nichts falle unsern Fortschrittlern schwerer als die Einsicht der Notwendigkeit, die Sache einmal an einem anderen Ende anzupacken, weil die Vorgänger entweder mit ihren künstlerischen Aufgaben vollständig fertig geworden sind, oder weil sich das Ziel, dem sie zustrebten, überhaupt als unerreichbar herausstellt. Louis bekämpft einen Artikel von Richard Strauß, der „Reaktion“ mit „Rückschritt“ verwechsle. „Reaktion“ aber sei durchaus nicht ohne weiteres im üblen Sinne eines absoluten Rückschritts zu verstehen, also nicht im politischen Sinne, sondern im naturwissenschaftlichen, als notwendige, unausbleibliche Gegenwirkung. Die Musikgeschichte stellt sich als das Ergebnis eines Wechselspiels entgegengesetzter ästhetischer Mächte dar. „Die Verfolgung der einen Tendenz befriedigt auf die Dauer so wenig wie die der andern eine Sehnsucht, die an ihrem letzten Ziele eigentlich erst dann angelangt wäre, wenn sie es je verwirklichen könnte, daß beiden Strebungen zugleich und zwar in gleicher Weise und in gleicher Stärke genügt würde.“ Alle großen künstlerischen Fortschritte seien im Grunde nichts als Reaktionen gewesen. Damit sei das Problematische des Fortschrittsbegriffes bewiesen. Gleichwohl will der Verfasser an diesem Begriffe festhalten, weil er unentbehrlich sei. Es braucht ihn der wirkende Künst-

Digitized by Google

ler, der das Bewußtsein haben muß, daß seine Leistungen neue, bisher unbekannte Werte darstellen. Es braucht ihn der Beurteiler, weil sich seine Kritik sonst auf die Feststellung beschränken müßte, ob der Künstler das, was er gewollt, auch wirklich erreicht hat, während die Bewertung dieses Wollens selbst, die Beurteilung seiner Bedeutung für die Kunst und ihre Zukunft ganz aus dem Spiel zu bleiben hätten. Es braucht ihn der Historiker, damit er Ordnung und Zusammenhang in das Chaos der Tatsachen bringe. „Entwicklung ist nichts anderes als Bewegung, gemessen an einem bestimmten Ziel, und Annäherung an ein bestimmtes Ziel ist eben das, was wir Fortschritt nennen."

Eindringlich wendet sich Louis gegen die häufige Verwechslung der künstlerischen und entwicklungsgeschichtlichen Wertung eines Kunstwerkes. Er hält es da mit Schopenhauer, daß die Kunst „immer am Ziele" sei. In bezug auf die künstlerische Wertung sind alle Meisterwerke desselben Ranges. Zu streiten, ob Beethovens C-moll- oder Mozarts G-moll-Symphonie das größere Kunstwerk sei, habe keinen Sinn. Aber daß die Symphonie als musikalische Kunstform sich von Mozart zu Beethoven fortschreitend entwickelt habe, wird von Urteilsfähigen kaum bezweifelt werden.

Die Ergänzung des Begriffs vom Fortschritt ist die seines Widerspiels, des Verfalls. Auch darüber liest man manches gescheite Wort. Daß Fortschritt und Verfall einander nicht bloß ablösen, sondern oft nebeneinander herlaufen, sich mannigfaltig durchkreuzen; daß für alles, was eine Kunst im Laufe ihrer Entwicklung neu erwirbt, ein Preis gezahlt werden muß, indem wertvolle Güter an den Fortschritt hingegeben werden und verlorengehn: das ist gewiß nicht neu, es ist besonders im Kunstwart wiederholt mit Nachdruck betont worden, wirkt aber bei Louis als Glied einer fest geschlossenen Gedankenkette.

Welches sind nun die Merkmale des Verfalls? Louis erkennt sie in gewissen Störungen des Wechselspiels von Aktion und Reaktion. Wenn gegen eine herrschende Richtung fast gar kein Widerspruch sich regt; wenn Aktion und Reaktion so schnell aufeinander folgen, daß keine sich recht entwickeln kann; wenn statt einer gesunden Reaktion ein schwächliches Zurückwenden zum Alten eintritt. Das Horoskop, das der deutschen Musik darnach gestellt wird, ist kein ungünstiges. Sie hat die Gefahr, die in der Alleinherrschaft des „neudeutschen" Dogmas lag, überwunden, sie vollzieht langsam, aber entschieden eine Reaktion, die von Brahms und Reger herkommt und nach so viel Jahren „literarischer Musik" die „absolute" wiederum zu Ehren bringt. Man möchte bei der ausgeprägten Neigung des Verfassers zu scharfsinniger Dialektik in seiner plötzlichen Hinwendung zu diesen beiden Meistern eine geschichtsphilosophische Konstruktion vermuten. Oder ging ihr das Damaskuswunder des künstlerischen Erlebnisses *voraus*? Dieser Frage müßte man wohl als Psychologe nähertreten.

Louis betrachtet die deutsche Musik aus der Münchner Perspektive, es versteht sich, daß ihm dabei die musikalischen Vorgänge um Isarathen als ganz besonders wichtig vorkommen. Das wäre an sich kein Unglück, wenn der Beobachter nicht Dinge, die an der Grenze seines Gesichtskreises lie-

Digitized by Google

gen, statt näher an sie heranzugehen, als so klein behandelte, wie sie ihm aus der Ferne erscheinen. Das Buch hätte an unmittelbarem Persönlichkeitswert gewonnen, wenn nicht der Vollständigkeitswahn Louis veranlaßt hätte, eine Anzahl Seiten mit Notizen und Bemerkungen über Künstler und Werke zu füllen, die ihm nur flüchtig oder nur aus zweiter Hand bekannt sind. Die Abschnitte über Chor- und Kirchenmusik sowie über die Pflege der Tonkunst enthalten zwar noch manche feinen Urteile, lassen aber doch merken, daß der Verfasser hier nicht mehr mit dem Herzen bei der Sache ist. Louis gibt sich also in seinen Anschauungen als Münchner — und er teilt die Schwäche dieser Schule: die Überschätzung des Artistischen. Das Wie des Ausdruckes ist ihr oft wichtiger als das ausgedrückte Was. Von diesem Punkt aus haben ihn wohl auch die großen Könner Brahms und Reger nun für sich erobert. Seine Tätigkeit als Theorielehrer mag auch dazu beigetragen haben, ihm eine hochentwickelte Technik in ihrem Wert besonders schätzbar erscheinen zu lassen. Infolgedessen unterschätzt er nun wohl die Musik, sofern sie nicht so sehr ein geistreich verfeinertes Spiel als vielmehr ein Mittel der Mitteilung, des Ausdrucks darstellt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist ihm ein so intuitiver Künstler wie Streicher kaum mehr als ein Dilettant. Ich muß mich hier auf die kurze Skizze des Inhalts beschränken und es einem weiteren Aufsatze überlassen, die jetzt an verschiedenen Seiten auftauchenden Versuche, Brahms unsrer Musik als Panacee zu verschreiben, kritisch zu beleuchten. Für diesmal genüge es, auf Louis als auf den geistvollsten Vorboten dieses neuen Glaubens nachdrücklich hingewiesen zu haben. Richard Batka

Münchner Universitätsbauten

1. Der Erweiterungsbau

Bei Gelegenheit eines Preisausschreibens im Jahre 1851 zur Anfertigung von Bauplänen für eine höhere Bildungs- und Unterrichtsanstalt trat die Oberste Baubehörde mit einem neuen Programm vor die Öffentlichkeit. Die Architektur sollte weder bloß gewöhnlichen Bedürfnissen noch nur einer königlichen Liebhaberei dienen, sie sollte für verschiedene Zwecke des Staatswesens und Gesamtlebens eine Gruppe monumentaler Bauten herstellen, an die sich dann eine Reihe Privathäuser in demselben künstlerischen Charakter anschließen konnten. Ähnliches hatte man ja schon im Bauprogramm König Ludwigs I., in der Anlage der Ludwigsstraße vorgesehen, Maximilian II. wollte nun diese Aufgaben bewußt durchführen. Er wollte in der Maximilianstraße nicht nur eine neue architektonische Straßenanlage, sondern auch einen neuen Baustil ins Leben rufen. Die Gründe dafür, daß dies nicht gelang, führt schon ein Schriftsteller jener Tage darauf zurück, daß „wir nicht mehr in der Zeit des unbewußten, naturnotwendigen Schaffens leben, durch welches frühere Bauordnungen entstanden, sondern in einer Epoche des Denkens, des Forschens, der selbstbewußten Reflektion“. Die Architektur jener Zeit war gar nicht fähig, eine neue schöpferische Kunstperiode einzuleiten, weil sie wohl „Kenner“, aber keine „Könner“ in ihrem Gefolge hatte, und so entstand eine Architektur, die „enzyklopädisch“ war. Es fehlte

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

vor allem den Architekten an Schulung und Ausbildung. Ein halbes Jahrhundert ästhetischer Lehre und praktischer Übung mußte folgen, ehe man der Verwirklichung des Ideals von damals näherkam. Was jene Zeit ersehnte, reifte erst im letzten Jahrzehnt. Und die moderne Architektur erhielt wertvolle Unterstützung und Hilfe durch die moderne Technik.

Jetzt erst konnte man hoffen, jene Bauten, mit denen bestimmte Ideale einen monumentalen Ausdruck verlangen, architektonisch aus ihren Aufgaben heraus zu formen.

Zwar ist auch bei dem Erweiterungsbau der Münchner Universität das Neue nicht gesucht. Der Architekt knüpfte an die antike Tradition und an den älteren Universitätsbau mit seinem prächtigen Vorhof und den schönen römischen Brunnen an. Die Fassade an der Amalienstraße (Abb. 1) heuchelt aber keine Pseudoklassizität, sie täuscht auch keinen Quasi-Renaissancepalast vor, sie wird wesentlich mitbedingt durch den Charakter der Umgebung, einer ruhigen Verkehrsstraße von nur geringer Breite, und zu beiden Seiten mit drei- und vierstöckigen Miethäusern. In dieses architektonisch unruhige zerrissene Straßenbild bringt nun das Massiv des Erweiterungsbaues der Universität einen großartigen einheitlichen Zug durch einfache Betonung der horizontalen Grundrichtung. Um einen wirksamen Akzent in diese Baumasse zu bringen, legte der Architekt den Mitteltrakt des Gebäudes etwas hinter die Straßenlinie, wodurch er den nötigen Abstand für den Überblick gewann. Die beiden an die Straßenlinie vorgerückten Monolithe stellen wieder die Verbindung mit der Baulinie her. Diese beiden Steinpfeiler, die dereinst für die Befreiungshalle in Kelheim bestimmt waren, betonen wiederum kräftig die vertikalen Akzente in der Fassade, sie bilden wirkungsvolle Begleitlinien zu den Achsen des Baues und dem Pfeilersystem der Vorhalle, wie diese sorgen sie dafür, daß in den Rhythmus der horizontalen Linien, der durch den ganzen Bau hindurchgeht, Maß und Takt kommt; sie wirken also ähnlich wie der Takt bei der Melodie und die Zäsur im Reim. Durch die Pfeilerstellung vor der Eingangspforte (Abb. 2) erhält die Fassade eine ausdrucksvolle Tiefenwirkung. Die mächtigen Pfeiler erscheinen im Ausdruck ihrer statischen Funktion wie Füße des Baues; sie tragen und stützen ihn. In dem Parallelismus der dahinterliegenden Säulenreihe kommt dieselbe Funktion zum Ausdruck. Nur daß die aus Veroneser Marmor gearbeiteten Säulen feiner und zierlicher gebildet sind, sie tragen ja nur ein einfaches Gewölbe. Der günstige Einfallwinkel des Lichtes in die Vorhalle zaubert in dieser eine malerisch anmutige Stimmung hervor, die sich aus unserm Bilde wenigstens ahnen läßt. Schon bei Betrachtung der Vorhalle, am Eingang in den Bau, nehmen wir das Walten jener formgestaltenden Kraft wahr, die als Schöpferin aller künstlerischen Wirkungen durch den ganzen Bau hindurchgeht.

In lebendiger Weise kommt für die Anschauung das ungemein differenzierte, moderne Raumgefühl in dem Treppenhause (Abb. 4) zum Ausdruck, wo wir schon im Bilde den schöpferischen Akt der „Raumwertung“ förmlich miterleben können. Wir sehen da, wie sich der Raum aufbaut, in die Höhe reckt und streckt, zwischen Wänden ein-

Digitized by Google

gespannt, gleichsam selbst emporsteigt und sich lebendig schmiegsam bewegt und die mannigfachsten Kunstformen annimmt.

Noch deutlicher tritt uns dieses schöpferische Gestalten vor Augen in der großen Halle, welche den alten mit dem neuen Bau verbindet (Abb. 3). Sie ist der eigentliche Ausgangspunkt für die Gestaltung des ganzen Baukomplexes. Durch ihre zentrale Lage ist sie auch der Mittelpunkt aller Verkehrswege, die großen Gänge, welche zu den am meisten besuchten Hörsälen führen, gehen hindurch, und der Haupteingang mündet hier ein. In den die Halle umlagernden Gängen setzt sich die horizontale Grundrichtung des Baues fort, was den Arkaden der Zentralhalle ihre bestimmende Linienführung gibt. In lebhaften Kontrast dazu treten die Eckpfeiler als Träger des Kuppelgewölbes. Die Bogenstellungen der Arkaden mit ihren Einbauten und Durchbrechungen lassen den unteren und mittleren Teil der Halle als eine in den mannigfachsten Formen aufgeteilte, vielgestaltige Räumlichkeit erscheinen; wogegen die Kuppel als eine einheitlich geschlossene Raumform auftritt (Abb. 5). Während im Unterteil der Halle die Bauformen massiv und schwer erscheinen, werden sie höher hinauf immer feiner und leichter. Das tritt besonders klar hervor in dem Übergang aus der Decke in das kreisrunde Oberlicht; die geometrischen Zeichnungen des Eisengerippes sind der Ausklang der Liniensprache der Kassettendecke. Die lichtdurchflutete Halle erhält noch einen besonderen Zauber durch das Spiel der Farben: die Säulen der Bogenstellungen sind aus graugrünem griechischen Cipollinmarmor von antiken Steinbrüchen hergestellt, die lange Zeit verschüttet waren. Die Wandverkleidungen aus Stukkolustro, Mosaik an den Wänden und im Fußboden; Stein, Metall, Glas, Mosaik; alle diese prächtigen glänzenden Stoffe vereinigen sich zu einer wahren Eurhythmie von Farben und Formen.

Nichts ist als bloße Dekoration behandelt, sondern über allem waltet der Geist der Sachlichkeit und Ehrlichkeit, welcher die Materialgerechtigkeit, die mit Sorgfalt die Echtheit und Güte der Baustoffe prüft, und die Ausführung des einzelnen ebenso gewissenhaft überwacht wie den Bau selbst. Die Türen, die wir hier abbilden, sind aus erlesenem dauerhaften Holz, teilweise mit Kupfer und Schmiedeisen plattiert und von gelbem Marmor umrahmt (Abb. 6).

In der Portalhalle, die durch die Kunst des Architekten aus der Sphäre niederer Zweckmäßigkeit zu der Würde eines Repräsentationsraumes erhoben wurde, fand der ideale Baugedanke monumentalen Ausdruck. Er ist zu einer Versammlungsstätte auch der Künste geworden, wo die Architektur als Chorführerin jeder Kunst ihre Stelle angewiesen hat.

Am wirkungsvollsten Punkte der Zentralhalle prangt in frischen und leuchtenden Farben ein Mosaikbild von Julius Diez. In der Vorhalle grüßen den Eintretenden allegorische Bilder von Gottlob Klemm. Den Mittelpunkt der Aula wird ein 80 Quadratmeter großes Mosaikbild von Wilhelm Köppen bilden. Derselben feinsinnigen Wertung des Einzelwerks begegnet man an der Fassade gegen die Amalienstraße, wo zwischen den Fensterreihen friesartig eingesetzte, flache Reliefbilder mit symbolischen Gestalten (Abb. 7 und 8), Arbeiten des Bildhauers Albertshofer, als Flä-

Digitized by Google

verlohnen, diese Tätigkeit daraufhin näher zu beleuchten, inwieweit die Volkswohlfahrt durch sie gefördert oder geschädigt wird. Das eine kann man aber auch schon ohne eine nähere Untersuchung fordern, daß unsre Großbanken sich auf diesem Gebiete von Geschäften fernhalten, die geradezu volksschädlich sind. Ein solcher Fall liegt jetzt unsres Erachtens bei der Deutschen Bank und der Bebauung des Pichelswerders bei Berlin vor. Die Bevölkerung und die Gemeindeverwaltungen von Groß-Berlin kämpfen schon seit geraumer Zeit einen wahren Verzweiflungskampf um die Erhaltung der Wälder und Naturschönheiten gegen die privaten Besitzer und insbesondere gegen den preußischen Forstfiskus, als den hauptsächlichsten der Waldbesitzer um Berlin, welche die Wälder und die schönen Stellen überhaupt immer mehr zu hohen Preisen an die private Spekulation losschlagen. Vieles ist schon unrettbar verloren, aber vieles ist doch auch noch zu retten. Zu dem hoffentlich noch Rettbaren gehört der Pichelswerder, das ist eine zwischen Berlin und Spandau, in der unmittelbaren Nachbarschaft des Grunewalds, in die Havel hineinragende Insel, die von Hügeln durchzogen und mit schönen Baumgruppen besetzt ist und einen wundervollen Blick über die weiten Wasserflächen bietet — eine der schönsten Stellen um Berlin überhaupt. Der Pichelswerder ist noch frei zugänglich und ein Wanderziel für Hunderttausende von Naturfreunden. Jetzt soll auch er dran glauben! Der preußische Forstfiskus unter der Leitung des Landforstmeisters Wrobel, welcher Dezernent für die betreffende Abteilung ist, will, heißt es, auch ihn zur Bebauung ausschlachten. Als diejenige Stelle, an die er verkauft werden soll, wird mit aller Bestimmtheit die Deutsche Bank genannt, wobei es nicht viel verschlägt, ob sie das Geschäft direkt oder durch eine zwischengeschobene Gesellschaft macht. Wir meinen nun, daß die Deutsche Bank, mag sie auch noch so viel dabei verdienen, solche Geschäfte nicht machen darf. Sie darf nicht die Hand dazu bieten, den in Groß-Berlin zusammengepreßten Millionen eine schlechtweg unersetzliche Stätte der Naturanschauung zu rauben. Von Geld, das auf diese Weise verdient wird, kann man wirklich nicht sagen: Non olet. Auch für unsre Großbanken und für ihre Terrainspekulationen gibt es, wie für jeden anständigen Kaufmann, gewisse Grenzen, die sie unbedingt einhalten müssen. Unsre Großbanken sollten nicht vergessen, daß sie ihre hervorragende Stellung zum guten Teile doch der Gunst und der Mithilfe des breiten Publikums verdanken, das ihnen zum Beispiel mit seinen Depositengeldern einen erheblichen Teil ihrer großen Mittel liefert. Deshalb kann man verlangen, daß sie Anstandspflichten wahren, und dazu gehört: daß sie der Heimatpflege und dem Heimatschutz nicht geradezu ins Gesicht schlagen."

Es ist weit gekommen, daß wir bis zum moralischen Appell an die Banken flüchten müssen! Die werden sagen: warum verkauft der Fiskus denn, der Fiskus, der doch der Staat ist? Der Fiskus seinerseits sagt: warum kauft denn die Stadt Berlin nicht? Und jeder Teil hat mit solchen Hinweisen recht. Daß die berühmte Gemeindeleitung, die auf all ihre Leistungen auch selber so stolz ist, jahrzehntelang so gut wie gar keine Bodenpolitik getrieben hat, das gereicht ihr, kein Mensch kann's be-

Digitized by Google

streiten, zu allem andern eher als zur Ehre. Für welchen „Pappenstiel“ im Vergleich zu ihrem Budget hätte sie zur rechten Zeit den Pichelswerder samt soundso viel Wäldern kaufen können! Aber damals dachte man: diesen Genuß gibt uns Vater Staat ja umsonst. Sei's drum, nichts törichter, als hier mit allen Schuldscheinen zu drohen! Die Unterlassungssünden *sind* einmal geschehn, und nach dem jetzigen Baustellenwert — möglich, daß selbst Berlin nach *dem* aus eigner Tasche allein den Pichelswerder wirklich nicht bezahlen *kann*, wenn das nicht zu Spekulations-, sondern zu Freihaltungszwecken geschehen soll. So wäre es Sache des Staats, zu sagen: was meine Hauptstadt braucht, geht mich schließlich *auch* an, und er dürfte ihr durch Entgegenkommen nunmehr helfen, wo ihre Erkenntnis dämmert. Den Pichelswerder vom Staate Preußen an eine Bank zum Ausschlachten zu verkaufen, das hieße doch beinah, die „Enthaltsamkeit“ im Kaufen und Zahlen dadurch zu bestrafen, daß man auf einen Schelmen zwei setzte.

Handel und Gewerbe

Die Geschmacksbildung des Kaufmanns 2

Die Frage, ob ein Kaufmann als solcher Geschmack brauche oder nicht, läßt auf den ersten Blick hin zwei ganz entgegengesetzte Antworten zu. Man kann sagen, der Kaufmann ist eine Mittelsperson und er verteilt nur die Produkte behufs ihres Verbrauchs; in weiterm Verhältnis steht er zu ihnen nicht.

Man kann aber auch sagen, es ist das eigenste Interesse des Kaufmanns, geschmackvollere Sachen anzubieten als sein Konkurrent; beinahe ist es wunderbar, daß es noch keine Geschmackschulen für den Kaufmann gibt.

Man muß hier das allgemeine Interesse vom persönlichen Interesse scheiden. Ein allgemeines Interesse, daß ein Kaufmann Geschmack habe, fehlt, aber das persönliche Interesse des Kaufmanns hieran muß eminent sein. Manches Geschäft ist geradezu auf einen soliden Geschmack begründet.

Ich glaube nun, eine Geschmacksbildung des Kaufmanns wäre schon längst in die Hand genommen worden, wenn man gewußt hätte, wie man das anzufangen hätte; gerade beim Kaufmann aber stellen sich einer solchen ganz besondere Schwierigkeiten entgegen.

Ich will nicht davon reden, daß es immer etwas Mißliches ist, Männer, deren ganzes Trachten dem Erwerbsleben zugewandt ist, in eine ideale Schule zu nehmen; der Lernzweck würde aus dem Ganzen sehr bald eine Karikatur machen, die nicht lebensfähig ist. Ich will hier nur auf eine besondre Schwierigkeit hinweisen, nämlich die dem Kaufmann fast unmögliche Kritik des jeweils Modernen.

Es ist für viele Arten von Kaufleuten ein wesentlicher Gesichtspunkt, daß sie in jedem Jahre am liebsten etwas Neues zur Grundlage eines allgemeinen Geschmacks machen möchten; im steten Wechsel der Bedürfnisse blüht ihr Geschäft. Dieser Wechsel beruht aber auch auf inneren natürlichen Gründen; er ist demnach nicht abzuschaffen; mit ihm ist dauernd zu rechnen.

Alles, was aus diesem Wechsel hervorgeht, ist modern, und „modern“ ist daher nicht mit Unrecht ein wichtiger *kaufmännischer* Begriff. Mit Geschmack hat der Begriff „modern“ gar nichts zu tun.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Aber das Schlagwort „modern“ möchte dies am liebsten übersehen und den Begriff des modernen umprägen in den des tonangebenden Geschmacks.

„Modern“ bedeutet vorerst nur die neue Richtung des Jahres, welche in dem Hervorsuchen einer noch nicht oder besser gesagt lange nicht betretenen Richtung besteht. Innerhalb dieser hat sich nun der Geschmack in jedem neuen Jahre von neuem zurechtzufinden. Von einem Kaufmann ist das nicht zu verlangen und auch nicht zu erreichen; nicht einmal das gebildete unparteiische Publikum vermag dies zu tun. Bis man sich in der neuen Formenwelt eingelebt hat, veraltet sie und das Spiel beginnt von neuem.

Die Verhältnisse können hier sehr verschieden sein gerade bei dem internationalen Charakter des Handels. Dies läßt sich zum Beispiel an der Bekleidungsindustrie zeigen. Sie eignet sich besonders gut als Schulbeispiel, weil hier jener Wechsel so typisch in Erscheinung tritt, daß er sogar seinen Namen davon entlehnen konnte. Es ist interessant zu beobachten, wie sich verschiedene Völker zur französischen Mode, die noch immer die Welt beherrschen möchte, verhalten. Frankreich ist das Land, für welches sie gemacht wird, das einzige Land, in welchem sie ein Recht hat. Hier werden die neuen Modelle geschaffen und es ist klar, daß der Kaufmann hier nicht überrascht werden kann. Hier an Ort und Stelle weiß man vorher Bescheid, was kommen wird, und die Pariserin, die in Toilettenfragen aufgeht, hat sich in dieser Beziehung so ausstudiert, daß sie jedes Neue sich richtig zunutze zu machen versteht. Sie wird wohl überrascht, „ist aber nicht zu überraschen“. Ganz anders liegt die Sache in England und Deutschland. Der englische Geschmack ist so widerstandsfähig, daß er den Pariser Wechsel wohl mitmacht, aber ihm sofort alle seine typisch französischen Auffälligkeiten nimmt; er wird sofort anglisiert. Indem so die Hauptauswüchse der neuen Mode alsbald nach einer bestimmten Richtung hin beseitigt werden, fällt eine der Hauptschwierigkeiten der Orientierung in dem neuen Geschmacke für die Engländer weg. In Deutschland ist es gerade umgekehrt. Da bei uns ein einheitlicher Geschmack nicht besteht, ist das Publikum in seiner Zersplitterung willenlos dem ausgeliefert, was ihm der Handel vorsetzt. So trifft es denn für Deutschland in aller Härte zu, daß man sich alljährlich hier in einer neuen Geschmacksrichtung zurechtfinden soll, die ganz fremd und überraschend zu uns kommt. Unsre Damen vermögen das nicht; unsre Kaufleute natürlich noch viel weniger. Ich glaube nun nicht, daß der gediegenste Geschmacksunterricht einen Kaufmann jemals davon abhalten wird, etwas zu verkaufen, was er loswerden kann. Aber die Harmlosigkeit, mit der unsre Frauen und jungen Mädchen im einen Jahre mit runden spanischen Hüten über die Straße schweben, im nächsten mit amerikanischen Wappenbändern geschmückt auf den Tennisplatz eilen, diese Harmlosigkeit, die an Charakterlosigkeit grenzt, muß einmal gehörig aufs Korn genommen werden. Der Kaufmann, der sonst am besten von dem aussuchenden Publikum lernt, bleibt in Deutschland völlig auf sich selbst angewiesen. Nun will er Geschmacksunterricht nehmen. Es ist aber wesentlich, daß das aussuchende Publikum bei uns sein Lehrmeister

Digitized by Google

wird, wie es dies in England ist. Einen andern Lehrmeister wird er auch schwerlich auf die Dauer selbst anerkennen wollen.

Ich wollte an diesen Beispielen nur zeigen, daß man von den Kaufleuten eigentlich nicht mehr verlangen kann als von der Allgemeinheit, über deren Ebene der Kaufmann sich im allgemeinen nicht erhebt. Es wäre viel richtiger, wenn man darauf ausginge, ganz allgemein eine Geschmacksbildung anzubahnen und zwar in der Schule noch; nur von einer allgemeinen Hebung des Niveaus ist hier eine wirkliche Besserung zu erwarten.

An der arbeitet ja alle „ästhetische Kultur". Ich glaube aber, daß auch eigentlicher Geschmacksunterricht durchaus nichts Unmögliches oder Aussichtsloses ist. Nur, scheint mir, darf man ihn nicht so anfangen wollen, wie das, wenn ich richtig verstanden habe, der deutsche Werkbund mit seiner Geschmacksbildung der jungen Kaufleute plant.

Man will den Kaufleuten einen Vortragszyklus bieten, der in eine ganze Reihe selbständiger Abteilungen zerfällt, je über einen besondern Gegenstand, wie die Wohnung und was dazu gehört, die Kleidung, das Kunstgewerbe, die Dekoration, das, was man unter „Aufmachung" versteht usw. Rein äußerlich betrachtet hat diese Veranstaltung schon ihre Mängel, denn zu wenige können davon profitieren. Von einer Geschmacksbildung des Kaufmanns könnte man doch nur reden, wenn sie allen jungen Kaufleuten als ein notwendiger Bestandteil kaufmännischer Vorbildung mit auf den Weg gegeben wird, überall und allen.

Ihrem Wesen nach betrachtet können aber solche Vorlesungen kaum mehr werden als Rezeptsammlungen, die sofort versagen müssen, sobald Modernes kommt, sobald ein neuer Wechsel zu eignem Urteil und eigner Kritik zwingt. Der Geschmack, wenn er überhaupt lehrbar ist, ist nur lehrbar als etwas völlig Einheitliches. Und er ist nur lehrbar nach einem System, welches logisch sich aufbaut aus den uns faßbaren Elementen, sonst aber nicht. Da gibt es denn doch nichts Verwirrenderes, als gleich ein halbes Dutzend Abteilungen zu machen, jede von einem besondern Lehrer vorgetragen, womöglich alle mit ganz verschiedenen Anschauungen hinsichtlich der Unterrichtsmethode, über die man sich noch gar nicht klar ist. Themata endlich wie „Dekoration" und „Aufmachung" gehören in eine Schule des Geschmacks überhaupt nicht hinein, denn was man heute darunter versteht, ist im Prinzip eine Entartung des guten Geschmacks.

Die Hauptsache ist: die Interessenten anzuleiten zu eigner Kritik. Und dies ist nur möglich durch eine gute allgemeine Vorlesung einheitlicher Art, in welcher die wenigen Fundamentalsätze einer reinen nüchternen Stilempfindung dargelegt und so auch zum Eigentum des Schülers gemacht werden können. Eine solche Vorlesung darf vorerst nichts enthalten, was nicht für jeden praktischen Fall Recht und Geltung behielte. Was der Schüler dann selbsttätig zu leisten hat, ist die Ausbildung von richtigen Analogien.

Ist man dann auf dem richtigen Wege und hat einige Erfahrung, so wird es leicht sein, allmählich den Unterrichtsstoff in ein gutes Lehrbuch zu fassen, nach dem überall mit einer Reihe methodisch

Digitized by Google

abdruckten, fragten selbst aus unserm Leserkreise vier Briefe unter allerhand Vorwänden an, wie denn wohl die Adresse dieser Frau M. U. in B. laute, die das Horoskop stellt. Wir fühlten uns ein bißchen beschämt, aber eine Annonce in dem rückständiger Leserschaft doch eigentlich unverdächtigen „Simplizissimus“ tröstete uns, in der „Prof. Zazra“ aus dem Abdruck des Daumens mit Ruß oder Tinte samt Geburtsdatum zuverlässigste Informationen über die Zukunft verheißt. Vom guten Landvolk war mittlerweile aus verschiedenen Teilen Deutschlands über einige Prozesse zu lesen, in denen vom Behexen die Rede war. Auf meiner Sommerreise (übrigens fahr ich immer womöglich Freitags, weil da die Wagen leerer sind) wunderte ich mich irgendwo, daß ein hübsches Haus freistand, und erfuhr zum Aufschluß, es sei nicht geheuer dort. Das war bei blöden Provinzlern. Immerhin fehlen auch in den Gasthöfen größerer Städte nicht eben selten die Zimmer Nummer 13. Bei den Sachsen, die doch so hell sind, ward nahe der Hauptstadt soeben über den Geisteraufsichtsrat der Bombastus-Werke Justiz gehalten. Im Hirne Deutschlands dagegen empfing Frau Anna Abend samt Familie vorurteilsfrei schlichte und feine Leute, nur zu den ganz feinen in Berlin W ging sie hin, die Blumen und Schleier aus dem Jenseits im Unterrock.

Halte ich diese kleinen Beobachtungen mit allerlei andern zusammen, so scheint mir: wir stecken noch bis über die Ohren im Aberglauben, und zwar in allen Gesellschaftsschichten. Das ist keine neue Bemerkung, alle Jahre machen sie soundso viele Leute. Aber sie sprächen sie nicht immer wieder aus, wenn man nicht immer wieder die Befreitheit unsrer Gesellschaft vom Aberglauben als etwas behandelte oder voraussetzte, das sich von selbst versteht. Dabei ist es vielleicht noch die Frage, ob einige Neigung zum Aberglauben wirklich unter allen Umständen ein Zeichen besonders tiefstehender Kultur ist. Wir sprechen darüber demnächst im Zusammenhange.

Erpressung

Vom Recht

Vorgänge der jüngsten Zeit haben das allgemeine Augenmerk neuerdings auf jenes lichtscheue Gespenst gerichtet, das im Halbdunkel seine lähmenden Schrecken verbreitet. Einen des rechtswidrigen Vermögensvorteils wegen mit Drohung oder Gewalt zu einer Handlung, Duldung, Unterlassung nötigen — erpressen.

Man sieht das Opfer vor sich, das sich windet und wehrt, das um Hilfe schreien will und den Ton der eigenen Stimme scheut, dem der Vampyr am Halse sitzt und langsam das Blut aussaugt. Viele schütteln ja, Gott sei dank, den ersten Versuch kräftig vom Nacken, und der seinem Gewerbe nach feige Erpresser verschwindet dann meist stumm und spurlos. Aber es gibt doch mehr, als man meinen möchte, die sich in wortloser Fron langsam alles nehmen lassen, was sie besitzen, nur um den Schein zu wahren, um sich und Angehörige vor Aufsehen, Eklat, Schimpf und Schande zu retten. Fast immer haben sie nur den Erfolg, daß sie, wenn alles verloren ist, was zu verlieren war, doch schließlich das Joch sprengen, die Flucht in die Öffentlichkeit ergreifen oder sonst an die rechte Schmiede gehen, den Staatsanwalt verständigen, den Träger des Gesetzes, der den unersättlichen Bedränger packt.

Hier sind vertrauliche Briefe da, Geständnisse irgendwelchen Unrechts

Digitized by Google

dort wurde in einer schwachen Stunde gefehlt. Anderswo ruht in ferner Vergangenheit ein dunkler Punkt. Oder es ist sonst was. An all dem hängt sich der Erpresser ein. Er deutet an. Er droht mit „Enthüllungen“. Er „weiß etwas“. Man erschrickt, man sucht die Sache zu vermeiden. Die Sorge wächst mit seiner Keckheit. Beide lassen nicht mehr nach. Dreht sich's — wie meist — um Geld, so setzt die Schraube bei kleinen Beträgen ein; bald zwingt sie zu Summen, oft am Ende zu Unsummen. Man gibt, was man hat. Dann leiht man und borgt, läßt sich vielleicht später sogar zu schlechten Mitteln nötigen, nur um den Erpresser zu befriedigen, immer in der Hoffnung, irgend etwas werde plötzlich von ihm befreien, er werde ablassen, er werde genug bekommen. Aber sein Appetit wächst mit dem Verschlingen, sein Sicherheitsgefühl und sein Erfindungsgeist mit der zunehmenden Energielosigkeit des Anderen. In wütender Ohnmacht sucht man ihm zu entrinnen und verwickelt sich immer tiefer und tiefer in sein Garn.

Tragisch, fast unbegreiflich ist, was manches Mal nur einem Phantom, einer Fiktion von Schuld, gar keinem wirklichen Verschulden geopfert wird. Es ist überhaupt nie etwas gewesen oder das, was war, ist keinesfalls der großen Sorge wert. Man fürchtet nur den lieben Nächsten, die schadenfrohe Umgebung, das Platzen der schillernden Gesellschaftslüge. Eine zweifelhafte Situation, in die man durch Zufall geraten, wird von dem Erpresser ausgebeutet. An einen Willensschwachen oder durch konventionelle Fesseln Gehemmten schiebt sich offen oder anonym, allein oder mit Spießgesellen als Zeugen ein gewissenloser Mensch heran und sagt: „Ich behaupte, du hast das und das getan — dann beweise du das Gegenteil! Bei vielen bist du überführt schon, wenn ich's sage! Bei den anderen — na ja, semper aliquid haeret, das kennst du ja! Der Verdacht allein schon vernichtet dich in deiner gesellschaftlichen und beruflichen Stellung, in deiner Ehre. Die kühlen Grüße beginnen, das Meiden und »Schneiden«, die Präliminarien der Hinrichtung unter den besseren Leuten. Schon der Umstand, daß du von mir bezichtigt wirst, daß du dich reinigen mußt, ist schlimm für dich, sehr schlimm. Versuch's nur! Wer glaubt dir? Hörst du das Zischeln und Tuscheln! Hast ja selber schon oft genug bei anderen mitgetan! Du wirst »unmöglich«, wenn ich's nur erst sage, ausstreue, vermute, berichte, hinwerfe!“ Es gibt ja hundert Mittel, Gift zu säen. Und so zahlt man, zahlt und zahlt, zahlt sich zu Tode — und hat doch nur für später mit jeder Zahlung ein neues Indizium geliefert, daß „doch was dran“ ist. Einmal nämlich kommt der Augenblick, in dem man nicht mehr zahlen kann, in dem man nicht mehr zahlen will, in dem man entnervt, apathisch, gleichgültig gegen alles zusammenbricht.

Die einzige Hilfe für jeden, der sich einen Erpresser an den Hals gezogen hat, sei's in großen, sei's in kleinen Dingen, sei's mit, sei's ohne Schuld, ist die Wahrheit, die Öffentlichkeit, die Wehr. Mag man nun in Gottes Namen etwas zu riskieren haben — 's kommt später dreifach schlimmer ja doch. Heraus also aus der dumpfen Luft der Heimlichkeit! Ob er mit Gericht oder Presse, ob er mit was immer drohe, laßt ihn! Das angedrohte Übel wird geringer sein als das ewige Fürchten und Harren, das hoffnungslose Sichzutodezappeln. Man lasse ihn schreien, anzeigen, drucken, was er

Digitized by Google

will — immer besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. So hart einem schließlich das Wort über die Lippen ginge, der wird jeden Gutdenkenden auf seiner Seite haben, der da sagt: „Ich gebe zu, ich hab gefehlt! Wer darüber zu richten hat, richte und strafe! Aber ich will mich nicht peinigen und foltern lassen, um ein Schweigen zu erkaufen, das doch kein Schweigen ist, weil es jeden Augenblick mit dem Verrate droht!“

Jeder, der in die Fußangel eines Erpressers tritt, mag sich also nicht erst das Bein brechen, sondern gleich laut um Hilfe schreien. Aber auch den anderen, die unbeteiligt das traurige Stück Menschenleben mit ansehen, bleibt dabei Kulturarbeit zu tun. Hat einer den Mut, eigene Irrtümer und Fehler offen zuzugeben, um eine heimtückische Erpressung abzuschütteln — so soll man das *achten* als etwas, das den Makel *mindert*. Wer in Not ist, bedarf und verdient unsere Hilfe und Sympathie. Es mag noch vielfach Gesellschaftsmoral sein, auf ein gleißendes glattes Gesicht zu sehen, was auch dahinter sich verberge — freier, würdiger und achtenswerter als einer mit dieser geheuchelten Unschuld ist aber der Mensch, der lieber eigenen Fehl preisgibt, als daß er einem Schlechteren für ein von heute auf morgen gefristetes Schweigen Wucherzinsen zahlt. Dessen muß sich unsre Gesellschaft bewußt werden. Das Handwerk der Erpresser nimmt ab mit ihrer steigenden Achtung. W. Mayer

Politische Aphorismen

Grundsatz des Staatsmannes. — Jede, Konflikte bergende, Angelegenheit ist so zu führen, daß nie aus ihrer formalen Erledigung — durch unbedachte Worte, Beleidigungen, Beharren auf Unwesentlichem — Kampf entsteht. Denn dieser Kampf wäre ungewollt, von den nicht mehr beherrschten Verhältnissen erzwungen. Die Führung einer Angelegenheit muß immer dem Handelnden die volle Freiheit lassen, bewußten Willens nach sachlichen Gründen zu entscheiden. Dabei ist zu bedenken, daß aus einem Formverstoß des einen sehr wohl ein sachliches Konfliktmotiv für den andern werden kann.

◘

Entfremdung. — Auch eine Entfremdung braucht Zeit zu reifen; eine scheinbar beigelegte Entfremdung wächst weiter. Aus einem zufälligen kurzen Streitausbruch, der wegen der inneren Nähe der beiden Gegner gleich wieder zum Frieden zurückgeführt wird, geht meist, mit Mißtrauen beginnend, langsam völlige Entfremdung hervor.

◘

Bewegung als Untergrund des Lebens. — Alles Leben, aller Genuß, alle Freude ist nur auf der Bewegung möglich, alle Lebenskunst: gleitendes Gleichgewicht! Woher ist in uns nur dies törichte, das Leben gänzlich verkennende Verlangen nach Ruhe, nach schlechthin Bestehendem, nach Wandlungslosigkeit? — Wer die Berichte der Reichstagssitzungen über den Novemberkonflikt mit Verständnis las, mußte erkennen, daß auch in der Politik das Geheimnis aller Erfolge Bewegung ist: ein positives Wollen oder Verteidigung auf Angriffe, Abwehr eines Notstandes. Das bloße Erhalten eines bestehenden Zustandes, durch das politische Zwischenzeiten gekennzeichnet sind, führt notwendig zum Zerfallen, zum Auseinandergehen in Privatmeinungen und Sonderinteressen, zur vielfältigen Spaltung des Wil-

Zu den Tagesereignissen

Digitized by Google

lens — damit zum gegenseitigen Sichhemmen; im ganzen zu einer erbärmlichen unfruchtbaren Politik. Der Staatsmann, der Einheit erreichen und sein Volk zu positiven Leistungen bringen will, muß ihm ein genügend mühsames, steiles und begeisterndes Ziel setzen und, wenn das seinem Geiste nicht zu finden ist, eine genügend große Gefahr suchen, ihm einen Notstand schaffen, in dem es aufwacht und einigen Willens in eine Richtung wirkt. Wilhelm von Scholz

Vom Ausland

In Dänemark

waren von den Leuten, die jetzt Minister geworden sind, der eine (ein Schustersſohn) bisher Rechtsanwalt, der andere Legationssekretär, der dritte Pfarrer, der vierte Bauer, der fünfte Literat, der sechste Landrichter, der siebente Kaufmann, der achte Historiker. Sie erklärten dem Könige, Hofuniform würden sie nicht anlegen, und zu Titel- und Ordensverleihungen seien sie weder für sich noch für andere zu haben. Der König war damit zufrieden.

Mann und Weib

Wir wissen nicht, ob die Herren besonders tüchtige Männer sind, aber wir wissen eins: die jetzt in der Presse sehr betonte „Unmöglichkeit solcher Zustände“ bei uns in Deutschland sollte nicht mit Späßen allein abgemacht werden. Wenn auch wir sie erwähnen, so geschieht das auch nicht, um daran Beleuchtungen von rechts oder von links her, sondern um daran eine Frage zu knüpfen, die einem bis zur Innigkeit der Sehnsucht angewachsenen Wunsche Ausdruck gibt. Wie lange wird es uns noch unmöglich bleiben, die Bevorzugungen nach der Herkunft anders denn parteipolitisch anzusehen? Daß der Adel, daß der begüterte und gebildete Bürgerstand mit körperlicher und geistiger gesunder Erbschaft und von Entbehrungen freier „guter Kinderstube“ für bestimmte Ämter mehr geeignete Verwalter bieten, als etwa der Proletarierstand, ist ja auch dann gar nicht zu bestreiten, wenn man von allen Rassefragen absieht. Aber die andern Stände, die der „Masse“, haben ganz ungleich mehr Angehörige, und wenn der Prozentsatz tüchtiger Bewerber für jene Ämter bei ihnen geringer ist, so ist deren absolute Zahl doch nach aller Wahrscheinlichkeit größer. Daß allein nach der Tüchtigkeit zugelassen werde, ist demnach Forderung nicht nur der Gerechtigkeit gegen den einzelnen, sondern ist Staatsinteresse. Unser Einengen der zugelassenen Bewerber, unser Bevorzugen des Adels und des Reichtums für manchen einflußreichen Beruf sollte doch endlich einmal unter Ausschaltung aller demokratischen oder aristokratischen Gedanken besprochen werden können. Einfach daraufhin, ob sie nicht im Wettbewerbe der Völker eine Minderung der deutschen Gesamtkraft zur Folge haben.

Frauen und Universitätsstudium

Über die Bestimmungen hinsichtlich der Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium und die Abänderungen der bisherigen Vorschriften für die Oberlehrerinnenprüfung in Preußen schreibt uns Professor M. Schober:

Zugleich mit der Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens wurde durch einen besondern Ministerialerlaß vom 18. August 1908 die Immatrikulation der Frauen an den preußischen Landesuniversitäten zum erstenmal geregelt. Indem die bestehenden Vorschriften für die Studierenden auf die Frauen Anwendung fanden, wur-

Digitized by Google

den diejenigen, die sich das Reifezeugnis eines Gymnasiums, eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule erworben haben, wie die männlichen Abiturienten der genannten Anstalten als Studierende zugelassen, die Lehrerinnen erhielten die Berechtigung zur Immatrikulation in der philosophischen Fakultät. Der Erlaß hatte im ganzen mehr den formellen Wert; einerseits wurde den Frauen schon seit Jahren wenigstens der gastweise Besuch der Universitätsvorlesungen gestattet, andrerseits blieben die ein akademisches Studium voraussetzenden Prüfungsordnungen zunächst unberührt. Die Immatrikulation an sich gewährt keinen Anspruch auf Zulassung zu einer dieser Prüfungen; auf diese Tatsache war in dem Erlaß vom 18. August 1908 noch mit besonderem Nachdruck hingewiesen. Um so überraschender wirkte der Erlaß vom 3. April 1909 über die Abänderungen der bisherigen Oberlehrerinnenprüfung, da er in der Hauptsache eine ganz wesentliche Änderung in der Ordnung der Prüfung für das höhere Lehramt, der sogenannten Oberlehrerprüfung oder Prüfung pro fac. doc. enthielt. Während bis dahin die erste Vorbedingung für die Zulassung zu der Prüfung das Reifezeugnis einer höheren Lehranstalt war, wurden jetzt die für mittlere und höhere Mädchenschulen geprüften Lehrerinnen von dieser Bedingung befreit und erhielten das Vorrecht, ohne Abiturientenzeugnis die Prüfung pro fac. doc. nach dem akademischen Triennium abzulegen.

Da bis Ende 1913 auch noch die eigentlichen Oberlehrerinnenprüfungen stattfinden, gibt es somit für die Frauen jetzt drei Wege, Oberlehrerin zu werden.: 1. den über die Prüfung als Lehrerin für mittlere und höhere Mädchenschulen und die Oberlehrerinnenprüfung, 2. den über die gleiche Lehrerinnenprüfung und die Prüfung pro fac. doc., 3. den über das Abiturientenexamen und die Prüfung pro fac. doc. Die Zulassung zu der Oberlehrerinnenprüfung kann frühestens fünf Jahre nach Erlangung der lehramtlichen Befähigung erfolgen, wenn die Kandidatin wenigstens zwei Jahre an Schulen voll beschäftigt gewesen ist. Unter den gleichen Voraussetzungen werden auch die Lehrerinnen, die vor Ostern 1909 ihre Lehrtätigkeit begonnen haben, nach dem akademischen Triennium zur Prüfung pro fac. doc. zugelassen. Für die jüngeren Lehrerinnen sind die Bedingungen etwas verschärft; von ihnen wird der erfolgreiche Besuch einer anerkannten höheren Mädchenschule, eines anerkannten höheren Lehrerinnenseminars und der Nachweis einer zweijährigen vollen Beschäftigung an einer höheren Mädchenschule im Sinne der Neuordnung verlangt. Die Abiturientinnen höherer Lehranstalten, die die Prüfung pro fac. doc. abgelegt haben, müssen sich nach dieser Prüfung einem zweijährigen Vorbereitungsdienst an höheren Lehranstalten für die weibliche Jugend unterziehen, bevor sie die Anstellungsfähigkeit als Oberlehrerin erhalten.

Die Freigabe der Prüfung pro fac. doc. an seminaristisch gebildete Lehrerinnen wurde sehr verschieden aufgenommen. Auf starken Widerspruch stieß sie in den Kreisen, die das Prinzip verfechten, den Mädchen dieselben Bildungsmöglichkeiten zu bieten wie den Knaben, dafür aber auch die gleichen Anforderungen an sie zu stellen. Ihren Wünschen war in der Neuordnung durch die Einrichtung von Studienanstalten entsprochen worden. Durch die Zulassung der auf

Digitized by Google

dem höheren Lehrerinnenseminar vorgebildeten Lehrerinnen zu der Prüfung, zu der sonst das Reifezeugnis erforderlich ist, erhält das Lehrerinnenseminar aber ein starkes Übergewicht den Studienanstalten gegenüber. Wenn es möglich ist, die höhere Mädchenschule und das Lehrerinnenseminar zu absolvieren und auf diesem Wege die Zulassung zur Prüfung pro doc. fac. zu erreichen, so wird die unbequeme Entscheidung für den Übergang von der höheren Mädchenschule auf die Studienanstalt im 14. bezw. 15. Lebensjahre in sehr vielen Fällen gewiß gern vermieden werden. Die Studienanstalt verliert einen Teil ihrer Anziehungskraft. In dieser Hinsicht übt allerdings der Erlaß ausgleichende Gerechtigkeit, indem er den Absolventinnen der Studienanstalt das Vorrecht einräumt, nach einjähriger Vorbereitung in dem sogenannten praktischen Jahr des Seminars die Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen abzulegen, ein Vorrecht, das ein Analogon in den Prüfungsordnungen für Lehrer ebensowenig hat wie die Zulassung zur Universität ohne Maturitätsexamen.

In einem andern Kreise hat die Zulassung der Lehrerinnen zu der Oberlehrerprüfung die freudigste Zustimmung gefunden. Den Freunden der von den höheren Mädchenschulen abzweigenden Studienanstalten stehen die Vorkämpfer für einen neuen Bildungsweg für Mädchen gegenüber, der ähnlich wie das Seminar die höheren Mädchenschulen geradlinig fortsetzen und wie Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen zur Universitätsreife führen soll. Die Vertreter dieser Anschauung begrüßten in der neuen Bestimmung das erste Eingehen auf ihre Wünsche, die in der Neuordnung nicht Berücksichtigung gefunden hatten.

So wird das Für und Wider auf beiden Seiten stark durch die grundsätzliche Stellungnahme zu der Frage nach der zweckmäßigsten Vorbildung der Mädchen für die Universität bestimmt.

Prüft man die neue Maßnahme im Zusammenhange mit der Frage, zu deren Ordnung sie erlassen ist, das heißt im Zusammenhange mit der Oberlehrerinnenfrage, so wird man zugestehen müssen, daß sie eine gerechte und zweckmäßige Lösung der Frage bietet. Der Einführung der Oberlehrerinnenprüfung in den Bestimmungen vom 31. Mai 1894 lag der Gedanke zugrunde, den Bestrebungen der Lehrerinnen nach wissenschaftlicher Weiterbildung ein festes Ziel zu geben und ihnen durch eine amtlich anerkannte höhere Lehrbefähigung einen größeren Anteil an dem Unterricht in den oberen Klassen der höheren Mädchenschulen zu sichern. Die Prüfung erfreute sich bald lebhaften Zuspruchs, und wer Gelegenheit hat, Prüfungsarbeiten zu lesen und die mündlichen Prüfungsleistungen zu verfolgen, kann den Lehrerinnen die Anerkennung nicht versagen, daß sie es an tüchtiger, wissenschaftlicher Arbeit nicht haben fehlen lassen. Neben den auf diesem Wege vorgebildeten Oberlehrerinnen bildeten sich aber immer mehr Oberlehrerinnen heran, die mit einem Reifezeugnis studierten und die Oberlehrerprüfung ablegten. So gibt es zwei Klassen von Oberlehrerinnen, die von einigen städtischen Verwaltungen auch durch das Gehalt unterschieden werden. Diese Entwicklung beginnt unerquickliche Zustände herbeizuführen. Die Notwendigkeit, die Oberlehrerinnenprüfung einheitlich zu gestalten, wurde

Digitized by Google

dringend. Bei der ganzen Lage aber war es nur natürlich, die weitergehende und umfassendere Oberlehrerprüfung, die Prüfung pro fac. doc., ganz an die Stelle der Oberlehrerinnenprüfung zu setzen. Die Lehrerinnen von ihr auszuschließen, wäre nach der geschilderten Entwicklung eine große Härte gewesen. Für sie war die erste Form der Oberlehrerinnenprüfung geschaffen, es ist daher billig, ihnen auch die Möglichkeit zu lassen, die Prüfung nach der neuen Ordnung abzulegen. Schließlich hat das höhere Lehrerinnenseminar doch den wesentlichsten Charakter einer höheren Lehranstalt. Dazu kommt, daß Zweckmäßigkeitsgründe dafür sprechen, die Zahl der Anwärterinnen bei dem wachsenden Bedarf an Oberlehrerinnen nicht einzuschränken.

Gewiß, es ist kein Zweifel, daß infolge des Erlasses viele Elemente mit dem Ziele der Prüfung pro fac. doc. studieren, die eine geeignete Vorbildung dafür nicht besitzen. In vielen Fällen ist der Reiz des Zieles wirksamer als die nüchterne Erwägung. Das ist aber ein Übergangsstadium. Gezwungen zu dem neuen Wege zur Oberlehrerin wird vorerst niemand. Wer sich nicht stark genug dazu fühlt, dem bleibt es bis zum Ende des Jahres 1913 unbenommen, sich für die Oberlehrerinnenprüfung vorzubereiten, der ausdrücklich das Recht auf die gleiche Anstellungsfähigkeit gewahrt bleibt, die die pro fac. doc. geprüften Kandidatinnen erwerben. Wenn sich in dieser Beziehung ein Wunsch aufdrängt, so ist es der, daß diese Frist im Interesse der jüngeren Lehrerinnen, die noch das dreiklassige Seminar absolviert haben, etwas länger liefe.

Ob in Zukunft unter den pro fac. doc. geprüften Oberlehrerinnen die ehemaligen Lehrerinnen oder die ehemaligen Abiturientinnen die bessere wissenschaftliche Durchbildung und größere Tüchtigkeit nachweisen werden, muß die Erfahrung lehren. Im Grunde kommt es auch hier auf die Persönlichkeit an. Alfred Schober

Freie Stndenten

Bildung und Schule

Als wir einmal über das „Freistudententum“ gesprochen hatten (XXI, 19), ging uns eine Reihe von Erwiderungen zu — sie sollten alle das eine dartun: es ist nicht so schlimm mit dem Verbindungswesen, und es ist nicht so ideal mit dem Freistudentenwesen, wie es in jenem Aufsatze dargestellt ward. Die ganze Frage scheint uns wichtig genug, um von mehr als einer Seite beleuchtet zu werden. Im folgenden geben wir einem unsrer Mitarbeiter das Wort, der dem akademischen Leben besonders nahesteht.

Der Rundschaubeitrag des Kunstwarts entwarf ein erschreckendes und betrübendes Bild vom heutigen Studentenleben. Mancher mochte sich fragen: Ist's wirklich so weit gekommen? Und es ist schwer, darauf eine tröstliche Antwort zu finden. Ich glaube, der Herr Verfasser jenes Beitrages hat im allgemeinen die Farben zu seinem Bilde gut gewählt, nur ist ihm zu viel Schatten auf das Verbindungswesen, zu viel Licht auf die freistudentische Bewegung gefallen. So ganz erstarrt, so ganz in Form- und Uniformwesen hinter der Entwicklung des „Zeitalters der Persönlichkeit“ und der Sozialisierung zurückgeblieben, wie er es darstellt, sind heute wohl nur vereinzelte studentische Verbindungen. Unter den Angehörigen der vielen und verschiedenarti-

Digitized by Google

gen sonst — von den „freischlagenden“ oder Reformverbindungen bis zu den ganz nach altem Stil gebildeten Korps, Burschenschaften usw. — ist der Ruf nach erhöhter Körperpflege, gesunderer Lebensweise, nach größerer individueller Freiheit und stärkerem Betonen vertiefter, nicht nur gesellschaftlicher Bildung von Jahr zu Jahr lauter geworden; und er hat auch zu Ergebnissen geführt. Das Verbindungswesen ist nicht im Versteinern begriffen, es lebt und mausert sich.

In prinzipiellem, oft und laut betontem Gegensatz zu ihm steht also die „freie Studentenschaft“. Eine Organisation, die es versucht, alle nichtinkorporierten Studenten in einer zwanglosen Vereinigung zusammenzuschließen zu gemeinsamer gegenseitiger Unterstützung, Bildung und Förderung. Sie erklärt sich für die „Interessenvertretung“ dieser Studenten.

Welches ihre Interessen sind, das entscheiden aber nicht die nichtinkorporierten Studenten in ihrer Gesamtheit. Denn diese kommen niemals alle zusammen, und kämen sie's, so würde sich alsbald zeigen, daß sie sehr verschiedene Interessen haben. Nein, über diese Frage entscheidet vielmehr eben die „freie Studentenschaft“, das heißt letzten Endes ein von den zufällig an der Wahl Beteiligten gewählter Ausschuß als Bevollmächtigter. Die „freie Studentenschaft“ beruft sich darauf, daß ja *jeder* nichtinkorporierte Student beratende Stimme und Wahlrecht in ihren Versammlungen habe, den es gelüste, daran teilzunehmen. Die übrigen aber, mögen sie wollen oder nicht, werden eben in allen Fragen „vertreten“, *ohne* daß man ihr Denken und Streben nachprüft oder nachprüfen kann. Hier mag die in jenem Beitrag erwähnte Zahl von 6000 „freien Studenten“ in Berlin berichtigend gedeutet werden; es ist nämlich unerwähnt, daß ein erheblicher Teil von ihnen teils außerberlinischen Verbindungen angehört, teils mit der „freien Studentenschaft“ so wenig zu tun hat und haben will, daß er ihr nicht zugerechnet werden dürfte. Man sieht: es steht in der civitas academica wie in einem Staat — die „Interessenvertretung“ ist eine von einer irgendwie zusammengekommenen Mehrheit gewählte Gruppe von einzelnen. Aber auch die Interessen derer, die sich an dem Treiben der Freistudenten beteiligen, gehen nach allen möglichen Richtungen auseinander. Als Ergebnis ihrer geistigen Bemühungen um allen gemeinsame Ziele konnte sich und kann sich darum vielleicht nie etwas anderes finden als — Schlagworte von kräftiger Formung. „Der deutsche Student ist nicht selbständig genug“, „der deutsche Student ist nicht gebildet genug“, „der deutsche Student ist nicht genug eine in sich ruhende Persönlichkeit“. Aber die freie Studentenschaft redet und schreibt nicht nur, sie arbeitet auch. Soweit sie damit praktischen Interessen der Studenten dient (Auskünfte, Vergünstigungen, Wohnungswesen), kann sie nur Gutes schaffen, und diese Bestrebungen verdienen in der Tat die allerkräftigste Hilfe. Ihre Hauptaufgabe sieht sie jedoch in der Heilung der mit jenen Schlagworten angedeuteten Übel, das heißt zunächst in der Bildner- und Erziehertätigkeit. Kein Zweifel: die modernen Studienverhältnisse, die Studienordnungen und Examenforderungen begünstigen einseitiges Fachstudium zum Schaden einer

Digitized by Google

Ausbildung der Gesamtpersönlichkeit. Und die Zahl derer, die von vornherein auf diese Ausbildung verzichten, ist in den letzten Jahrzehnten auch um so mehr gestiegen, je größer die Zahl der Studenten überhaupt wurde. Hier liegt ein Problem,* liegt vielleicht das zentrale Problem des akademischen Lebens. Nun, die freistudentische Bewegung „hat erkannt, daß durch die gemeinsame, freiwillige Arbeit der Gesamtheit diese Lücke der Hochschul-Organisation ausgefüllt werden kann". „Wenn in ständiger gegenseitiger Anregung und Arbeitsteilung die sämtlichen Gebiete menschlicher Betätigung in regem Wechselverkehr der Studenten während der ganzen Studienzeit durchlebt werden, wenn die verschiedenartigsten Meinungen auf allen Gebieten sich auf diese Weise im Kampf der Ideen durchbringen, so kann sich die Basis ausbilden, auf der das Bildungsproblem zu lösen ist." Die freie Studentenschaft bildet eine Reihe von „Abteilungen", in denen die verschiedensten Gegenstände behandelt werden in Vortrag und Diskussion. So Abteilungen für Kunst, Literatur, Staatswissenschaften, Philosophie, verschiedene Sports und Spiele. Jeder hat das Recht zur Teilnahme. Was man auf den eingeschlagenen Wegen erreichen kann, ist meiner Ansicht nach nicht etwa Geringes. Es ist Anregung, den Blick auch über Buch und Studierzimmer hinauszulenken auf dies oder jenes entlegene Land des Geistes und der praktischen Arbeit. Wer da meint, dazu böten die verschiedenen Vorlesungen einer Hochschule, weil sie einem jeden offenstehen, schon genug Gelegenheit, vergißt eins: von hundert Studenten, die auf einer Universität zusammen sind, ist höchstens in einem Dutzend das Bedürfnis nach dieser Anregung wach; wenn es ihnen von einem frischen, willigen Kreis von Studenten geweckt wird, so kann das kaum schaden, aber gewiß viel nützen. Aber die freie Studentenschaft irrt doch wohl, wenn sie glaubt, die Basis zur Lösung des Bildungsproblems auf diesem Wege zu schaffen. Bildung und Anregung verhalten sich ja ungefähr zueinander wie ein Tanzengagement zur Ehe oder wie die Reflexionsbewegung zur Schauspielkunst. Bildung, zu deren Voraussetzungen unsres Erachtens blickfreie Vorurteilslosigkeit gehört, betrachten wir als ein Gut, um das Menschen mit heißem Bemühen ringen müssen, das aber mit ungebundener Hin- und Widerrede am abendlichen Tisch oder an Vortragsabenden wenig zu tun hat, mögen sie immerhin von den gebildetsten Dozenten, Literaten, Künstlern, Politikern, vielleicht sogar in lehrhafter Weise gehalten werden und in andrer Beziehung noch so nützlich sein. Zwar, ein im Widerstreben der Geister auf tiefere Gründe führendes Wortgefecht, ja, solch eine Diskussion kann auch bildend sein. Aber solch eine Diskussion und Durcheinanderreden sind zweierlei Dinge, zu viel mehr jedoch kann es kaum kommen, wo der Grundsatz absoluter Bewegungsfreiheit für den einzelnen unter jungen Leuten betätigt wird. Die sogenannte „Freiheit" der Debatte erscheint in der Praxis meistens einfach als Disziplinlosigkeit des Geistes. Diskussion zum Zweck der Bildung ist eine Kunst, deren neunzehn-, zwanzig-, einundzwanzigjährige Jünglinge sich wohl nur selten bemächtigt haben können. So jugendliche Geister üben sich

* Der Leitaufsatz dieses Heftes spricht näher davon. K.-L.

Digitized by Google

nicht — und zumal nicht an den so beliebten großen Gegenständen, wie „Katholizismus und Ultramontanismus“, „die soziale Frage“, „Alkohol und Sexualethik“, „das Judentum“ — sondern sie verwirren sich im Disput. Nicht immer, gewiß, das Talent wird sich auch hier befruchten können, aber für den „freien Studenten“ von Durchschnittsbegabung liegt die Halbbildung im übeln Sinne auf diesem Wege zum mindesten ebenso nahe, wie die persönlichkeitfestigende Wirkung oder die Geschicklichkeit im Reden und Debattieren als solchem, die auf den Effekt, auf das „Totreden“, auf den Scheinsieg ausgeht.

Unter uns

Durch eine Umgestaltung des Hochschullebens im weitesten Sinn, durch eine Umgestaltung des Verhältnisses zwischen Lehrenden und Lernenden (gerade hierin könnte von den Studenten mancher „erste Schritt“ getan werden) könnte sich nach meiner Meinung eher jene „Basis ausbilden“, von der die Studenten träumen.

Die Berliner freie Studentenschaft, die rührig war wie wenige, ist einmal aufgelöst worden, weil nur Vereine mit den akademischen Behörden in Verhandlung treten können, die Freistudentenschaft aber ablehnt, sich als Verein zu organisieren. Wir hätten gewünscht, die freien Studenten hätten das nicht nur als Gelegenheit benutzt, sich zu beschweren, sondern als günstigste Anregung, ihre Grundsätze zu revidieren. Möge man nach nunmehr doch schon zehnjährigem Versuchen zu der klaren Erkenntnis dessen kommen, was hier zu leisten möglich ist, was nicht. Vielleicht, daß dann in absehbarer Zeit jenes viele ältere und reifere Studenten fernhaltende Odium sich verliert, das dem Freistudententum heute anhaftet, und nicht nur anhaftet wegen des „häufig fehlenden gesellschaftlichen Schliffes“. So wie die freie Studentenschaft jetzt sich gibt, steht meines Erachtens kaum zu hoffen, daß sie ihre stolzen Pläne erfüllen und „die innerliche moralische Kraft haben wird, das akademische Leben umzuwandeln“.

Dennoch: Man darf sich freuen, wenn überhaupt Regsamkeit und Vorwärtsdrang im akademischen Leben sich zeigen. Und zur Aufstellung erreichbarer Ziele sollte man die freien Studenten nicht nur anregen, man sollte auch ihre Verwirklichung unterstützen. H. H.

Unser Dürerbundsignet

ist jetzt geschützt. Das ist die sehr erfreuliche Mitteilung, die wir heute den Freunden machen können. Doppelt erfreulich, weil sie eigentlich unverhofft kommt. Die Leser erinnern sich des Aufsatzes „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage“ (Kw. XXII, 17), in dem wir melden mußten, daß das Patentamt die Eintragung verweigert habe, weil die „Übereinstimmung“ des Zeichens mit dem eines Nürnberger Papierhändlers „festgestellt“ sei. Auf unsre Berufung hin ist diese Entscheidung aber aufgehoben und nunmehr das Zeichen eingetragen und dadurch für uns geschützt worden.

Das hat nicht bloß deshalb Bedeutung, weil uns nun keiner mehr die Führung des uns lieb gewordenen Signets verweigern kann. Es hat wichtigere Bedeutung dadurch, daß wir nun auch selbst in der Lage sind, Unbefugten das Kundenlocken

Digitized by Google

mit unserm Signet zu verbieten. Wir werden das natürlich nur im Notfalle tun, nur da, wo es eine Irreführung des Publikums zu verhindern gilt — solche Fälle sind aber schon jetzt vorgekommen. Drittens gibt uns das Schutzrecht für unser Signet die Möglichkeit, seine Benutzung unserseits zu verleihen, was freilich immer nur auf Widerruf geschehen kann. Dadurch werden sich nicht nur die eigentlichen Dürervereine und die von uns unterstützten Publikationen vor dem Publikum sicher ausweisen können. Auch die „Dürerhäuser", die infolge unsrer Bewegung jetzt in verschiedenen Städten als Kaufhäuser gegründet sind, von denen aber nur das Berliner und das Dresdner (nicht zum Beispiel das Münchner) in Fühlung mit uns stehen, werden das Signet nach Verständigung mit unserm Arbeitsausschuß so lange führen können, wie sie den Bundesgrundsätzen Rechnung tragen.

Was ist das deutsche Volk?

„Sind es die paar Tausende, welche als Nachkommen ehemaliger Feudalherren oder als deren Aufkäufer und Hypothekengläubiger die Besitztitel an großen Stücken deutschen Bodens inne haben? Sind es die paar Hunderttausende, welche als Erben des alten Wohlstandes der Städte oder durch Glück und eigne Tatkraft und begünstigt durch die bisherigen Wirtschaftseinrichtungen, zu mehr oder minder großem Reichtum gelangt sind? Die richtige Antwort kann nur lauten: Weder die einen noch die anderen — sondern mit beiden zusammen auch noch von den fünfzig Millionen die neunundvierzig, die der weitaus größten Zahl nach in täglicher strenger Arbeit ihr Dasein vollbringen mit meist ganz geringem persönlichen Anteil an den Gütern einer erhöhten Kultur, und die, jeder einzelne von ihnen bedeutungslos wie der Tropfen im Meere, doch in ihrer Gesamtheit das große Reservoir abgeben, aus welchem alle wirtschaftliche und geistige Aktion des deutschen Volkes nicht minder wie die Verteidigung seines Bodens in letzter Reihe ihre Kraft schöpft — die breiten Schichten der namenlosen Geschlechter, zu welchen die oberen Stände, die Träger von Bildung und Wohlstand, sich verhalten nur wie Blüten und Früchte des Baumes zu Stamm und Wurzel, aus denen Blüte und Frucht ihre Nahrung ziehen. Und damit ist gesagt, daß unter dem Gesichtspunkt des allgemeinen, alle Stände gleichmäßig umfassenden Volkswohls kein Staatswesen eine wichtigere Aufgabe haben kann als die Sorge, Wurzel und Stamm seines Volkstums dauernd gesund und kräftig zu erhalten."

Lebende Worte

Das sind Sätze von Ernst Abbe. Wir entnehmen sie dem schönen Zschimmerschen Buche über sein Wirken, dem auch das Kuithansche Bild entnommen ist.

Unsre Bilder und Noten

Unsre ersten Beilagen zeigen zwei „Wasserbilder". Wer das von Carlos Grethe sieht und Turner kennt, denkt an diesen, aber wenigstens der Turner der späteren Zeit (der unsrer Meinung nach zu Unrecht der berühmte Turner ist) hat zu Grethes Hafenbild nur ganz äußerliche Beziehungen. Hier ist kein Farbenmachen des schönen Effekts wegen bis zum Feuerwerkern; eben der Eindruck, nicht nur Dekoration, sondern Naturbild zu sehn, gefühltes Naturbild, das in sich lebt, hebt auch dieses Grethesche Bild so hoch. Es scheint uns

Digitized by Google

recht interessant, schon auf den seelischen Gehalt hin dieses Werk mit Friedrich Kallmorgens „An die Arbeit“ zu vergleichen, von dem wir kürzlich (XXII, 21) eine Duplexnachbildung brachten. Der Schauplatz beider Bilder ist gar nicht fern voneinander, und ihre Staffage ähnelt sich so, daß der kleine Dampfer auf Grethes Bild einer aus der Kallmorgenschen Dampferschar sein könnte. Aber für Grethe war die Poesie der Farbe der Ausdruck des Wasserlebens da, in dessen violette Gesänge der gelbe Dampfer, im Abendlicht orange, wie eine Trompetenfanfare tönt. So taucht alles Einzelne der Formen in Farbe unter. Bei Kallmorgen bleibt es, denn bei seinem „An die Arbeit“ stand ihm das Gegenständliche weit mehr im Vordergrunde des Bewußtseins. Selbst ein paar Gesichter auf den Schiffen kann man immer noch deutlich genug sehn, um den Eindruck von Menschentypen zu erhalten. Uns ist, als schallte übers Wasser die gewaltige Hafensymphonie, die kürzlich einen jungen Schriftsteller zu so begeistertem Preisen erregt hat (vgl. Kw. XXII, 17. im Leiter). Auf beiden Bildern, aber auf jedem ganz anders.

Wir fahren vorbei und zur See hinaus. Und immer weiter, über die Nordsee in den Ozean. Daher stammt Karl Leipolds Bild. Die Einsamkeit der Wasserwüste, die wir nur noch mehr empfinden, weil dahinten, verloren im Raume, ein Segler dämmert. Die berühmten „langen“, die weit voneinander entfernten großen, ruhigen, gelassenen Wogen der Hochsee. Eine wogende Wüste, wenn man Wogendes Wüste nennen kann. Es ist schon Größe in diesem Bild — wir wollen uns den Namen des Malers, der jetzt noch ein „neuer“ Name ist, merken.

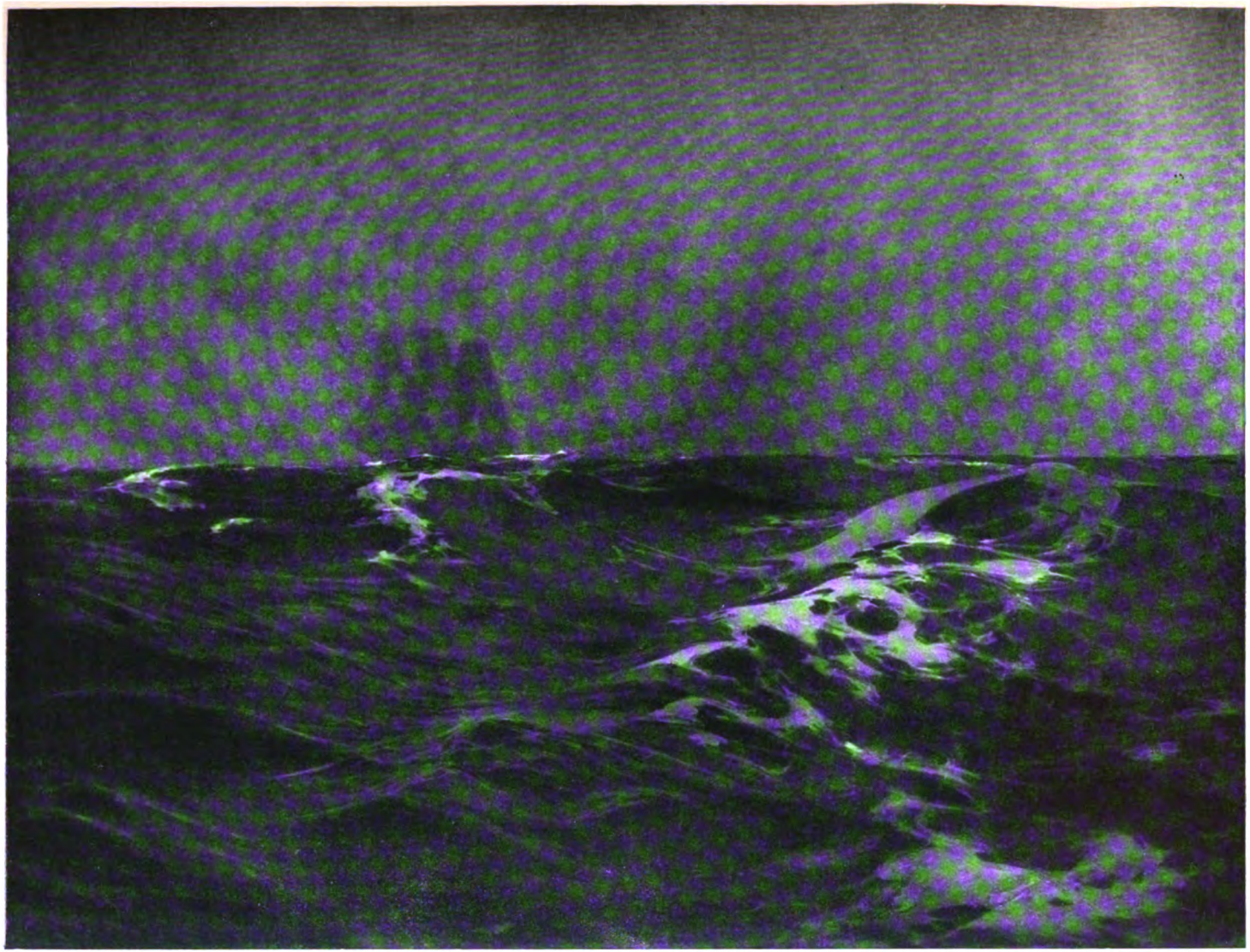
Wären wir aber mit Kallmorgens Hamburger Arbeiterdampfer gelandet, wir wären bald Bildern begegnet wie dem von Erich Kuithan, das wir im Texte bringen. Das ist nur eine Illustration, aber endlich einmal eine künstlerische. Sie stellt das Einsetzen eines Glashafens in den Schmelzofen dar und ist dem bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen und auch sonst sehr interessanten Buche von Zschimmer über „die Glasindustrie in Jena“ entnommen. Wir denken bald einmal wieder über Illustration zu sprechen und sagen dann einiges Prinzipielle zur Sache. Hier ist der Vorgang nicht nur mit dem Stifte „beschrieben“, hier ist er „dargestellt“ — er gibt nicht Referat, er gibt Erlebnis.

Zu der Illustrationsbeilage vom Neubau der Münchner Universität wird in der Rundschau dieses Heftes gesprochen. A

Unsre Notenbeilage bringt diesmal als einen Vorklang der Weihnachtszeit ein fränkisches Volkslied, an dem man so recht erfühlen mag, wie laute, helle Festesfreude in schlichter, aber darum nicht weniger überzeugender Form volkstümlichen Ausdruck finden kann. Wir entnehmen sie als Kostprobe den drei Heften der „Deutschen Weihnacht“, die Georg Winter (Leipzig) im Rahmen der Hausmusik des Kunstwarts soeben herausgegeben hat. Sie enthalten einen Schatz ausgewählter Weihnachtsvolkslieder aus den Alpen, aus Franken und Schlesien, und in jedem hat sich echte, phrasenlose deutsche Weihnachtsstimmung in Wort und Weise verdichtet. Zur Vergleichung mag ein polnisches Weihnachtslied dienen, das Reinhard Oppel (München) für den Kunstwart gesetzt hat. Quelle: 30 slawische geistliche Melodien aus dem 16. und 17. Jahrhundert, herausgegeben von G. Döring (Leipzig 1808). Die Melodie bleibt durch die verschiedenen Strophen gleich, ist aber, um ihr größere Mannigfaltigkeit zu geben, nicht nur im Satz verschieden behandelt, sondern auch in höhere oder tiefere Tonarten gerückt worden. Die letzte Seite füllten wir mit einem zur Begleitung der Gitarre eingerichteten altdeutschen Liedchen „Für fufzehn Pfennige“. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortl.: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google



KALR LEIPOLD

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

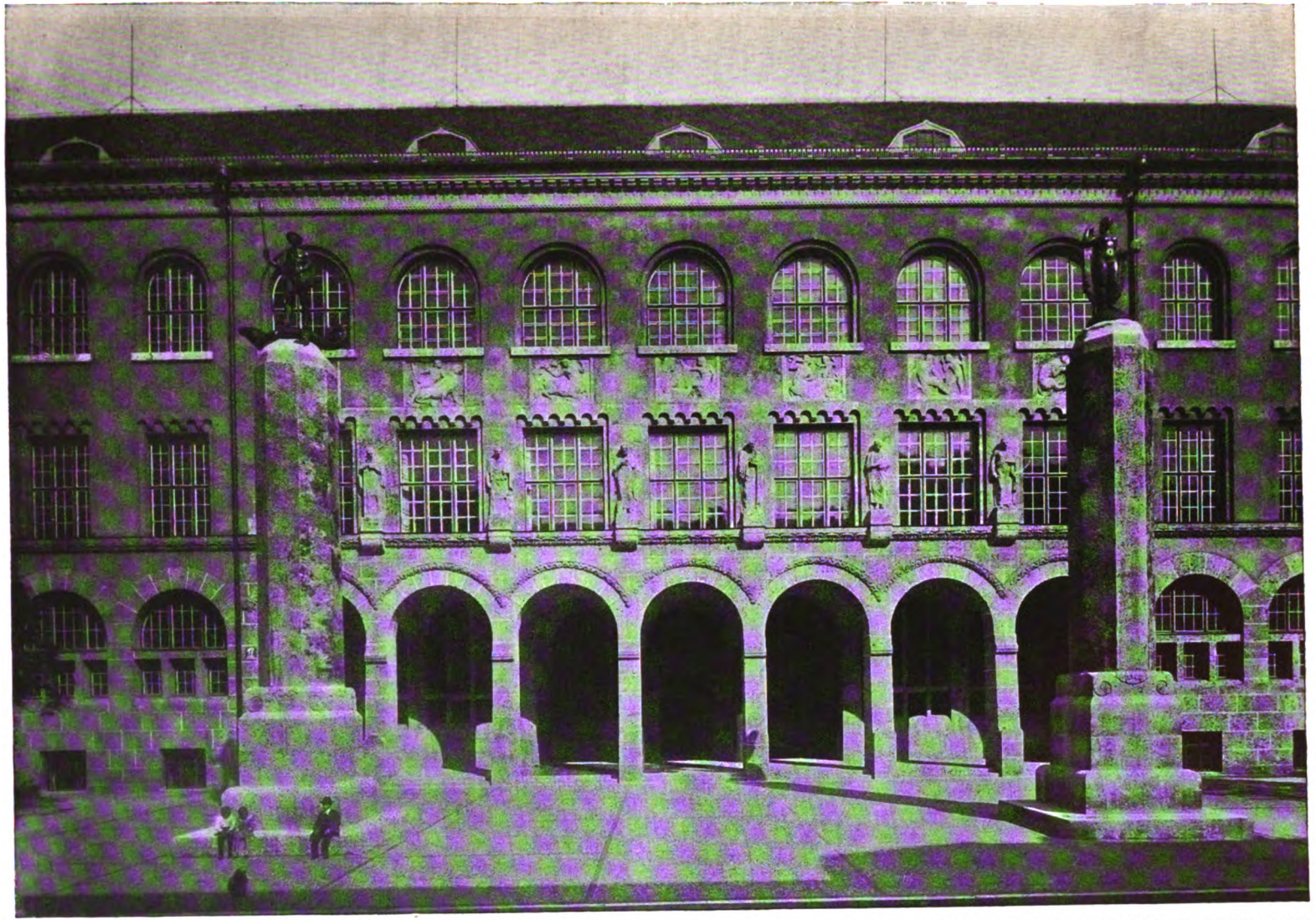
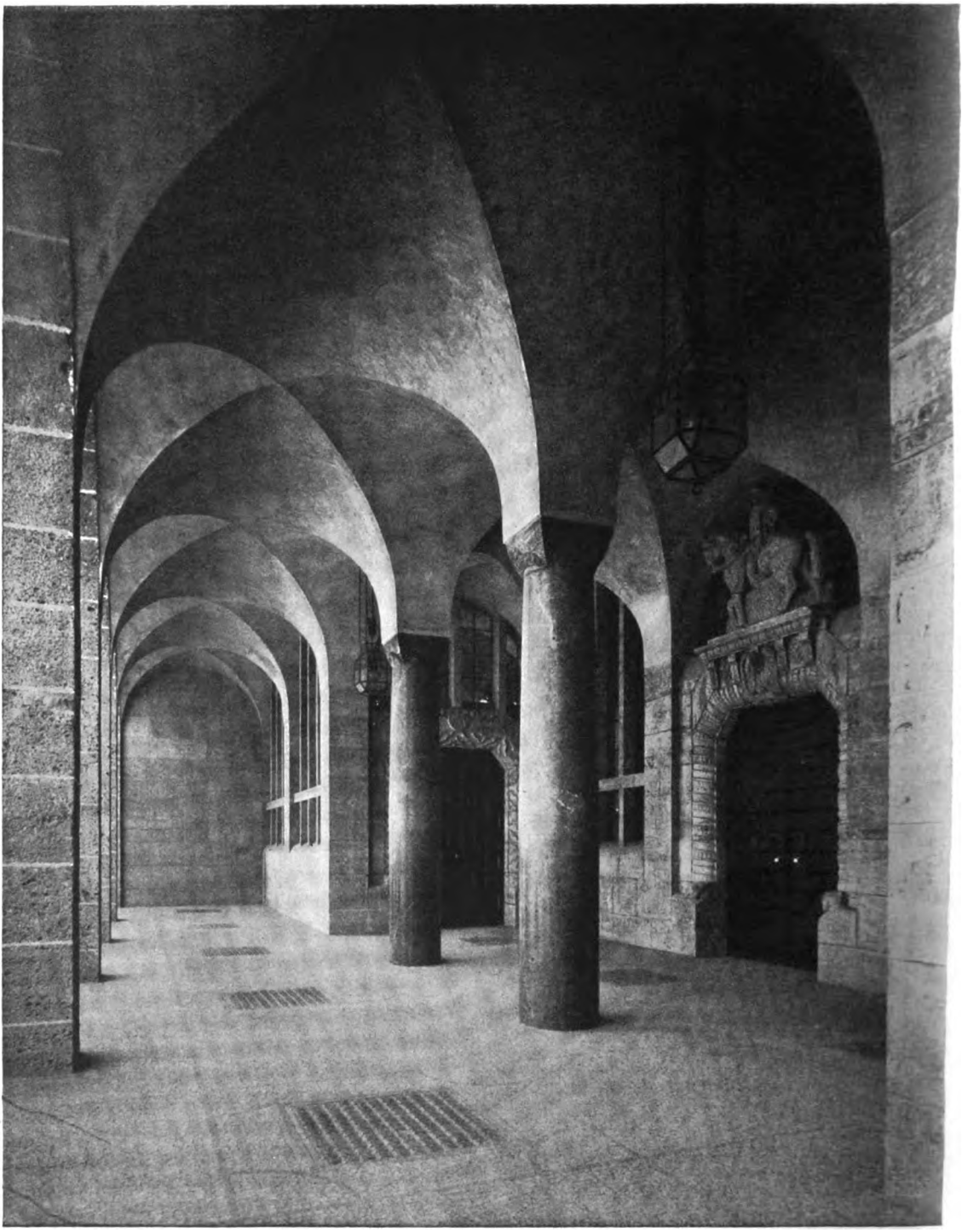


ABB. 1: FASSADE DES ERWEITERUNGSBAUES

KW

Digitized by Google



KW

ABB. 2: VORHALLE ZUM EINGANG AN DER AMALIENSTRASSE

Digitized by Google

KW

ABB. 3: ZENTRALHALLE

Digitized by Google

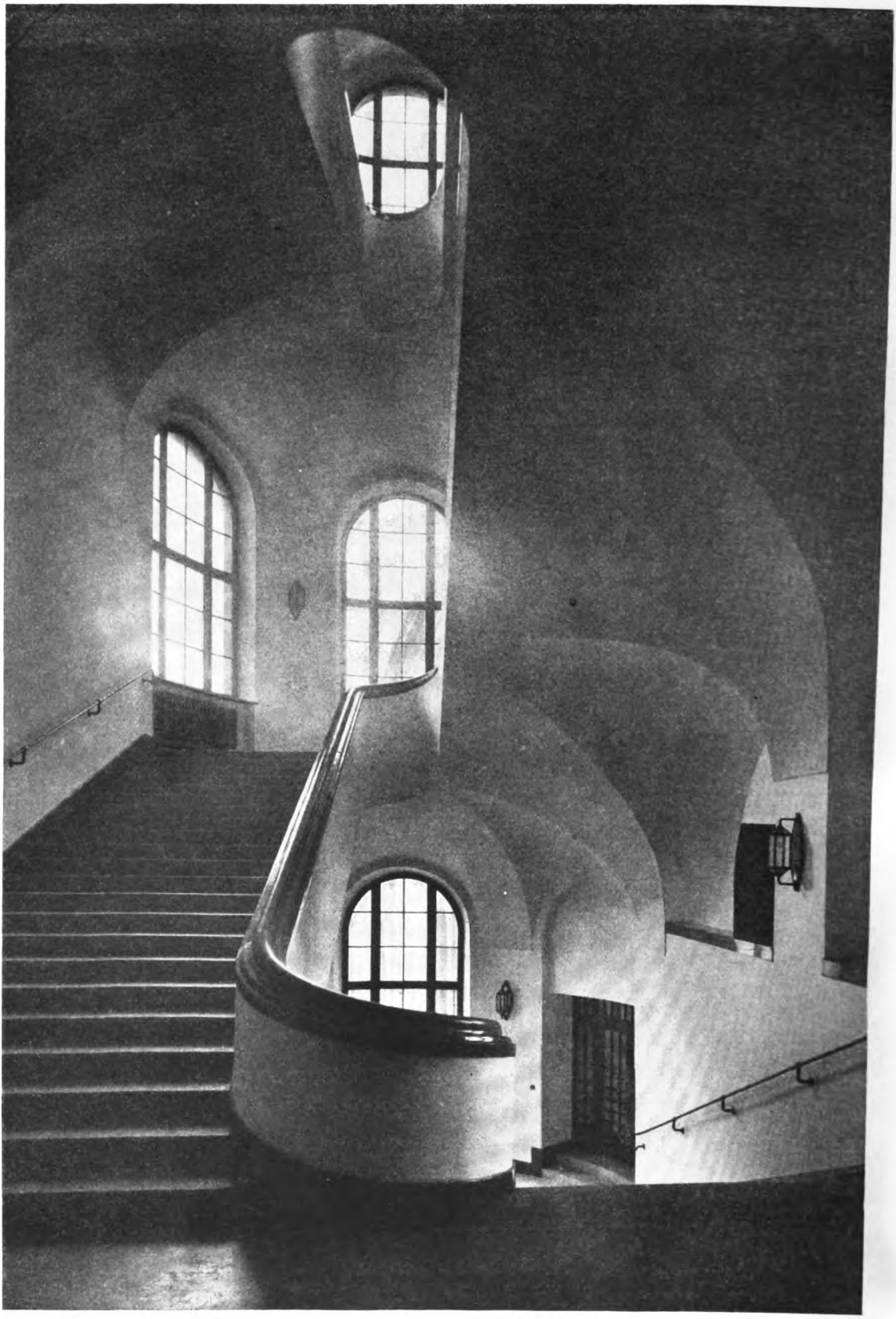


ABB. 4: TREPPENHAUS IM ERWEITERUNGSBAU

Digitized by Google

Kl 1

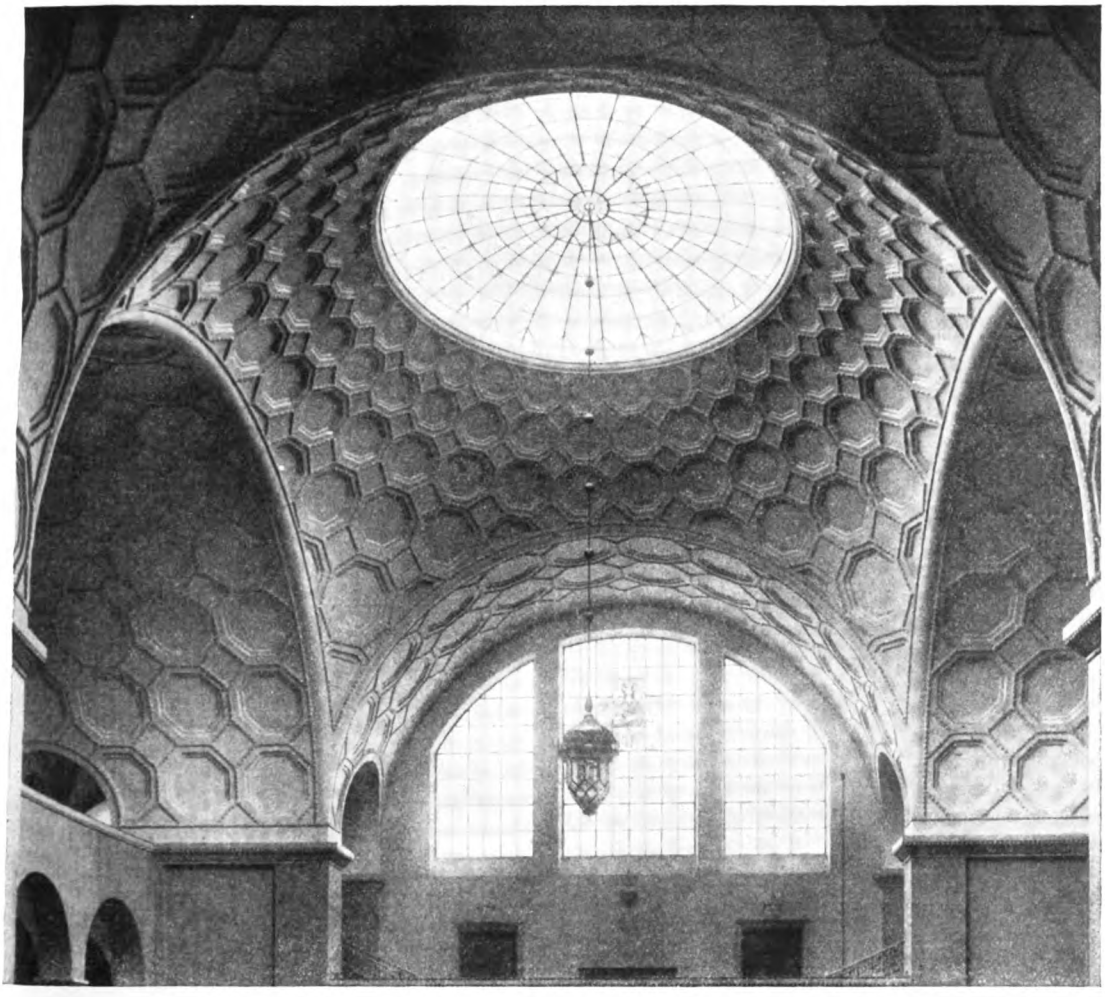


ABB. 5: AUS DER KUPPEL DER ZENTRALHALLE

ABB. 6: EINGANGSTÜREN ZU DEN HÖRSÄLEN USW.

KW
Digitized by Google

ABB. 7: STEINRELIEF AN DER FASSADE

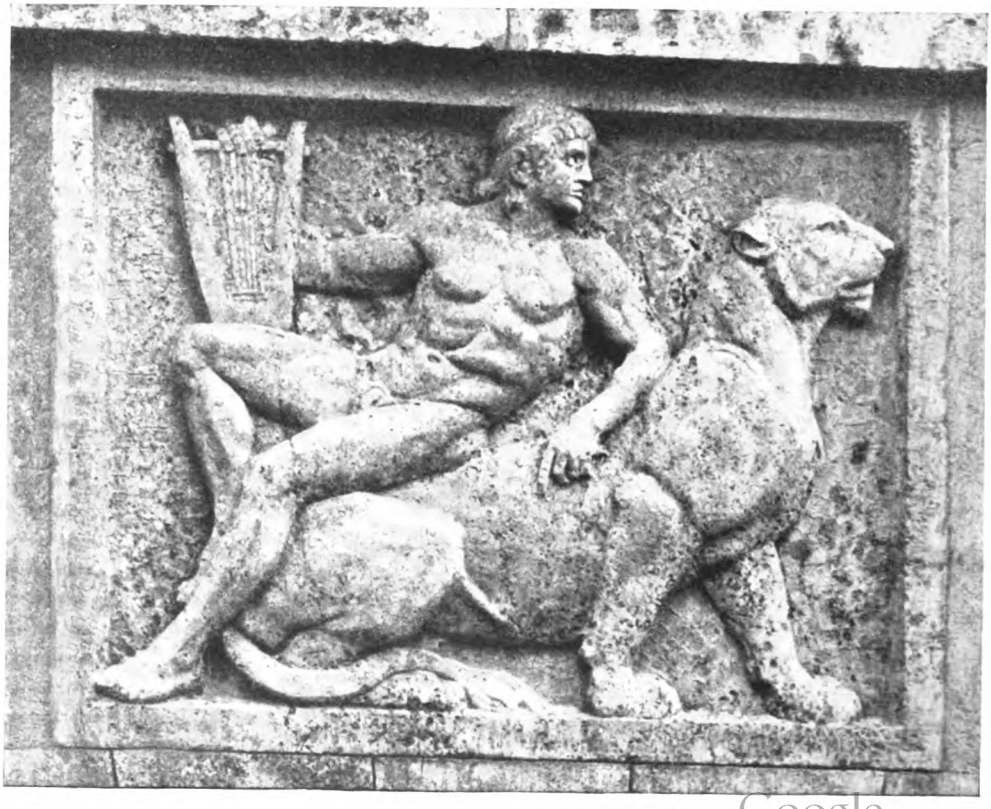


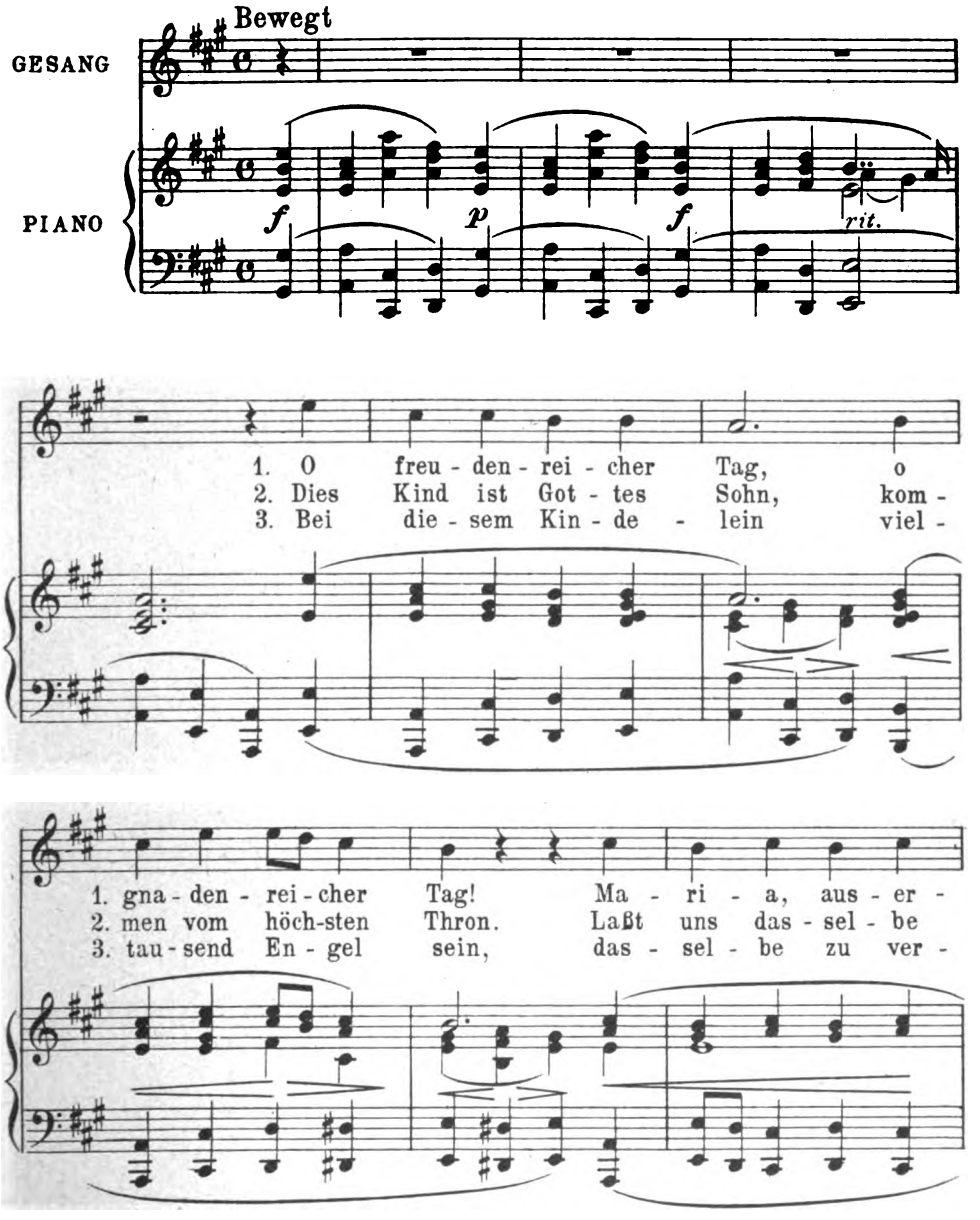
ABB. 8: STEINRELIEF AN DER FASSADE

KW

Digitized by Google

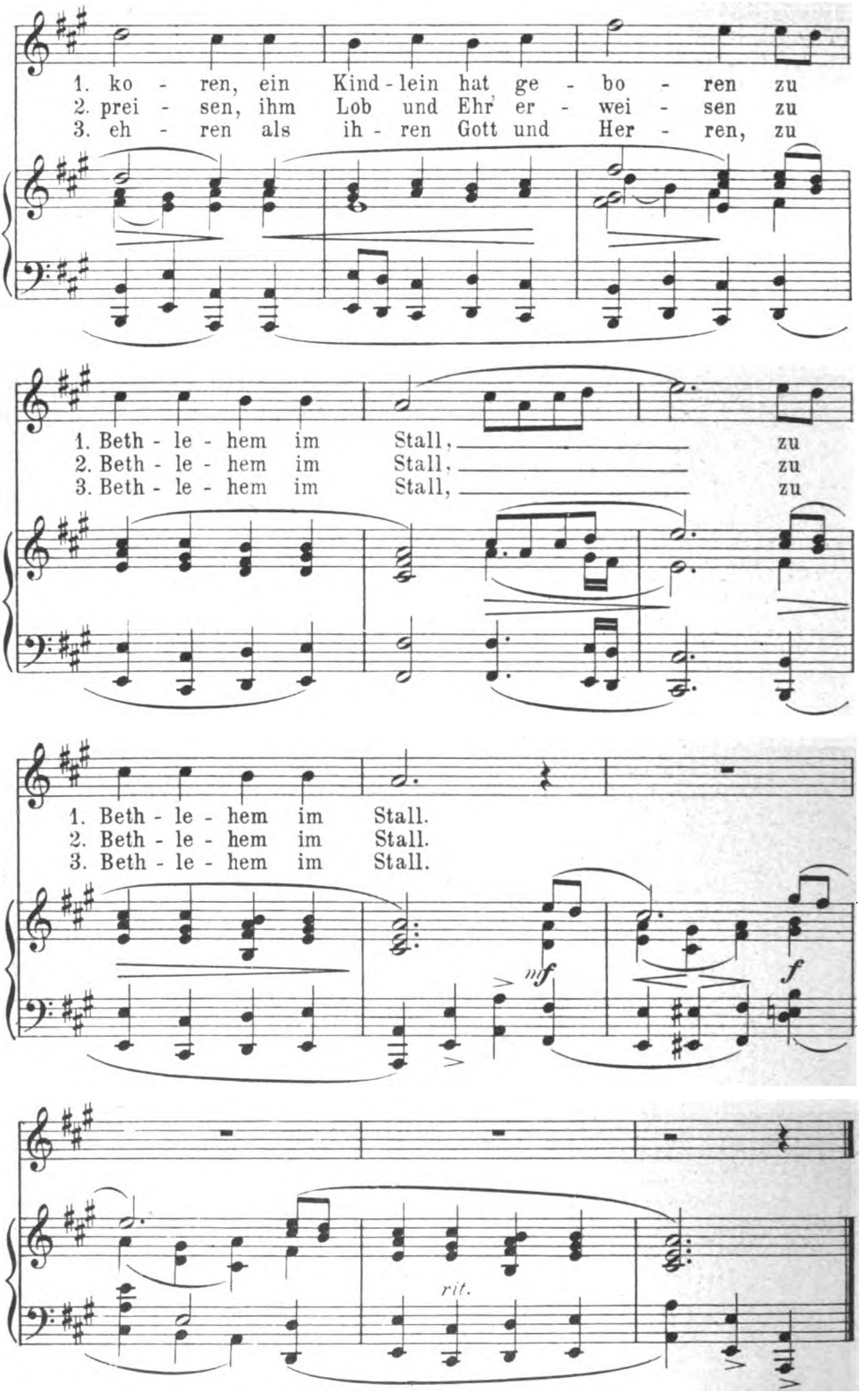
BEILAGE ZUM KUNSTWART

O FREUDENREICHER TAG



Verlag von GEORG D.W. CALLWEY. München
Alle Rechte vorbehalten

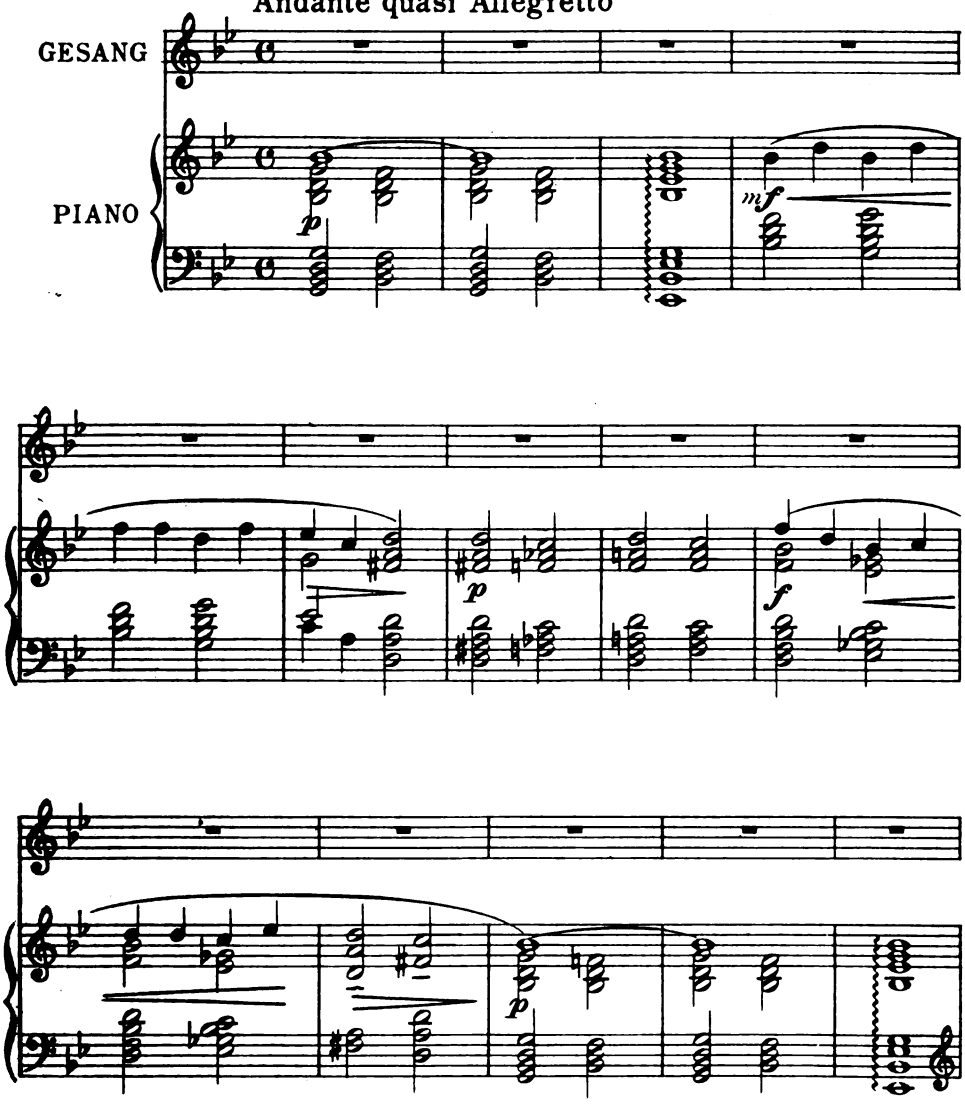
Digitized by Google



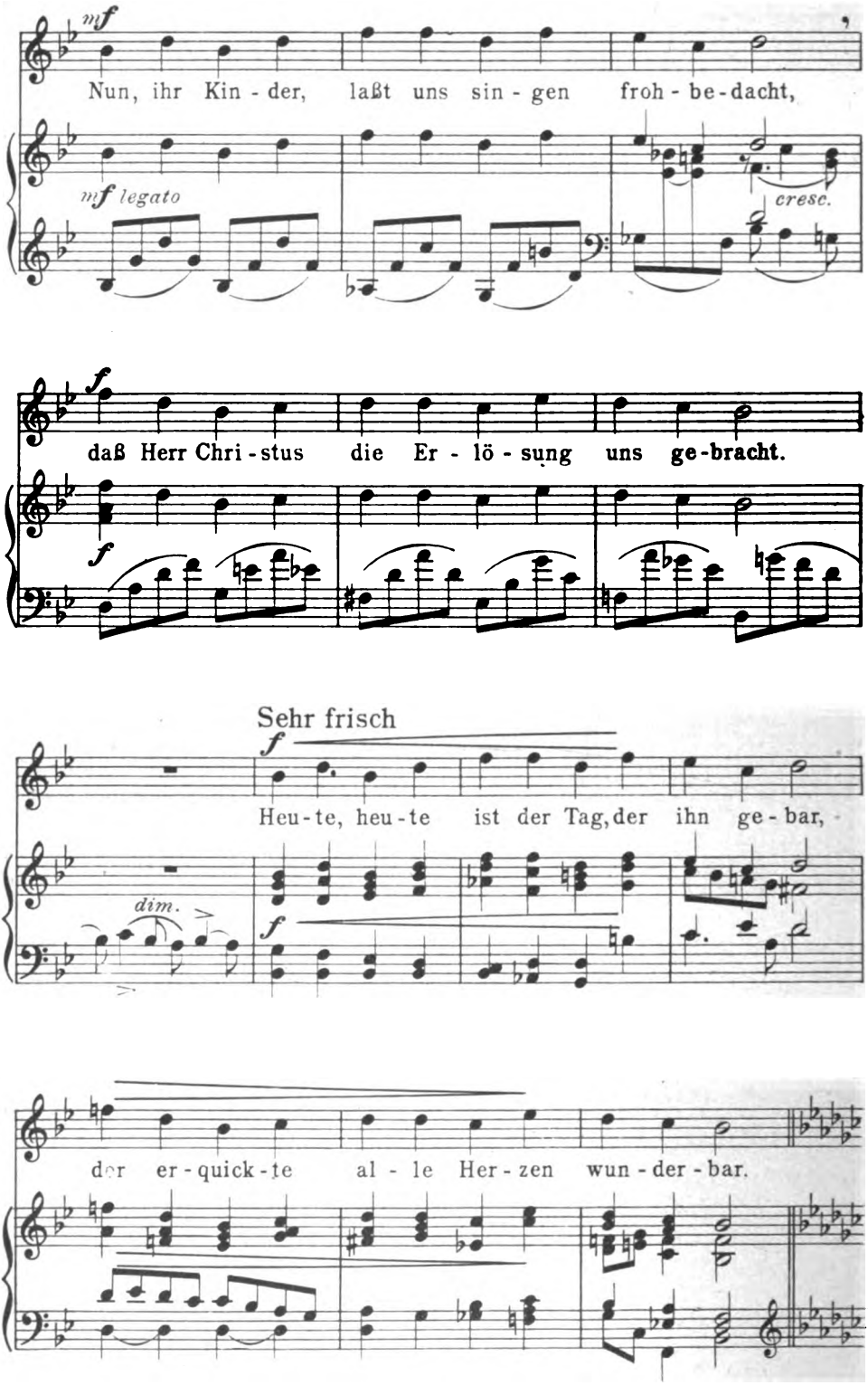
Digitized by Google

Polnisches Weihnachtslied

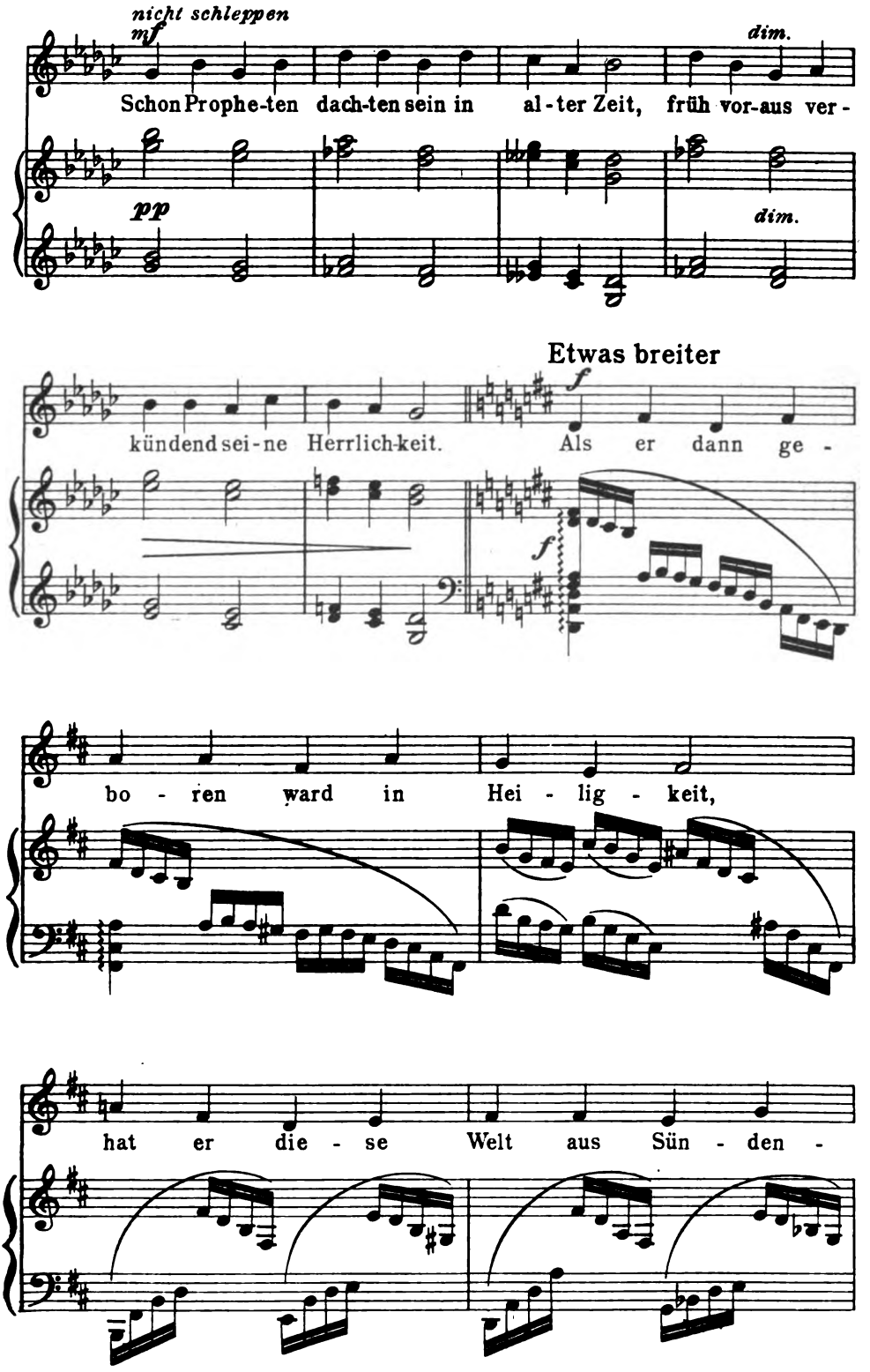
Gesetzt von
REINHARD OPPEL



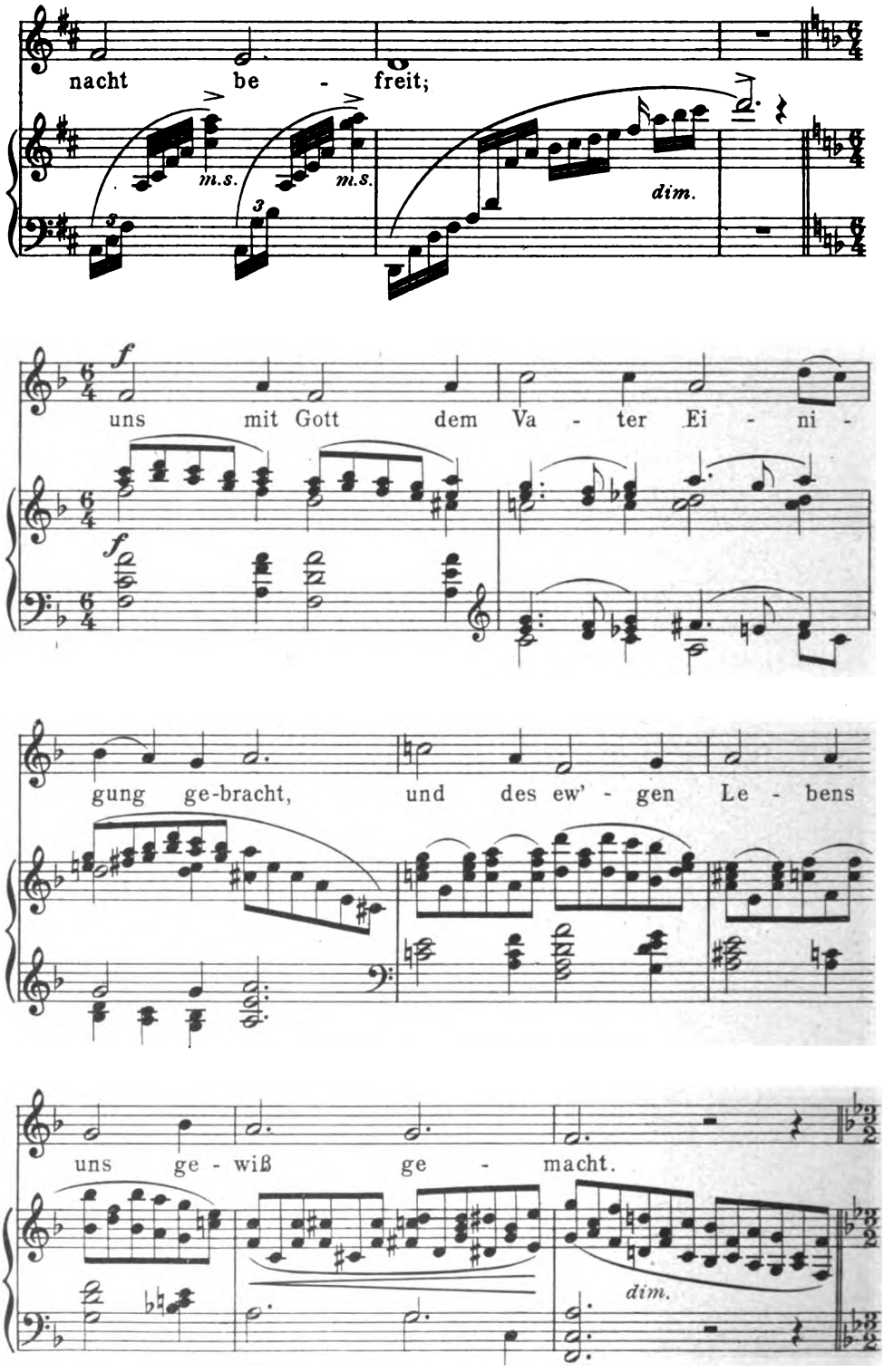
Digitized by Google



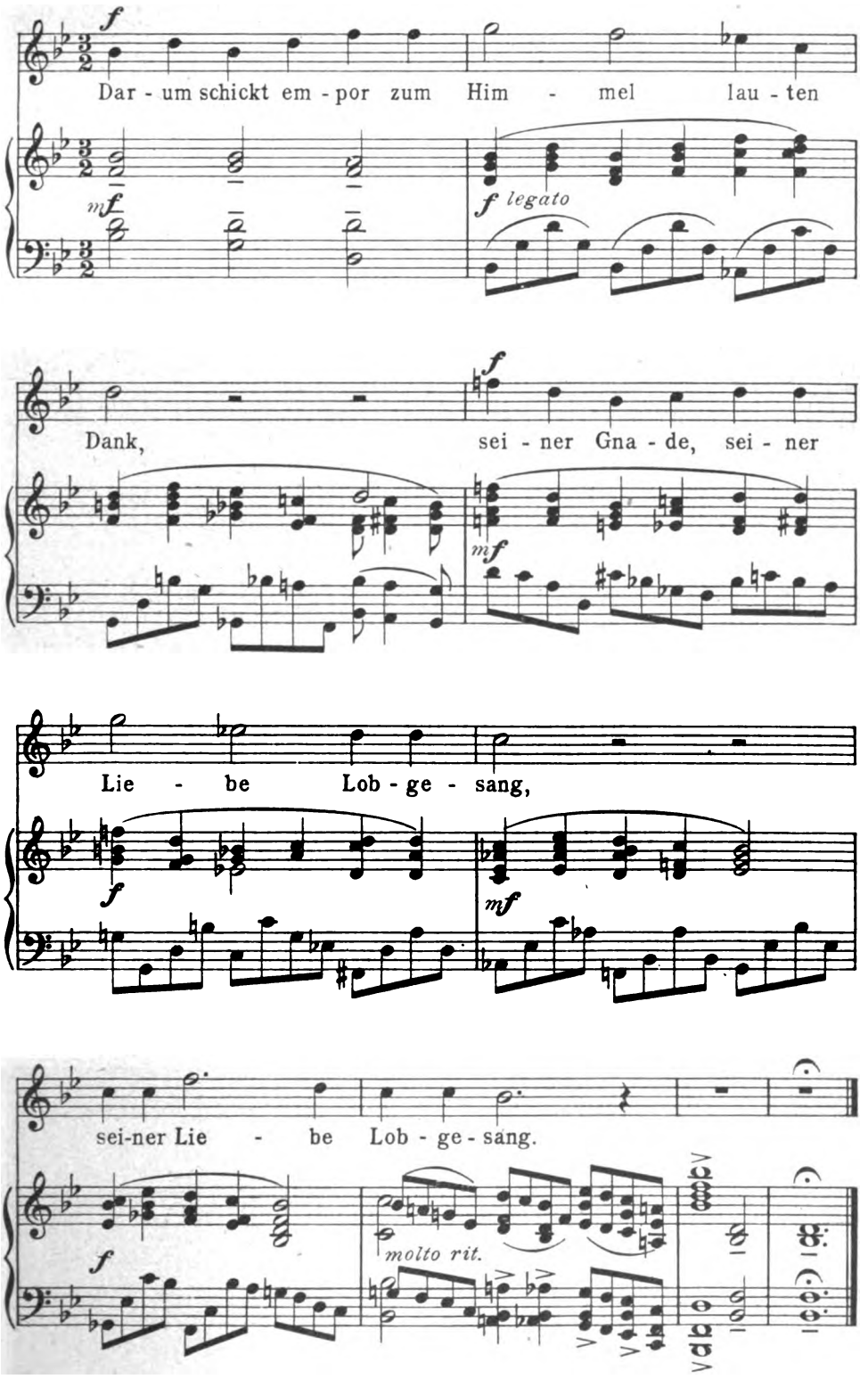
Digitized by Google



Digitized by Google



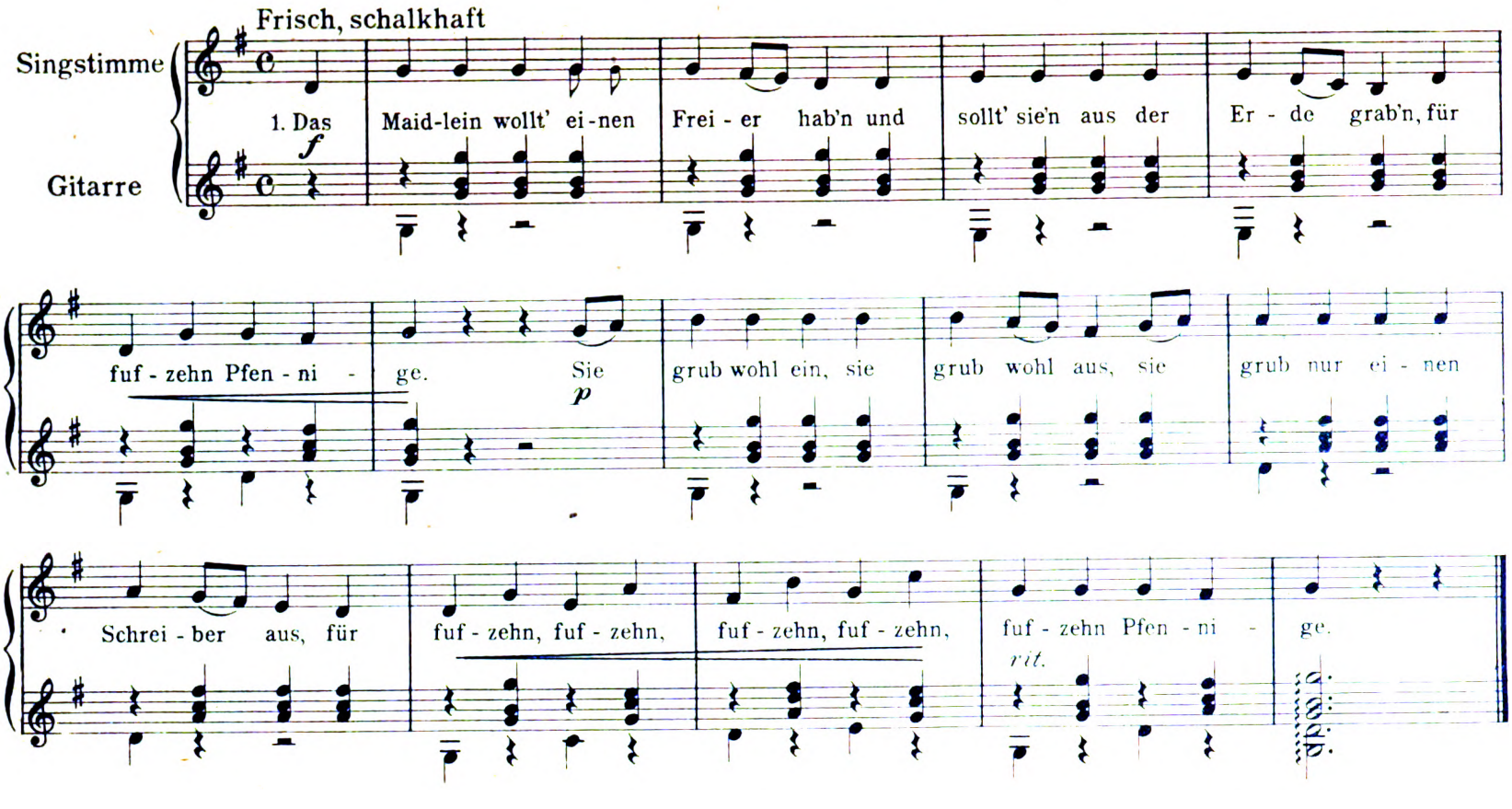
Digitized by Google



Digitized by Google

FÜR FUFZEHN PFENNIGE

(Wunderhorn)



Stichu Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Nach einer grösseren, von Carl G. Oncken's Hofbuchhandlung in Oldenburg verlegten Reproduktion

Ambrogio de Predis

Digitized by Google

Wann geht's an die Herrentracht?

Ja, man sollte denken, wir wären nun bald so weit. In Kleidersachen den Damen den Vortritt — wohl, die Damen, oder wenn sie noch nicht, so doch gottlob die Frauen sind ihrerseits ja wirklich schon tapfer beim Reformieren. Es ist den gescheiten Mitschwestern aufgegangen, was einige hochästhetische Feinseher männlichen Geschlechts immer noch nicht merken: daß sich's hier gar nicht allein um Fragen des „künstlerischen" Geschmacks, daß sich's auch um solche der Gesundheit und um solche der ethischen, sozialen und volkswirtschaftlichen Arbeit handelt. Und das gab ihrem Wollen Nachdruck. Es ist ihnen gelungen, ihre Reformtracht *außerhalb der Mode* zu stellen, was das allerschwerste war. Nun „hält" sie sich schon viel länger, als eine Mode sich hält. Sie läßt die Modenkleider sozusagen an sich vorbeilaufen und nimmt von ihnen nur herüber, was gefällt, ohne das Wesen der Reformtracht zu berühren. Frauen, die sich einmal des Korsettpanzers und der Stöckelschuhe entwöhnt und die nun erfahren haben, „wie leicht sich's leben läßt", sind so ziemlich vor der Versuchung gefeit, sich in stelzenlaufende Schnürpakete zurückzuverwandeln. Und wer weiß: denen, die noch immer nach Paris als der Residenz Seiner Majestät des dekretierenden Schick sehen, keimt vielleicht, noch im Ungesehenen, schon eine ähnliche Überraschung, wie den Bewunderern der französischen Führung im Kunstgewerbe — daß in Paris selber Sachverständige mit dem Bekenntnis auftreten: o weh, die Deutschen haben uns überholt. Jedenfalls rät die Erfahrung beim Kunstgewerbe zu allem andern eher, als zum Schwimmen im Seinewasser.

Aber wir Männer!

Neulich war ich in einer Gesellschaft von künstlerisch Angeregten. Die Frauen und Mädchen ausnahmelos in erträglichen, einwandfreien, zum Teil sogar hübschen Reformtrachten schon recht mannigfaltiger Art und mit reichlicher Verwendung von Farben. Sie sahen fröhlich und festlich aus. Aber wir Männer erscheinen bekanntlich, wenn wir vergnügt sein wollen, in Trauergewändern. Schwarzer Gehrock. Wenn's festlich sein soll: Frack. Bringt man sein Auge einmal aus dem Bann der Gewohnheit heraus, so sieht einem die festliche Herrenschaft aus wie eine Schar heiter gewordener Leichenbitter. Wer nicht geschwärzt ist, wird schief angesehn. Nur wenn Narrenfest ist, darf der Herr der Schöpfung riskieren, sich vernünftig anzuziehn.

Zieht er sich dann wieder aus, so gibt ihm das beste Gelegenheit, des Sinnvollen seiner Tracht denkerisch zu genießen. Was für ein Gebilde, hoch über den irdischen Anforderungen, ist doch z. B. sein Frack! Was Farbe betrifft, so hat er zwar keine, aber die Form! Daß man in deinen Gehrock vorn eine viereckige Bucht schneidet, dieses, o Mensch, wandelt ihn zum Festkleid. Im übrigen: er hat vorn, hinten und an den Ärmeln einige Knöpfe. Nicht gemeine

Digitized by Google

Knöpfe, versteht sich, mit denen man irgend etwas knöpfen könnte: mit diesen Knöpfen etwas zu knöpfen, lehnt jeder Mann, der weiß, was sich schickt, entrüstet ab. An manchen Orten näht man sie allerdings an seine Röcke nicht mehr. Ferner hat der Frack Umschläge, und diese unterscheiden sich von gewöhnlichen nach demselben Prinzip: es sind Umschläge, die man, vor allem einmal, niemals umschlägt. Niemals umschlagen darf, wenn sie etwa, infolge mangelnden Sachverständnisses beim Schneider, so gearbeitet sein sollten, daß man sie immerhin umschlagen könnte. Des Frackes ledig, freut sich unser Eleganter dessen, was drunter ist. Zunächst des unsichtbaren Brettes im Vorhemd: ja ja, die Stärkung hat gehalten. Wie bei dem Halsringe aus Leinwand, der nach durchlebtem Abend noch so solid scheint, wie sein eiserner Vorgänger, wenn einer am Pranger stand. Zwei imponierende Steifheiten entwickelt sein Hemde auch mit den Manschetten, denn, unbekannt weshalb: überall, wo man's zu sehen bekommt, überall bei Freiluft, sozusagen, wird zu des Manneshemdes Ideal und Leitgebilde plötzlich das Blech.

Aber unser Festbesucher ist ein kultivierter Mann. Bei Leuten von minderer Vornehmheit geht es bekanntlich noch anders zu in puncto Wäsche. Das Vorhemdchen, so man an einen Knopf hängt, bleibe heut unbesprochen. Auch von Jäger-Hemden laßt mich schweigen, wir reden von weißen. Die Kragen und Manschetten, die da behaupten, des Untergewandes sichtbare Außenproben zu sein und des Ganzen Sauberkeit zu bezeugen, sie führen ein anerkannt individuelles Sonderleben, das reicher an Wechsel ist, als jenes im inneren Gebiet. Mit andern Worten: das Kragen- und Röllchen-System bedeutet abgesehen von seiner hanebüchenen Unbequemlichkeit auch einen großen Schwindel.

Schwindel hin, Schwindel her — wo schwindelt unsre Herrentracht denn nicht! Naturgeschichtlich milder betrachtet, ist sie ein Fell mit einer Menge von Rudimenten. Einst knöpfte man die Schöße, die Kragen, die Armel zurück, wenn man sie nicht brauchte, dann brauchte man sie überhaupt nicht mehr, brachte aber nach dem Gesetz der Trägheit die umgebügelten Kragen und Armel doch noch immer wieder an. Die Schöße beschnitt man freilich, die Knöpfe aber laufen von altersher auch noch mit, rudimentär, wie der Appendix am Blinddarm . . .

Aber was red ich viel: ist es denn nötig, über die Albernheiten unsrer Männerkleidung im einzelnen zu sprechen? Oder über ihre Geschmacksverlassenheit? Sind wir nicht alle darüber einig, wenn wir einmal fünf Minuten im Ernste darüber sprechen?

Wir sind es sogar seit lange. Haben auch schon da und dort im einzelnen ein bißchen daran herumzubessern versucht. Ganz ohne Spur ist die Aufwärtsbewegung der Geschmackskultur auch an der Männertracht nicht vorbeigegangen. Aber im allgemeinen beugt man sich noch der Konvention.

So wichtig wie die Reform der Frauentracht ist ja die der Männertracht auch bei weitem nicht. Dort kommt Schönheit, Gesundheit und Kraft der Lebenden und der Werdenden mit in Frage, mit andern Worten: die Frauentracht ist in weit höherem Grade als

Digitized by Google

die Männertracht unmittelbar mit der Körperkultur verquickt. Auch ethische Fragen spielen hier nicht die gleiche Rolle: es fehlt das Entwürdigende, daß bei der alten Frauentracht die Trägerin, meist ohne daß sie's ahnt, sexuell stilisiert wird zum Weibchen, das ein Männchen locken soll. Die Männertracht üblicher Art ist im allgemeinen ganz gewiß weder unsittlich noch ungesund. Sie ist nur dumm und häßlich. Aber schließlich: so erhaben wir Mannsleute über Äußerlichkeiten sind, es ist doch nicht erkenntlich, warum wir fürs unabsehbare aus Erhabenheit unsres Geistes unsre Leiber hanswurstisch anziehen sollen. Wir alten Knaben zwar können mit dem Reformieren nicht anfangen, wir müssen noch, den Endesunterzeichneten eingeschlossen, in Gehrock oder Frack mit den andern heulen, zumal mit älterer Herren Leiblichkeit ohnehin selten Staat zu machen ist. „Untertauchen!" rät der Weise. Aber ihr Jungen, warum versucht ihr's nicht kräftiger mit dem praktischen Bahnbrechen?

Ihr tätet z. B. schon etwas Gutes, wenn ihr auf kräftigere Farben nicht nur der Krawatten, sondern des Anzugs überhaupt hieltet. Aber mit Vorsicht, wir bitten euch! Immer nur unter der Voraussetzung, daß diese klareren Farben auch unter sich harmonisch, für eure Gesichter und Haare kleidsam und nicht im Widerspruch zu eurem Wesen sind. Warum tut auch ihr mit den Farben so säuselmütig sanft? Warum müssen unsre Herrenstoffe, sobald sie keine schwarzen Festgewänder hergeben sollen, meistens in einer Weise gemustert sein, als habe man nicht gewußt, welche Farbe man wollte, und deshalb aus allen Töpfen etwas in den Brei gerührt? Pointillier-Wirkungen sind schon gut, aber man muß wissen, was man damit will. Und ungebrochene breite Farbflächen können auch gut sein. Schon Braun und Blau, geschweige denn Grün, Gelb, Violett und Rot wagen sich nur zaghaft auf Schmugglerwegen ins Männerkleid. Daß man wenigstens gelegentlich wieder Sammet-Westen und -Joppen tragen darf, ist eigentlich schon eine Errungenschaft — welche mystische Erkenntnis belehrte denn uns Menschen von heutzutag, daß Samt und Seide anderswo als bei Westen und Krawatten weibisch seien? Worin liegt bei den Tuchen und ihren Verwandten, die wir allein zu Röcken und Hosen und „seriösen" Westen zulassen, die größere Männlichkeit? Also: Reichere Farben und mannigfaltigere Stoffe, das wäre eins.

Bessere Formen, das wäre das zweite. Das weiche Hemde ohne Plättbrettbrust mit weichem Kragen und mit weichen Manschetten, wie's unsre Altvordern getragen haben, sollte wieder aufkommen. Der breite, weiche, „altdeutsche" Kragen, den man stehen lassen oder umlegen konnte, war praktisch, frei und kleidsam. Der reine Kragen und die reine Manschette sollen Zeichen des reinen Hemdes sein, also am besten alles aus einem Stück. Da diese exponierten Teile tatsächlich schneller schmutzen, läßt sich aber darüber streiten, ob man nicht im Punkt der Abknöpfbarkeit „tolerant" sein darf. Bei Weste und Rock sollten die Rudimente alter Tracht, die gedankenlos weitergeschleppten zwecklosen Knöpfe, „Aufschläge" und Schein-Umlegekragen endlich abgeschafft werden. Ebenso die schlenkernden Schwalbenschwänze. Und: das Röhrensystem. Welchen Grund, ich

Digitized by Google

beschwöre die Jugend, habt ihr, unsre Ansicht weiterzutragen, daß die geeignetste Umhüllung für Rumpf, Beine und Arme vier dünne und eine dickere Röhre seien, auf die zur Krönung des Werks an Feiertagen noch eine sechste auf den Kopf kommt? Aber alle diese Dinge ist im einzelnen so viel gesprochen worden, und die Muster aus bessern Zeiten sind so zahlreich und so bekannt, daß weitere Worte Bartbinden zu Haby trügen. Richtig, Haby: war nicht am Ende auch er entbehrlich? Es gibt Menschen, die bezweifeln, daß die auf seine Weise, oder auch mit Pomade, erschaffene Kühnheit des Bartwuchses auf die Seelenbeschaffenheit beim Träger recht überzeugend schließen ließ. Freilich, was gibt es alles für Leute! Auch welche, die sich angesichts der Sommerhaartracht des deutschen Mannes noch fragen können: Warum igelt sich der Mensch? Ja sogar solche, die den menschenalterlangen Kampf des Rasiermessers gegen die immer wieder hunderttausend Hälse ausreckende Hydra des Bartwuchses zwar bewundern, aber doch nicht ganz begreifen können und die mildere Herrschaft der Schere genügend finden.

Und was wäre das dritte? Ich glaube: mehr Persönlichkeitsrecht. Der Frau geben wir heute eins, die Kleidung nach eignem Geschmack zu individualisieren, immerhin in ziemlich weitem Maße, ist doch sogar das Reformkleid wenigstens meistenorts „erlaubt". Der Mann aber, der sich der Lächerlichkeit unsrer Männerkleidung nicht fügt, den lächeln wir aus. Dieses ist unlogisch, scheint mir. Man kann ein ganz respektabler, sogar ein ganz gescheiter Mensch sein und doch Kniehosen auch außerhalb des Sports lieber tragen als Brunnenröhren, auch einen breiten Schlapphut selbst auf dem Wege ins Amt lieber als einen steifen in Suppenlöffelform, ja, ich halte es für möglich, daß sogar ein ganz heller Kopf der Ansicht huldigen kann, der liebe Gott gebe ihm Haare, damit er sie trage. Vorläufig finden wir alle Ungewöhnlichkeiten „komisch". Wer andres und vielleicht Wichtigeres zu tun hat, taugt hier auch nicht zu den Reformatoren: der ältere hat ein gutes Recht, unbeachtet und unbelästigt durch die Menge zu gehn, und, wie unser Volk einmal ist, kann schon die Begleitung eines jugendlichen Kleider-Reformators ob all des Grinsens, Kicherns und Sichanstoßens rings mehr Kraft, nämlich Aufmerksamkeit ablenken, als erquicklich ist. Also geht *ihr* vor, junge Leute! Nur: tut's nicht stürmisch, tut's nicht extravagant! Gewöhnt euch zunächst mehr und mehr auch außerhalb des Sports an eure Radlerhosen, eure „Sweater" usw. In München z. B. ist man darin schon vor dem Norden voraus. Stückweise, aber zäh muß erobert werden. Ein Märtyrertum aber wegen allzu auffälliger Tracht lohnt sich weder, noch nützt es wem; wenn der Reformator unter all den Blicken befangen wird und vielleicht gerade deshalb mit seiner Tracht auftrumpft, so ist's gefehlt. Deshalb taugt hier nicht allen, was manchen taugt.

Alle vernünftigen Neuerungen, was Farbe, Stoff, Schnitt anbelangt, werden bei den sogenannten „seriösen" Gelegenheiten, bei den Fest- und Gesellschaftskleidern schwerlich *beginnen* können: sie müssen vorher da eingeführt sein, wo der Mensch sich „nachlässiger" kleidet, also bei seiner Arbeit, in seiner Alltagshäuslichkeit, und bei

Digitized by Google

Spiel, Sport, Reise. Insbesondere aus der Arbeitskleidung muß ja wohl eine Reformation unsrer Tracht kommen, wenn sie überhaupt kommen kann. Wie die Dinge liegen, bietet für die Männertracht der sogenannten guten Gesellschaft am ehesten Besserungsmöglichkeiten der Sport. Von den breiteren Schichten des Volkes sprechen wir heute nicht, haben das aber früher getan. Wer nicht nur die „Gesellschaft", wer unser Volk als Ganzes ansieht, muß eigentlich glauben: es äffe jeder „Stand" immer den nächst „höheren" nach, der Arbeiter und der Bauer den Kleinbürger, der Kleinbürger den „Bourgeois", der „Bourgeois" den Herrn der „Gesellschaft". Meistens ist es ja wohl auch so. Und wird so bleiben, bis das Arbeitskleid eines jeden als das Ehrenkleid anerkannt wird, das er, so lange es noch keine Gebrauchsspuren zeigt, als Festkleid trägt. Bei einigen Berufen hielt man es früher so. Und erst wenn es wieder so sein wird, werden aus schön gestalteter Zweckmäßigkeit auch wieder schöne Männertrachten aus breiteren Saaten aufgehn.

Aber so lange brauchten wir nicht zu warten, wir könnten immerhin schon mit etwas mehr Entschiedenheit beginnen. Wie bei all solchen Fragen ist das erste und wichtigste, daß ein allgemeines Interesse für die Sache entstehe. Eine allgemeinere aufklärende Agitation täte gut, damit die praktischen Draufgänger mehr Toleranz im Publikum fänden und mehr Leute, die wüßten, was sie überhaupt wollen. Im Anfange würde es natürlich an Verfehltem von Mißgriffen bis zu schweren ästhetischen Unfällen hin am wenigsten mangeln. Das schadete ja nichts, das könnte ja gar nicht anders sein: auch die neue Bewegung in Baukunst und Kunsthandwerk hat sich erst am Erleben des Erträumten reinigen und stärken können. Hier, wo Gegenstände von so viel kürzerem Gebrauchswert produziert werden, als dort, brauchen wir uns vor dem Most erst recht nicht zu fürchten, aus dem Wein werden soll. Wohl ein paar Jahre lang würde alles nur Vorbereitung sein. Dann würde auch hier der Ruf gut tun, der uns anderswo so genützt hat: „Künstler heran!" In einer noch späteren Zeit würden die Künstler wieder entbehrlich werden, weil dann die Facharbeiter im gewissen Sinne künstlerisch geschult sein würden. Wie sie das ja auch in vergangenen Zeiten waren. A

Vom Aberglauben

In einem Aufsatze über den Begriff des „Poetischen" wies Avenarius (Kw. XIV, 13) darauf hin, eine wie große Rolle dabei das Neu-ins-Bewußtsein-treten uralter Vorstellungen spiele.

Es ist das meiner Meinung nach ein sehr wichtiges Element alles Poetischen. In Reinkultur sozusagen hat es die Romantik angewandt; es ist aber auch ohne spezifisch romantische Ausprägung überall da zu Hause, wo gedichtet, ja, wo nur dichterisch empfunden wird. Es ist gar nicht zu umgehen. Auch der entschlossenste Antiromantiker unsrer Tage, Tolstoi, hat es überall. Es zurückdrängen und dennoch wirklich dichterisch sehen bedeutet nur den natürlichen nächsten Ausdruck eines wesentlichen Elements hintanhalten, um dadurch neuen Ausdruck herbeizuführen. Vorurteilsfreier Prüfung wird er sich den-

Digitized by Google

noch als gleichen Blutes ausweisen, nur versteckter, stärker übersetzt, mehr in die Stimmung zurückgedrängt, — was denn freilich einen eigenartigen und großen besondern Reiz haben kann.

Manchmal ist das mit Händen greifbar. Nietzsche, der ja den Worten nach ein sehr grimmiger Antiromantiker war, hat lediglich noch ältere Vorstellungen als die durchschnittlich von der Romantik gepflegten aufgenommen, um andrerseits noch modernere Gefühlsnuancen damit zu verbinden.

Nietzsche hätte wahrscheinlich eine Gestalt aus der Sphäre des Faust als romantisch empfunden, ging er aber noch weiter zurück und schuf einen Zarathustra, so war, schien ihm, das etwas andres. Wenn er Vorstellungen, die die deutsche Sage auf Schritt und Tritt kennt, nicht aus ihr, sondern aus dem Plutarch holte, so schien ihm das klassisch statt romantisch; wie sollte es nicht! stammte es doch aus klassischen Schriften. Immerhin erreichte er sein Ziel: zu gleicher Zeit den Reiz des Uralten und des Fremdartigen zu geben.

Andre werden versuchen, nur ganz moderne Vorstellungen zu bringen; soweit sie Dichter sind, wird ältestes Vorstellungsgut sich hindurchdrängen. Sonderbar abergläubische Dinge, wie daß das Überschreiten einer bestimmten Linie im Teppichmuster Unglück bringen müsse, wie im Niels Lyhne.

Es scheint, daß Dichter unverbesserlich sind. Vielleicht ist die Muse wirklich eine strenge Gebieterin, die ihren Willen auch gegen starkes Widerstreben durchsetzt. Es hat manches Dichterwerk gegeben, das damit anfing, den Beweis für irgendeine kleine Winkeltendenz zu versprechen, und das damit aufhörte, seinen Anfang zu widerrufen. Oder es ließ die Tendenz einfach fallen. Oder es bewies das Gegenteil. Und nur weil die Muse jenes eigentlich Gewollte nicht zuließ. Es gibt freilich auch Dichter, die sich als stärker bewiesen als die Muse. Sie sind nicht selten laut genug. Und haben guten Erfolg. Aber in der Geschichte der Dichtung kennt man ihren Namen nicht.

Vielleicht steht es so mit dem Aberglauben in der Dichtung. Wie modern berührte doch Ibsen. Frische Luft, freie Luft in das Kleinleben. Und wie Schnee so dicht sank dann der Aberglauben über die grüne Saat der „allein rationellen“ Kulturdichtung, die man von ihm erhoffte.

Was je das Menschenleben in seiner Breite gefaßt und erschüttert hat, das wacht ewig im Dichter wieder auf, scheint es, wie oft auch und wie feierlich zu Grabe getragen und zu Grabe geredet.

Es muß irgendein Geheimnis dabei sein.

Jeremias Gotthelf schreibt über den Aberglauben: „Wir bewundern oft die unbeschreibliche Flachheit vieler Schriftsteller, mit welcher sie über Glauben und Aberglauben der Völker sprechen, wie sie den Aberglauben vornehm abschätzen, von seinem Sein und Nichtsein bei einem Volke sprechen. Sie bezeugen damit, daß sie nie im Herzen des Volkes gelesen und daß sie nie einem Manne aus dem Volke oder gar einem Weibe so nahe gekommen sind, daß diese ihnen ihr Herz geöffnet und in voller Traulichkeit gestanden, was sie glauben und nicht glauben, und wie seltsam es zugehe in ihren Herzen, indem sie in einer Stunde gläubiger seien als in einer andern, und wie sie vor einem Jahre etwas

Digitized by Google

entschieden verneint hätten, was sich jetzt ebenso entschieden bei ihnen festgestellt. Es ist ein entschiedener Unsinn, die Kulturstufe nach sogenanntem Aberglauben bestimmen zu wollen. Entschieden ist, daß hochbegabte Menschen dafür empfänglicher sind, als flache Hohlköpfe, und edle Menschen, welche in innigem Zusammenhange mit der Natur leben, weit abergläubischer sind, als schmutzige und fashionable Schlingel, welche ihr Leben bloß in Kneipen, Theatern und Kaffeehäusern zubringen und es wirklich so weit gebracht haben mögen, daß sie .. in einer gewissen naiven Aufrichtigkeit nicht glauben können, daß Dreckseelen, wie sie sie besitzen, zu einem ewigen Leben bestimmt seien." („Die Käserei in der Vehfreude", 5. Kapitel.)

Wir wollen uns die freilich hübsch formulierten Ausfälle Gotthelfs nicht weiter zu eigen machen. Aber Recht wird er in dem haben, was er über Aberglauben und Kultur sagt. Es ließe sich darüber viel schreiben; wir fragen nur nach dem einen: weshalb gerade die Dichter (wie anderseits die Religiösen) vom Aberglauben nie ganz lassen mögen oder können.

Es liegt doch wohl daran, daß der Dichter (wie der Religiöse) stets vom Menschen, und zwar vom ganzen Menschen ausgeht, der ganze Mensch aber nun einmal nicht ist, wozu ihn manche machen wollen, eine vom „gesunden Menschenverstand" oder von einer abstrakten Vernunft geleitete Maschine. Eine solche Maschine brauchte freilich nicht zu ahnen, daß man vor ihrer Zeit die Dinge auf andre und sehr umständliche Weise gemacht hatte. Überhaupt vor ihrer Zeit! Die Welt beginnt für sie erst mit ihr.

Aber für den Menschen beginnt weder die Welt noch auch nur er selbst mit sich selbst. Der Mensch lebt noch heute von der Urzelle an. Und die langen Jahrmillionen mögen ihr historisches Leben irgendwo im Schoß der Erde oder auch auf fernen Sternen führen, auf denen man jetzt unsre Welt sieht, wie sie vor den urlangen Zeiten war — ihr aktuelles Leben führen sie heutigestags im Menschen. Und alle Kreatur seufzt in ihm. Wie sollte irgend etwas, das einst die Menschheit tiefer erregt hat, spurlos in ihm geblieben sein? Alle ihre Götter und alle ihre Teufel leben noch in ihm. Er hat gut lachen, wenn ihre alten Kleider ihm gezeigt werden. Wenn ihre Stimme in seinem Herzen klingt, hört sein Lachen auf.

Es ist aber noch etwas andres hierüber zu sagen, das uns das Gesagte näher mag verstehen lehren. Dasselbe, was Gotthelf meint, wo er davon spricht, wie seltsam es zugehe in den Herzen, daß sie „in einer Stunde gläubiger seien als in einer andern".

Diese Dinge sind die Erlebnisse erhöhter Stunden gewesen. Es hat noch nie ein Mensch eine Vision gehabt, während er seinem Nachbarn einen Hammel abkaufte. In dunklen Nachtstunden, während Geschehenes und Getanes aufwachten, um widereinander zu streiten, in Leiden, als Abschluß langer und aufwühlender Zweifel, im Kampf um den Sinn des Lebens und Tuns ist es, daß die Götter erscheinen.

Solche Dinge, so erlebt, zeichnen sich tief ein. Sie werden weiter gegeben in Dämmerstunden und wachen auf in Stunden, die sie brauchen, wie jene Stunden, die sie fanden. Was durch die Jahr-

Digitized by Google

hunderte so weitergegeben und neuerlebt wurde, wie sollte das nicht eine besondre und geheimnisvolle Kraft über die Menschengemüter bekommen!

Es ist daher, daß alle Religion immer wieder den Aberglauben, sei es als Entwicklungsanfang, sei es als Symbol, haben muß und sich zurückerobern wird, wo sie ihn verloren hat. Es ist eben deshalb, daß der rationalistische Kampf gegen den Aberglauben so ziellos ist: man muß den Übergang zum Symbol erleichtern, im übrigen aber den Aberglauben als primitive Religion bestehen lassen. Es ist aber auch aus demselben Grunde, daß die Dichtung, und zwar vornehmlich diejenige, welche aus Stimmungen der Erhebung, der Weihe, tieferen Sinnens, oder einer großen Begeisterung herausspricht, abergläubischer Vorstellungen ungern ganz entbehrt, vielmehr von selbst immer wieder auf dem Ähnliches zurückfällt.* A. Bonus

Lose Blätter

Aus Dichtungen von Eilhard Erich Pauls, Gustav Renner und Joseph Ponten

[Zweierlei möchten wir mit den Proben in diesem Heft bieten. Einmal den Hinweis auf neue, gute und vorläufig nicht allzu weithin bekannte Bücher, denen wir weitere Verbreitung wünschen als mancherlei anderen, welche auf dem gerade jetzt so geräuschvollen Tagesmarkt sich lauter als sie vordrängen. Und zugleich glauben wir mit diesen Proben einen Ausblick auf manche neuen, in den letzten Jahren sozusagen unter der Decke des jeweils Modernen erstarkten Keime und Triebe zu ermöglichen. Dazu seien ein paar Worte vorausgeschickt. Es soll hier nicht Wert und Unwert der literarischen Strömungen aneinander abgemessen werden, die wir naturalistisch und realistisch zu nennen jetzt gewöhnt sind; mag sein, daß insbesondere der Naturalismus das Weltbild der Poeten gegenüber dem der von ihm verdrängten Periode wesentlich *vertieft* hat — daß er's auch *erweitert* habe, wird kaum jemand behaupten. Es lag vielmehr im Wesen der neuen Technik, daß sie sich mancher früher beliebter und weder menschlich noch ideell unbedeutender Gegenstände schlechterdings nicht bemächtigen konnte. Das historische und das Phantasiedrama, der philosophische Roman, anschauliche Phantasie- und Ideendichtung — das sind einige Schlagworte, die solch durch die Technik „Vertriebenes" andeuten. Auch die sogenannte Neuromantik — wesentlich dem Kultus sprachlicher Fertigkeit und sensitiver Seelenerlebnisse zugewandt — brachte nur einen Bruchteil der bunten Welt von heute

* Mit diesen Erwägungen möchte ich zugleich auf ein Buch hingewiesen haben, das feste naturwissenschaftliche Begründungen für einiges von dem Angedeuteten gibt, und das ich nicht anstehe, als ein im besondern Sinne kostbares Werk zu bezeichnen: Carpenters von Karl Federn (soweit ich urteilen kann) sehr gut übersetztes Buch: „Die Schöpfung als Kunstwerk". Der Originaltitel scheint zu lauten: Das Kunstwerk der Schöpfung. Erschienen ist die deutsche Ausgabe bei Eugen Diederichs in Jena.

Digitized by Google

und gestern und ehegestern wieder, brachte ihn noch dazu in Schleiern verhüllt und mit Flammen erleuchtet, welche gar vielen Blicken fremd waren und blieben. So ist es nicht erstaunlich, daß andere Richtungen, neue Männer und neue Suchende uns nun den uralten Reichtum in einer Form darbieten, die dem Verständnis des Publikums wieder mehr angenähert ist. Kein Impressionismus, kein Naturalismus, kein neuromantischer Fühlenskultus wirkt in ihnen anders mit denn als künstlerische Teilabsicht. Daß sie dennoch nicht in matte Alltäglichkeit oder lehrhafte Unkunst verlaufen, beweist ihre künstlerische Berechtigung. Sprechen wir jenen anderen künstlerischen Absichten nicht ihr Lebensrecht ab — und wer möchte das im Ernst? —, so gönnen wir diesen nicht minder den Platz an der Sonne des Erfolges. „Erfolg" wolle man aber nicht als schellenlauten Einzug ins „Lektüre"fach des Bücherschrankes, sondern als Eindringen ins lesefähige Haus zu dauerndem Gewinn verstehen.

Die im folgenden erwähnten Bücher sind erschienen: Pauls' „Vom Leid" bei Gustav Schlößmanns Verlagsbuchhandlung in Hamburg, Renners „Francesca" bei Adolf Bonz & Co. in Stuttgart, Pontens „Siebenquellen" bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.]

Aus Eilhard Erich Pauls' Novellen „Vom Leid"

[Die vor kurzem erschienenen Novellen von Pauls, aus denen wir heute unsern Lesern eine Probe vorlegen, gehören zu jener ernsten Gattung, welche gleichermaßen durch die Kunst des erzählenden Dichters wie durch die Gewalt des Gegenstandes fesseln. Das künstlerische Vermögen spricht sich in ihnen vornehmlich in der warmen menschlichen Empfindung aus, womit Pauls seine knappen Bilder zeichnet. Da ist ein zartes Träumen der Landschaft, heißes Walten der Liebesleidenschaft, bitteres Leiden im Unglück. Mit gutem Geschick baut Pauls auch seine Szene auf, wie unsre Probe dartut; daß seine Sprache noch nicht durchaus abgeklärt ist, vielmehr ein wenig hie und da mit der Affektiertheit liebäugelt, daß seine Erzählungen noch nicht ganz organisch anwachsen und abschwellen, vielmehr in Übergängen und Verknüpfungen manches Gewaltsame eintritt — wer wollte das streng beurteilen, zumal wir, wie man hört, hier Jugendwerke vor uns haben, denen gereiftere Nachfolge aufrichtig zu wünschen wäre. Schwere Zeiten beschwört Pauls herauf: Eines Amtmanns Frau wird von dem scheelsüchtigen Propst des Ortes der Hexerei angeklagt, und der Amtmann selbst muß sie verzweifelten Herzens verurteilen („Karsten Düker"). Oder: ein alter Pfarrer erwartet sehnsüchtig die Heimkehr seines Sohnes aus dem (Dreißigjährigen) Krieg; die Idylle seines Daseins ist von schweren Unglückswolken beschattet; am Tage seines Todes wird der junge Offizier erstochen, ehe er den Greis wiedersieht. So sind es nicht tragische, nicht heroische Schicksale, die hier zu uns sprechen; nur die Nebenspuren des Schicksals, welche die Weltgeschichte nicht verzeichnet, das Gedächtnis des Volkes aber bewahrt, bis ein Dichter sie wieder lebendig vor uns erstehen läßt und unsern Blick so auf die Tiefen des Menschenherzens lenkt. Pauls stellt diese seine historischen Novellen ebenbürtig neben die von Steinhausen (Irmela), David (Frühschein), Schmitthenner, Sperl; zwei in unsern Tagen spielende Briefnovellchen sind ihm dagegen etwas ins

Digitized by Google

Verschwärmte, Sentimentale geraten, obwohl auch sie das zarte und eigenlebige Fühlen des Dichters nicht verleugnen.]

Hans war schon eine Strecke in das Dorf hineingegangen, als er die ersten Menschen sah. Da standen sich zwei Hütten einander gegenüber. In der halb hängenden Tür der einen Hütte stand ein junges Weib, ein elend krankes Kind auf dem Arme. Das Weib sah gleichgültig der Arbeit eines alten Bauern zu, der von ihrer eigenen Hütte Latten losschlug und damit die klaffenden Schäden des gegenüberliegenden Häuschens ausbesserte. Der Bauer war verwittert und grob, aber das junge Weib war schön.

„Wo ist das Pfarrhaus?“ fragte Hans.

Der Bauer sah ihn lange Zeit stumpf und erstaunt an. Endlich fragte er: „Wer seid Ihr?“ und packte die Axt, mit der er arbeitete, kräftig am Griffe.

Das alte Weib, das mit Hans gekommen war, antwortete:

„'s ist des Pfarrers Junge, den die Schweden mitgenommen haben. Er ist wiedergekommen, mein Heiner ist nicht wiedergekommen“, setzte sie kläglich hinzu.

Der Bauer sah Hans stumpfsinnig an, aber die junge Frau legte ihr Kind auf die Straße, kam herüber zu Hans, ergriff des Knaben Hand und küßte sie zärtlich.

„Schöner Soldat“, flüsterte sie, und eine Träne fiel heiß auf des Knaben Hand.

Die andern lachten.

„Hörst du die Kirchenglocken, Bauer?“ fragte das alte Weib. „Wir müssen in die Kirche. Denk an den Empfang!“

Da grinste der Bauer.

„Seid Ihr der Mann der Alten?“ fragte Hans.

Der Bauer nickte.

„Dann kommt Euer Heiner auch noch heute. Ich traf ihn in der Stadt. 's ist Friede, glaub ich.“

„Unsinn!“ rief der Bauer. „Kommt zur Kirche.“

Hans folgte ihm, ebenso die Frauen. Das kranke Kind ließen sie sorglos auf der Straße zurück.

Die Kirche war groß, aber wie alles ringsum verfallen. Der Platz war an allen Seiten rot übersät von den Stücken der heruntergefallenen und zerbrochenen Dachziegel. Auch die Mauern begannen zu zerbröckeln.

Sie war groß, sie hätte Hunderten Platz geboten und hatte es getan, ehe der Krieg das Land verheerte. Jetzt mochten zwanzig beim Gottesdienst sein, Männer und Weiber, alle bekümmert und stumpfsinnig. Und diese zwanzig waren alle Bewohner des Dorfes, die von vielen Hunderten übriggeblieben waren.

Der Bauer und die beiden Weiber traten zu den Versammelten. Hans folgte ihnen langsam. Er hatte Angst, Angst vor dem Empfang, den sie alle mit ansehen wollten. Da war es ihm ganz recht, daß er seinen Vater in der Kirche erst sehen konnte, ehe er ihn begrüßte.

Der Pfarrer stand inmitten des weiten Altarraumes, der durch eine Schranke von dem Schiffe der Kirche abgetrennt war. Er stand regungslos da, die Arme tief in die Falten eines zerrissenen Talares versteckt,

Digitized by Google

an den Altartisch gelehnt, auf dem zwei Kerzen brannten, die ohne Leuchter auf dem Tisch festgeklebt waren. Der Pfarrer sah starr vor sich hin.

Hans hatte Zeit, den Pfarrer zu sehen, und Muße genug, in den Mienen des Mannes dort zu suchen, was in der Erinnerung als Vater ihn begleitet hatte, wenn er in der Mitte wüst scheltender Troßweiber hinter einem Heere herzog.

Der Pfarrer war groß und hager, das Gesicht war streng und hart und immer bewegt von nervösem Zucken. Aber die Augen waren nicht zu sehen.

Es drängte Hans, vorzustürzen, vor dem Manne niederzufallen. Er hatte nie daran gedacht, daß sein Mund um Liebe betteln könnte. Sein Herz kannte die Liebe nicht. Jetzt zog es ihn vorwärts. Aber Angst und Scheu hielten ihn zurück.

Die zwanzig bekümmerten Gestalten, die die Gemeinde ausmachten, standen stumm nahe der Rampe. Sie alle sahen zum Pfarrer hin, und in allen Gesichtern stand Angst.

Es war ganz still in der Kirche. Die Orgel lag in Trümmern, gesungen war hier seit Jahren nicht. Und die Stille legte sich schwer auf das verängstete Herz des Knaben. Er hielt es nicht aus, wie die zwanzig Bauern und Weiber um ihn, mit ergebener Scheu zu dem stummen Pfarrer zu starren und geduldig auf seine Worte zu warten. Hansens Augen irrten unruhig in der Kirche umher, blieben an dem Altarbilde über der Gestalt seines Vaters haften, das die Ostergeschichte darstellte. Mitten durch das Bild ging ein großer Riß, der nur notwendig wieder geflickt war. Hansens Augen irrten zu den Fenstern, in denen die Glasscheiben zerbrochen waren, zu der Kanzel, die zusammengestürzt war, und irrten wieder zurück zu dem Pfarrer, der noch immer stumm vor dem Altartisch stand.

Größer wurde die Angst in des Knaben Herz, hastiger noch ging sein Atem.

Da hob der Pfarrer langsam und schwer die Augen, die lagen tief und brannten von flackerndem Feuer.

Und er begann zu predigen.

Seine Stimme war gebrochen und heiser. Das hatte ein Schwedentrunk gemacht. Aber er sprach sehr langsam und deutlich.

Und er redete.

Hans zitterte, hielt sich nur mit Mühe auf den Beinen.

Und der Pfarrer sprach:

„Ihr wißt, daß die Kaiserlichen unsre große Altarbibel mit sich genommen haben, und ihr wißt auch, daß ich, seit die Schweden hier waren, eine Bibel nicht mehr halten kann."

Dabei streckte er mit einer jähen Bewegung beide Arme vor, schlug die Talarärmel mit einer ungeschickten Bewegung zurück und hielt der Gemeinde zwei brennend rote Armstümpfe entgegen.

Hans machte einen raschen Schritt vorwärts.

„Vater!" flüsterte er entsetzt.

Aber er blieb an seinem Platze.

Und der Pfarrer redete weiter:

„Ihr wißt aber auch ohne Bibel, daß ich euch das Wort Gottes rede, wie es diese Tage uns offenbart ist."

Digitized by Google

Er hielt inne, er schöpfte tief Atem, als mache es ihm Beschwerde, zu reden, als suche er die Worte für seine Gedanken. Er hatte seine Armstümpfe wieder in den Falten des Talares vergraben. Er stand wieder ganz still an den Altartisch gelehnt. Kein Glied bewegte er, auch sein Gesicht war starr geworden. Die heisere Stimme kam aus einer Maschine.

Langsam sprach er weiter:

„Mir sind Gottes wunderbare Wege klar geworden. Wenn ich richtig rechne, so sind, seit der Krieg in fernen Gegenden anhub zu wüten, da unser Dorf noch den lieblichen Traum ewigen Friedens schlummerte, dreißig Jahre vergangen, wenn anders ich richtig rechne. Aber ich habe das Rechnen verlernt in dieser Zeit, wie ihr das Denken verlernt habt, und es können der Jahre mehr sein oder auch weniger. Dreißig Jahre aber sind ein Menschenleben. Da merkte ich Gottes Wege. Die Saaten sind zerstampft, unsre Felder sind elend geworden, eure Hütten verfallen, und dies Gotteshaus wird in wenigen Jahren über uns zusammenbrechen. Da merkte ich Gottes Wege. Denn sehet, in wenigen Jahren werdet ihr keiner Hütten mehr bedürfen, und wir alle nicht mehr eines Gotteshauses. Seht, der Krieg kam in das Land, einmal und ein zweites Mal und wieder, der Krieg kam und ging, und unsre Herzen sind sehr einsam geworden. Sehr einsam sind sie geworden."

„Vater!" stöhnte Hans, aber er blieb an seinem Platze.

„Da merkte ich Gottes Wege. Denn der Krieg kam aus Gottes Hand. Es sind zwar einige unter euch, die meinen, daß der Krieg nicht aus Gottes Hand käme. Die reden in ihrem törichten Herzen: Es ist kein Gott. Ich aber sage euch, und ich weiß, was ich euch sage: Es gibt einen Gott, und dieser eine Gott sandte den Krieg. Es wollen zwar einige unter euch nicht stillehalten und reden, es sei ein Teufel in der Hölle, und Satan hätte den Krieg gesandt und seine Feldobersten in die Welt. Ich aber sage euch, und ich weiß, was ich sage: Gott hat den Krieg gesandt, und es gibt keinen Teufel."

Der Pfarrer hielt an, aber seine Augen blieben starr und brannten. Unter den Bauern war keine Bewegung, und keine Bewegung in ihren Gesichtern.

Und wieder redete der Pfarrer:

„Den Krieg sandte Gott und Hungersnot und Krankheit, die Teufel in der Menschheit sandte er, papistische und lutherische Heere, beides eins; denn auch Gott weiß, was er tut. Es sind Jahrtausende her, aber die Geschichte kennt ihr alle, da sandte Gott die Wasser aus, aus dem Himmel und aus der Tiefe, denn die Sünde der Menschheit stank zum Himmel. Und eine große Sündflut ersäufte alle Menschen. Das war vor vielen Jahrtausenden. Aber damals wußte Gott noch nicht, was er tat. Jetzt aber weiß er es. Und ich habe seine Wege erfahren und künde sie euch. Damals vor den vielen Jahrtausenden, aber ihr kennt alle die Geschichte, damals ließ Gott einen Menschen leben und seine Familie, den Noah. Und das war ein Fehler, den Gott nicht ein zweites Mal tun wird. Er wird uns jetzt alle verderben, und keiner wird entkommen. Solches verkündige ich euch als den heiligen Willen Gottes."

Der Pfarrer hatte zuletzt laut gesprochen, seine gebrochene Stimme hatte schrill geklungen. Jetzt hielt er erschöpft inne. Die Gesichter seiner

Digitized by Google

Zuhörer waren sehr bekümmert. Der Weiber etliche heulten, aber die Bauern nickten ernst und zustimmend zu den furchtbaren Worten ihres Pfarrherrn. Hans umklammerte krampfhaft den Griff seines Dolches.

Und wieder begann ruhig und heiser der Pfarrer:

„Wenn Gott die Menschheit also verderben will, und ich kündete euch diesen seinen heiligen Willen, so müßt ihr als seine Kindlein ihm stillehalten und gehorchen. Wie könnt ihr euch vermessen, euch zu wehren gegen Gottes allmächtige Größe? Ihr seht es draußen auf allen Straßen, das Haus verdirbt, wo der Bauer nicht hilft. Aber was nutzt die Arbeit eurer Hände? Das Feld verdirbt, wo nicht gesät wird. Aber was hilft eure Saat? Die Hufe feindlicher Rosse ernten. So hat der Herr von uns die Hände genommen. Was wollt ihr euch sträuben? Ich sage euch, seid stille im Herrn. Und gehorchet seinen Geboten!"

Da kroch ein starkknochiges Bauernweib zu der Rampe heran und schrie:

„Wir wollen stille sein und gehorchen. Was sollen wir tun?"

Aber des Pfarrers fanatisch finsteres Antlitz ging ein Schein von Milde, aber er rührte kein Glied und keine Miene, als er weiter sprach:

„Ich bleibe bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Und das war den Bauern und ihren Weibern ein großer Trost. Ein Zug der Ruhe ging über ihre Gesichter, in denen angestrengtes Nachdenken lag. Hans war betäubt von dem, was sein Vater ihm gepredigt hatte.

Und der Pfarrer fuhr fort:

„Was ihr tun sollt, werde ich euch jederzeit sagen. Ihr sollt eure Felder nicht bebauen, denn eure Felder sollen wüste liegen, spricht der Herr. Ihr sollt keine Hütten errichten, denn eure Hütten sollen zu Staub werden, spricht der Herr. Ihr sollt nicht Feste feiern für euern Leib, denn eure Leiber sollen zu Asche werden, spricht der Herr. Ihr sollt nicht freien und hochzeiten, denn der Herr will uns verderben, spricht der Herr. Und —"

Der Pfarrer richtete sich gerade auf und richtete beide roten Armstümpfe gen Himmel —

„Und wo ihr einen Soldaten findet, da sollt ihr ihn totschlagen, spricht der Herr, denn das ist der Teufel!"

Der Pfarrer sank wieder zusammen und vergrub seine Arme, an denen die Hände fehlten. Die Bauern aber erhoben sich. Die Weiber kreischten in heller Wut, ihre Gesichter waren verzerrt, und die Männer packten ihre Knüttel fest, die sie mitgebracht hatten, und schlugen hart gegen die Steinfliesen und gegen das Holzwerk der Rampe und fluchten und stießen zornige Drohworte aus. Der älteste der Bauern trat vor und sprach für alle:

„Ja. Pfarrer, das wollen wir alles tun, besonders aber das letzte!"

Und alle Bauern und Bauernfrauen um ihn schrien:

„Besonders aber das letzte!"

Ein Bauer erhob seinen Knüttel und ging auf Hans los, der seinen Dolch gepackt hatte und entsetzt „Vater!" rief. Da aber sprang das junge irrsinnige Weib vor, das ihr Kind im Staube der Straße hatte liegen lassen, ihn zu schützen. Und der alte Bauer, der Hans mit in die Kirche genommen hatte, rief:

„Den laßt, das ist des Pfarrers Knabe, der zurückgekehrt ist."

Digitized by Google

In den Tumult hinein redete der Pfarrer, der wieder seine starre Ruhe angenommen hatte:

„Ja, die Soldaten sollt ihr totschlagen wie räudige Hunde, spricht der Herr. Und so einer eurer Knaben, die in den Krieg gegangen sind, zurückkehren, sollt ihr sie verstoßen, spricht der Herr!“

Da ward es totenstill in der Kirche.

Scheu und furchtsam drängten die Bauern von Hans zurück, der zitterte. Sie gaben ihm den Weg zu seinem Vater frei. Der aber hatte wieder die Augenlider gesenkt und stand an den Altartisch gelehnt, nur in seinem Gesichte zuckte es wie von wilder Aufregung. In der Kirche aber war das Schweigen banger Andacht und furchtsamer Erwartung.

Da stürzte der Knabe vor. Durch die Rampe lief er. Die Bauern drängten ihm nicht nach. Nur das irrsinnige, junge, schöne Weib folgte ihm langsam, das ihn vorher schon beschützt hatte. Bis an die Stufen des Altars rannte der erregte Knabe. Dort warf er sich vor seinem Vater nieder und schrie ihm seine Verzweiflung entgegen:

„Vater! Vater!“

Der Pfarrer öffnete jäh seine Augen, in denen das wilde Feuer brannte, streckte den Oberkörper weit vor, breitete die Armstümpfe wie abwehrend vor sich aus und sah mit entsetzten Augen starr vor sich auf den Knaben.

„Hans!“ rief er.

Es war der Schrei eines todwunden Herzens.

In dem Antlitze des Pfarrers arbeitete eine mächtige Erregung. Jeder Nerv zuckte, die Nasenflügel bebten, langsam zog sich die Stirnhaut zu einer tiefen Falte zusammen. Sein Atmen ward zu einem Stöhnen, ward das Röcheln eines Sterbenden. Und neben dem Atmen des Pfarrers war kein Laut zu hören in der weiten Kirche.

So stand der Pfarrer eine Ewigkeit, starr und kämpfend. Und vor ihm lag sein Knabe, tastete mit bebender Hand nach dem langen Gewande seines Vaters, aber erhob nicht sein Antlitz.

„Vater!“ flüsterte er.

Da zuckte ein Stöhnen durch den Körper des Mannes, und dieses Stöhnen klang hart durch die Kirche und machte das Herz eines jeden erbeben. Der Knabe wimmerte zu seinen Füßen. Der Pfarrer aber richtete sich hoch auf. Sein Gesicht war stahlhart geworden, das Feuer in seinen Augen aber glühte in irrsinniger Glut. Er barg wieder die Stümpfe seiner Arme im Talare und stand wieder erstarrt da wie vordem, da er predigte.

Und er sprach, doch sein Flüstern war ein heiseres, rasselndes Flüstern geworden. Aber seine Worte waren deutlich für jeden bis in den letzten Winkel der Kirche hinein, und der Ton seiner Stimme ging durch die Seelen wie Schwerter.

„So euer Knabe heimkehrt aus dem Kriege, sollt ihr ihn verstoßen, spricht der Herr, denn er will uns verderben!“

Wuchtig wie Keulenschläge fielen diese wilden Flüsterworte. Schweiß stand dem Pfarrer auf der Stirn. Der Knabe aber weinte.

Und dann redete der Pfarrer weiter, und seine Predigt bohrte sich in die ächzenden Herzen seiner Bauern und erregte in diesen Herzen Grimm und Wut und Verzweiflung.

Digitized by Google

„Denn der Herr will uns verderben. Ich habe gekämpft, ich habe gezweifelt, aber ich habe erkannt den Willen des Höchsten. Groß und gewaltig ist sein Name. Die Menschen sind zu einem Greuel geworden. Darum will er die Menschheit vertilgen von seiner Erde. Wir hören und gehorchen. Oder habt ihr des Greuels noch immer nicht satt, ihr Gequälten?“

Als der Knabe, der vor ihm auf den Altarstufen lag, lauter weinte, flüsterte er fast weich:

„Weine nicht, Knabe! Hans, weine nicht. Du sollst gehorchen.“

Dann aber fuhr er drohend fort:

„Wollt ihr den Greuel ewig machen auf dieser Erde? Soll ich euch erinnern an eure Schrecknisse? Als die Schweden hier gewesen waren, da war mein Weib verschwunden, wie vor ihm mein Knabe hier. Da suchte ich mein Weib im Tale aufwärts und abwärts, in den Wäldern ringsum und in den Dörfern ringsum, auf den Straßen, die nach Süden führen, und auf den Straßen, die nach Mitternacht gehen. Da suchte ich mein Weib zwei Wochen lang und fand es nicht und fand nicht seine Leiche. Und du, Bauer dort, und du, alte Mutter, wenn euer Sohn, auf den ihr wartet, heimkehren wird, dann wird er ein Soldat sein, ein Räuber und Mordbrenner. Die Soldaten tötet! spricht der Herr.“

„Mein Heiner ist ein lieber, süßer Junge“, flüsterte das Weib und kicherte.

„Oder soll ich euch an eure Höfe erinnern, euer Hab und Gut und Besitztum? Ehe der Krieg hierherkam, waren acht große Bauerngüter hier, die kleinen nicht zu zählen. Ist anderes übriggeblieben von den Bauernhöfen, als ein einziges irrsinniges Weib, das seit einem Jahre ein Soldatenkind hat? Und dies ist das einzige Kind in dem Dorfe Buchholz und ist elend und wird übers Jahr tot sein. Wo sind eure andern Kinder geblieben? Eure süßen, kleinen Knaben mit den offenen Augen? Eure Mädchen mit den blonden Zöpfen?“

Von den Weibern heulten einige laut, den Bauern aber verzerrte Wut die Gesichter.

„Wieviel waren ihrer im Dorfe, und keines ist übriggeblieben. Soll ich euch reden von dem Tage, da die Soldaten kamen? Ich weiß es nicht mehr, ob es Papisten waren oder Ligisten, ob sie kaiserlich waren oder schwedisch, ob sie Pappenheim gehorchten oder Mansfeld oder Torstenson oder Wrangel. Soldaten waren es, genug, Soldaten waren es. Schlagt sie tot! spricht der Herr.“

„Schlagt sie tot!“ schrien antwortend die Bauern.

„Seht, das war ein einziger Tag und eine Nacht. Wieviel Kinder spielten vor jenem Tage im Dorfe? Nach ihm war keines mehr da. Sie waren betrunken, die Soldaten. Sie töteten nicht die Weiber und töteten nicht die Männer, sie mordeten nur die Kinder, die Herodesknechte.“

Die Bauern schäumten vor Wut, wie sie jenes schrecklichen Tages gedachten.

„Eure lieben kleinen Kinder, Knaben und Mägdlein. Deines und deines und deines —“

„Schlagt sie tot!“ schrien die Bauern.

„Schlagt sie tot!“ schrien die Weiber.

Digitized by Google

„Vater!“ rief Hans und bedeckte entsetzt mit beiden Händen seine Augen, seine Ohren und wieder seine Augen.

„Tötet sie! spricht der Herr“, rief der Pfarrer.

Da öffnete sich die Tür der Kirche, und eine Lichtflut von der untergehenden Sonne drang in das dämmernde Innere des zerstörten Gotteshauses.

In der geöffneten Tür aber stand, hohe Lederstiefel an den Beinen, Lederkoller um die Brust, darüber eine breite gelbe Schärpe, an der ein mächtiges Schwert hing, die wallende Feder auf dem breitkrempigen Hute — in der Tür stand ein Soldat, schwenkte fröhlich den Hut und rief schallend:

„Grüß Gott!“

Entsetzt prallten die Bauern zurück:

„Soldaten!“ kreischten die Weiber.

Von den letzten aber schrie einer:

„Schlagt ihn tot!“

Da ward die Wut wieder blutigrot in den Bauern. Mit erhobenen Knütteln sprangen sie von allen Seiten auf den Soldaten ein, tobend und schreiend.

Der Pfarrer stand stumm und erstarrt an dem Altar und deckte seine Augen mit den schweren Augenlidern.

Der Soldat zog sich bestürzt zurück und verschwand aus der Kirche. Die Bauern drangen ihm nach.

Während von draußen wüstes Lärmen hereindrang, ward es still und einsam in der Kirche.

Regungslos stand der Pfarrer.

Langsam erhob sich da Hans und sah seinen Vater furchtsam an. Der aber rührte sich nicht und fühlte doch die Augen des Knaben auf sich ruhen.

Noch einmal flüsterte Hans:

„Vater! — Vater, ich bin zurückgekommen —“

Da schüttelte der Pfarrer langsam und schwer das Haupt. Noch einmal klang des Pfarrers Stimme weich:

„Geh, mein lieber Hans.“

Dann ging der Pfarrer und achtete nicht auf den Verzweiflungsschrei seines Kindes hinter ihm. Der Pfarrer ging und verriegelte die Tür der Sakristei hinter sich.

Da verstummte das Weinen des Knaben. Ein herber Trotz versteinerte sein Gesicht. Er zog sein Dolchmesser aus dem Gürtel, packte es mit kräftiger Faust, als wollte er den Griff in der Hand zerquetschen, und verließ die Kirche.

Draußen tollte der Kampf und wüstes Geschrei. Der Soldat stand gegen eine Linde gelehnt und hieb weite Kreise mit seinem mächtigen Schwerte. Die Bauern um ihn tobten und fluchten und erhoben drohend Knüttel und Äxte, aber waren zu feige, heranzukommen.

Der wilden Gruppe näherte sich Hans. Er schob die Bauern auseinander und stand bald dem Soldaten gegenüber. Dort sprach er ruhig:

„Auch ich bin Soldat. Auch mich können sie hier nicht gebrauchen.“

Lachend erwiderte ihm der Soldat: „So komm heran und hilf mir gegen die Lumpen.“

Digitized by Google

Hans trat zu ihm und stellte sich an seine Seite.

Wieder und toller noch wüteten und schrien die Bauern:

„Schlagt sie tot!“

Aber es wagte sich keiner heran.

Da erhob der alte Bauer, den Hans vor dem wilden Gottesdienste in der Dorfstraße getroffen hatte, seine Axt, die er zur Zerstörung des Nachbarhauses und zur Ausbesserung seines eigenen gebraucht hatte, und trat vor.

„Ich mache ein Ende!“ rief er.

Hans biß die Zähne aufeinander, packte seinen Dolch fester und suchte die Stelle, wo er ihn dem Bauern in den Leib bohren wollte.

Mit geschwungener Axt trat der Bauer vor. Noch hieb der Soldat mit seinem Schwerte um sich. Als aber der alte Bauer herzusprang, da senkte der Soldat sein breites Schwert, ließ den Kopf auf die Brust sinken, deckte sich nicht und sprach ruhig, als erwarte er ergeben den Todesstreich:

„Das ist mein Vater!“

Stille ward es im Kreise, und der Bauer tat den Hieb nicht, wozu er die Axt geschwungen hatte. Langsam ließ er die Waffe sinken. Langsam wendete er sich um. Seine Augen suchten in der Menge. Dann lachte er laut.

„Mutter,“ rief er, „Mutter, heute kommen alle unsre Kinder wieder.“

Aber sein altes Weib war nicht in dem Kreise.

„Schlagt sie tot!“ schrie wieder einer aus der Menge der Bauern.

„Versucht's!“ sagte der Alte und stellte sich mit seiner Axt zu dem Soldaten und Hans.

Da wichen die Bauern und gingen in ihre Hütten.

Als der Platz leer war, wandte sich der alte Bauer zu dem Soldaten.

„Also du bist Heiner?“ fragte er.

„Ja, der bin ich!“ rief der Soldat freudig und streckte dem die Rechte hin.

Aber der Bauer schlug nicht ein.

„Der Pfarrer sagt, wir sollen die Soldaten totschlagen und die Kinder verstoßen“, sagte er. „Wenn du hierbleibst, Heiner, schlagen dich auch die Bauern noch tot. Ihr habt es zu wüst mit uns gemacht.“

„Aber ich bin ja nie im Dorfe gewesen.“

„Ganz gleich“, antwortete der Alte ruhig. „Soldat ist Soldat.“

Da ward des Soldaten Antlitz sehr bekümmert.

„Wenn Ihr wüßtet, Vater, wie mächtig ich mich auf die Heimat gefreut habe!“ klagte er. „Ich bin fast zwanzig Jahre weg gewesen.“

Der Bauer zuckte die Achseln.

„Soll ich nun wieder ins Elend?“ klagte der Fremde.

„Wollen Muttern fragen“, antwortete der Bauer.

Er ging, und der Soldat folgte ihm. Hans trottete hinterher. Der Bauer betrat zuerst seine Hütte.

„Da ist Heiner, Mutter“, sagte er langsam und schwer.

Heiner trat nach ihm furchtsam durch die Türe.

Da flog ihm das junge irrsinnige Weib, das in der Ecke gekauert hatte, um den Nacken und küßte ihn.

„Mein Trauter ist wieder da!“ jauchzte sie.

Der Soldat schüttelte sie von sich ab, da ging sie wieder in das Dunkel der Hütte zurück und weinte.

Digitized by Google

Die alte Frau saß am Fenster und stierte blöde vor sich hin.

Zu ihr trat der Soldat.

„Mutter!“ sprach er. Ein inniges Flehen lag in dem Tone.

Die Alte aber wies auf den Knaben Hans, der nach dem Soldaten in die Hütte getreten war.

„Mein Heiner ist ein süßer, kleiner Junge. Der da will es nicht sein. Der ist des Pfarrers. Dafür hat ihn der Pfarrer verstoßen.“

Sie kicherte boshaft, Hans stöhnte.

Und wieder redete die Alte: „Ich werde meinen Jungen nicht verstoßen.“

Da flehte der Soldat wieder: „Ich bin Euer Heiner. Ich bitte Euch, Mutter, verstoßt mich nicht.“

Aber die Alte schüttelte den häßlichen Kopf:

„Mein Heiner ist ein süßer, kleiner Junge. Ihr aber seid ein Soldat, und einen Soldaten, hat der Pfarrer gesagt, sollen wir totschlagen, spricht der Herr.

Und dann sprang sie auf und schrie erbost:

„Du hast meinen Heiner fortgeschleppt. Du bist ein Soldat. Schlagt ihn tot!“ Und griff nach der Axt in der Hand des alten Bauern.

Der Soldat faßte verwirrt mit beiden Händen an die Schläfen.

„Geht“, sagte der Bauer, der die Axt festhielt.

„Komm, Bruder!“ sprach Hans und zog den Soldaten mit sich fort.

Wie sie durch die Tür wankten, stand die Irrsinnige auf.

„Ich gehe mit euch!“

Heiner lachte ingrimmig.

Aber das junge Weib nickte.

„Ich weiß ein Dorf, jenseits des Waldes“, sprach es ernsthaft. „Da wohnt kein häßlicher Mensch. Dahin will ich euch führen.“

Hans nickte ihr zu.

Draußen war die Dunkelheit.

Aus „Francesca“ von Gustav Renner

[Gustav Renner gibt den alten Stoff der Francesca da Rimini in modern psychologisch-schillernder Fassung. Der alte Streit der Tyrannen Malatesta von Rimini und Polenta von Ravenna soll ausgeglichen werden. Den Frieden besiegelt der durch Vertrag geschlossene Ehebund des Sohnes von Malatesta (Lanciotto) mit Francesca, der Tochter Polentas. Für den häßlichen, misanthropen, aber tapferen und ruhmreichen Lanciotto hat sein Bruder Paolo, der schön und jugendlich weichen Herzens ist, geworben, um sich endlich nach langer Zwietracht die Liebe des kalten Bruders zu gewinnen. Nur schwer hat er sich zu dem Betrug überreden lassen, sich für das Ebenbild Lanciottos auszugeben. Nun bringt er im friedlichen Triumph die angetraute Gattin. Der kaltblütige, harte Malatesta, im Bewußtsein politischen Rechts, erwartet sie ruhig, seine Nichte Isotta mit zuwartendem Tändeln, aber einigem Scharfblick für die prekäre Lage, Lanciotto mit heftigen Gewissensbissen. Bei seinem Anblick ergreift Francesca das Bewußtsein furchtbaren Betruges an ihrer Jugend, ihrem Lebensglück. „Hier ward ein Verbrechen verübt . . .“ (erster Aufzug). Francesca, daheim im goldenen Wahne von des Lebens Wonnen erwachsen, ist nach dem furchtbaren Bruch keines-

Digitized by Google

wegs haltlos; sie versagt dem „Gatten“ sich, ihren Anblick, ihr Wort. Paolo gibt sich bitterster Gewissensqual hin. Die kokette Base Isotta spielt noch immer die Rolle des unbeteiligten Räsonneurs. Lanciotto verzehrt sich in inbrünstiger Liebesqual. In der ersten Aussprache mit Lanciotto und Malatesta zeigt sich Francesca abweisend, überlegen, spottend — hoheitsvoll trotz tiefster Erschütterung, als sie erfährt, daß auch ihre eigenen Eltern in den Betrug gewilligt haben. Paolo offenbart ihr zuletzt seine Reue, bietet sein Leben als Sühne. Francesca — zum erstenmal in der neuen Heimat von menschlichem Gefühl betroffen — weist es zurück. Paolo: „Du kannst es nicht? — Dann wehe dir und mir“ (zweiter Aufzug). Francesca läßt sich auch durch die bitteren Drohungen Malatestas nicht zu anderem Verhalten bewegen; durch Paolos plötzlichen Entschluß, abzureisen, wird Isotta aufmerksam; Lanciotto verlangt von ihm, daß er bei Francesca ein zweites Mal für ihn, diesmal nicht um ihre Hand, aber um ihr Herz werbe. Isotta liest absichtsvoll Francesca eine Liebesszene vor, deren Glut gleich darauf Francesca und Paolo übermannt, nachdem Paolo an Isottas Stelle getreten ist. Isotta entdeckt beider Liebe (dritter Aufzug). Nun klagt sie, die plötzlich in eifersüchtiger Liebe zu Paolo entbrannt ist, mit zweideutigen Worten Paolo und Francesca an; Lanciotto wütet in ohnmächtiger Qual, Malatesta dringt (vergeblich) auf unumstößlichen Beweis. Lanciotto zwingt Paolo kein Geständnis ab, obwohl er ihn zum harten Urteil über einen rasch fingierten Ehebruch veranlassen will. Vielmehr tritt Francesca für die Ehebrecherin ein (ist sie „verhandelt und betrogen“, so „zahlt sie noch zu“). Dennoch gewinnt Lanciotto die Überzeugung von der Berechtigung seines Verdachtes. Paolo und Francesca — er in Bängnis, sie in stolzer Liebesglut und -zuversicht — will Malatesta voneinander trennen, indem er Paolo mit Isotta verheiratet und beide verbannt. Francesca beginnt ein überlegenes Hohnspiel gegen Isotta, die um ihre Liebe zu Paolo kämpft. Paolo, schwächlicher als sie, empfindet mit Schmerz die Erdenbitternis, die so ihre Liebe anfrißt (vierter Aufzug, dessen eindringlichen Schluß wir abdrucken). In einer nächtlichen Abschiedsszene zwischen den Liebenden zeigt sich Francesca stark und groß, auch Paolo erhebt sich wieder zu hohem Mut. Isotta aber verhindert Paolos Flucht. Eine starke Szene, worin die Leidenschaften aller Beteiligten zum Ausbruch kommen, endigt mit der höchsten Vereinigung Paolos und Francescas im freiwilligen Tode. Not und Verwirrung bleibt den Überlebenden.

Wir haben die Führung der Szenen hier ausführlich wiedergegeben, teils um die abgedruckte Stelle zu erläutern, zum andern, damit man ersehe, mit wieviel schöner Innerlichkeit hier der etwas drastische Stoff erfüllt ist. In der Tat gelingt Renner die sehr ins einzelne gehende Charakteristik vorzüglich; da leuchtet mancherlei scharf gezeichneter Einzelzug, und das Ganze ist eindringlich und plastisch. Nicht minder ergreift er an den verschiedenen mehr lyrischen Stellen durch hohen Schwung und eine innige, edle Natürlichkeit des Gefühls. Nicht leicht finden wir in der heutigen dramatischen Produktion solch satte Töne, wie anderseits die geistvoll-ironische Schlußszene des vierten Aufzuges von wohlbeherrschtem Können zeugt. So hohe Vorzüge sind nicht ohne einige Hemmnisse im eigentlich Dramatischen erkauft. Mag man sich immer-

Digitized by Google

hin dem Glauben derer um Scholz und Lublinski nicht anschließen, daß die Tragödie erst durch Verknüpfung mit einer den Konflikt enthaltenden Weltidee oder Ideenwelt zur Höhe geführt werden könne, — das dürfte sich jedenfalls als Verpflichtung für den ergeben, der sie nur auf ein mehr oder minder zufälliges Spiel des Schicksals und Vertiefung der Charaktere baut: er darf sich des Zufalls nicht mehr bedienen, als wo er wirklich unentbehrlich ist (je mehr er in die Vorgeschichte verlegt ist, die zwar bewußt, aber nicht sichtbar wird, um so weniger empfinden wir ihn als solchen). Ferner aber darf die Charakteristik den Szenenablauf nicht verzögern, nicht Selbstzweck werden. Die einzelnen Temperamente gewinnen für gewöhnlich und am besten dadurch dramatische Wucht, daß sie sich in wirklicher Handlung auswirken. Nach beiden Seiten hin scheint uns Renner die défauts de ses vertus mehr zu offenbaren, als seiner Tragödie zuträglich ist. An mehreren (besonders den stichotomischen) Stellen wird eine gewisse Verlangsamung des Tempos fühlbar, deren Charakteristik zwar unverkennbar, aber ebenso unverkennbar zu dünn ist, um dramatisch tragfähig zu sein. Die zweideutige Haltung Isottas — eine heikle, aber anziehende und reiche schauspielerische Aufgabe — wirkt nach dieser Richtung, aber auch Lanciottos Doppelnatur kommt viel mehr lyrisch als in wirksamer Szene ans Licht. Für sein Empfindende werden die Liebesoffenbarung durch gemeinsame Lektüre und die ein wenig robuste Erfindung des fingierten Ehebruchs die tragische Spannung ebenso mindern wie die — trotz aller Proteushaftigkeit — unerklärliche Plötzlichkeit von Isottas Liebesenergie. Die so entstehenden Breiten sind denn gemeinhin durch das mehr oder minder zufällige Hinzukommen der im Augenblick notwendigen Personen nur notdürftig verdeckt.

Wir sehen trotz dieser Schattenseiten in Renners Drama ein schönes Zeugnis ernstesten, den höchsten Zielen zustrebenden Wollens. Und wenn es erlaubt ist, die ineinander verflochtenen dramatischen und „rein dichterischen" Ziele einmal gesondert zu betrachten, so darf man sagen, daß einem Manko an dramatischem in der „Francesca" ein ungewöhnliches Übergewicht an dichterischem Erfolg weitaus die Wage hält.]

Paolo: Oh, er weiß alles. Es
Ist sonnenklar. Kein Zweifel mehr.
Francesca: Nichts weiß er.
Denn sonst —
Paolo (einfallend): Oh, dies ist wahr! Sonst hätt er —
Denn er ist jäh — ! Doch ahnt er — !
Francesca: Mag er ahnen. Ich
Helf ihm noch auf den Weg.
Paolo (schmerzlich): Als ich ihn sah,
Von Leid durchwühlt —
Francesca: Soll er allein nicht leiden?
Paolo: — da war's, als ob gewaltsam etwas mich
Zwäng auf die Knie: Vergib, vergib mir, Bruder!
Nimm dir dein Recht!
Francesca: Bereust du?

Digitized by Google

Paolo: Oh, das ist's,
Daß ich's nicht kann. — — Francesca!
Francesca: Paolo!
(Pause. Ihre Blicke tauchen tief ineinander.)
Paolo (reißt sich auf): Oh,
Daß so unsäglich Glück, der Knospe kaum
Entkeimt, versteckt im Winkel sprießen muß,
Wie schändlich Unkraut. Befleckt mit giftgem Tau,
Voll Schuld und Schmach.
Francesca: Voll Schmach?
Paolo: O Heuchelei!
Dies heimlich Blicketauschen, Händedrücken,
Hinter des andern Rücken, jeder Augenblick
Gefüllt mit Lug, die Luft im Zimmer schwül
Von schwülen Wünschen, schnell die Mienen wechseln,
Wenn einer nur sich wendet, Unschuld im Blick,
Im Herzen den Verrat: Oh, dies macht
Das Glück so messerscharf, daß es das Herz
Zerschneidet — oh!
Francesca: Mich macht es stärker.
Paolo: Stärker?
Francesca: Dich nicht? O Glück, das auf des Messers Schneide
Mit blutenden Füßen tanzt und doch empor
Zum Himmel jauchzt. Fühlst du das nicht?
Paolo: Doch schändet
Es mehr als offner Mord.
Francesca: Täuschung um Täuschung.
Und tät ich ihm das Ärgste, bliebe mir
Zum Schluß das eine Wort nur: wir sind quitt.
Paolo: Doch leid ich, leide ich.
Francesca: Wer nicht?
Paolo (senkt den Kopf): Das ist
Der Sünde Lohn.
Francesca: Der Sünde? Bleibst du denn
Ein Knabe noch? Noch jetzt? Doch gut so. Denn
Vielleicht ist's dies, daß ich dich liebe. Wärst
Du so wie ich, vielleicht sah ich von fern,
Die Hände still im Schoß gefaltet, dir
Mit wonnevollem Schauer zu.
Paolo: Francesca!
Francesca: Kennst du mich nicht mehr? Oh, ich wachse, wachse!
Ich ward zum Weib! Ja, mehr! Frei bin ich, frei!
Ich fühle jetzt mein ewig Menschenrecht.
Sünde? Oh, ich ward klug, ich übersprang
Des Lebens Schulbank um Jahrzehnte hier,
Und was ich nie gesehn, das seh ich nun.
Du leidest? Tust du's nicht um Glück? Ist Leid nicht
Würze der Lust? Vielleicht ihr ander Antlitz?
Paolo: Oh, wer erträgt es.
Francesca: Sind wir nicht in diese

Digitized by Google

Furchtbare Welt gestellt, aus Schmerzen Wollust
Zu saugen, Stärke aus Haß, Genuß aus Sünde,
Vielleicht aus Reue selbst noch? Sieh dich um:
Wo ist etwas, des Wurzel nicht das Böse,
Wie du es nennst? Tag ist nicht ohne Nacht,
Recht wird erzeugt aus Unrecht, Macht aus Gewalttat,
Unsterblichkeit aus namenloser Qual.
Wo ist ein Heilger, der sich nicht zuerst
Im Pfuhl gewälzt? Wenn nicht, dann sieh dich vor:
Er wird zum Bösewicht. Die Hand um! Dann
Ist Gut des Bösen Mutter. Worte sind es.
Die Welt hat keinen Namen.
Des Lebens Wurzel: Mord und Liebe! — Oh,
Mir ist, als ob ich's ihm noch danken müßte,
Denn nimmer, fühl ich, hätt ich so geliebt,
Rechtmäßig, lau, am Gängelband der Pflicht.
Ich bin erwacht! Ich möchte jubeln! Oh,
Daß dies mir ward! — Komm, laß dich küssen! Komm!

Paolo (weicht vor ihrer Leidenschaftlichkeit zurück).

Francesca (auf ihn zugehend): Willst du nicht?

Paolo: Nein. Nicht jetzt.

Francesca: Fürchtest du dich?
Bist du so kalt?

Paolo: Francesca — !

Francesca: Liebst du nicht mehr?

Paolo (atmet schwer, von ihrer Leidenschaft bezwungen): O du!
Du bist wie eine Flamme, die ein jeglich
Gefühl schmilzt und verzehrt, schon deine Nähe
Ist es, die trunken macht, dein Name schon —

Francesca: Ah, fühlst du's!

Paolo (fortfahrend): — deines Wortes Hauch, die Stimme nur
Beugt jeglich Urteil. Leben heißt für mich:
Dich — lieben!

Francesca: Paolo!

Paolo: Das ist mehr als ich.
Was ist es, das so lockt? Wo ich auch gehe,
Ich suche dich. Die Augen schließ ich nur,
Um dich zu sehn. Kann das auch Sünde sein,
Was so allmächtig? Und ist Tod der Lohn:
Ich fürchte ihn nicht.

Francesca: Nun erst wardst du mein.
Nun komme, was da kommen mag!

(Sie nähern sich, ihre Blicke senken sich voller Leidenschaft ineinander; plötzlich ist es, als ob sie ein Schauer überfiele, sie treten unwillkürlich, den Blick senkend, einen Schritt zurück. Pause. — Dann tritt ein: Isotta.)

Francesca (hebt die Blicke langsam; dann, den Kopf aufwerfend, zu Isotta): Du warst es!

Isotta (zuerst verblüfft, hebt keck den Kopf): Was war ich?

Francesca: Doch verrechne dich nur nicht.

Digitized by Google

Denn hier ist was, das stärker ist als du
Und alle noch.
Isotta (tritt keck auf sie zu): Was meinst du?
Francesca (Blick in Blick): Was du weißt.
Isotta: Es gilt doch nicht um — (mit den Augen zwinkernd) — einen andern?
Francesca: Willst du
Den Kampf? Ich nehm ihn auf.
Isotta: Wer siegt, mag lachen.
Francesca: Wenn einer siegt.
Isotta (zuckt die Achseln): Nun, dann ist's, wie vorher.
(Malatesta kommt, gleich hinter ihm Lanciotto.)
Lanciotto (vortretend zu Malatesta): Nun sprich du Recht!
Malatesta (kalt abwehrend): Ich kenne meine Pflicht.
(Kurze Pause. Dann mit erhobener Stimme:)
Ist jemand hier, der eine Klage hat,
Auf Gründen fußend, fest und unverrückbar,
Wo Schluß auf Schluß mit Eisenklammern in
Einander greift —
Lanciotto: Vater!
Malatesta: Hier spreche ich. (Fortfahrend:)
— gestützt von Zeugen, deren Wort und Zeugnis
Ganz unantastbar, ohne Wenn und Aber,
Wie Felsen fest, klar wie das Licht der Sonne
Und ohne einen Schatten selbst des Zweifels:
Er trete vor. Er klage an.
Francesca (vortretend): Ich tu's!
Malatesta (mit einer Handbewegung abwehrend):
Dich hörte ich bereits. Das ist entschieden.
— Niemand?
Lanciotto: Vater, du weißt —
Malatesta: Ich weiß nichts. Ich
Bin hier, um erst zu wissen, dann zu richten.
Doch wer mit falschem Zeugnis, mit Verdacht,
Mit Deuten oder Meinen auftritt, der
Seh zu, daß er nicht selbst sich anklagt.
Francesca: Wem
Gilt das Gericht?
Malatesta: Du wirst es sehn.
Lanciotto: Isotta!
Jetzt sprich du!
Francesca: Ah, sie war's!
Paolo: Isotta — !
Lanciotto: Sprich!
Isotta: Ich sage nichts.
Lanciotto (auf sie zu): Jetzt willst du schweigen? Jetzt noch?
Malatesta: Zurück!
Francesca (mit Hohn zu Isotta): So rede doch!
Paolo (unwillkürlich): Francesca!
Lanciotto: Ha!

Digitized by Google

Malateſta: Niemand? — (Zu Lanciotto:) Was riefſt du mich?
Lanciotto (würgend): Vater, du hörteſt
Was ſie geſagt — geſehen — daß ſie ſagte —
Malateſta: Ich hörte nichts als Worte. — Niemand? — Es
Iſt gut. Kein Wort mehr. — — Paolo!
Paolo (tritt näher): Vater!
Malateſta: Mach dich bereit, denn in zehn Tagen wirſt
Du dich vermählen.
Lanciotto (zu Malateſta): Was ſagſt du?
Franceſca: Er?
Paolo: Ich mich
Vermählen — ?
Lanciotto: Ah — !
Malateſta: Du hörteſt es.
Franceſca (ironiſch): Mich dünkt,
Es fehlt die Braut noch!
Malateſta: Sie ſteht neben dir.
Lanciotto: Iſotta?
Iſotta: Ich?
Malateſta: Wenn du ihn willſt.
Iſotta: Ihn wollen?
Paolo: Sie? Nimmermehr!
Franceſca: Glück zu, Iſotta!
Lanciotto (zu ihr): Was
Geht es dich an?
Franceſca: Ich wünſch ihr Glück.
Lanciotto: Und ihm?
Franceſca: Tu du das nur.
Paolo: Vater, iſt das dein Ernſt?
Malateſta: Wann ſcherzte ich?
Paolo: Warum — ?
Malateſta: Weil ich es will.
Verzichtet ſie, dann wähl ich dir ein Weib,
Sei's, wie es ſei.
Iſotta: Verzichten? — Paolo!
Paolo: Vater,
Ich kann es nicht.
Lanciotto (auf ihn zu): Warum? Warum nicht?
Malateſta (unbeirrt fortfahrend): Wo du
Den Sitz dann nimmſt —
Lanciotto (freudig): Was? Er ſoll fort?
Paolo: Wohin?
Malateſta: Das hörſt du noch.
Franceſca: Fort — ?
Lanciotto (zu ihr): Geht dir das ſo nah?
Franceſca: So nah wie dir.
Malateſta: Lanciotto! Komm!
Lanciotto (zu Franceſca): Wie mir?
Franceſca: Ja, wie du willſt.
Lanciotto: Du meinſt — ?

Digitized by Google

Paolo: Ein Wort nur, Vater —
Malateſta: Es iſt entſchieden. (Zu Lanciotto) Komm!
Lanciotto: Ah, dies — iſt gut. (Mit Malateſta abgehend)
Paolo (dem Vater folgend): Vater! Das darf nicht ſein!
(Malateſta wendet ſich nicht; mit Lanciotto ab.)
Franceſca (nachrufend): Glück zu noch einmal!
(Pauſe. Eine bedrückende Spannung hält die drei auseinander.)
Franceſca (die ſich geſetzt hat, hebt den Kopf, ſieht Iſotta an, langſam):
Das war dein Plan?
Iſotta: Ich wußte nichts vorher.
Franceſca (ruhig): Du lügſt.
Iſotta: Und wenn es wäre — doch es iſt nicht,
Wenn je ich Wahrheit ſprach —
Franceſca: Du?
Iſotta: — was ging's dich an?
Dies handelt zwiſchen mir und ihm. (Tritt auf Paolo zu)
Paolo (zurückweichend): Weg von mir!
Mich faßt ein Grauen vor dir.
Iſotta: Paolo!
Franceſca (voll Hohn, zu Iſotta): Hörſt du?
Das Glück iſt ihm zu groß, er faßt es nicht.
Iſotta: Wer iſt es, der dazwiſchentritt?
Franceſca: Frag ihn doch.
Iſotta: Braucht's einer Frage noch?
Franceſca: Doch ich nicht etwa?
Iſotta: Wer Augen hat, der ſehe.
Franceſca (ſpöttiſch): Du warſt blind.
Iſotta: Blind?
Franceſca: Ja. Du ſahſt, was nicht war, und biſt blind
Für das, was iſt.
Iſotta (von ihrem Tone betroffen, unſicher): Wie das?
Franceſca: Oh, wie ein Kind
Iſt ſie, wer hätte das gedacht?
Paolo: Franceſca!
Franceſca: Lieber, ſei ſtill. Ich ſage nur, was iſt.
(Zu Iſotta) Ich mein es gut.
(Zu Paolo) So ſprich doch zu ihr! Nicht?
Soll ich es tun? (Zu Iſotta) Er iſt nicht, wie er ſcheint!
Du ſiehſt doch ſonſt ſo ſcharf und ſahſt dies nicht?
Iſotta: Was ſah ich nicht?
Franceſca: Oh, Einfalt! Er iſt ganz
Vernarrt in dich und war's von je.
Paolo: Was ſoll das?
Franceſca: Nicht? Wie er rot wird! — Sagteſt du's mir nicht?
Iſotta: Er ſagte dir — ?
Paolo: Hör auf jetzt!
Franceſca (von ihrem Gefühl fortgeriſſen, hört nicht auf ihn):
Oh, er leugnet's
Jetzt ab, dir ins Geſicht. Doch glaub ihm nicht.

Digitized by Google

Du hättest sollen klüger sein. Er ist
Verstimmt.

Isotta: Verstimmt?

Francesca: Was konntest du nicht warten?
Dann kam er selbst zu dir und warb um dich.
Du hast's versehn.

Isotta (zu Paolo): Paolo —

Paolo: Komm mir nicht nah!

Francesca: So spröde? Ach, ein Jüngling, der des Gefühls
Sich vor sich selber schämt. Er wagt es nicht.
— Hast du's nicht selber mir ins Ohr vertraut?

(Zu Isotta)

Doch du bist selber schuld. Dein ungebärdig
Und spöttisch Wesen ist's, das er gefürchtet
Und jedes Wort zurückzwang ihm ins Herz.

Isotta (immer unsicherer): Willst du mich narren?

Francesca: Ach, dürfte ich's, und wär ich
An deiner Stelle. Doch mir ward das nicht.
Wärst du nicht gar so hart. Sprich zu ihm. Löse
Die Zunge ihm, daß das Geheimnis, jetzt
So wohl verwahrt, über die Lippen quillt.
Er dankt es dir.

Isotta (zu Paolo): Paolo — !

Paolo (in verletztem Gefühl): Francesca — !

Francesca (fortgerissen): Ja doch. (Zu Isotta)
Ach, er verzehrt sich ganz. — Du liebst ihn nicht?

Isotta: Ach, frag mich nicht.

Francesca: Seit wann?

Isotta (stößt heraus): Seit du es tatst.

Francesca: Ah — ah! (Für einen Augenblick nachdenklich): Kann
das sein?
(Wie vorher): Und jetzt — ?

Isotta (schwankend): Und jetzt — ?

Francesca: Reich ihm
Die Hand, biet ihm den Mund, wie es
Verliebten ziemt.

Paolo (tritt dazwischen, zu Francesca): Nicht weiter mehr!

Francesca: Schämst du dich
Vor mir? Ich sehe weg.

Paolo (atmet tief): Francesca — mir —

Francesca (kurz): Was ist?

Paolo (schmerzvoll): Ich bitt dich: schweig!
(Zu Isotta): Doch du sollst wissen:
Eh ich dein werde, eher vermähl ich mich
Dem — der — der alles löst.

Isotta: Das mir?

Francesca: Er scherzt nur.
Merkst du den Sinn nicht? Er erklärt sich dir.

Paolo: Denn besser, gar nicht sein, als dort gebunden,

Digitized by Google

Wo jedes Wort verletzt, ja, der Gedanke,
Unausgesprochen, schon im Keim vergiftet.
Isotta: Das bin ich dir?
Paolo: Das bist du mir. Ich fühl's jetzt,
Nein, weiß, was sonst ich nur gefühlt.
Francesca: Liebste,
Sagt ich es nicht —? Er ist ein Kind, verredet
Das, was er will, wünscht das, was er verwirft.
Oh, wärst du klüger!
Isotta (zu ihr): Du bist's! Du stehst dahinter!
Francesca (richtet sich auf): Meinst du: dir trät ich in den Weg?
Paolo (zu Isotta): Du gehst
Im Ziele fehl. Ich sagt's dir schon einmal.
Francesca: Ah, einmal schon!
Isotta: Erinnerst du daran?
Francesca: Oh, schlecht
Gelohntes Werben!
Isotta: Ging ich fehl: es gibt
Der Ziele mehr, und eins erreiche ich
Gewiß.
Paolo: Ja, wenn du mich erreichst.
Isotta: Ah, du
Willst fliehn?
Paolo: Alles, eh dein sein.
Isotta: Und mit ihr?
Francesca (steht auf, tritt zu ihr): Du bist es nicht, die —
Isotta (einfallend): — dem will ich —
Francesca (einfallend): Nichts wirst du.
Isotta: Man wird es sehen.
Francesca (wieder voll Hohn): Kind, du tust mir leid!
Ich bin's, die dir im Wege? Nimm ihn doch!
Nimm ihn! Ich gönn ihn dir —!
Paolo (einfallend, schmerzvoll): Francesca —!
Francesca (wendet sich kurz): Was?
Paolo: Halt ein!
Francesca (kurz, sich wieder umwendend):
Laß mich. (Zu Isotta) Du fängst es falsch an,
Kind!
Soll ich dich lehren? Ich mein es gut mit dir.
Sei zärtlich zu ihm. Sag ihm Liebesworte.
Bist du so kalt? Wirb um ihn! Laß nicht nach!
Paolo: Nicht mehr —!
Isotta: Nur weiter, weiter so!
Francesca (ohne zu hören, immer mehr fortgerissen): Du glaubst
Mir nicht? Oh, er erhört dich schon. Und er
Gewöhnt sich schließlich. Wie mancher Spinnen ißt,
Die jedem sonst ein Abscheu. Willst du nicht?
Närrin du! Tu's! Ich helfe dir. Versuch's doch
Zum wenigsten.
Isotta (abgehend): Das ist dir nicht geschenkt!

Digitized by Google

Francesca: Geschenkt? Gib mir noch mehr. Sei du mir Schwester!
Komm! Kuß um Kuß! — Du gehst?
Isotta: Du siehst mich wieder.
Francesca (ihr nach): Für immer? Gib die Hand darauf!
Paolo: Zurück,
Francesca — !
Francesca (während Isotta abgeht): Nicht einmal die Hand? So bleib doch!
Dein Scheiden schmerzt! O bleib! — Sie hört mich nicht!
(Isotta ab. Pause)
Francesca (zu Paolo, der in schmerzlicher Versunkenheit dasteht):
So, die wär abgetan! — Paolo!
Paolo (antwortet nicht).
Francesca (tritt näher zu ihm): Was ist dir?
Paolo (wendet sich von ihr ab).
Francesca (betroffen): Was — heißt das?
(Pause)
Paolo (fährt sich langsam über die Stirn, im tiefsten Schmerze):
Oh, wie du ihr glichst!
Francesca (tief getroffen): Ich? Ihr?
(Sie kommt zur Besinnung. Tiefe Pause)
Francesca (erschüttert, leise): Verachtest du mich?
Paolo: Oh, daß —
Francesca (im Tiefsten ergriffen): So schnell? So schnell?
Schon jetzt der Ekel?
Paolo (schreit auf): Wir sinken! Oh, ich fühl's!
Wir sinken, sinken! Du und ich! Wir sinken!
Ein Flecken erst, dann immer, immer mehr!
Bis ganz zum Schmutz. Dann wühlen wir im Schmutz.
Und dann —
Francesca (ganz bleich): — und dann —?
Paolo: — dann kommt der Haß, wo eines
Am andern zehrt, geschürt von Reu, vergiftet
Mit bittrem Vorwurf. Und das Ende ist — — (schreit auf):
Oh, rettet, rettet mich! Was ward aus mir?
(Pause)
Francesca (in der etwas vorgegangen, richtet sich auf. In schmerzlicher Entschlossenheit): Nun sollst du gehn.
Paolo (nimmt die Arme vom Gesicht, schaut auf): Gehen? Wohin?
Francesca: Wohin
Du willst. (Kurze Pause)
Paolo: Mit dir?
Francesca: Nein, nicht mit mir.
Du willst. (Kurze Pause)
Paolo (streckt die Arme aus): Francesca!
Francesca (weicht zurück, leise): Nicht mehr. Dies nicht mehr.
(Kurze Pause)
Paolo: Gehn? — Ich kann es nicht.
Nicht ohne dich.

Digitized by Google

Francesca: Paolo — wenn ich es kann?

(Kurze Pause)

Paolo: Noch heut?

Francesca: Noch heut zur Nacht.

(Kurze Pause)

Paolo: Tust du's — für wen?

Francesca: Für etwas, das mehr ist, als du und ich.

(Vorhang)

Aus Joseph Pontens „Siebenquellen"

[„Ein Landschaftsroman" ist der Untertitel von Joseph Pontens Buch; da er eine Hauptseite des Werkes bezeichnet, sei gleich hier bemerkt, daß es sich um die Gegend von Spa, das Grenzgebiet Frankreichs, Belgiens und Deutschlands handelt, also um einen Teil deutschen Bodens, der von Deutschen mehr durchfahren als gekannt und genannt wird; wie Ponten mit Wärme und sachlicher Gründlichkeit dartut, zum Nachteil der eilenden Reiselustigen. — „Siebenquellen" ist aber mehr als die poetische Verherrlichung eines wenig gekannten Landstriches; der Roman umfaßt ein sehr beträchtliches Stück von alledem, was ein gesegnetes Mannesleben unsrer Tage erfüllen kann. Da sehen wir kräftig nach zwei Seiten typisierte Frauengestalten, sehen mit individuellem Leben erfüllte Bauern- und Dörflercharaktere, fühlen uns hineingezogen in die wechselnden Stimmungen der Tages- und Jahreszeiten und in die des werktätigen wie des besinnlichen Alltags; da erhalten wir Aufschluß über weit auseinander liegende Gebiete des öffentlichen Gemeinde-, Kirchen- und Wirtschaftslebens; Historisches wechselt mit Zukunftsausblicken; Liebe und Haß, Religiosität und Politik lenken sichtbar oder unsichtbare Schicksale — und last not least Denken der Welt, Philosophie verklärt die Lebensjahre, welche an uns vorüberziehen. Dies alles und noch mehr drängt Ponten auf dreihundertzweiundsiebzig Seiten zusammen. Und es ist doch kein Konversationslexikon noch etwas dem Ähnliches draus geworden. Dazu ist schon die Sprache Pontens viel zu bildkräftig, die mit Urbehagen auf den Wirklichkeitsgehalt der Dinge eindringt und ihn mit festem Umriß in unsre Erinnerung einzeichnet, von einigem Humor kräftiglich unterstützt. Und dieser Realismus, der auf dem Grunde einer selten anzutreffenden Erfahrungsfähigkeit gedeiht, erweist sich auch in der geistigen Auffassung Pontens als wirksames Heilmittel gegen Trockenheit des Tones. Seine Typen sind nicht blaß, seine Charakteristiken nicht ängstlich kleinmalerisch; seine Stimmungsbilder sind packend, aber nicht nervös aufreibend; seine Betrachtung ist nicht lehrhaft, sondern ideenreich, — und der Philosophie naht er sich nicht von der Ideenseite, sondern vom lebenerzeugten Urtrieb schmerzlichen Suchens aus. Kurz: ein Poet, kein Schulmeister schrieb „Siebenquellen".

Nachdem so angedeutet ist, was alles Ponten dem Leser bringt — selbst unsre etwas ausführlichen Bemerkungen sind nur Andeutungen des ganzen Reichtums — , ein Wort über den Rahmen, in den er das bunte Bild gespannt hat. Leider ist mit dem Wort Rahmen schon zu hoch gegriffen. Es ist nicht mehr als ein biographischer Faden, an dem seine mikrokosmischen Spiegelkugeln aufgereiht sind; und auch der

Digitized by Google

Faden ist vielfach lose geknüpft und mühsam mit anderen verknotet. Was also fehlt — und trotz aller Hochschätzung des Dichters muß das unumwunden ausgesprochen werden — , ist zwar nicht das geistige Band, als welches sich vielmehr die Persönlichkeit hier stark genug erweist, aber die Vereinheitlichung, die Stetigkeit, die Notwendigkeit des Verlaufes, kurz die volle künstlerische Herrschaft über die Eruptionsgesteine aus dem Innern des Schaffenden. Das Leben dieses Bernhard Menniken, den wir noch als unfesten Jüngling kennen lernen, dann rasch zum kunstgewerbelnden und darauf zum industriegründenden Volksbeglücker werden sehen, der zwischen praktisch-unpraktischen theoretisierende Lebensperioden durchlebt, um zuletzt von Erfahrung gesättigt der in der Jugend geliebten skeptischen Philosophie wieder zuzustreben, dies Leben spielt sich freilich kräftig ab; und wie ihm Ponten einmal das Horoskop gestellt, auch mit einer Art Zwang. Aber dies ist es eben: wir sehen ihn das Horoskop fortwährend stellen. Die Entwicklung ist — im Gegensatz zu zahlreichen Einzelheiten des Romans — , von außen gesehen, begrifflich geschildert, anstatt von innen veranschaulicht, aus sich heraus entwickelt zu sein. So ist sie weder in sich völlig verknüpft, noch mit parallelen Lebensentwicklungen organisch verbunden. Ponten gleicht einem Manne, der ein gutes Dutzend Karren befördern muß und nun von einem zum andern eilt, jeden ein Stücklein, jeden mehr oder weniger als den andern vorwärtsschiebt, einige unterwegs verliert und in Atempausen sich im Anblick der schönen Umgebung versinnt. So etwa stellt sich das künstlerische Bild des „Landschaftsromanes" dar. Erstaunlich ist, daß trotz alledem nicht ein verwirrendes Chaos entstanden ist. Ein Zeugnis, wie stark hier der Zauber einer bedeutenden Persönlichkeit und die Fessel geistreicher Kleinkunst wirkt. Davon mögen nicht nur die nach dem Gesichtspunkt der Mannigfaltigkeit gewählten Proben zeugen, sondern kräftigster Hinweis möge das zum Schluß nochmals unterstreichen: Kein Schulmeister, kein formkräftiger Künstler auch, aber ein weltkundiger und darstellungsmächtiger Poet! Ezard Nibden]

Es war Sonntagmorgen, ein friedreicher Tag. Die Sonne schien nicht, doch lag über allem Sein die schwere Ruhe, die sanfte Verklärtheit, die am Sonntag aus der Welt einen Riesentabor macht. Was ist des Sonntags Reiz? Was ist die Schönheit des Sonntags?

Die Frommen sagen: Es ist die Andacht, die alles Sein, vernünftiges und unvernünftiges, Mensch, Tier, Pflanze, Erde und Himmel freiwillig oder unfreiwillig dem Schöpfer-Gott widmet. Es ist der allgemeine Gottesdienst der Dinge; es ist die große Messe der Welt. Die Ungläubigen lachen und behaupten steif und stark, daß der Sonntag ist wie jeder andre Tag, wo es hell ist wie an jedem andern und der Mond und die Sterne nicht scheinen.

Und doch ist der Tag ein andrer, weil er der Feiertag der Menschen ist. Die Arbeit ist der Segen der Menschen, aber die Unterbrechung dieses Segens ist ein Fest. Es ist ein hohes Gefühl, den Werkeltagsrock ab- und den guten anzulegen, an sich hinunterzuschauen und seine Glieder im Festgewande zu sehen. Und was man an Feststimmung an und in sich sieht, das sieht man hinaus in die Dinge, und es ist der Sonntag der Welt, wenn die Dinge ihren guten Rock anhaben.

Digitized by Google

Es läutete über die stillen Wiesenhügel, auf denen die kleinen Bollwerke der Häuser standen. Über die Wellen des Bodens rollten die Wellen der Luft und trugen auf ihrem starken Rücken wie ein eisernes Schiff die metallenen Klänge der Glocken; sie hielten vor jedem Haus und vor jedem verschlafenen Fenster, die Schläfer zu mahnen: „Auf! Wohlan ihr Schläfer! Gott, der allmächtige Herr, der da groß gebietet über Lebende und Tote, über Tag und Nacht, verlangt seinen wöchentlichen Tribut! Verlangt seine sonntägliche Anbetung! Wohlan, auf ihr Schläfer! Heraus aus der faulen Ruh, aus dem weichen Bett, in dem wachend niemand liegen darf, ohne daß die Sünde zu ihm in die Wärme hereinkriecht. Heraus jetzt, ihr Schläfer! Daß ihr nicht zum Altar tretet mit verkniffenen Augen, mit verbuhlten Gesichtern und noch bettwarmen Gliedern! Es ist Tag! Sofort heraus! Wohlan! Auf!“

So läuteten die Glocken von dem hohen Kirchturm in alle Runde. Es war eine Stunde vor dem Hochamt.

Hier und da öffnete sich unwillig ein Fenster. Da und dort gähnte ein zerzauster Kopf in die frische Morgenluft hinaus. Hinten und zuletzt erschienen offene Bettjacken und strähnige Haare, deren Besitzer in den kühlen Morgen hineinräkelten und vor lauter Behagen und Wohlsein stöhnten. Ach, wie wohl tut es, nach tiefem, erquickendem Schlafe zu stöhnen! Bald kräuselte sich Rauch aus den Kaminen, der in der kalten Luft wie weiße Wollflocken auf den Weihnachtsbäumen liegenblieb.

Kühle Morgenluft, die sich wie ein kalter Strom in die heißen Lungen ergießt, und stiller Sonntagsfriede gingen über das grüngewellte Land.

Es ist eine halbe Stunde vor dem Hochamt. Die von den Frauen gestiftete „Weiberglocke“ läutet. Eilfertiger wogen ihre Wellenkreise und flinker drängen ihre hellen Töne: „Fix! Voran! Ihr Schlafmützen! Was, ihr faulen Männer lauft noch in Hemd und Hose herum? Nicht mal die schwänzelnden Hosenträger habt ihr hochgebunden? Daß ihr wohl fix macht! Ich werd euch! Eure Frauen und Jungfrauen sind schon gewaschen und kämmen sich die Haare am Herd, während sie den Kaffee kochen, und ihr reckt euch da herum und gähnt sie mit weiten Mäulern an, als wolltet ihr sie auffressen! Mach den Mund nicht so weit auf, Scharlemang, und scharwenzle nicht so um das Mädchen herum, das sich die Schuhe knöpft! Was, noch ehe ihr die drei hochheiligen Namen Jesus, Maria und Joseph ausgesprochen habt, denkt ihr schon an Sünde und Lust der Welt! Neben der Schlafkammertür hängt das Weihwasserkännchen. Daran bist du auch vorbeigelaufen, Lausjunge du! Marsch, mach ein Kreuzzeichen, eins, zwei, drei! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!“ Das war eine halbe Stunde vor dem Hochamt.

Kühle Morgenluft, die sich wie ein kalter Strom in heiße Lungen ergießt, und stiller Sonntagsfriede gingen über das grüngewellte Land.

Nach einer Viertelstunde. Es klippt. Das Glöckchen im Dachreiter über dem Chore schlägt: „Nun macht aber voran, Kinder, ja, bitte ja! Es ist höchste Zeit! Pütz Karel, der Küster, hat schon die Kerzen angezündet. Der Weihrauch duftet. Nun bitte aber auch. Die Messe liest heute der Herr Pastor und die Predigt hält der gute Herr Ter Heele. Es ist keine Zeit mehr, Agnes, den heißen Kaffee zu trinken. Du weißt,

Digitized by Google

vor der Opferung zu spät kommen ist eine läßliche Sünde. Aber was muß ich denn sehen, Burgs Paulus, du schneidest ja noch deine Hühneraugen? Nein, das ist aber nicht nett von dir. Du weißt, nach der Opferung ankommen ist eine Todsünde. Sei doch vernünftig, Burgs Paulus, laß die Hühneraugen und denk an die ewigen Höllenstrafen! Für ein einziges Zuspätkommen! Da wird Heulen und Zähneknirschen sein! Tu mir den Gefallen, Paulus. So, du bist ein braver Mann. Nun macht voran, ihr dahinten von Himmelsplatz. Ja, ihr armen Hälse, ihr habt ja einen weiten Weg. Trabt ein bißchen, ich gebe noch ein wenig zu. So... So...! Seht ihr wohl! Man kann alles, wenn man nur den guten Willen hat. Selig die Menschen, die einen guten Willen haben! Amen!"

So läutete das Klippglöckchen, und auf allen Wegen und Stegen trippelte es wie Ameisen zum Bau heran, zu dem großen Seelennestе, der mächtigen Blausteinkirche. Eine feste Burg hat unser Gott! —

Es war in der besten Stunde des Morgens, da ging Menniken eilig aus Seffent hinaus das Land hinab. Die Sonne schwamm in Gold und prustete Gold aus ihrem Bade in das All und die Unendlichkeit. Die Erde reiste an diesem Tage nicht im leeren, eiskalten, raumlosen Raum, sondern sie schwamm in einem Bade von Glanz und Licht wie der goldene Ball, den die Prinzessin im Bach verloren. Den irgendeine himmlische Prinzessin, Tochter Gottes oder eines seiner Großen, nachts aus einem der hellerleuchteten Fenster der Himmelsburg in das dunkle Tal des Weltalls hat fallen lassen? —

„Pötterei?!" Das Wort sprang in den kleinen dicken Mann wie ein Funke in ein Pulverfaß, und seine ganze Seele explodierte. Er hatte klein, breitbeinig, breitarmig vor der Steinfront seines Hauses in Hemdärmeln gestanden, als Menniken herankam. „Wegen der Pötterei kommt Ihr, sagtet Ihr richtig, Meister Menniken?"

„Wir wollen sie wieder aufwecken, Lenates."

„Aufwecken?" schrie der kleine Mann, „aufwecken? So richtig? Daß sie richtig wieder da ist? Wie damals? Wie bei unsern Altvätern? Wie vor langer, langer . . ."

„Noch besser."

Da griff der alte Schwärmer, selbst ein Nachfahre aus dem Künstlerstamme des Engel Kran, hastig Menniken unter, zog ihn hinein in das Haus, in eine dunkle Stube mit vergitterten Fenstern. Er trieb auf wie ein gärender Teig. Strahlend und stolz sah er umher in dem dämmerigen Raum und seine Blicke führten die seines Besuches über die alten Truhen, auf denen braun und blau glasiert die berühmten Krüge standen mit prächtigem figürlichen Zierat und würdigen Bäuchen. Der dicke alte faßte den straffen jungen Mann mit beiden Händen an den Schultern, schüttelte ihn und rief: „Ist's möglich? Soll das möglich sein? Nicht möglich! Daß ich das noch in meinem Altertum erleben muß! Da schaut, Meister, da stehen sie herum, Meister, meine Sorgen, meine Kinder . . meine . . . Also das Rad soll wieder gerollt werden? Nicht möglich. Was bin ich froh! Was bin ich . . . froh! Was bin ich . . ." —

Zum Zweiten ging der Morgenwanderer. Dieser, Tieß Bertz, war ein sehr frommer Mann und aus der Hohen Messe noch nicht daheim.

Digitized by Google

Er hatte etwas ängstlich Fragendes in seinem Gesicht, forschte einen unruhig an, ob man etwas von ihm wolle, und was man von ihm wolle, und zwar ob man Geld von ihm wolle, oder Geldeswert, oder eine Leistung, die sich in Zahl und Münze ausdrücken ließ, oder einen Rat — den erteilte er gern —, oder einen Trost — daraus machte er sich eine Ehre und konnte selbst dabei nasse Augen bekommen —, und war dünn und hager, die einen behaupteten von Natur, die andern schmähten von Hunger und unersättlicher Begehrlichkeit. Von seinem Geiz und seiner Habgier sagte man, daß er sich für einen Groschen einen Schusterspechdraht durch die Hinterbacken ziehen ließe. Der Besucher wartete, nach kurzer Zeit kam der andre.

„Tag ... Was wollt ... Ich hab kein bar Geld im Haus."

„Guten Tag, Tieß Bertz, ich komme ..."

„Leihen könnt ich nur zu sechs vom Hundert und bis zur Hälfte der Sicherheit, und kaufen, ja, da müßt es schon prima ..."

„Ich komme wegen der Krüge ..."

„Ja, wißt Ihr, der Wert ist so gering bei dem alten Kram, man müßt denn schon als Liebhaber eine Mark dranlegen, wenn man nichts Besseres damit zu machen weiß ..."

„Ich komme, um zu kaufen."

„Kaufen?" Da straffte und streckte sich der Mensch, der bisher, den platten Bauernfilz wie ein Rad durch die Hände drehend, nicht wie der Hausherr, sondern wie ein ängstlicher Besucher vor dem jungen Manne gestanden hatte. „Kaufen? Was wollt Ihr kaufen, Meister Menniken?" Und er legte den Kopf zurück, schob die Brust heraus und die gespreizte Rechte wie einen Kamm in seine Weste und stand da als ein Mann, der Besitz hat.

Nun sprach Menniken von seinem Plane, die heimische, einst so berühmt gewesene Kunstindustrie vom Todesschlafe aufzuwecken, und die Begeisterung gab seinen Worten Glut und Durchschlagskraft. Doch sie durchschlugen nicht die Seele eines Mannes, deren Wände aus dem Erz aufgebaut waren, aus dem man Geld und Münzen prägt.

„Auf welche Sicherheit, meint Ihr, soll das für die ... Heimatkultur — so sagt Ihr ja? — aufzuwendende Kapital beim Notar eingetragen werden?"

„Wie ...?"

„Und welche Rente soll die ... Befriedigung in veredelter Arbeit, wie Ihr das benamt, welche den Arbeitern beigebracht werden soll, abwerfen?"

„Sie verstehen mich nicht."

Um die straffen Lippen des andern aber lungerte ein Spott wie ein Hofnarr auf den Stufen eines Thrones. „Nein, ich versteh Euch eben nicht."

„Ich will ja nur Krüge von Ihnen, die Sie noch von Vaters her haben, als Vorbilder und Muster. Ich will ja kaufen, denn ich konnte mir wohl denken, daß Sie nichts herleihen würden."

„Da habt Ihr sehr richtig gedacht, Meister Menniken."

„Ich will Euch einen anständigen Preis zahlen."

„Einen sehr anständigen werdet Ihr zahlen."

Die Stube war von plebejischer Gemütlichkeit, Möbel aus den ver-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

schiedensten Konkursen, Ramschware und billigste Warenhausartikel. In einem Kasten stand eine Reihe herrlichster Töpfe wie vornehme Gefangene in einem Gefängnis des Pöbels.

„Das Brüsseler Museum hat die großen auf hundertfünfzig Franken und den »Bartmann« da auf neunzig taxiert und dafür geboten."

Menniken merkte, daß er log, weil die Taxe zu — niedrig war. Also kaufte er dafür, und beide glaubten, ein gutes Geschäft gemacht zu haben. —

Es war ein Sonntagmorgen. Eine ungeheure Stille lag über dem lachenden Lande. Die Stille klang gewaltig, als läuteten oben in der Himmelsstadt die Riesenglocken zum Hochamt, das Gott selbst zelebrieren wolle.

Im Laufe des Vormittags wurde Agnes mit einem Briefe nach dem „Turm" geschickt, in dem sich Mennikens für den Nachmittag zum Besuche bei van den Daeles ansagten. Sie wartete, bis die Glocken das Ende des Hochamtes verkündeten, da die Burschen und Männer in den Schenken blieben und die Frauen und Mädchen nach Hause gingen. Sie begegnete auch kaum einem Burschen; nur dem Feuerstein. Vor dem errötete sie nicht, denn ein Geistlicher ist kein Mann, er ist ein heiliges Neutrum. Sie sagte im Vorbeieilen: „Gelobt sei Jesus Christus!" Er erwiderte: „In Ewigkeit, Amen", und dachte dabei: „Das ist ein schmuckes, gesundes Mädchen, das soll unsrer heiligen Kirche viele fromme Söhne gebären." Dagegen begegnete sie, wie beabsichtigt, den Mädchen. Sie sprach mit ihnen. Die lachten, einige kicherten, und eine, welche ein weniger schönes Halstuch hatte als die Agnes, rief ihr laut „Rothaut" über den Kirchweg zu. Da lief Agnes eilig auf einem stillen Wiesenpfade fort. Sie war in tiefem Nachdenken und betete so recht innig zum lieben Gott, er möge ihr Vorhaben doch bitte gelingen lassen.

Im Himmel war das Hochamt zu Ende, die Scharen der Engel und Heiligen strömten aus dem Himmelsdome und wandten sich zu ihrem Sonntagvormittagspaziergang herab auf die Erde. Der liebe Gott selbst ging, von den alten Herren des Himmels, von Abraham und den Patriarchen begleitet, über die Flur. Die neuesten Heiligen, welche die römische Kirche gemacht hatte, waren dem lieben Gott noch nicht vorgestellt worden. Sie schlichen betreten hinten am Horizont herum. St. Petrus hatte nicht recht den Mut gehabt und die neuen Ankömmlinge auf eine bessere Zeit vertröstet. Als der liebe Gott mit seinem Rat der Alten langsam auf dem Heidewege daherkam, der nach Spa hinabführt — sie redeten gerade über das Unfehlbarkeitsdogma, und der liebe Gott sprach sehr ungehalten über den Papst, der sich in seinem Namen etwas zulege, das er, der liebe Gott, nicht einmal besitze —, da hielt er plötzlich an, ließ seine Begleitung auseinander- und das Mädchen hereintreten. Der liebe Gott schaute sie einen Augenblick mit Wohlgefallen an, faßte ihre Hände, als sie ihn innig bittend ansah, und versprach zu tun, was er vermöchte, und ein gutes Wort beim Schicksal für sie einzulegen. Dann ging er schnell mit seinen alten Herren fort. Es läutete auf den Dörfern, auch im Himmel zu Mittag. Eilig ging der ganze Himmel nach Haus.

Digitized by Google

Eine große Hoffnung erfüllte die Agnes und machte sie sehr froh. —

Am Nachmittage kamen Mennikens zu van den Daeles in den „Turm“, die kleine, mittelalterliche Wasserburg. Noch lag die Zugbrücke da, jetzt freilich unbeweglich. Früher ließ die Hausherrin sie jede Nacht aufwinden, weniger aus Furcht vor Dieben als aus unschuldigen feudalen Gelüsten. Unter den Bauern im Dorfe war, wenn sie das Geräusch in der Dämmerung hörten, großes Vergnügen und Spott über diese verspätete Feudalität. Und wenn sie an lauen Abenden in Hemdärmeln mit der Pfeife im Mund an dem Wassergraben vorbeispaziert waren, hatte es jedesmal über Frau van den Daele so viel salzigen Spott gegeben, daß, wer das Wasser geprüft hätte, es wie Meerwasser hätte befinden müssen.

Man saß auf dem platten Dach des „Turmes“, der alte Zinnenkranz die Grenze für die Körper, der Horizont für die Augen, und dazwischen und darüber die ganze weite Unendlichkeit des Himmels für die Gedanken und Träume.

Das grüne Gewoge der Landschaft ging weich und milde. Eine große Lieblichkeit war überall, als hätte Gott, als er über das Chaos dachte, an dieser Stelle besonders lieblichen Gedanken an irgendeine Göttin nachgehangen. Es war Nachmittag und die Sonne war nicht mehr heiß, nur Gold. Die Sonne war wie ein großes Loch im Firmament, durch das aller verbrauchte Glanz des Himmels abfloß, das Loch, durch das die Brosamen vom Tisch der himmlischen Herrlichkeit zu den Menschen, diesen armen Lazzaroni, herausfielen. In der Ferne die Wälder gegen die Grenze und gegen die benachbarten Städte standen und hockten schweigsam über irgendeinem Geheimnis und Dunkel.

Die Häuser standen hell und heiter in der Landschaft wie niedliches Spielzeug irgendwelcher außerweltlicher Riesen. Aber da solcherart Riesen gewöhnlich derbe Knochen und rohe Finger haben, so schien ihr Spielzeug recht monumental geraten. Die Landschaft zeigte sich bei der unbeschränkten Teilbarkeit des Bodens in unzählig viele kleine Stücke aufgeteilt und die meisten Erbe waren mit lebenden Hecken eingefaßt, überall die deutliche Sprache jeden Eigners: dieser Grund ist mein! Mochte das grüne Land auch sehr zerstückelt scheinen, wie ein großer Teppich in Lappen verschnitten sein, durch die vielen mit blauem Kleinschlag beschütteten Pfade, die hell durch die Wiesen liefen, waren die Stücke gewissermaßen wieder wie durch Fäden aneinandergenäht.

Eine große Weichheit und Zwanglosigkeit, ein Verschmähen aller Gewalt lag über die grünen Fluren gebreitet wie der Segen einer milden Göttin. Während im Ackerlande der Boden Zoll für Zoll vielfach bearbeitet, gelockert und zerkrümelt wird, damit jedes Körnchen Grund seine volle Kraft hergeben könne, durch Dung und künstliche Mittel zu Leistungen, die das von der Natur gebotene Maß übersteigen, getrieben wird, geben die Wiesen, nur eben regiert und in allgemeiner Ordnung gehalten, so viel, als ihnen das Fett des Bodens und die Feuchte des Himmels zu spenden erlaubten; auch das Vieh, das rupfend über den Rasen schreitet, scheint im stillen Einverständnis mit den Trieben der Erde nur die freie Gabe zu achten: die Stellen, an denen ein Kuhfladen gespreitet wurde, wo das Gras von der Kraft und dem Safte des Dungs fett gemacht und berauscht zu üppiger Höhe taumelnd aufschoß, werden

Digitized by Google

verschmäht, die rauhe Rinderzunge weidet scharf um die Figur herum, und die tiefgrünen Halbmonde bleiben auf dem bis zum gelbgrünen Grund gerupften Wasen übrig, so daß die Sense kommen und die abtrünnigen Gräser fällen muß, welche an nassen Tagen, da das Vieh in den Ställen verbleibt, unter treu erprobtes Heu gemischt, verzehrt werden, weil Rind und Kuh ihnen in der Krippe den Verrat am Geiste des Bodens nicht mehr nachweisen können. Das Wiesenland leistet wie ein Bruder des Menschen in Freundschaft und Freiheit, vom Sonnenglanze erheitert und verschönt, das Ackerland wie sein stöhnender Sklave, dampfend unter den Gluten der Sonne. Über dem Ackerlande liegt feierliche Schwüle, ein hohes Pathos der in Millionen Ähren zu widernatürlicher Fruchtbarkeit angestrengten Erde, ein tiefer Ernst, welcher mit dem heißen Auge des gekränkten Patrioten brütet, wie lange noch dieses fremdherrliche, unbarmherzige Königtum des Menschen über die Natur dauern solle, ob der Scheffel der Anmaßungen noch nicht voll und es noch nicht an der Zeit sei, mit den Blitzen sich zu verschwören, die in der glänzenden Himmelsbläue sich trügerisch bergen, mit den Regenmassen, die in den weißen, bauchigen Sommerwolken wie in großen Schiffen daherfahren, mit den Stürmen, die hohnlachend dem reifenden Frieden hinter den Bergen liegen, und mit den Hagelschloßen, die finster und entschlossen am Horizonte warten, um diesen Menschen, den gottverlassenen Usurpator der Natur, von dem durch seine teuflischen Künste entheiligten Boden der Erde hinwegzufegen oder wenigstens seine Felder zu ersäufen, seine Ernten zu knicken und die Ähren auf den Halmen zu klopfen. Im Wiesenlande aber bedient der Boden gefällig den Menschen, der nicht mehr verlangt, als jener unter alltäglichen Umständen hervorzubringen vermag, der Mensch seinerseits den Grund, er sammelt die verstreuten Steine und wirft sie auf die Straßen, sticht den unverschämt sich breit machenden Wegerich aus dem Wasen, hält die Hecke um die Wiesen instand und vertraut das übrige der gütigen Natur und den gnädigen Geschicken des Himmels.

Ernst und mächtig bewegte sich das Vieh in der Nachmittagssonne auf den Weiden, mit der Wucht und Andacht, mit der in der Natur ein animalisches Bedürfnis befriedigt wird. Der Kopf mit den rupfenden Lippen wandert vor, ein Bein wird dem andern langsam nachgesetzt, und schwerfällig bewegt sich die plumpe Macht des Körpers über die Wiese. Weiße Kühe, rote Kühe, weiß und rote Kühe, mausgraue, schwarze, weiß und schwarze Kühe, bunte Farbmassen, die über den grünen Untergrund sich rühren. Und über allem der Goldglanz der Sonne.

Weiße breite Landstraßen zogen sich umher, mächtig und würdevoll, auf gemächlichen Umwegen eine Höhe nehmend und in bedächtigen Windungen einen Abfall. Die führten eine große Sprache. Die waren die hohe Note in der Landschaft. Geringschätzig sahen sie auf die Wiesen nebenan und sagten: „Was wißt ihr, ihr dummen grünen Kuhweiden! Ihr seht nichts als das Stück Himmel, das über euch hängt, erlebt nichts als eine Kuh und ein Kalb, oder gar einen Sommer durch langweiliges Heu und einen Winter lang Nässe, während euch kein Fuß betritt. Auf unserm Rücken aber bewegt sich der Verkehr, durch uns erst werdet ihr zugänglich und nutzbar. Und was erleben wir den Tag über an Fuhrwerken, Wanderern, Viehtransporten, an Hoffnungen, die über uns

Digitized by Google

hinwegeilen, an Enttäuschungen, die über uns schleichen! Wie anders dienen wir unsern Göttern als ihr! Wir gehören ihnen allen, werden von der Liebe aller geschaffen und gepflegt. Ihr seid der Willkür eines einzelnen ergeben ... ihr dummen grünen Kuhweiden, ihr! Na ja, aus euch machen unsre Herren und Götter ja auch etwas, sie streichen die Falltore in euern Hecken rot an. Das mag ja ganz gut aussehen neben unserm Weiß und euerm Grün ... ihr dummen grünen Kuhweiden. Wenn wir Wege nicht wären, was wärt ihr ohne uns, ihr — »die am Wege«."

Wenn sie aber an einem der festen Häuser vorbeistrichen, wurde ihr Ton sehr viel bescheidener. Wie bescheiden! Sie wagten keinen Laut und sahen bloß an den grauen Mauern andächtig hinauf, hinter denen ihre Gebieter wohnten. Und waren sehr bescheiden.

Aber draußen zwischen den Wiesen verfielen sie wieder in ihre hohe Tonart.

Doch an einigen der Wiesen erlebten die Straßen einen Hereinfall. Sah man sonst kaum einen dürren Pfahlzaun, sondern meistens lebende Hecken, so waren hier regelrechte Mauern um die Wiesen herumgebaut. Da duckten sich die Straßen und zogen bescheiden vorüber, und die „dummen grünen Kuhweiden" hinter der festen Umfassung hatten ihr helles Vergnügen.

Für Johanna Menniken war heute eben heute, ein Tag wie andre, an dem sie gegessen und getrunken, gearbeitet, sich gefreut oder geweint hatte. — Heute gerade hatte sie geweint. Für ihn war heute ein Tag, an dem er nichts für sein Andenken getan hatte.

Sie war wie eine Welle im Meer, die die Sonne in roten Purpur, der Mond in Silber verwandelt, in der die Sterne ihre heißen Äuglein kühlen. Dafür freilich floß und verfloß sie auch wie die Welle. Wurde unter andre gemischt oder von der Sonne aufgesogen und in die Urkräfte der Natur zurückgetrunken, wenn sie sich genügend auf dem Meere geschaukelt. Er freilich würde — wollte — beständig sein, tiefer gegründet sein, unveränderlich sein, während um ihn der Alltag, die Sekunde und ihr nichtssagendes Leben floß, freilich, aber dafür war er auch ein nasser, kalter Fels, der aus dem Meere aufragte, auf dem kein einziges Pflänzchen gedieh. Sie war ein Naturkind und fühlte durch ihre Sinne; er war ein litterarischer Mensch und empfand durch Bücher oder Anschauungen, die aus Büchern kamen.

So waren sie. Und einer verstand den andern nicht.

Ist ein fleißiges, treues Walten im Hause und dem Kreise, der dem Weibe vorgezeichnet ist, nicht an sich gelehrten oder künstlerischen Arbeiten gleich zu werten? Vielleicht nicht in Hinsicht auf das Geschaffene, aber auf das Schaffen und den Schaffenden. Arbeit macht das Leben angenehm. Sie war egoistisch genug, die Hinsicht auf den Schaffenden vorwiegen zu lassen.

Er war dabei weniger egoistisch. Er bedachte auch, was andre aus dem Geleisteten ziehen konnten. Er sah die Arbeit mehr in Hinsicht auf das Geschaffene.

Die Tür ging. Er hielt sie in der Hand und sah seine Frau stumm an. „Komm herein", sagte er nach einer Weile, ließ die Tür offen und

Digitized by Google

stellte sich auf die andre Seite seiner Tische. Sie ging langsam hinüber in den dunklen Saal mit den spätgotischen Netzgewölben.

Auf jedem der drei in Hufeisenform stehenden Tische brannte eine grün verhängte Lampe. Viele Werke lagen aufgeschlagen umher. Sie redeten alle durcheinander Weisheit, in meist vornehmer Art, wie es für Wissenschaft sich geziemt. An den Wänden in dunkeln barocken Eichenschränken standen andre, wie feingebildete Leute, die an sich halten und vornehme Muße haben zu warten, bis die Reihe zu reden an sie gekommen ist. In einer Bücherei ist ein lautes Schweigen, ein stummer, großer Vortrag und ein heftiges Streiten in der Ruhe der geschlossenen Schränke. Eine Stimmung vornehmer Wichtigtuerei ist da, der Sammlung und der angehäuften Werte, der Essenzen und Extrakte aus großen Summen von Erfahrungen und Beobachtungen; die bedeutende Stimmung ist da von Kernen, aus denen Wälder und Floren erwachsen können, die selbstzufriedene, selbstherrliche Stimmung, welche um Schlüssel webt, die dunkle Kammern der Naturgeheimnisse öffnen können. Die Luft, die man in Büchereien atmet, ist nicht die der übrigen Welt, nicht die der Wiesen und Wälder, wenn auch der Eigentümer in Wald und Wiese wohnt und große Fenster den Tag über geöffnet hält. Die Tage, die durch solche Räume ziehen, die Stunden, die hindurcheilen, nehmen unwillkürlich eine würdigere Gangart an. Denn hier ist heute nicht heute, eben weil es nicht gestern ist, eine Nummer neben der andern in der langen Frontreihe der Tage, sondern hier ist heute ein Ende und ein Ergebnis von gestern, ehegestern und vormals. Hier ist heute nicht eine Perle, eine echte oder gläserne Perle, die an der Schnur der Zeit eine nach der andern aufgereiht werden, sondern hier ist heute ein Faden in einem kunstvollen Gewebe, der durch viele andre greift und viele andre trägt, wie viele andre ihn tragen. Es ist notwendig, daß die Seele eines solchen Raumes auf die Seele des Bewohners langsam umgestaltend einwirkt.

Bernhard Menniken wollte, daß wenigstens sein Weib eine Künstlerin werde, wenn das Schicksal ihm diese selige Gunst versagte. Neidlos wollte er zusehen. Aber sie selbst hatte nicht den rechten Willen. Gewiß, den hatte sie nicht. Er mußte sie zu ihrem Berufe führen, wenn nötig, durch etwas Härte. Sie selbst würde es ihm später danken.

Sie standen sich gegenüber.

„Sei doch verständig, Bernhard. Ich kann ja nicht. Wie sollte ich meine Stümperei als etwas Ernsthaftes ausgeben?“

„Du willst nicht recht, Johanna.“

„Um Gottes willen, es geht nicht.“

„Es ist doch früher gegangen.“

„Ja, ehe ich dich hatte. Damals, als ich unglücklich war. Damals ... du weißt es ja.“

„Damals konntest du es.“

„Aus tiefer Not heraus. Damals weinte ich so viel, und die Geige half mir klagen. So kamen die kleinen Kompositionen zustande. Warum auch nicht, wenn einem zugleich die Melodien der Großen durch den Kopf gehen? Ach Gott, das ist ja alles so weit, so fern, so verblaßt wie eine Geschichte, die man irgendwo einmal gelesen hat. Ich bin ja jetzt so glücklich, Bernhard!“

Digitized by Google

„Das Glück ist also nicht gut für dich."

Sie erschrak.

„Damals konntest du es, als er plötzlich von dir fortging."

„Ja, als er . . . der andre fortging; damals, als das große Unglück geschah und Vater ein armer Mann war."

„Da verließ er dich."

„Er hatte ja schließlich recht; die Junker, welche Kaufmannstöchter heiraten, müssen Geld mitbekommen."

„Und da konntest du es."

„Lieber Bernhard, ich freue mich ja jetzt, daß es so kam, wie es gekommen ist, denn sonst hätte ich dich ja nicht gefunden."

„Wenn ich dich denn nun auch verließe — ?"

Sie starrte ihn groß an. Mit steifen Blicken . . . Dazwischen schluckte sie einmal . . . Sie sagte nichts, als hätte sie vor Schreck die Sprache verloren . . . Sie schien nicht einmal etwas zu denken. Wie betäubende Hammerschläge waren die Worte auf ihren Kopf niedergefallen. — — — Das dauerte lange. Auch er stand still, sagte nichts und sah sie an.

Da drehte sie sich ab und ging langsam hinaus.

Die drei grünen Lampen brannten auf den Tischen. Die aufgeschlagenen Bücher hielten ihren bedeutenden, stummen Vortrag. Die andern in den Schränken warteten still und vornehm, bis sie an die Reihe kommen würden.

In der Wochenstube war eine stille, lautlose Geschäftigkeit.

Am Morgen, als die erste Arbeit getan war, lag sie neben dem Kinde und sah es an. Mit offenem, steifem Munde sprach, rief, sang sie, alles in einem starken Laut, ein a — — ganz lang, ein o — — ganz lang, in gleicher Stärke und Höhe, und wieder dasselbe, und wieder neu, und wieder, eintönig wie die Sturmwinde blasen. — — Ein Stier steht allein auf weiter Ebene vor dem Himmel, und aus langem, geradem Halse kommen gerade, lange Töne. — Eine Löwin brüllt nachts in den Klüften des Atlas, während ein weißer Mond auf den Steinen und Öden Afrikas liegt. — — Ihre schwache, kranke Hand stand steif in der Luft, und Tränen flossen stetig aus ihren Augen, wie die Quellen gleichmütig in den Bergen laufen. Dazwischen lachte sie, wie die Winde im Gebirge hin und wieder um eine Felswand herumlachen, und ihr langes, dickes Haar lag neben ihr wie ein stiller Freund, der nur auf den andern horcht und wartet und nur nach ihm sich regt und bewegt — — — Mutter!

Die Geburtshilfe sah und hörte das nicht. Sie schafften und arbeiteten geräuschlos das Nötige.

Die Kranke wurde etwas gefragt, sie sah auf, antwortete, wünschte etwas, lächelte als Dank und sah wieder ins Leere.

Um sie herum war der eifrige, rücksichtsvolle Dienst der Wochenstube.

Es war ein schöner, stiller Wintertag.

Es ging alles gut. Johanna Menniken war so froh, daß die Schmerzen vorüber waren.

Die Uhr ging auf Mittag.

Sie schaute zu ihrem Kinde hin und lächelte glücklich. Sie schaute nach der Tür hin und lächelte.

Digitized by Google

So schaut man, wenn man endlich in Sicherheit, hinter Wall und Graben ist. Ach Gott, ja . . !

Da stürmte es draußen über die Steinfliesen des Ganges. Er kam. Er war da. Er riß die Tür auf. Er sprang herein. Er warf sich neben sie, er rief sie beim Namen, bei dem, den ihr Vater, und bei denen, die alle Zärtlichkeiten ihr gegeben hatten. Er lachte gewaltig und natürlich, wie die Winde im Gebirge um eine Felswand herumlachen. Dazwischen weinte er, und die Tränen flossen aus seinen Augen, wie die Quellen gleichmütig in den Bergen laufen. Er streichelte sie und liebkoste sie, und seine Hand hatte die Beredsamkeit von zwanzig Sprachen, wenn sie ihre Liebesworte sagen. Zwischen seinen Lippen sprudelte eine Quelle von Zärtlichkeiten und liebreichen Namen. Und in tiefen Untertönen sang seine Brust mit, seine Natur mit, ein tiefes a — —, ein langes o — —, wieder anders, wieder neu, und immer wieder neu und anders.

Was sonst im Zimmer war, hatte sich still zurückgezogen. —

In den gewaltigen Klang der Natur aus dem Munde des Mannes und Weibes wimmerte kläglich das Kind hinein. —

Der Tag verging. Der folgende auch. Wie die Hochflut der Ereignisse und Gefühle fiel und in das breite Bett der gewöhnlichen Ordnung zurückkehrte, war wieder der niedrige Wasserstand des Alltags da. Er saß an seinen Arbeiten. Oftmals kam er herüber, mit kleinen Artigkeiten oder zu Dienstleistungen. Er wünschte sehr und tat alles, daß sie bald aufstände. Sie merkte wohl, daß diesen Wunsch hauptsächlich jener andre eingegeben hatte, möglichst bald zurückkehren zu können nach Paris, zu seinen Akten und Dokumenten. Es schien nichts in ihm sich verändert zu haben.

Die Furcht erhob sich wieder in ihr, jene schreckliche Furcht . . .

Sie erhob sich am Horizont ihrer Seele, wie ein riesengroßes, starres, graues Gespenst sich hebt am Rande einer sommersonnigen Landschaft — — man sieht es, man will den Blick wegwenden und muß beständig hinstarren; die Poren pressen vor Angst den Schweiß heraus, der lau und kalt vor der Stirne steht; die ganze Natur starrt hinaus, schaut, hat den Mund offen, schluckt und starrt immer hinaus; Heuschrecken und Bienen halten plötzlich ein — was ist es so still allüberall? — die Winde haben sich schon längst aus unsäglicher Furcht in ihre tiefsten Höhlen am andern Ende der Welt verkrochen; das lose Sommergewölk ist starr wie an die Himmelswand genagelt; die Bäume bewegen keinen Zweig, stehen steif und steinern wie die Korallenbäume im Grunde der Meere; warum sind alle Bäche versiegt — ? — —

Entsetzlich . . . !

Solche Stimmung war unversehens über das Weib gekommen.

Da ermannte sie sich eines Tages. Als er am neunten Morgen sich nach ihrem Befinden erkundigte, richtete sie sich zum Sitzen auf, zog ihn zu sich nieder auf den Bettrand — —

„Weshalb schaust du so bang drein, Johanna?“

Allmählich quollen in ihren Augenwinkeln Tränen und liefen über den Rand. Sie schaute auf das neben ihr schlafende Kind, entzündete ihre Blicke an diesem kleinen Leben, und sie fragte mit warmen Augen: „Bist du nun mit mir zufrieden, Bernhard?“

Digitized by Google

Er schaute sie fragend an.

„Du warst es nicht", sagte sie leise mit zuckendem Munde.

„Ich nicht zufrieden mit dir — ?"

„— Bist — — es nicht?!"

„Nun sprich aber doch verständig, Johanna."

„O ja . . . ich" — sie weinte laut auf — „ich kann doch nicht . . . ich weiß es, du wirst mich verlassen . . . du warst fort und willst auch jetzt wieder fort . . . du drohst mir . . . vielleicht hast du recht, vielleicht, wenn du mich unglücklich machst, kann ich wieder . . . Willst du mich darum unglücklich machen?" . . . Sie nahm das Kind auf und reichte es ihm dar. „Sieh, ich habe dir gegeben, was ich geben konnte. Unter Schmerz und Qual habe ich es getragen und geboren, dein Kind, mein Kind, unser Kind . . . Hast du es denn nicht lieb, unser Kind?"

Das Weib weinte. Das Kind fing an zu schreien. Er sah voll Mitleid auf beide nieder. Aber er mußte sich sagen, er hatte das Kind nicht besonders lieb. Das Kind war eigentlich noch gar kein Mensch. Es war mehr ein Wurm und ein Tierchen. Darum konnte er nicht so schnell auf seinen Wunsch verzichten. Aber das wollte er ihr nicht gesagt haben, jetzt in dieser Lage —

Sie verstand. Schnell und tonlos: „Laß mich . . . bitte, allein."

Er, schwerfällig, verwirrt, tat ihr den Willen. War sie plötzlich krank? — daß sie ihn nicht brauchen konnte? Er ging hinaus.

Und ein Tränenstrom brach aus ihren Augen. Sie weinte, schluchzte, jammerte. Das Kind auf ihrem Schoße weinte und schrie. Sie achtete des nicht. Sie nahm es wieder auf ihre Hände und bot es nach der Stelle hin, wo er gesessen.

Sie tat es wieder und wieder, und das Kind schrie.

Mit einem Male geschah es, er konnte nicht sagen woher und weshalb, sie fiel vor ihn nieder, wie ein reifer Apfel einem vor die Füße fällt, wenn man unter den Bäumen sinnend wandelt, die Erkenntnis des tiefen, seelischen Harmes, seiner großen Lebenssehnsucht: Sehnsucht nach Einfachheit und großen Werten. Wie er nun nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt wieder ins Land hinausfuhr, nördlich vom Nordseekanal und den Städten in die Käseprovinz nach dem Helder zu, und das Meer sah und hörte, da stand das dunkle Sehnen seiner Seele in Bild und Gestalt vor ihm. Zwischen Wik und Egmond aan Zee lag er einsam viele Tage. Die Dünen waren hoch, ein mächtiger Sandwall, den das Meer in einer moralischen Stunde, seinen Jähzorn und zeitweilige Unberechenbarkeit kennend, vor sich selbst aufgetürmt hat. Hier war Natur in ungeheurer Einfachheit des Bildes. Wohl ist auf einer ländlichen Ebene mehr Leben in den unzähligen Gewächsen, aber welches Auge vermag es einheitlich aufzunehmen? Hier war auch Natur in gewaltiger Einfachheit des Tones: Ein Geräusch, stärker oder schwächer, doch immer das eine selbige Geräusch. Welches Ohr kann die tausend Stimmen von Wind und Vogel im Walde fassen! Hier war ein Laut, das einsame Gebrüll der Bestie Natur, welche aus den fernen Höhlen der Welttiefe ruft. Und vor der ewig drängenden Bewegung fühlt man sich den elementaren Maschinenkräften des Weltgrundes gegenüber.

Oben Himmel, unten Meer, die sich in nassem Gewölk vereinigten,

Digitized by Google

davor der lange Zug der sandigen Küste, der sich ins Unbegrenzte verlor. Wie ein riesenhafter, urweltlicher Knochenkiefer war der Dünenzug, in dem die Sandhöhen wie Zähne staken. In diesem ungeheuren Riesenmaule, welches das Universum so weit aufzusperren schien, daß man gegen die Gaumendecke des Himmels sah, bewegte sich die Meeresfläche wie der Rücken einer gewaltigen Zunge, welche überlaut, aber kindisch und einsilbig ein Wort lallte: Leben. Das einzige Wort, das die Zunge der Welt zu sprechen versteht: Leben! Zehntausendmal.

Bernhard Menniken, auf der Höhe der Düne sitzend, sah ein primäres Stück Welt, lernte einen elementaren Abriß, ein Abc der Natur kennen.

Wenn er sich, im trockenen Sande liegend, vom Rücken auf den Leib drehte, sah er auf die Fläche der Provinz Nordholland hinab, welche im Westen gegen das Meer vom Dünenzuge, im Osten gegen die Zuidersee von starken Deichen geschützt wie ein flacher Riesenteller mit hohem Kranze an der nordwestlichen Tischkante der Tafel von Europa steht, dessen Kultur noch immer den guten, bürgerlichen Mittagtisch des Welthaushaltes darstellt. Viele Stunden, Tage sah er hinab in das Kennemerland, das in seiner Fruchtbarkeit sich ausbreitete wie eines der sieben fetten Jahre Ägyptens. Allmählich *sah* er das, was er schaute ... Da wußte er mit einem Male, *was eine Landschaft ist.*

Der Schatz seines Wissens war nicht um eine Münze reicher geworden, sondern sein Wesen war durch diese Erkenntnis gewissermaßen chemisch verändert worden. Er sah zum ersten Male ein Stück Welt und damit *die* Welt, wie sie wirklich ist. Er sah die Welt zum ersten Male als *Objekt*, als außer ihm stehend, als seinem Subjekt wenn nicht über-, so doch gleichgeordnet. Ein gewaltiges Staunen durchrüttelte ihn; denn es war ihm, als ob Tag geworden wäre, wo vorher Nacht war, nicht so wie in der Natur, wo die Dämmerung den Morgen langsam heranleitet und der Morgen allmählich zum hohen Mittag steigt, sondern wie es in einem Zimmer, dessen Läden dicht geschlossen waren, Licht wird, wenn sie am Tage aufgerissen werden und der grelle Mittag gleich einer Meerflut rollend hereinbricht. Es war ihm, als ob er als Kurzsichtiger ohne Vorwissen eine scharfe Brille getragen, welche die Außenwelt lieblich verkleinert, und nun plötzlich nähme ihm jemand die Gläser vor den Augen weg, und alle Dinge wüchsen und würden groß und größer ins Riesenhafte. Die Wirklichkeit richtete sich vor ihm auf, majestätisch, wie ein liegender Löwe langsam vom Boden aufsteht und den gewaltigen Kopf erhebt. Und ein wenig Furcht wohl mischte sich dem Staunen bei, die anmaßenden, zudringlichen Fragen nach Wahrheit und Irrtum zogen sich zurück, und stehenzubleiben wagte nur der Geist, den die Ehrfurcht erfüllte, die Ehrfurcht vor der Wirklichkeit. Und aus längst vergangenen Jahren klang ihm ein Wort merkwürdig fern und doch deutlich vernehmbar ins Ohr: „Du willst andre nach deinen Ideen umformen, wider Recht und Natur. Du stellst dich über, nicht neben oder unter die Natur und die Wirklichkeit.“ Was er damals in der schweren Stunde der Ehekrisis leidend und von den Tatsachen bezwungen an sich *erfahren* hatte, das *erkannte* er nun freudig mit freiem Verstande. Und ein merkwürdiges Licht war über jenes ferne Ereignis gebreitet. Es war ihm, als sähe er es wieder ganz nahe, als wäre er wieder an demselben Punkte, und doch nicht so, an demselben Punkte, aber darüber in der

Digitized by Google

Höhe. Es war eine Empfindung, wie man sie wohl hat, wenn man von Italien die Alpen durch die Schraubentunnels heraufährt und plötzlich, wo die Strecke zutage tritt, tief unter sich den Schienenstrang, auf dem man vor kurzem fuhr, in den Berg hineineilen sieht. Und zugleich erkannte er, daß es ihm mit dem Volke und der Heimat ähnlich ergangen: Sein Weg war vom Volke ausgehend durch wunderliche Strecken und Kehren zum Volke zurückgekehrt, und doch hatte er nichts mehr mit ihm zu tun, er stand außer ihm, das heißt über ihm in Höhe und Umblick. Die Erkenntnis der Art und Bestimmung des unverändert gebliebenen Stammes war mit dem Verluste der Gemeinschaft bezahlt und das Verlorene durch den Gewinn der Weisheit ersetzt. Der Kreis ist die Ruhe der Welt.

Dieser Augenblick war der wichtigste in Bernhard Mennikens Leben. Er fühlte auch, daß er der wichtigste war, seine geistige Wiedergeburt. Und als ob er seine frühere Daseinsform und die Denkart vom erhabenen Subjekt zum Schlusse, da sie endgültig abgelegt waren, noch einmal verhöhnen wollte, forschte er in der Natur nach Zeichen, die diesem wichtigen Augenblicke seines Lebens entsprächen: Er zog seine Uhr, sie zeigte Mittag und 20 Minuten, der Wind strich wie gewöhnlich vom Meere und machte die Dünengräser leise klirren, eine Windmühle drehte ihre langen Flügel wie gestern und ehegestern gemächlich am Kanal, am Fuße der Düne rupfte eine dumme Kuh wie immer den Rasen. Wie er sie fest ins Auge faßte, schaute die Kuh auf, sah ihn an mit dem glotzenden Blicke unermeßlicher Dummheit, kaute dabei einmal an dem Gras im Maule, hielt ein — und wandte sich wieder hin zum grünen Wasen. Bernhard Menniken lächelte, lächelte . . .

Nun erlauben Sie mir eine Frage, verehrter Herr Professor, warum begnügen Sie sich damit, auszulegen und nachzuschaffen? Warum erfinden Sie selbst nicht? Es ist ehrlich gemeint, wenn ich sage: Sie können es."

„Ich kann es nicht, mein lieber Herr Menniken, ich bin nur ein Professor der Philosophie, kein Philosoph."

„Nein, nein . . ."

„Ich will Ihnen aber auch genauer das Warum sagen: — ich weiß zu viel."

„Sie wissen . . ."

„ . . . zu viel. Ja, das ist es!"

Tiefes Schweigen. Die Lampe summte.

Unwillkürlich entfuhr es Lothar Menniken: „Das verstehe ich nicht."

„Ich verstehe, daß Sie das nicht verstehen", sagte freundlich der Greis. „Es ist auch für Sie gar nicht wahr und es ist nicht gut, wenn Sie meine Worte glauben. Für Sie ist es keine Wahrheit, darf es wenigstens keine sein. Es gibt nicht eine Wahrheit. Es gibt so viele Wahrheiten, als es Köpfe gibt, stark genug, eine Wahrheit auszuprägen. Es gibt alte und junge Wahrheiten und unter diesen wieder Wahrheiten für Alte und Junge. In diesem Sinne kann man wohl sagen: Alles ist Wahrheit, es muß nur gehörig behauptet werden. Wir verstehen uns, nicht wahr, und meinen kein kindisches Rechthabenwollen. Ein Beispiel ungeheuerlicher Behauptung, nicht Beweises — wer will überhaupt auf der Welt

Digitized by Google

etwas beweisen? — seiner Lehre war der Nazarener, nämlich Behauptung durch seine Persönlichkeit, seine Taten, sein Leben und Sterben. Darum ist das Christentum eine von den vielen Wahrheiten."

Und wieder tiefes Schweigen. Der Alte trank bedächtig seinen Wein aus. Der Hausherr vergaß nachzuschenken. Er saß in tiefem Nachdenken. Lothar bediente. Frau Menniken, die eine Hand vor den Augen, meinte leise: „Es ist mir, als verstände ich Sie."

„Nun?"

„Sie glauben nicht naiv und unbefangen an sich selbst."

„Ja, gnädige Frau," fiel der Gast ein, „Sie verstehen. Sie fühlen, welche Kraft des Selbstvertrauens, welche Stärke des Ichbewußtseins notwendig ist, um das skeptische Gewissen und die historische Kritik, diese bösen Feinde alles Neuentstehenden, totzuschlagen oder wenigstens für die Bauzeit zu knebeln; denn die schufen, das waren bisher nur die Einseitigen und Eigenwilligen, die starken Geistes und Herzens waren, die das hatten, was der Franzose den esprit fort nennt, Tyrannen des Geistes. Auch viel Selbstliebe müssen die haben, die der großen Welt des Seins ihre kleinen Welten des Scheins entgegenzusetzen vermögen. Oder sagen wir lieber Ehrfurcht vor dem Ich, während wir andern zu viel Ehrfurcht vor dem Außer-Ich haben. Diese Unterscheidung der Welt scheint mir nämlich die einzig mögliche. Doch in diesem Augenblicke bin ich schon einer von diesen Verwegenen. O die Schaffenden! Die den lächelnden Übermut haben, als kleine Götter ihre Skizze, ihr Stenogramm des Weltbildes für die Welt auszugeben und es sogar fertig bringen, beleidigt zu sein, wenn man ihnen nicht glaubt. Ich habe nicht die heitere Ursprünglichkeit, die gottlose Unbefangenheit. Ich bin keiner von denen, die tun müssen, was sie nicht lassen können. Sie verstehen also, daß ich kein Philosoph bin."

Er schwieg. Er lächelte, an seinem Glase drehend, nieder auf den Tisch. Und vergaß nicht des guten Weines.

Alle schwiegen. Bis Frau Menniken die gefalteten Hände zum Greise hin erhob und sagte: „Bitte."

Da nahm er das Gespräch wieder auf:

„Die Philosophen sind nicht die Vielwissenden, sondern die Starkwissenden. Nicht der Umfang, sondern die Intensität macht den Philosophen. Ein Wald entsteht nicht durch geistvolle, wohlüberlegte Zusammenstellung von Stämmen, Ästen und Blättern, sondern aus oft zufällig und leichtsinnig gesäten Kernen. Sehen Sie, auf die unheimliche Kraft der Kerne kommt es in der Welt an ... ach, was rede ich. Gnädige Frau, Sie sollten uns etwas von dem Leben einer Hausherrin, von Ihren Erfahrungen mit Menschen und Tieren berichten. Das wäre interessanter."

„Bitte", sagte wieder Frau Johanna Menniken. Und er konnte nicht widerstehen.

„Sie haben also, verehrte Frau, wohl die Kraft und — Unzulänglichkeit der Philosophen gesehen. Was sie geben, sind nur Perspektiven — wir können nämlich große Komplexe nicht anders als perspektivisch zeichnen —, Weltbilder, gesehen aus einem, allerdings überaus scharfen Auge. Aber die Perspektive ändert sich mit dem Standpunkt, Gesichtswinkel und Helligkeit. Was dem Schauenden nahe ist, wird klar und

Digitized by Google

richtig gesehen, alles übrige aber notwendig verkleinert oder verzerrt. Ich habe nicht die lächelnde Ursprünglichkeit, die gottlose Unbefangenheit, solche Perspektiven zu zeichnen. Ich bin keiner von denen, die tun müssen, was sie nicht lassen können. Und, meine Freunde, ich liebe das, was da in die perspektivischen Richtlinien gewaltsam hineingekramt wird, all das ungeheure, ewige Leben, und ich will dieses letzte Glas, wie ich bei allen kleinen Feiern — und ich feire sehr gern — zu tun mir erlaube, mit dem wundervollen Spruch erheben, den zwei deutsche Dichter, der eine geprägt, der andre in Umlauf gebracht haben: »Es lebe das Leben!«

Es lebe das Leben!

Rundschau

Nach dem Schiller-Tage

Allgemeineres

Im Jahre 1905 war ein wertvoller Anlaß, eine latente, noch immer vorhandene Gesinnung, eine im stillen lebendige und wirksame Liebe und Verehrung, die man unterm Eindruck einer allzu lauten Öffentlichkeit längst tot geglaubt hatte, wieder zu entdecken, laut auszusprechen, festlich zu dokumentieren. 1909 lebte diese Gesinnung schon allenthalben, und es war nicht einmal mehr so nötig, sie zu bekennen. Man hatte sie nur zu pflegen; der Festtag war diesmal am besten als Gelegenheit zur stillen Einkehr zu betrachten, zur andächtigen Besinnung, zur besonderen Freude an einer Liebe und Verehrung, deren man im Bewußtsein Tausender von Gleichfühlenden doppelt froh war. Man hatte wieder einen Schiller, der mehr als Vergangenheit war, den die Gegenwart brauchte und der in eine freudig angestrebte Zukunft wies, — noch immer wies, wie vor hundert Jahren. Man hatte zurückgeblickt in unzähligen Aufsätzen auf eine mehr als hundertjährige Entwicklung, während der Schiller immer wieder der Nation in allen ihren Kämpfen Helfer und starker Freund gewesen war: man hatte das junge Bürgertum des 18. Jahrhunderts in seinem ersten Erwachen zur Selbständigkeit gesehen, das Bürgertum des beginnenden 19. Jahrhunderts in der Begeisterung der Freiheitskriege und in seiner Sehnsucht nach nationaler Einigung, das Bürgertum der vierziger Jahre und das von 59 mit seinen nationalen und freiheitlichen Forderungen, den politischen Liberalismus des letzten halben Jahrhunderts — und alle diese, so vielfach voneinander verschiedenen Bestrebungen hatten Schiller zu ihrem Bundesgenossen gemacht, sich auf ihn berufen und ihre Begeisterung an seinen Gedanken genährt. Man hatte endlich im Festjahre selbst von 1905 Schiller für die verschiedensten Strebungen in Anspruch genommen. Nun war doch wohl zu guter Letzt die Möglichkeit da: aus allen diesen Rückblicken und dieser ganzen neu erwachten und auf allen Seiten lebendigen Begeisterung die eindringliche Lehre zu ziehn. Die Lehre, daß Unrecht tat, wer Schiller nur als Anwalt irgendeiner all dieser einzelnen geschichtlichen, in der Zeit befangenen Bestrebungen betrachtete. Man sollte denken: Aus der allgemeinen Begeisterung von 1905, in die dank der neu erweck-

Digitized by Google

ten geschichtlichen Erinnerungen die Begeisterung eines ganzen Jahrhunderts und seiner vielfältigen Entwicklungen mit hineinfloß, mußte ein Bild Schillers emporwachsen, wie es Goethe gesehen hatte und nach ihm wohl alle Unbefangenen sehen und alle Ehrlichen unter ihnen bekennen mußten. Nur in der Ganzheit seines Wesens war Schiller zu begreifen, nicht als Parteimann irgendwelcher Art, und nur als universeller Geist, nicht als Spezialist irgendwelchen „Fachs". Es war zu verlangen, daß man endlich mehr als zeitgeschichtliche Tendenzen in seiner Person verkörpert sah und begriff, wie es sein Genie zum Talente herabwürdige, wenn man ihn für irgendwelche „Ideale" niederer Ordnung in Anspruch nahm. Man hat so viel schon von der nationalen Bedeutung Schillers zu hören bekommen: hier war die Gelegenheit, seine nationale Bedeutung an uns selbst lebendig und unmittelbar zu erleben. Hier bestand einmal die Möglichkeit zu einer Einigung der Nation, zu einer kulturellen Gemeinsamkeit. Daß er „wieder unser geworden" war, das versicherte man allenthalben. Hieß das nicht: er gehört nun wieder der Nation als einer Kulturgemeinschaft? Und: er gehört ihr als Schöpfer und Träger allgemeiner, großer, menschlicher, von aller Zeitgeschichte, von allen Sonderwünschen, von allem nur Fachlichen gelöster letzter Entwicklungsstrebungen?

Nun durchprüfe man, solche Gedanken im Kopf, die Zeitungen vom 10. November 1909. Man wird wohl in den meisten Fällen die alte Tatsache bestätigt finden, daß ganze Schichten der Nation noch immer von der großen Kulturgemeinschaft ausgeschlossen sind oder sich selbst ausschließen. Jenen Schiller, wie ihn Goethe kannte, den Schiller des höchsten persönlichen Kulturideals, der Versöhnung von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, der ästhetischen Erziehung, die über alle Kunst wie über alle Moral hinausführt, den Schiller, den uns auch Gleichen-Rußwurm im vorigen Hefte zeichnete, den besitzen vorläufig immer noch nur enge Kreise der Nation. Die übrigen halten sich nach wie vor an „das Greifbare". Da ist noch immer gelegentlich der moralische Schiller, der sich durch die widrigsten Schicksale hindurch mit höchst anerkennenswertem Eifer zu einer so hochgeachteten Stellung durchgerungen hat. Da ist der germanistisch durchschaute Schiller. Da ist neben dem nationalen der internationale Schiller — der sich so gut wie jener mit Zitaten belegen läßt. Was denn zum „Beweise" wacker geschieht, „unentwegt" bei der „Bourgeoisie" wie beim „Umsturz". Die einen halten treu an dem gipsernen Epigonenideal fest und dichten Prologe, die andern kennen nur den Revolutionär und Dichter der Freiheit, die sie meinen. Auf der einen Seite heißt er „der große bürgerliche Schriftsteller", auf der andern Seite steht es ebenso fest, daß nur die stark zurückgebliebenen deutschen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts ihn verhinderten, die Sache des Proletariats zu führen. Und so ward die Feier wieder nur Anlaß zur Polemik zwischen den Parteien, sie, die alle Parteien über sich hinaus weisen sollte.

Man könnte Schiller einzig und allein für eine Tendenz in Anspruch nehmen. Aber die läge in beträchtlicher Höhe über allen Parteitendenzen und verlangte zu-

Digitized by Google

nächst deren Versöhnung. Nach Versöhnung der Gegensätze und Widersprüche ringt Schiller in seiner gesamten Lebensarbeit. Von der Versöhnung der Widersprüche in der geläuterten und durch sich selbst erhöhten Persönlichkeit geht alle Hoffnung bei ihm aus. Wir haben wieder genug darüber zu hören bekommen, was Schiller dem deutschen Volke gewesen ist. Viel zu wenig aber darüber, was er ihm gerade in dieser die harmonische Persönlichkeit so schwer bedrohenden Zeit ist oder sein kann, wenn man ihn in der lauteren Kraft und unentstellten Schönheit seines Wesens auf sich wirken läßt: ein Führer und Helfer zu der gesunden und starken nationalen Gesamt-Kultur, die wir anstreben.

Hermann Ullmann

Von der Lyrik

Jeder erneute Versuch, ins Innere lyrischer Gedichte, ins Wesen der Lyrik einzudringen, führt aufs neue zum Anblick des reizvollen Schauspiels, wie die Persönlichkeit, gewollt oder nicht, hier am reinsten alle Kunst durchdringt und bestimmt. So sehen wir wieder ein paar Dichter von nicht wesentlich verschiedenem Alter, Teilhaber einundderselben — „modernen“ — Kultur, ganz verschiedenartige Lyrik hervorbringen. Der unabänderliche, zu irgendeinem Teil stets noch im Unbewußten ruhende Inhaltskern der Dichterseele schafft sich, bei ungefähr gleichen Formensmöglichkeiten, in jeglichem Fall seine eigne Form. Mit gleicher Redlichkeit wollen die drei Persönlichkeiten, denen diese Betrachtung gilt, im Schönen die Schlichtheit; und doch gelangt ihr Dichten zu drei unterschiedlichen Ergebnissen.

Cäsar Flaischlen vereinigt Altes und Neues unter dem Titel „Zwischenklänge“ (Berlin, Egon Fleischel & Co.). Der handliche Band darf für die Kennzeichnung des ganzen Flaischlen verwertet werden, obwohl er nur eine Zwischengabe unter anspruchsvolleren Werken sein soll, namentlich den Freunden dargeboten, „ohne besonderen Ehrgeiz“. Der ins Berlinische eingewohnte Schwabe zeigt sich hier doch, in mehreren Tonarten, von sämtlichen Wesensseiten. Wenn das Vertrauliche überwiegt, so läßt uns dies nur mit um so mindrer Hemmung nähertreten. Die zwei Dutzend sangdienlichen Perkeo- und Scholarenlieder aus feuchtfröhlichen Zeiten (aus den Jahren 1887—1894) sollen und können natürlich über den Gereiften nichts mehr aussingen und -sagen. Dafür sind sie immerhin unverächtliche Zeugnisse vom zurückgelegten Weg, beachtenswert schon darum, weil sie keinen Widerspruch zum nachmals Gewordenen verraten, vielmehr die Grundgesinnung der späteren auch für die jungen Jahre bestätigen. Noch stärker dürfen die kleinen Sachen „Von Festtagen und Werktagen“ mitgelten; das Gelegentliche, das sie bringen sollen, ward gelegentlich (so gleich in dem eröffnenden zart impressionistischen „Lied des Lebens“) zum unbeschränkt Lyrischen.

Was die „Zwischenklänge“, klärlichst durch die Gruppen „Stimmungen“ und „Briefblätter“, uns über ihren Sänger vernehmen lassen, stimmt zu dem Klang seiner früheren Dichtung: Cäsar Flaischlen ist ein Idylliker ohne träges Idyllikerbehagen, dem Willen nach ein Sucher durchs Leben hin, den jedoch alles Betrachten, inneres und äußeres, sicher zum Preis der stillen Naturfreuden,

Digitized by Google

der rechtlichen Vernunft, des beschaulichen Eigenfriedens, zur normalmenschlichen Idylle heimführt:

„So müßte es immer sein ...
so auf der Höhe stehn
in goldener Sonne
und rings das Land
in heiterem Sommerfrieden
mit fröhlichem Liebe bei fröhlicher
Arbeit ...“

Die Wärme des Empfindens, die Selbstbescheidung im Schauen, die Wahrhaftigkeit in Sein und Sagen vereinten sich ihm zu einer lyrischen Form von nicht weiter zu treibender Schlichtheit. Wie die Scheu vor verbrauchtem Klingklang früher schon diesen Dichter zur Veröffentlichung von „Gedichten in Prosa“ („Von Alltag und Sonne“) bestimmte, so läßt sie ihn auch in den „Zwischenklängen“ lieber der Prosa als einer Verkünstelung sich nähern. Öfters kommt er dabei der Prosa allzu nahe, indem er nicht genug Unwesentliches ausmerzt, zuweilen bewußt holpernden Rhythmus ins Gedicht zwingt, Gemeinplätzliches vorträgt (zum Beispiel: „man kann nicht immer gut Wetter verlangen ...“ oder „ein jeder hat das Schicksal, das er sich selber schafft ...“) oder indem er skizzenmäßige Teil-Einfälle zum Gedichtganzen auseinanderfalten will.

Dennoch dringt das Positive der Persönlichkeit oft bis zur gut poetischen Wirkung durch. Die anspruchslose Fassung erweist sich bei genauerer Prüfung als das Gegenteil von lässiger Arbeit, als Erzeugnis streng geschulten Geschmacks und liebevollen Mühens. So geht ein feiner, legitimer Unmittelbarkeitreiz von diesen gleichsam halblaut hingesprochenen Landschaftsstimmungen („Nun kommen jene stillen klaren Tage ...“, „Es ist wie Sonntag ...“, „Nun sind auch die Spinnen da ...“ usw.), von der Hausmannsweisheit dieser „Briefblätter“ auf den einfühlenden Leser über.

„Die Gedichte“ von Max Bruns (verlegt bei J. C. C. Bruns, Minden-Westfalen) umfassen nicht gerade das gesamte lyrische Schaffen des Verfassers, doch aber so viel davon, wie dieser heut als seine rechtbürtige Lyrik vertritt. Sie reichen von 1893 bis 1908, von den frühen dichterischen Anfängen des 1876 Geborenen bis zur Gegenwart und damit, wie dem Nachwort zu entnehmen, bis zum Abschluß seines lyrischen Schaffens. Diese gesiebte Ernte von fünfzehn Jahren, ein noch sehr ansehnliches Erträgnis, gibt also ein ganzes lyrisches Werden, die Spiegelung einer Mannesjugend.

Die „Jugendgedichte“ strotzen von Frische und Sinnlichkeit. Das Verlangen nach dem Weib wird wiederholt rückhaltlos ausgedrückt, Liebesvereinigung mit glühenden Farben ausgemalt. Im einsamen Frühlings-Morgenritt, im Wandern mit dem lenzjungen Weib durch blühende Lande, in der Lust an Sonne und Wald und Meer kommt echte, sichtlich glückhafte Jugend zu Wort. Liebe und Daseinsfreude sind der Inhalt. Die Form sitzt gut und scheint mit wenig Mühe gefunden; sie bekundet angeborene Beredsamkeit, die vom Reiz des Verhaltenen nichts wissen will und sorglos vergrößernd alle Naturerscheinungen zur heftigen Teilnahme an jungmenschlichen Liebesstimmungen aufstachelt. Da ist die Nacht „veilchenschwül“, in den „heißen Kelchen“ der Rosen wohnt „zitterndes Verlangen“, der Sterne Heer „ist mit seinen ungezählten Funken in mein junges, heißes Herz gesunken“ oder „Es

Digitized by Google

braust ein Wirbelwind, der sehnt sich nach dem Meer . . .".

Den zweiten Abschnitt, „Von Kraft und Schönheit", leitet der hübsche Spruch ein:

„Sei nur wahr,
dann wird dir alles Dichtergeheimnis offenbar.
Werde nur schlicht:
dann ist dein ganzes Leben ein Gedicht."

Nun ist es bei der beredsamen Grundanlage, die wir kennen lernten, nicht möglich, daß der Dichter zur alleräußersten Schlichtheit gelange. Doch spüren wir im weitern wohltuend das Streben, wahr zu bleiben und schlicht zu werden. Gedichte etwa wie „Vorfrühling" oder „Ein Dörflein":
„Ein Dörflein weiß ich, lachend hell,
in vollem Kirschenblütenduft . . ."
bedeuten hier das beste Gelingen.

Das soziale Gefühl macht sich nun bemerkbar, die Liebe gewinnt an Innigkeit, was sie an Glut und Prunk verliert. Vielerlei objektive Lebensbilder, auch zahlreiche Übertragungen moderner Franzosenlyrik stellen sich ein. Das Ich mäßigt sein Allbegehren, die Farben werden zarter, ein verklärender Schimmer liegt über dem Ausgang. Im ganzen aber ist die Bekanntschaft aus den Jugendgedichten dauernd durchzufühlen: eine schönheitempfängliche, durchaus lebenbejahende Natur, im künstlerischen Schaffen halb nach außen gewendet, Bilden unwillkürlich mit einigem Reden durchtränkend. Ein festzuhaltender Sonderton wird nicht erlauscht, doch klingt es größtenteils natürlich und geschmackvoll und demnach erfreulich.

Eigen bewegt den Leser die gesammelte Lyrik aus einer andern Mannesjugend: die „Gedichte" des jung gestorbenen Grafen Wolf von Kalckreuth, die im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen sind. Träger eines so ehrenreichen Namens, jung, ein Dichter und dem frühen Tod geweiht: dies Schicksal rührt schon im bloßen Sagenhören. Lernt man nun den dichterischen Nachlaß kennen, so muß die Teilnahme sich noch steigern. Man erfährt's im einzelnen nachdrücklich, beides: daß in Wolf Kalckreuth ein geborener und bereits hoch entwickelter Künstler lebte, und daß er tief gelitten hat unter seinem Schicksal, das er nicht einmal für tragisch erachten konnte:

„. . . In Qual und bittres Lachen treibt uns
Ein schrecklich-kleinliches Gebot.
Und still und ohne Glanz zerreibt uns
Die Last des Niedern bis zum Tod."

Noch weniger zweifelhaft als diese Worte gehen fast sämtliche Gedichte (es sind ihrer gegen hundert) auf den Fluch, der seinem hoffnungreichen Leben allzufrühe Zerstörung durch Krankheit verkündete. Die ganze Sammlung ist eine große, unendlich bittere Elegie, die unermüdlich in immer neuen, erstaunlich neuen Variationen des Dichters eignen Tod betrauert.

Welche Möglichkeiten mit diesem neuen Novalis starben, wie weit das besondere Lebensleid, dies „Zertrümmert durch ein mißgeformtes Los", Antrieb zum Dichten oder Ursache der edlen Monotonie war, das läßt sich aus seinen Versen allein nicht gewiß deuten. Unverkennbar jedoch spricht aus ihnen eine außerordentliche Kultur des Denkens, Sehens, Redens und Reimens. Kalckreuth meisterte die Form, und nicht nur die äußere, mit gelassener Anmut. In den vielerlei Gesichten, die seinem

Digitized by Google

Schmerz entwachsen, offenbart er nicht geringe Erfindergabe. Seine Wortkunst verbindet Schlichtheit und inneres Pathos. Und solche Seelenpein so in lautere Kunst wandeln, beweist echtes Dichtertum. Aus dem fast gleichmäßig Ergreifenden zum Schluß eine ergreifende Probe:

„Gebleicht von der Laternen grellem Schein
Verweht mein Schatten an den kalten Mauern,
Und trunken bin ich wie von schwerem Wein
Von Müdigkeit und schmerzlichem Bedauern . . .

Jedoch im tiefsten Schlaf schmilzt bald mein Trauern.

Ich sinke hin in abgrundkühles Meer,
Das sich in sternenlosen Nächten breitet.
Und sieh, es ist mein Haupt, das stumm und schwer
Sich neigt und seine Augen qualvoll weitet . . .

Und rücklings in die dunklen Fluten gleitet.

Noch trägt mein Fuß mich zu dem Lager hin,
Dem schlanke Kerzen weißen Glanz entfachen . . .
Erloschnes Licht, laß ruhn den kranken Sinn,
Laß ruhen meinen Leib, den allzu schwachen —

O Schlummer ohne Träume noch Erwachen!“ Willy Rath

Die Wahrheit in Kampfstellung und die Wahrheit Gewehr bei Fuß

Wenn es gilt, den Irrtum eines ganzen Zeitalters, also einen herrschenden, übermächtigen Irrtum zu bekämpfen, so muß man sich mit der ganzen Kraft dagegenstemmen, man muß angriffsweise verfahren, man muß den Gegner befeinden, man darf seine Blößen ausspähen und braucht sich nicht einmal davor zu scheuen, ungerecht zu verfahren. So haben die Bahnbrecher unsrer deutschen klassischen Literaten getan, die Herder und Lessing. Ihre kriegerischen Urteile brachten uns Erlösung, und dafür segnen wir sie und danken wir ihnen.

Allein wenn der Gegner längst niedergeworfen ist, brauchen wir keineswegs in der Kampfstellung zu verharren und die im Kampfeseifer gefällten Urteile unbesehen zu den unsrigen zu machen. Tun wir das, so schädigen wir unsre Einsicht und handeln auch nicht in der Meinung unsrer Erlöser. Lessing würde über einen unschädlichen, ich meine, einen unser deutsches Drama nicht mehr bedrohenden Corneille andere, gerechtere Aussprüche getan haben, als damals über den von ganz Europa gepriesenen König der Tragödie. Wir haben nicht mehr nötig, Corneille die Größe abzusprechen, Boileau einen Pedanten zu schmähen und die einfältige Behauptung vom eintönigen Humpeltrapp des französischen Alexandriners ewig zu wiederholen, nicht mehr nötig, auf Euripides und Seneka herumzutreten, Virgil herunterzusetzen und Ovid und Horaz den Dichtertitel abzusprechen, wir brauchen nicht, weil Herder uns den Wert der dichtenden Volksseele offenbart und das Volkslied als Medizin gegen den klassischen Kunstdünkel empfohlen, die großen Kunstformen verächtlich beiseitezuschieben und in alle Ewigkeit das Heil des Dichters in den kleinsten Kunstformen zu suchen. Es bleibt ja gewiß wahr,

Digitized by Google

in der Lyrik erweist sich am deutlichsten, ob einer eine echte Dichterseele hat oder nicht; aber ebenso wahr bleibt, daß eine Nation von der Lyrik allein nicht leben kann, daß jedes Volk sich nach großen Kunstformen sehnt und zwar mit Recht, daß es darbt, wenn diese fehlen.

Was Poesie ist, das weiß heutzutage der Deutsche gründlich, und weiß es wohl besser als jeder andre, aber was Dichtung ist haben wir unterwegs ein bißchen vergessen und verlernt.

Karl Spitteler

Berliner Theater

Mit der Aufführung des nachgelassenen Dramas „Der deutsche König“ von Ernst von Wildenbruch bereitete das Königliche Schauspielhaus am Allerseelentage dem die Totenfeier, den man zu Lebzeiten gern den „Hohenzollernbichter“ genannt hat, der aber selber ganz etwas andres sein wollte und in der Tat mit seinem reinen Wollen und hohen Streben auch war: ein unbestochener Deuter unsrer vaterländischen Vergangenheit, ein eifernder Warner und Mahner unsrer nationalen Gegenwart. Die „Rabensteinerin“, so kräftig sie Wildenbruchs Theaterruhm wieder aufgefrischt hat, hätte als Abschiedswerk sein Gedächtnis nicht in der Form auf die Nachwelt vererbt, die seinem eigentlichen Wesen entsprach; dies Amt konnte nur ein Drama erfüllen, das noch einmal in den Strom jener „dunklen Gewalten der deutschen Volksseele“ hinabtauchte, die in Sturz und Sieg unsere vaterländische Geschichte gebildet haben und die auch heute noch nach dieses Dichters Überzeugung — daher die tendenziöse Note seiner Dramen — berufen sind, unser Irren zu klären, unser Streben zu stützen. Im „König Laurin“ waren es die bösen, zerstörerischen Gewalten, die Wildenbruch beschwor, im „Deutschen König“ ist es ein „Vorgang von reiner Herrlichkeit“, die Übertragung der Königskrone von Konrad I. auf Heinrich den Sachsen, was er aus dem Dämmer der Geschichte wie einen funkelnden Edelstein aufleuchten läßt, daß davon Glanz und Helle auch noch in unser Dasein strahle.

Gleich einem Propheten von seiner heiligen Aufgabe durchdrungen, geht Wildenbruch ans Werk. Man merkt es an der Sprache, dieser vom ersten bis zum letzten Wort ins Erhabene, ins Feierliche gesteigerten Sprache mit ihren nachdrücklichen Inversionen, ihren responsorischen Wiederholungen und ihrem schweren, zuweilen geradezu den altdeutschen Hebungsvers kopierenden Tonfall, wie sehnsuchtsvoll er die Seele der alten Zeit sucht, und wie sehr ihm darum zu tun ist, sein Werk aus dem Bezirk des Alltags in höhere Bereiche emporzuheben. Soweit das in rhapsodischer Form möglich ist, gelingt es ihm. Nur snobistische Kurzsichtigkeit oder hämisches Übelwollen kann die Glut und den männlichen Ernst verkennen, von denen alle Stellen bis ins Mark erfüllt sind, die von Vaterlandes Not und Herrlichkeit reden. Ja, mehr noch. Gestalten, die gleichsam isoliert dastehen wie Oda, die mehr denn hundertjährige Altmutter der Ludolfinger, erstehen ihm zu dichterischen Gebilden, die Stil und Größe haben. Auch die Szene zwischen dem schwachen, zum Sterben gehenden König Konrad und seinem jüngern Bruder Eberhard, die beide früher mit dem Sachsen in Fehde gelegen haben, sich nun aber — der ältere aus

Theater

Digitized by Google

Sorge um Volk und Reich, der jüngere aus Liebe zu dem kranken Bruder — selbstlos überwinden, dem einstigen Feinde, als dem Starken, wahrhaft Berufenen, die Krone anzutragen — auch diese über das Menschliche und Persönliche hinauswachsende Szene hat historisch beseelte Kraft und Schönheit. Doch nicht Konrad oder Eberhard, sondern Heinrich, der junge Sachsenherzog, ist der Held, und er steht nicht gelöst da, enthoben seiner Umgebung wie die beiden Franken oder die schier schon nornenhafte Oda, sondern ist in seinem Wohl und Wehe eng verknüpft mit Erde und Mitmenschen. Ja, Wildenbruch hat bei seiner Charakteristik und dramatischen Entwicklung bewußt auf jedes Alfresko verzichtet und Heinrichs aus Irrtum und Leidenschaft unter Schmerzen geborene Königsberufung als die Frucht eines elementaren, ihn im Innersten aufrüttelnden Erlebnisses darzustellen gesucht. Dies Erlebnis ist die Leidenschaft des schon einem blonden lieblichen Sachsenkinde Verlobten zu einer dämonischen Frau, einer Frau mit „mächtigen, flakkernden Augen", deren für Vaterland und Christentum entflammter Hochsinn über den dumpfen Kriegsknechtmut ihres Mannes, eines feigen, verräterischen Grenzgrafen, weit hinausfliegt. Doppelt hat es Wildenbruchs Phantasie gereizt, „ihr und ihrem Verhältnis zu dem großen Ludolfinger nachzugehen". Doch leider! es war ein Truglicht, das ihn auf diesen Pfad lockte. Denn es führte zu Aufgaben, denen seine Begabung von jeher am wenigsten gewachsen gewesen ist: zu einer Leidenschaftspsychologie, die es glaubhaft machen soll, daß ein frischer, lebensfroher Bursch wie der Finkler und Bärentöter Heinrich auf den ersten Blick einer fremden Frau nachstürmt, und durch sie hindurch zu einer Erkenntnis- und Genesungspsychologie, die es erklären möchte, wie aus diesem Verirrten dann wieder ein Beherrschter, ein für seine hohe vaterländische Sendung Reifer wird. Wer Wildenbruch kennt, weiß, daß in solchen Dingen nicht seine Stärke liegt. Hier scheint es außerdem, als sei ihm unter den weihevollen Schauern des großen Stoffes und seinem prophetischen Behandlungsstil vollends die Intimitätskunst seelischer Beziehungen verloren gegangen, die allein von solchen Verirrungen und Entwicklungen eines Charakters zu überzeugen vermag. Große Worte fallen zwischen Heinrich und Hateburg genug; unter ihnen ist jedoch nicht ein einziges, das die gegenseitige Anziehungskraft ihrer Seelen erklärte oder uns an ihrem Innenleben teilnehmen ließe. Ein jäher Ausruf von Heinrichs Lippen: „Ha, dies Weib!" ist so gut wie alles, den zündenden Blitz der Leidenschaft zu motivieren. Und auch in der Szene des zweiten Aktes, wo Heinrich und Hateburg, die von ihm Befreite, allein sind, bleiben es immer nur Worte, die mit ihren Fittichen die Luft schlagen, von denen aber keines uns ins Herz dringt. Fast schlimmer noch steht es um die zweite, bedeutsamere Wandlung. Heinrich hat Hateburg, deren Mann ermordet worden ist, mit sich in seine Burg genommen und lebt mit ihr, indes in den unteren Gemächern noch immer seine verlassene Braut Mathildis haust. Er liegt ganz in ihrem Bann, hat Land und Leute über ihrer Liebe vergessen und weiß nichts von des Reiches Bedrängnis durch die Hunnen. Da kommen die Königsboten

Digitized by Google

und bringen ihm seine Berufung zur Krone. Auf einmal wacht er wie aus einem tiefen Schlummer auf und hat sich wieder. Wir verstehen ja, was Wildenbruch gestalten wollte: die Mannwerdung eines arglos in den Tag hineinlebenden Jünglings durch eine all sein Gefährliches, aber auch all sein Tüchtiges aufwühlende Leidenschaft, die Gesundung eines Kranken zu Pflichtgefühl und Bewußtheit. Aber wir sehen nicht den Weg, der dorthin führt, wir erleben nicht das Auf und Ab der irrenden und strebenden Seele mit — wir sehen nur an den beiden entscheidenden Stationen dieses Weges die Fahnen flattern und hören die Hörner blasen. Alles Laute und Schmetternde hat die hinreißende Kraft eines ganz von einer großen Empfindung vollen Herzens; alles Zarte und Leise aber dringt mit seinen Strahlen durch den Wolkenwall des Pathos nicht hindurch. Die letzte Genesung zur heitern Klarheit des in sich Fertigen und Reifen, die Wildenbruch an seinem Heinrich feiert, hat er selbst nicht erlangt. Aber als Vermächtnis seines edlen und frohgemuten Vaterlandssinnes wollen wir auch dieses Werk mit seinem mächtig ausklingenden Einigkeitsschwur der in einer großen politischen Tat versöhnten deutschen Stämme in Ehren halten.

Hinter Wildenbruchs Werken steht ein in Treue und charakterfester Tapferkeit zu Ende gelebtes Leben; es reckt sich auf und hält seinen Schild schützend auch über das schwächste. Jüngere, die auf ähnlichen Wegen wandern — mag ihr Streben gleich hochsinnig sein — sollen sich allein mit ihren Schöpfungen durchsetzen. Bei Wildenbruch dürfen wir fragen: was hat er uns in seinem letzten Werk außer dem, was darin gestaltet ist, sonst noch „sagen“ wollen, und sind verpflichtet, mit liebevollem Eifer darnach zu forschen; bei Rudolf Herzogs Schauspiel „Der letzte Kaiser“, das wir in Berlin durch das Neue Theater kennen lernten, fragen wir einfach: Was kannst du und was hast du uns zu geben? Ob die politische Mahnung, die du auf dem Herzen hast, unser Herz aufgetan findet, das hängt nicht so sehr von deinem guten, reinen Willen ab als von der Gestaltungs- und Überzeugungskraft, die in deinen künstlerischen Gebilden lebt. Herzog will — das merkt man bald und das darf man sagen, ohne ihn auch nur mit dem leisesten Gedanken an Byzantinismus zu kränken — eine Art Apotheose des Monarchismus geben. Dem schwächlichen Bürschlein von „jungem Kaiser“, das vor dem ersten Ansturm der Demokratie ins Mausloch kriecht, Krone Krone und Dynastie Dynastie sein läßt, stellt er den aus anderm Holze geschnitzten „alten Kaiser“ gegenüber. Das ist ein Kerl! Vor zwölf Jahren zwar hat er sich kronenmüde ins Privatleben zurückgezogen, um an der Seite einer spätgefundenen bürgerlichen Geliebten und als zärtlicher Vater eines Knaben fern von Thron und Reich seine letzten Tage zu verleben. Als aber die Nachricht von der Bedrängnis des Thrones und von der Feigheit seines Sohnes, des Regenten, zu ihm dringt, leidet es ihn keine Stunde länger in der Einsamkeit seiner Wälder. Die Geliebte und den Knaben zur Seite, erzwingt er sich den Zugang zu dem Palast; verwandelt mit einem Federstrich die schon erfolgte Abdankung seines Sohnes in einen Verzicht zu seinen, des „alten Kaisers“ gunsten; ergreift die

Digitized by Google

Krone; schlägt mit ungeschwächter Faust ans altgewohnte Kaiserschwert; läßt das Parlament auflösen und die Rädelsführer vor die Flintenläufe stellen; bleibt stark und unerschüttert in seinen monarchischen Entschlüssen und Maßregeln, selbst als er erfährt, daß sein heißgeliebter Knabe in die Hände der Aufständischen geraten ist und daß in dem Augenblick, wo die befohlenen Salven krachen, auch dieser unschuldige Knabe, der Trost seines Alters, die Hoffnung seiner Zukunft, fallen wird; triumphiert, daß der Kleine mit einem letzten Wink zu seinen Eltern hinüber so heldenmütig groß zu sterben weiß; vollzieht angesichts des schon hereindringenden Pöbels aus eigner Kraft seine Vermählung mit der Geliebten, die sich in schwerster Stunde höchst königlich bewährt hat; und fällt dann wie ein echter Held und Kaiser in dem Augenblick, wo er sich in seiner ganzen Größe noch einmal gegen die Thronumstürzler aufrichtet, unter dem befreienden Dolchstoß der Geliebten, die keine Rettung mehr sieht als diese eine, seiner allein würdige ... Der Leser verzeihe die vielen großen Worte: sie sind nicht mein Gewächs, ich habe sie mir nur von Herzog geliehen. Aber es scheint mir, sie können meine kritischen Vormünder sein. Denn das ist das Bezeichnende und Entscheidende dieses Stückes: es lebt von dem Kredit geläufiger Begriffe und fertiger Worte. Es schleudert aus geschwellter Brust die Worte „Kaisertum", „Monarchismus", „Heldenkraft" und ist felsenfest überzeugt, daß das nun auch leibhaftig vor uns stehe und menschlich-dramatisch-tragisch vor uns wandle; es zischt zwischen den zusammengebissenen Zähnen die Worte „Volkstribun", „Rebellen", „Pöbel" hervor und ist sicher und gewiß, daß wir, die wir sie hören, genau so ehrlich ergrimmt darüber sind wie sein Verfasser. Aber haben große Worte und ehrliche Überzeugungen allein je eine Tragödie gebaut?

Eine Kostümtragik von der Art Herzogs mag es gewesen sein, die den Antipathetiker Bernard Shaw in seinem ironischen Skeptizismus bestärkt hat. Von dieser widerheroischen Weltanschauung nährt sich zum Teil auch seine in den Kammerspielen aufgeführte Komödie „Major Barbara" (deutsch von Trebitsch; Berlin, S. Fischer), wenn sie den posaunenblasenden Idealismus der Heilsarmee im Wettbewerb um ein junges tapferes Mädchenherz gegen den Realitätengeist eines Millionärs unterliegen läßt, der nicht bloß Kanonen baut, sondern auch neue soziale Werte schafft. Durch bald witzige bald geschwätzige Dialoge müssen wir hindurch, um endlich zu spüren, daß dies nicht etwa eine Verspottung der Heilsarmee bedeute, nein, daß Shaw hier versucht, die Sprache einer neuen, kommenden Moral, einer noch ungeborenen Welt- und Menschenwertung zu sprechen, daß er Pionierarbeit zu leisten sucht für das Versöhnungswerk, das nach seiner heiligen Überzeugung die Ästhetik der Zukunft für die unumstößliche Wirklichkeit der Gegenwart zu leisten hat. Nicht der Reichtum und der Erfolg, nein, die Schwachheit und die Armut sind die Verabscheuungswürdigen. O über dich, Krähwinkler Landsturm von Poeten und Ästhetikern, der du das immer noch nicht gelernt hast! Wenn ich zehn Hengste zahlen kann, sind dann ihre Schnelligkeit und Kraft nicht die meinen?... Doch Scherz beiseite! Shaw macht es nicht

Digitized by Google

allein mit billigen Philosophismen und Paradoxen. In seinem Schlußakt, wo Andrew Undershaft von der Firma Undershaft & Lazarus seine Tochter Barbara vom Heilsarmee- zu seinem Erfolgs- und Gewaltsevangelium hinüberzieht, zugleich aber in ihrem Bräutigam, dem Griechenschwärmer und Altphilologen, schon seinen jugendlich elastisch emporschnellenden Meister findet, in diesen Szenen spürt man wirklich etwas von dem Höhenatem einer neuen Zeit, die mit dem alten, vergangenen auch ihr eignes Jahrhundert in die Schranken fordert. Mag diese eiserne Lerche tausendmal vergebens geschlagen haben, in ihrem Lied ist doch ein Klang, der aus einem freien, starken Herzen kommt, dessen kühner Aufschwung uns selber stählt und mit sich reißt.

Aus all den Schillerfeiern dieser Wochen nur ein Wort über die Don Carlos-Aufführung des Deutschen Theaters. Sie war, in ihrem harten Beieinander von jugendlichem Feuer (Walden: Carlos; Moissi: Posa) und psychologisch-zerfaserndem Realismus (Philipp: Bassermann) nichts weniger als vollendet, aber sie bestärkte uns dennoch einmal wieder in der Überzeugung, daß in diesen, in keinen andern Berliner Klassiker-, auch Schillerdarstellungen der Puls unsrer Zeit schlägt. Man fühlt das niemals deutlicher, als wenn man unmittelbar daneben die verstaubten Aufführungen des Königlichen Schauspielhauses, mit oder ohne den Gast Joseph Kainz, sieht.

Friedrich Düsel

Hamburger Theater

Nachgerade pfeifen es die Spatzen von den Dächern, daß unser Drama wieder der hohen Form zustrebt. Eine ganze Schar ernster Talente, die nur leider durchweg mit stärkeren erkennenden als schaffenden Kräften begabt sind, Talente, die sich an Hebbel, Kleist und Schiller gebildet haben, sind unermüdlich am Werke, uns wieder „große“ Dramen zu geben. Das Wort vom neuen Pathos fängt an, ein Schlagwort zu werden. Schon hat sich für die Geister, die der episch gedachten, episch gefügten und im Grunde auch episch vorgetragenen Dramen müde sind, die die Schilderung der Kämpfe schwacher Geister wider die eigenen verzehrenden Kräfte nicht als des Dramas würdig anerkennen, die uns wieder Zeuge der wildbewegten Kämpfe um große menschliche Geistes- und Willensmächte werden lassen, die statt lendenlahmer Schauspiele und undramatischer Dramen wieder Tragödien schaffen wollen und — in gewissem Sinne — auch schon schufen, das zusammenfassend charakterisierende Wort gebildet: Neuklassizisten. Kein Wunder also, daß die neue Bewegung, die einige unsrer besten Geister zu sich zählen darf, bereits ihre Mitläufer bekommt. Denn als Mitläufer erweist sich bei genauerer Betrachtung ein großer Teil der Neues versprechenden, unter denen die wenigen, die wirklich Progonen sind, hart leiden müssen. Siegfried Heckscher offenbart sich mit seinem Trauerspiel „König Karl I.“ (Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg) als einer, der gespürt hat, von wo der Wind weht, und nun versucht mitzutun. Hunderterlei Einflüsse, ein Nachempfinden von der Situation an bis zum Wort hinab sind auf den ersten Blick erkennbar. Alle Bedingungen zu einem großen Drama waren gegeben. Mit dem Vorrücken Crom-

Digitized by Google

wells in den Mittelpunkt und dem Beiseiteschieben des jetzigen Titelhelden als Gegenspieler hätte sich aus dem Stoff ein atemversetzender Kampf großer geschichtlich gewordener, in die Weite wirkender menschlicher Mächte bilden lassen. Die alte Zeit steht wider die neue. Zwei ganz lebendige Vertreter der ringenden Ideen findet der Dichter vor. Zügellosigkeit, Sicherfühlen, Überhebung, Geringschätzung des Gegners auf der einen, Strenge, Wollen, innerstes Getriebenwerden auf der andern Seite. Ein gewaltiges Ringen. Entsetzt schlägt der König die Augen auf. Zu spät. Elendiglich erliegt er dem fanatischen Widersacher, der seine Machtgier unter dem Deckmantel des Sich-als-Diener-Fühlen (als Gottes Diener!) nur schlecht verbirgt. So wird der Sieg für ihn der Grund zum inneren Untergang. Abgesehen von der weit allgemein wirkenden Bedeutsamkeit des Opfertodes wird das Anliegen Karls I. für den ruhelosen Willenfanatiker der Keim der inneren Selbstzerstörung. Aus dem Spieler wird ein Gespielter, aus dem Zielsicheren ein armseliger, friedloser Gehetzter. Nur um des grausigeren Untergehens willen ist Cromwell auf die schwindlichte Nähe getragen. Der Vermessene, der das Leben meistern zu können glaubte, wird zu seinem Spielball. Verwirrt, dem Narrentum nahe, ein innerlich Gebrochener endet er. Was aber hat Heckscher aus diesem gewaltigen, geschichtlich so gut wie wenige Tragödienmotive fundierten Stoffe gemacht? Eine hohle Jeremiade. Sein König Karl wird im dritten Verse des Dramas von der Königin als feige gescholten und weiß nichts zu erwidern. Denn er ist ein bejammernswürdiger Schwächling, dem vom Autor die in jedem Betracht undankbare Rolle zugewiesen ist, fünf lange inhaltsleere Akte hindurch mit königlichem Anstand unterzugehen, unter Hersagen schönklingender Verse möglichst wirksam zu sterben. Nichts von dem anfänglichen Sich-überlegen-Dünken. Nichts von der großen geschichtlich bezeugten Sorglosigkeit. Kein Ankämpfen wider das Schicksal. Auf Schritt und Tritt Mangel an jeglichem Wollen, an Kraft und Mut. Cromwell dagegen ist zu einem haltlosen, verlogenen Abenteurer degradiert. Nichts von dem Zwang, der ihn formte, um dann über ihn selber hinauszuwachsen. Die Sprache ist unecht; Hohles, Erlesenes, Übersteigertes sind sorglos durcheinandergemischt. Die szenischen Einfälle sind abgenutzt. Selbst billige Rührseligkeit wurde nicht verschmäht.

Nein! gerade wir, die wir es mit dem „neuen" Drama ernst meinen, denen das Wort vom neuen Pathos keine leere Phrase ist, müssen uns gegen diese Gefolgschaft verwahren. Der Weg zur Höhe geht nicht über Männer, die jeder eigenschöpferischen Kraft ermangeln, der führt über die Wilhelm Schmidtbonn, Wilhelm von Scholz, Emil Ludwig, Leo Greiner, Eduard Stucken und — vor allem — über Paul Ernst, vor dessen „Kanossa" und „Brunhild", was man auch immer Grundsätzliches gegen sein Wollen einwenden mag, endlich das Gerede von seiner „Kälte" und dem Mangel an Können verstummen sollte.

Hans Franck

Musik

Eugen d'Alberts „Izeyl"

Als Eugen d'Albert in Paris die Sarah Bernhard in Armand Silvestres „Izeyl" sah, keimte in ihm der Gedanke: diese dramatisierte indische Legende müsse

Digitized by Google

sich auch für die Oper eignen. Er teilte seine Idee dem Textdichter seines „Tieflands“ mit, und Rudolf Lothar ging alsbald daran, den Stoff für den Musiker zurechtzuformen. Im allgemeinen hielt er sich ziemlich getreu an die französische Vorlage; gewisse Kürzungen waren um der ausdehnenden Wirkung der Musik willen unerläßlich. Eine wesentliche Änderung erfuhr dagegen der Schluß. Inhalt des Dramas ist die Bekehrung der sündigen Kurtisane durch die Liebe zu dem weltflüchtigen Prinzen, der der Macht und den Freuden des Lebens entsagend sich in die Wüste zu Gebet und frommer Betrachtung zurückzieht. Die buddhistische Glaubenslehre erscheint hier verquickt mit Elementen aus Goethes „Der Gott und die Bajadere“ und Wagners „Parsifal“. Man denkt an Kundry, wenn Izeyl als Büßerin stirbt. In der d'Albert-Lotharschen Fassung ist die Gestalt des Heilspropheten veranschaulicht: der Prinz versüßt Izeyl den Tod durch das Geständnis seiner Gegenliebe. Ist dieser Schluß auch opernhafter, das heißt: gestattete er eine musikalisch effektvollere Steigerung, so ist doch die dramatische Wirkung verflacht; die Grundidee der Dichtung tritt nicht mehr rein hervor. Es ist schade, daß d'Albert nicht den Mut gehabt hat, dem Stoff seine Herbheit zu lassen. Denn die Tonkunst ist stark genug, auch solche Probleme zu bezwingen.

Offenbar geht d'Albert bei der Wahl seiner Texte auf Bühnenwirkungen und die Gelegenheiten zu musikalischer Schilderung aus. Auch die indische Legende betrachtete er in diesem Lichte. In dieser, wenn man will: Bescheidenheit schnitt er sich den Weg in die Tiefe ab. Dem ersten Akt der „Izeyl“ fehlt es nicht an bunten Geschehnissen und exotischem Kolorit; den beiden letzten an Empfindungen und Empfindungsgegensätzen lyrischer Natur. d'Albert hat all diese Vorteile geschickt ausgenutzt und sich in ihrer Verwertung auf Grund der Prinzipien, die er sich nach mancherlei tastenden Versuchen für seinen dramatischen Stil geschaffen hat, als Meister gezeigt. Da jedoch der Nachdichter das Interesse mehr auf die handelnden Personen als auf den ethischen Grundgedanken gelenkt hat, anderseits aber diese Träger der Idee nicht zu leibhaftigen Menschen von Fleisch und Blut zu verwandeln vermochte, konnte es ihm nicht gelingen, unsre Teilnahme in Spannung zu halten. Die leitenden Motive, die Sinnesänderung der beiden Hauptpersonen, die geheimnisvolle Macht des fanatischen Yogi, die hier eine Rolle spielt, sind nicht durch die Handlung selbst in dem Maße glaubhaft gemacht, daß wir sie als Erlebnis empfänden. So steht „Izeyl“ trotz unleugbar fesselnder Momente an klarer, unmittelbarer Wirkung erheblich hinter dem naturalistisch gehaltenen „Tiefland“ zurück. Dagegen ist das neuere Werk in der Verwendung der künstlerischen Mittel um vieles feiner und einheitlicher und zählt unter die reifen und ernsteren Arbeiten des Meisters.

In einer wenig produktiven Zeit wie der unsrigen darf eine Begabung wie die d'Alberts nicht unterschätzt werden. Er hat noch ganz andre Dinge als Gewandtheit und Bühnenkenntnis. Er ist als Harmoniker außerordentlich charakteristisch und geistreich. In dieser Richtung ist das Neue, oft Kühne seiner Erfindung zu suchen. Seine Melodik, das ist wahr, ist nicht

Digitized by Google

immer originell und wählerisch, obwohl man auch hier, wo er textlich angeregt war, auf überraschend glückliche Bildungen stößt. Oft freilich zeigt sich d'Albert von der Bühne herab zu Konzessionen bereit, oft ist es ihm lediglich um Prägnanz des Ausdrucks zu tun. Sehr vornehm und eigenartig ist dagegen seine Instrumentation. Mit einer in neuen und prachtvollen Farbenmischungen fruchtbaren Phantasie malt er im Orchester Stimmungen und Situationen in reizvollster Weise. So ist zum Beispiel in der „Izeyl" das exotische Milieu durchaus eigenartig charakterisiert. Als Kontrapunktiker weiß er die leitenden Motive wirkungsvoll zu verarbeiten und zu verweben. Was ihn aber besonders vor andern Modernen auszeichnet, ist das Durchsichtige seiner Schreibweise und der natürliche, durch keine Reflexionen unterbrochene Fluß seiner Musik. Aus dieser die Handlung oft nur bescheiden begleitenden, hier und da eine Einzelheit unterstreichenden Tonsprache heben sich dann an den lyrischen Höhepunkten schwungvolle Episoden heraus, die auch in der „Izeyl" ihren hinreißenden Eindruck nicht verfehlen. Um ihretwillen wäre es schade, wenn die Oper des unermüdlich Schaffenden infolge ihrer dramatischen Unzulänglichkeiten keine allgemeine Beachtung fände. Leopold Schmidt

Neue Wagnerliteratur

Aus dem Stoß neuer Wagneriana, der sich auf dem Redaktionstisch wieder aufgehäuft hat, hole ich zunächst das bedeutendste Stück, die Neuausgabe der dramatischen Tonwerke in Klavierauszügen hervor. Bis jetzt ist nur der „Lohengrin" (Breitkopf & Härtel, Leipzig) da, den Otto Singer für den Pianisten hergerichtet hat. Mit der Gewissenhaftigkeit, welche alle Arrangements dieses Musikers auszeichnet. Ob diese Arbeit nötig war, da man doch den klassischen Auszug Uhligs besitzt, ist freilich eine andre Frage. Und schade ist es jedenfalls, daß man Uhligs Vorbild in der Bezeichnung der Instrumentation nicht befolgt hat, die auch dem Klavierspieler die wertvollsten Winke für die Abschattung des Vortrags erteilt. Im übrigen bietet gerade der Lohengrin die geringsten textkritischen Schwierigkeiten dar, so daß man auf die weiteren Bände noch immer gespannt bleibt. Sehr wünschenswert wäre nach Beschluß der Gesamtausgabe ein Revisionsbericht, der bei jedem Werke die etwa vorhandenen Varianten, späteren Änderungen oder Verbesserungen Wagners aus seinen Briefen und Schriften zusammenstellte.

Von neuen Briefsammlungen liegen vor: „Bayreuther Briefe" und „R. Wagner an seine Künstler", jene von Glasenapp, diese von Kloß herausgegeben, beide bei Schuster & Löffler in Berlin verlegt. Sie stammen aus der Bayreuther Zeit. Die „Bayreuther Briefe" gelten der äußeren Entstehungsgeschichte der Festspiele und zeigen den Meister im Kampf mit den oft übermächtigen materiellen Gewalten des Lebens. Die Briefe „an seine Künstler" geben uns ein Bild seines Werbens um die musikalischen und dramatischen Mitarbeiter, seiner Bemühungen, sich geeignete Werkzeuge seiner Pläne heranzubilden. Beide Bände sind sehr inhaltsreich, der erste mehr an menschlichen und persönlichen, der andre mehr an künstlerischen Zeugnissen. Die glücklich Besitzenden von heute können

Digitized by Google

daraus lernen, unter wie schweren Wehen das große Werk geboren wurde, welcher Zähigkeit, Energie und persönlicher Suggestionskraft einerseits, welcher Treue, Begeisterung und Opferwilligkeit anderseits es bedurfte, um das zu schaffen, was heute aus eigener Kraft lebt und nur behütet zu werden braucht.

Zwei Biographien bieten sich an. Die eine, von Franz Muncker (Bamberg, C. C. Buchner) erscheint in zweiter, auf die Höhe der Zeit gebrachter Auflage. Ein mit Wärme, von hohem Standpunkt abgefaßtes Buch, das zeigt, wie man herzliche und ehrfurchtsvolle Bewunderung des Genius ohne die liturgischen Formeln des Wagnerkultus äußern kann. Wagner wird hier nicht auf dem Jolierschemel vergöttert, sondern in den Mittelpunkt des Geisteslebens der Epoche gestellt, als Kind seiner Zeit und als Kämpfer einer Zukunft. „Durch Verehrung wissend" hat auch Eugen Schmitz (Leipzig, Quelle & Meyer) seine Biographie verfaßt, die mehr auf den Musiker eingeht und von jedem Werk eingehende, treffliche Charakteristiken gibt. Beide Werke ergänzen einander. Schmitz steckt der Doktor noch im Leibe. Es freut ihn, zahlreiche musikgeschichtliche Parallelen, Vorbilder u. dgl., von denen Wagner oft schwerlich eine Ahnung hatte, beizubringen. Aber Wissenschaft, das heißt gute Sachkenntnis ist willkommen, wo sie sich nicht mit Kathederdünkel paart, um den Künstler zu hofmeistern, statt ihn zu erklären. Man merkt, daß das Mitgeteilte nicht die letzte Weisheit des Verfassers, sondern nur die knappe Fassung der Ergebnisse ausgebreiteter Studien ist. In der Kunst, auf wenig Seiten eine Fülle von Beobachtungen und Erkenntnissen zusammenzudrängen, ohne daß die Lebendigkeit darunter leidet, leisten beide Bücher schier Bewundernswertes.

Sehr mißtrauisch war ich, als ich einen Abreißkalender zur Hand nahm, der sich stolz „R. Wagners Leben und Werke im Bilde" (Wien, Emil M. Engel) nannte. Der Inhalt hat mich angenehm enttäuscht. Es handelt sich da um eine gut redigierte, zum großen Teil wertvolle Bildersammlung, die manches Seltene enthält, mit trefflichen Anmerkungen von Seb. Röckl und Erich Engel. Ein paar Hendrichs weniger würden die Sammlung verbessern. Wenn auch die gewählte Form des Abreißkalenders für eine ernste Arbeit befremdet, so halte ich es doch für einen Fortschritt, daß solche Erzeugnisse der Wagnerindustrie nicht mehr von Handwerkern eilig zusammengestoppelte und auf den Markt geworfene Klitterungen, sondern von Kennern mit Sorgfalt vollzogene Auslesen sind. — Jene, die Wagner persönlich kannten, erzählen gern von der steten Veränderung seiner Gesichtszüge. Man kann diese Erscheinung sehr gut in dem bei F. Bruckmann in München herausgegebenen Büchlein „R. Wagners Photographische Bildnisse" verfolgen. Es enthält die Reproduktionen sämtlicher von Wagner vorhandenen Photographien nach dem Leben. Wie wechselt der Ausdruck! Wie müde, verbissen, fast greisenhaft ist er mitunter in verhältnismäßig frühen Jahren. Wie gespannt, frisch und gütig oft noch in höherem Alter. — Gut gestaltet sich das von L. Frankenstein redigierte Wagnerjahrbuch (Berlin, Hermann Paetel), das von Band zu Band gediegener wird und

Digitized by Google

ein anerkannter Sammelpunkt der Wagnerforschung zu werden verspricht. Nur scheint es mir weniger auf die Zahl der Eigenartikel anzukommen, als darauf, daß man eine vollständige Übersicht der Literatur und vom Inhalt der verstreuten Zeitungsartikel durch Auszüge nähere Kenntnis erhält. — Endlich sei eine Schrift „R. Wagner in Bayreuth“ von H. Schmidt und U. Hartmann (Leipzig, C. Klinner) genannt, die neue Beiträge zur Kenntnis des Menschen Wagner bringt, wie er die Stadtarmen besucht, unterstützt, wie er sich jeden Morgen heimlich vom Hause entfernt, um eine arme kranke Frau in der Nachbarschaft zu trösten und zu beschenken, wie er am Wohl und Wehe der Diener und Hausgenossen teilnimmt — das sind Züge, die im Bilde seiner Persönlichkeit bisher fehlten und die man darin nicht mehr missen möchte. Auch zu dem Kapitel: R. Wagner und die Militärmusik liefert das Buch einige sehr schätzenswerte Beiträge. B

Bildende Kunst

Zum „Mädchen von Antium“

Mit dem triumphalen Einzug des „Mädchens von Antium“ in das römische Nationalmuseum der Diokletiansthermen sind die Museen der ewigen Stadt um ein großes Originalwerk griechischer Kunst bereichert worden, das dort nur ganz wenige seinesgleichen hat, und bereits eine Anziehungskraft ausübt, die sogar schon eine reiche Literatur hervorrief.

Für unsern Leserkreis wird die nähere Kenntnis dieser Literatur kaum von Interesse sein, vielleicht aber ist es dem Referenten erlaubt, den Schleier der lehrreichen Vorgeschichte dieses Einzuges ein wenig zu lüften, zumal er selbst sich eines kräftigen Eingriffes in dieses Kapitel schuldig gemacht hat.

Es ist nun genau ein Jahrzehnt her, daß mir am Ende eines römischen Aufenthalts von einem in alle Schliche des römischen Kunsthandels eingeweihten Freunde die Photographie einer antiken Frauenstatue gezeigt wurde, die diesem von einem geriebenen Kunstmakler auf wenige Stunden geliehen war — wobei der Betreffende jede Auskunft, wo sich das Werk befinde und was es für eine Bewandtnis damit habe, strikt verweigert hatte. Die Photographie ließ mir nun keinen Zweifel, daß es sich hier um ein herrliches Originalwerk eines bedeutenden griechischen Künstlers handle, und die Begleitumstände mußten den dringenden Verdacht erwecken, daß über diesem Werke die Gefahr der heimlichen Entführung über das große Wasser schwebe. So galt es rasch zuzugreifen. Da der Schauplatz dieser Szene die Piazza an der Fontana Trevi war, ging ich mit der Photographie in die nahe gelegene Kupferdruckerei und war in wenigen Stunden im Besitze der Kupferplatte, mit der ich heimfuhr, während der schlaue Händler die geliehene Photographie zurückerhielt, ohne den „Mißbrauch“ zu ahnen, der an ihr verübt war. Die nächste Aufgabe, die Spur des Werkes selbst zu finden, wurde rasch nach der Heimkehr gelöst. Da enthüllte sich eine sonderbare Tatsache: die Statue war bereits seit zwei Jahrzehnten in einem offiziellen Fundbericht aus Anzio durch ein allerdings jämmerliches Lichtbild veröffentlicht worden, der Text dazu besprach aber das Werk als der späten Kaiserzeit entstammend und bar jeder künstlerischen

Digitized by Google

Bedeutung. Das Meer hatte in einer stürmischen Dezembernacht des Jahres 1878 ein Stück aus dem Ruinengebiet einer der ersten Kaiserzeit angehörigen am Strande gelegenen Villa losgerissen und dabei die Nische bloßgelegt, von der sein gewaltiger Anprall die Statue herabstürzte. Im Texte klang etwas wie ein Bedauern darüber durch, daß die Wogen für den königlichen Ausgrabungsinspektor keine bessere Arbeit geleistet hätten. Begreiflicherweise ging man über diesen Bericht einfach zur Tagesordnung über und kümmerte sich von wissenschaftlicher Seite nicht weiter um die „schlechte" Statue. Da lag denn die Vermutung nahe, die so plötzlich geheimnisvoll umworbene Schöne würde wohl noch in Anzio bei dem ursprünglichen Besitzer verblieben sein, und der hievon verständigte Getreue fand sie auch dort in der Flur des Palazzo des Fürsten Sarsina stehn.

Ich hatte nun Gelegenheit, das Werk rasch zu veröffentlichen und in den begleitenden Worten recht kräftige, wenn auch nicht immer richtig gegriffene Töne anzuschlagen. Die erhoffte Wirkung stellte sich sofort ein. Die italienische Regierung setzte die Lex Pacca in Kraft und das „Mädchen von Anzio" unter Sequester. Die Gefahr der Entführung war damit zu Ende und das herrliche Werk blieb Europa und Italien erhalten.

Eine Flut von Publikationen ging nun in alle Welt hinaus, aber es dauerte doch manches Jahr, bis der Kauf mit dem glücklichen Besitzer, dem Fürsten Ludovico Chigi abgeschlossen war und das Werk um den Preis von 450000 Franken in den Besitz der Regierung kam.

In dieser Summe, die bei freihändigem Verkauf leicht höher emporgeschnellt wäre, spricht sich die offizielle Schätzung des wundervollen Werkes deutlich aus; sie genügt für die zwei Bädekersterne, denen es kaum entgehen dürfte. Aber da sie wohl auch jenen Romfahrern, denen solche Sterne nicht die genügende Leuchtkraft haben, einen tiefen Eindruck machen dürfte und auch nicht jedermanns Weg stracks dahin führt, so mögen ein paar Worte die Wirkung unsrer Abbildungen zu unterstützen versuchen.

Das exegetische Rätsel hat nach mancherlei Irrfahrten seine Lösung gefunden. Unsre Statue stellt eine jugendliche Priesterin dar, die auf ihrer Schüssel ihrer Gottheit Opfergaben darbringt. Sie streute wohl mit der abgebrochenen Rechten Weihrauchkörner auf ein Räuchergefäß, dessen Spuren auf der Platte noch vorhanden sind. Sie ist ganz erfüllt von der feierlichen Handlung, die in die noch eben bewegte Gestalt Ruhe und gespannte Aufmerksamkeit hineinbringt. Der Kopf neigt sich ein wenig vor, das Antlitz leuchtet von Anmut und Frische, es ist mit raffiniertem Können bis ins Feinste durchgebildet und wird noch durch die schlichte Frisur und Haarbehandlung gehoben. Die Wirkung des blühenden Fleisches an der so bescheidenen Entblößung der Büste, den freien Armen und am Hals und Nacken findet in den prachtvoll orchestrierten Faltenmassen der Gewandung ihre Verstärkung, die die schlanke Elastizität dieses jungfräulichen Leibes nicht übertönen.

Die Frage nach dem Namen des großen Künstlers, der dies uns durch eine so seltsame Fügung erhaltene Meisterwerk schuf, ist wohl eine vergebene. Der Zug barockaler Größe, der es durchzieht, lehrt,

Digitized by Google

daß es einer Zeit entstammt, deren Meister und Werke von der antiken klassizistisch gesinnten Kunstschriftstellerei mit wenigen Ausnahmen fast ebenso vornehm übersehen wurden, wie dies den Meistern des modernen Barocks von der modernen Kunstliteratur geschah. Aber seit der Gigantenaltar von Pergamon im Berliner Museum steht, ist unser Sinn und mit ihm unsre Bewunderung auch für das antike Barock erwacht. Lassen wir uns für diesmal nicht auf die interessante Frage ein, wie sich diese beiden Barocke zueinander verhalten mögen, zu der uns gerade die junge Priesterin aus Antium Anlaß bieten könnte. Wir erkennen auch ohne solche kunsthistorische Betrachtungen in diesem Werk trotz des Mangels eines klangvollen Meisternamens eines der feinst gestimmten größten Meisterwerke der antiken Plastik.

Wilhelm Klein-Prag

Zum „Streit um die Wachsbüste"

in Berlin wollten wir erst Stellung nehmen, wenn wir ein wirklich brauchbares Anschauungsmaterial unterbreiten konnten. Ohne ein solches ist für den Nichtkenner der Streitobjekte alles Reden gerade in diesem Fall ja nur ein Gerede. Gute Aufnahmen liegen aber bis zu dem Tag, da wir diese Zeilen schreiben, trotz all der publizierten Klischees noch nicht vor. Wir erhalten sie aber binnen kurzem und legen sie dann den Lesern sofort in Nachbildungen vor.

Angewandte Kunst

Schaufenster
Nach dem Berliner Wettbewerb

Die Synonymik mit Schwindeln und Schminken hat der Begriff Dekorieren hoffentlich für immer abgelegt. Die Entwicklung zur Qualität, die unsre neudeutsche Kultur aus der Ramsch- und Plunderseligkeit der Gründerjahre nun doch allmählich nimmt, hat die Reinigung auch dieses Begriffes wirksam gefördert. Aber zur letzten Sachlichkeit, die rein aus den Dingen selbst, einfach durch geschickte Ausnutzung ihrer Farben und Formen, durch Ton und Rhythmus des Aufbaus, alle dekorativen Effekte herausholt, hat man sich noch nicht durchgerungen: man scheint der Extrazutat, des Versatzstücks noch nicht entraten zu können. Nun soll hier keinem Puritanismus das Wort geredet werden, gewiß nicht; lebendige Blumen sind der feinste und heiterste Schmuck und passen in so manche Fensterauslage, und wenn ihre Farbe dazu genutzt wird, koloristisch zu beleben oder abzustimmen, so drückt man auch da noch ein Auge zu, wo man sie für überflüssig erklären muß. Aber: alle Schaufenster mit Blumen gefüllt, Blumen als die Dekoration, das gab der Sache doch ein allzu festliches Aussehn. Man sah einen Sonntagsputz und wußte, morgen trägt man wieder das vernachlässigte Werktagskleid. Das aber lag nicht in der Absicht des Unternehmens und liegt noch weniger im Interesse der Sache, die eine Sache des Alltags ist. Was an Farben gegeben wurde, war durchgängig von feinem, wirklich empfundenen Geschmack, und man mußte sich wieder freun über die Kultur, die in unsern Farbensinn gekommen ist. Nur ist man im allgemeinen noch zu ängstlich: von der schreienden Basarbuntheit flüchtet man sich zu Kircheninterieurs mit gedämpftem Licht. Überhaupt, „dämpfen" schien die Parole zu sein, in der Farbe wie in

Digitized by Google

der Fülle; eine Antilärmparole. Soweit sie negativ ist, wer wollte ihr nicht zustimmen! Aber ich möchte zur Erwägung geben: Ein Dutzend Jahrmarkttrompeten blödsinnig durcheinander getutet zerreißen unser Ohr und machen uns taub; doch die vierfache Instrumentenzahl in die feine Gesetzlichkeit des Orchesters gebunden vermag noch mit dem stärksten Fortissimo uns zu entzücken und unser Ohr zur höchsten und genauesten Interessiertheit zu steigern. Nicht Flüstern allein, auch Musik ist der Gegensatz von Lärm.

Sehr bedenklich bleibt immer die genrehafte Idee, die Milieuaufmachung. Selbst da, wo sie den dekorativen Charakter nicht stört, wo sie diesen vielleicht noch erhöht, scheitert sie leicht an einer gefährlichen Klippe. Das rein dekorative Arrangement gibt uns Formen und Farben, die Schönheit der Dinge als solcher, es wendet sich unmittelbar an die Sinne; die „literarisch" inhaltliche Dekoration will uns dagegen das Erleben mit den Dingen aufreden, sie wendet sich an die Phantasie. Und wie leicht wird gerade diese „seltsame Tochter Jovis" verletzt! Hier zwei Beispiele: die ganze Garderobe eines Parforcereiters, in genrehafter Zufälligkeit (aber mit sehr feinem malerischen Geschmack) verstreut, vorn ein schmaler Streifen Heidekraut und auf dem Tisch die Peitsche und das Rübenhorn. Hier ist alles Andeutung. Das Bild ist nicht Leben, es erwartet Leben, es breitet der Phantasie die Arme entgegen. Die bringt Luft und Weite dazu, wie ein heller Herbsttag. Blühende Heide und Hifthornklang: schon sitzt die Phantasie im Sattel; zitternde Flanken und tiefes Atemholen. Aber dann: die Morgentoilette einer Dame. Dekorativ gewiß nicht weniger fein, und auch der Stoff für die Phantasie nicht weniger reizvoll. Spitzennegligés und zarte Dessous. Aber, mitten dazwischen steht die Dame selbst in Wachs gegossen mit erstarrtem Lächeln. Das schlägt alles Leben tot. Die Phantasie ist „erschöpft". Ein für allemal: Wachsfiguren gehören ins Panoptikum.

Man kann sagen, soweit das Problem der Schaufensterdekoration ein rein malerisches ist, hat man es im allgemeinen begriffen. Man hat gelernt, daß das Schaufenster ein in sich abgeschlossenes dekoratives Ganzes, eine Bildeinheit darstellen muß, kein willkürliches Zusammen dekorativer Einzelheiten. Aber das Problem ist ein weiteres. Das Schaufenster ist kein für sich isoliertes, kein Rahmen- oder Staffeleibild, sondern eben ein Schaufenster, wenn man will eine Art Wandgemälde, es ist wieder verschlungen in einem weiteren architektonischen Lebenszusammenhang, hat also nicht nur malerische, es hat auch architektonische Bedingungen in sich zu erfüllen. Unsre modernen Schaufenster sind nicht mehr kleine, in große Wände verlorne architektonisch neutrale Flächen, sie nehmen oft den ganzen untern Teil der Fassade ein, verdrängen so, für unser Auge, jedes architektonisch-funktionelle Rahmengefüge und bekommen damit selbst eine lebhafte struktive Bedeutung in der sinnlichen Erscheinung des architektonischen Organismus. Je lebhafter aber die technisch funktionelle Tätigkeit einer Fläche ist, um so gebundener ist sie in ihrem bildhaften Sonderleben, um so mehr muß der Rhythmus der Dekoration sich durchdringen mit der Resonanz des

Digitized by Google

architektonischen Gesamtlebens. Ein preisgekröntes Wein- und Delikateßgeschäft durfte für sein ganz wundervolles Stillebenarrangement alle architektonischen Forderungen beiseite lassen, da die mächtigen Mauerbogen in sinnfälligster Weise alle architektonischen Funktionen auf sich beschränken, und somit das Schaufenster eine vollkommen neutralisierte Fläche darstellt. Die meisten Schaufensterformen bieten nicht so günstige Verhältnisse, sie fordern ein Kompromiß des rein malerischen mit dem architektonischen Stil, ein Kompromiß, das sich natürlich um so schwieriger gestaltet, je weniger die auszustellende Materie sich für eine großzügige Rhythmisierung eignet. In solchen Fällen wird es nötig, das Schaufenster zunächst struktiv zu gliedern, in einem glücklich proportionierten Rahmenwerk das architektonische Leben gewissermaßen einzufangen und so einzelne neutralisierte Flächen zu bilden, auf deren Hintergrund nun der Rhythmus der Dekoration sich freier ergehn kann und nur auf die Bedingungen des ausgelegten Materials Rücksicht zu nehmen braucht. Man sieht, das Schaufensterproblem besteht nicht nur in dem Kompromiß zwischen wirtschaftlichen und ästhetischen Ansprüchen, sondern die ästhetische Frage selbst wieder kann nur in einem Kompromiß gelöst werden. Das ästhetische Problem der Schaufensterdekoration darf nicht nur unter dem üblichen engen, es muß auch unter erweitertem Gesichtswinkel betrachtet werden, denn auch es ist kein in sich isoliertes Problem, sondern nur ein Teil von der Ästhetik des gesamten Straßenbildes.

Sehr zu bedauern ist, daß sich an solchen Schaufensterwettbewerben fast nur größere Geschäfte beteiligten, und daß bloß solche Branchen vertreten waren, bei denen die Schönheit geradezu mit zum Geschäft gehört: Blumen-, Putz-, Konfektions-, Ausstattungsgeschäfte usw. Alles Geschäfte, die bei ihrem Basarcharakter die zwangloseste Innenbesichtigung ermöglichen und deswegen nach außen nur das Wesen anzudeuten brauchen, die überdies bei der Menge der Schaufenster jede Formen- und Farbendissonanz in dem einzelnen Fenster bequem vermeiden können und die bei dem mehr oder weniger ästhetischen Charakter ihres Materials ohnehin auf ein möglichst geschmackvolles Präsentieren halten müssen. Also Geschäfte, die es verhältnismäßig leicht haben, geschmackvoll zu dekorieren, die ferner unmittelbar ein geschäftliches Interesse daran haben, und für die es endlich, in Berlin wenigstens, an einem neuen Dekorationsstil, an einer Schule (ich denke an Wertheim) gar nicht mehr fehlt. Wo aber bleiben alle jene Geschäfte, die in einem einzigen Schaufenster die ganze bunte Vielheit dekorativ sich schreiend widersprechender Dinge ausstellen müssen, wenn sie leben, wenn sie einen Käufer hineinlocken wollen? All diese kleinen Geschäfte, die Galanteriewaren-, Drogen-, Konfitüren- und sonstigen Läden, die von jedem Gegenstand, den sie führen, eine Probe auslegen müssen, die noch obendrein alle Firmenmarken und alle Preise sehr sichtbar dem Publikum präsentieren müssen? Hier liegt noch alles ganz im Argen, hier ist noch kein Ziel und kein Weg. Jeder leiseste Versuch verdiente hier die größte Beachtung, die höchste Anerkennung und Aufmunterung. Mich dünkt: hier geschmackfördernd und —

Digitized by Google

geschmackfordernd auf Schaufenster, Firmenschilder, die ganze wilde Plakatkleisterei zu wirken, ist wichtiger als die schönste Festparade in der Leipzigerstraße. Man wird berechtigte Zweifel hegen dürfen, ob die Institution der Wettbewerbe, so wie sie ist, hier das Geringste schaffen kann; auch wenn sie nicht gerade als Hauptinteresse die — „Hebung des Fremdenverkehrs“ im Auge hat. Vielleicht könnte die Stadtverwaltung ein Teilchen ihres schimmelnden Kunstfonds auf diesem Gebiete nutzbringend anwenden. Erich Vogeler

Kauft keine Hausgreuel,

auch nicht zum Verschenken an Leute, „die's ja doch nicht verstehn“! Das ist die Bitte, die wir zum heurigen Weihnachtsmarkt all unsern Lesern und Freunden recht dringlich ans Herz legen wollen. Wir beabsichtigten, ihnen heute noch einmal und gleich durch ein Hundert von Bildern ganz im Großen den ungeheuerlichen Umfang vor Augen zu führen, zu dem die sogenannte kunstgewerbliche Fabrikation dieses Schundzeugs angewachsen ist, und nur ein äußerlicher Grund vertagt das. Es ist aber jetzt die rechte Zeit, unsern, der Käufer, Willen den Herstellern und Vertreibern dieser Waren fühlen zu lassen. Sie verderben im Inlande unserm Volk den Rest von Geschmack und sind dabei, im Auslande der deutschen Industrie einen noch übleren Ruf vorzubereiten, wie damals, als Rouleaux „billig und schlecht“ die Lage kennzeichnete. Aber die Sache selbst wollen wir heute nicht wieder sprechen, es genügt, auf Text und Bilder des ersten Dezemberhefts vom vorigen Jahrgange zu verweisen. Aber noch eins. Kaufen wir andre Bücher ein, wo wir Nick Carter, den Scharfrichter von Berlin und ähnliches Zeug im Laden sehn? Wie wir solche Buchhandlungen boykottieren, so sollten wir auch die Läden und die Versandhäuser boykottieren, die mit ihren Auslagen oder ihren Warenkatalogen den Schund vertreiben, der auf dem Gebiete der „Galanteriewaren“ usw. genau das Entsprechende bedeutet.

Besitzsteuern und Verbrauchssteuern

Handel und Gewerbe

Politischen und wirtschaftlichen Kämpfen steht der Kunstwart fern. Was aber in sein Gebiet fällt und wovon er immer wieder sprechen muß, das ist die Art, wie bei uns solche Kämpfe ausgefochten werden. Es ist in dieser Hinsicht hier schon mancherlei Bedenkliches aufgezeigt worden. Verhängnisvoller als alles andere ist vielleicht, daß man in der politischen und fast noch mehr in der wirtschaftspolitischen Debatte so viel mit Schlagwörtern ficht. Daß man das Wesen der Dinge verdunkelt und durch schnell geprägte Halb- und Viertelwahrheiten Meinungen in Umlauf bringt, die in dem wirklichen Zusammenhang der Tatsachen nur eine höchst mangelhafte Deckung finden. Gewiß wird über die Bewertung dieser oder jener Erscheinung immer Meinungsverschiedenheit unter den Parteien herrschen. Was man jedoch verlangen sollte, ist, daß die Erscheinung selbst zunächst einmal einwandfrei festgestellt wird. Aber wir streiten uns oft genug nicht um Tatsachen, sondern um Phantome, um tendenziöse Gebilde unsres politischen Temperaments, um — Schlagworte. Was ist vor Jahren für ein Unfug getrieben worden mit dem Schlagwort vom „Brotwucher“? Und was hat man

Digitized by Google

in den Erörterungen über die Reichsfinanzreform wieder für Unheil angerichtet mit dem Kampfgeschrei: „Hie Besitzsteuern!“ „Hie Verbrauchssteuern!“

Nicht, als ob diese beiden Schlagworte nicht in der Tat Programme bezeichneten, wenn schon das erste wenig zutreffend gewählt ist. Aber man hat ihnen einen ganz bestimmten tendenziösen Klang gegeben, eine Färbung, in der das Wesen des Tons vollkommen verdunkelt wurde durch Nebentöne, durch wachgerufene Empfindungen, die erst in zweiter und dritter Reihe mit dem zu tun haben, was wirklich gesagt werden mußte. Man sprach stets so, daß „Besitzsteuer“ gleich klang mit „gerechter Besteuerung derer, die im Überfluß leben“. Und „Verbrauchssteuer“ gleich mit „schwerer Belastung der Armen, die um die Notdurft des täglichen Brotes ringen“. Diesen sozialpolitisch gefärbten Klang behielten die Worte, er entsprach durchaus der allgemeinen Stimmung. Und es fiel nur ganz wenigen ein, genau zu prüfen, was denn in der wirtschaftlichen Wirklichkeit den beiden Schlachtrufen zugrunde lag.

In der wirtschaftlichen Wirklichkeit haben wir doch aber die Maßstäbe für die Beurteilung von Steuerfragen zu allererst zu suchen, und der größte Schaden geschah der Reichsfinanzreform dadurch, daß man sie auf einen ihrem Gedeihen völlig unzuträglichen Boden — eben den der politischen Bewertung — schob.

Es scheint mir wünschenswert, daß auch hier die Unklarheit der Begriffsbildung, die dadurch hervorgerufen wurde, richtiggestellt wird. Das kann und das muß geschehen ohne jede Parteinahme. Es gilt aber, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, offen zu sagen, was ist. Man hat in der wahllosen Befürwortung von Besitzsteuern, die — so war die Absicht — den Besitzer treffen sollten, ganz übersehen, daß sie in den meisten Fällen ihm wenig anhaben würden, wohl aber den Besitz, volkswirtschaftlich gesprochen das Kapital treffen. Der „Kapitalist“, um dieses im heutigen Sprachgebrauch sehr mißverständliche Wort einmal anzuwenden, wird sich um der Besitzsteuern willen in seinem Verbrauch wahrscheinlich nicht einschränken, er wird sie von seinen Kapitalrücklagen bezahlen. Das bedeutet aber eine Beeinträchtigung der Kapitalbildung, die man, um sie richtig würdigen zu können, nicht immer nur unter dem Gesichtswinkel der Besitzanhäufung in der Hand einzelner, sondern auch als Mehrung der Produktivkräfte der Gesamtheit ansehen muß. Gerade wir in Deutschland haben aber die Kapitalbildung weit nötiger als andre Staaten, etwa als England und Frankreich. Das hat erst die letzte wirtschaftliche Krise, deren Nachwirkungen heute noch nicht beseitigt sind, wieder deutlich gezeigt. Unsere industrielle Produktion ist schneller vorwärts geschritten als die Kapitalbildung, die durch mannigfache Einflüsse behindert wurde, namentlich durch die verkehrte Finanzpolitik des Reiches, die laufende konsumtive Ausgaben durch Anleihen deckte, also Kapital aufnahm und es durch seine Verwendung für Verbrauchszwecke vernichtete. Wir haben in Deutschland einen jährlichen Geburtenüberschuß von 900000 Köpfen. Diese Menschen wollen beherbergt und verpflegt werden. Dr. Friedrich Bendixen hat ausgerechnet, daß allein die Beher-

Digitized by Google

bergung des Bevölkerungszuwachses ein Sparkapital von jährlich über eine Milliarde erfordert. Daneben aber sind die ungeheuren Summen einzustellen, die von den Anlagen beansprucht werden, die diesen Menschenmassen Arbeit und Verdienst bringen sollen. Schließlich — und das ist vielleicht nicht das Geringste — haben wir ein lebhaftes Interesse daran, unsre Guthaben im Auslande zu verstärken, um mit unsern Zinsforderungen den Überschuß unsrer Nahrungsmitteleinfuhr begleichen zu können. Dieser Überschuß wird aller Voraussicht nach immer noch wachsen entsprechend der zunehmenden Bevölkerung. Das Defizit in unsrer Handelsbilanz, das 1907 1895,8 Millionen Mark betrug, entfällt fast allein auf ihn, denn Einfuhr und Ausfuhr von Fabrikaten und Rohstoffen für Industriezwecke halten sich, wenn man diese beiden Warenkategorien zusammenrechnet, beinahe genau die Wage.

Es sprechen aber auch noch andre Erwägungen dafür, daß deutsche Kapitalien in erheblicherem Umfange als bisher für die Anlage im Auslande verfügbar werden. Finanzielle Einflüsse haben in den Beziehungen der Staaten untereinander fast immer politische und wirtschaftliche Einflüsse im Gefolge, und man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die internationale Stellung Frankreichs nicht entfernt so stark sein würde, wie sie ist, wenn dieses Land nicht auf dem Wege wäre, der Bankier der Welt zu werden. Und daß die Industrie eines Landes, das andre Staaten finanziell von sich abhängig zu machen weiß, in ihnen den konkurrierenden Nationen gegenüber im Vorteil ist, hat die Erfahrung der letzten Zeit wiederholt gelehrt.

Auf der andern Seite muß man sich auch über die tatsächlichen Wirkungen von Verbrauchssteuern klar werden. Es ist unbestreitbar, daß sie die minder bemittelten Schichten der Bevölkerung stärker belasten als die finanziell besser gestellten. Sie sind aber nur dann ohne weiteres zu verwerfen, wenn sie unentbehrliche Lebensmittel so belasten, daß dadurch die Lebenshaltung der ärmeren Volksteile gefährdet wird. Wenn sie Genußmittel treffen, die immerhin zu missen sind und die obendrein — wie es bei den diskutierten Steuerobjekten Tabak, Bier und Branntwein der Fall ist — der Volksgesundheit nicht zuträglich sind, dann lassen sie sich sehr wohl auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus rechtfertigen. Sie bedeuten — das ist zweifellos — eine Einschränkung des Konsums, und zwar kann man annehmen, daß der Verbrauch annähernd um den Betrag der Steuerlast sinken wird, wo die innerhalb der gesamten Haushaltsausgaben auf Genußmittel entfallenden Beträge nach Lage der Einkommenverhältnisse eine Steigerung nicht zulassen. Der Konsument wird seine Bedürfnisse in dieser Beziehung also entweder der Menge oder der Güte nach einschränken. Volkswirtschaftlich betrachtet bedeutet das aber eine nationale Ersparnis in Höhe der Verbrauchsbeschränkung, eine Ersparnis, die mittelbar dadurch, daß sie der Verschuldung Einhalt tut, Kapitalbereicherung oder jedenfalls keine Einbuße an Kapital bewirkt.

Aber selbst dann, wenn eine fühlbare Belastung der arbeitenden Bevölkerung eintritt — eine Beschränkung im Genuß entbehrlicher und schädlicher Narkotika würde ja noch keine Belastung darstellen

Digitized by Google

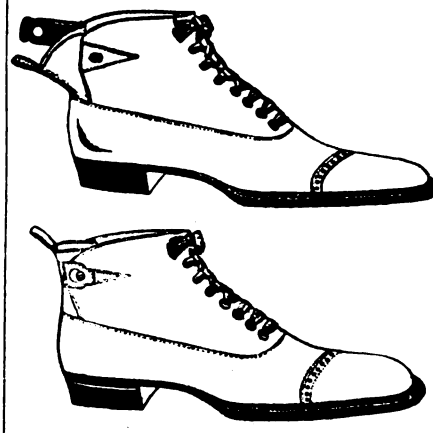
— darf man sie nicht falsch einschätzen. Auch der Konsument „wälzt“ diese ihm aufgebürdeten Abgaben wieder ab. Das hat schon der Sozialist Engels erkannt, der schrieb: „Steuern! Dinge, die die Bourgeoisie sehr, die Arbeiter aber nur sehr wenig interessieren! Was der Arbeiter an Steuern zahlt, geht auf die Dauer in die Produktionskosten der Arbeitskraft ein, muß also vom Kapitalisten mit vergütet werden.“ Daß dies wirklich so ist, dafür hat der Sozialist Calwer die Belege geliefert. Er weist in Zahlen nach, daß in den letzten Jahren die Löhne der gewerblichen Arbeiter stärker gestiegen sind als die durch höhere Lebensmittelpreise verteuerte Lebenshaltung.

Diese Darstellung nüchterner volkswirtschaftlicher Tatsachen mag den sozial Fühlenden im ersten Augenblick vielleicht abstoßen. Aber mit dem Gefühl kann eine gesunde Finanzpolitik sicher nicht gemacht werden. Man wird es nicht ausschalten dabei, gewiß nicht. Aber bevor man's mitreden läßt, ist es notwendig, daß man sich ganz kühl und unbeeinflußt die wirtschaftlichen Zusammenhänge deutlich macht. Dann erst kann man mit Aussicht auf dauernden Erfolg darnach streben, daß die soziale Gerechtigkeit nicht zu kurz kommt.

Johannes Buschmann

„Dem Fortschritt eine Gasse!“

So steht in den Anzeigen zu lesen, die das hier abgebildete Produkt empfehlen: „Schnürstiefel — ohne zu schnüren!“ Jeder sieht, wie's gemeint ist. Wir wollen aber heut keinen Scherz darüber machen, wollen vielmehr im Anschluß an unsern heutigen Leiter dieses neueste der Neuprodukte zur Illustration dafür benutzen, wie in der Kleidung etwas „rudimentär“ wird. Man hat etwas möglicherweise Bequemeres als das alte Schnüren erfunden, gibt aber nun die alte Erscheinung nicht auf, sondern bringt scheinbar noch Schuhe zum Schnüren. Genau aus gleichen



Gründen schleppen wir immer noch an den Ärmelaufschlägen Knöpfe herum, wo nichts zu knöpfen ist, und an den Rockkragen Umschläge, wohl gar mit zugenähten Knopflöchern, wo nichts mehr umzuschlagen ist. In allen Gewerben geht es so. Man denke als an ein weiteres Beispiel an die Beleuchtungsindustrie. Als das Gaslicht aufkam, ahmte man an den Kronleuchtern die Form der Lüster nach, scheinbar aus weißen Kerzen sprang die Gasflamme, und so ging es bei Neuerungen weiter. Oder an die Eisenindustrie, bei welcher der Guß anfangs nicht von den Schmiedeformen loskam. Das Bewußtsein sucht neue Erscheinungen immer mit möglichst geringer Änderung seiner Vorstellungen, das heißt mit möglichst geringem Kraftaufwande zu verarbeiten. „Dem Fortschritt“ wird „eine Gasse“ aber nicht durch das Mitschleppen nun rudimentär

Digitized by Google

gewordener „Organe“ oder leer gewordener Formen bereitet, sondern im Gegenteil: dadurch, daß man sich von diesen Trägheiten des Geistes ermuntert, um das Neue seinen eigenen Wesensbedingungen gemäß zu gestalten.

Zur Kleidermode*

Die gegenwärtige Damenkleidermode macht auf den unbefangenen Beurteiler den Eindruck der allergrößten Hilflosigkeit und Zerfahrenheit. Sie bringt so recht zum Bewußtsein, welche unnatürlichen, unsachlichen Kräfte bei der Entwicklung der Moden am Werke sind, um nach einem relativ hohen Stand — im vorigen Winter — jetzt solche Stillosigkeit zur Herrschaft zu bringen. Man erkennt zur Genüge daran, welche Scheinmacht, Irreführung und Vernarrung sich sonst ernste Menschen von der Mode gefallen lassen. Man vergegenwärtige sich nur den regelmäßigen Werdegang einer Modeneuheit, um ihre mehr als zweifelhafte Herkunft zu würdigen. Ein paar tonangebende Putzmacher, Modistinnen-Ateliers machen die Mode, ein paar große Bühnensterne propagieren das „Neue“ (an Ben Akiba will ich dabei gar nicht denken) — und Tausende hinterher stürzender Damen folgen blindlings dem Leitstern. Weil zuvor kurze Ärmel Mode waren, müssen es jetzt lange sein, weil es vorher Keulenärmel waren, müssen es jetzt Schinkenärmel werden, weil die Jacken zuvor anliegend getragen wurden, müssen es jetzt Säcke sein, weil der Hut zuvor ein Wagenrad war, wird er jetzt ein Kochtopf — und so weiter. Und ob es die einzelne unserer Damen tragen kann oder nicht, das heißt, ob es zu ihrem Gesicht, ihrer Gestalt, ihrem Gang, ihren Bewegungen und Gewohnheiten paßt oder nicht — einerlei: der Keulenärmel wird verbrannt und der Puffärmel wird getragen. Daß ein Kleidungsstück neu ist, darauf kommt's an. Denn wer was Altes trägt, und mag es noch so schön sein, setzt sich dem Verdacht aus, daß ihm die Mittel für Neuanschaffung fehlen, und dieser Verdacht wäre ja das Beleidigendste, was sich denken läßt. Auch wir Männer sind von diesem Wesen nicht frei, ich erinnere nur an die vor zwei Jahren aufgekommenen schrägen Taschen, die keinen anderen Zweck hatten, als die „besseren“ Herren zu zwingen, die alten Überzieher durch neue zu ersetzen. Der lachende Dritte bei alledem ist der Händler, der Konfektionär, dessen Geschäft mehr oder weniger auf der ungesunden Jagd nach der Veränderung aufgebaut ist. Er behält um deswillen so viel Waren als unbrauchbar am Schluß jeder Saison übrig, daß er darum wieder die andern Sachen verteuern, den Hungerverdienst der Hausnäherinnen drücken muß und so fort in einem circulus vitiosus. Es ist eine ökonomische Krankheit, die durch den erhöhten Umsatz nicht wettgemacht werden kann und an die schädlichste Überproduktion grenzt. Indessen ein Aufdecken solcher Scheinkultur, wie sie hier ja schon oft versucht worden ist, hilft nichts, wenn wir nicht des Übels Wurzel erkennen. Warum sind wir nicht mehr fähig, eine Außenkultur zu treiben, die auch Stil und Schönheit hat, wie beispielsweise so viele Rokoko- und Empire-Moden? Warum lassen wir eine Linie, eine Idee gar nicht erst ausleben, warum brechen wir sie ab, ehe sie recht geblüht

* In Ergänzung des Leitaufsatzes und zum Teil in etwas anderer Auffassung. K.-L.

Digitized by Google

hat? Ich erinnere nur an den vorjährigen „dernier cri“: das gewickelte Kleid, die schmiegsame lange Robe und den großen Hut — das war etwas, was gewiß nicht jede Dame, aber viele tragen konnten zum Ruhme der eigenen Schönheit. Man mochte die Auswüchse im einzelnen bekämpfen, aber es war doch Linie darin. Warum haben wir diese Linie zerknickt, ehe man sie bewußt zu einer Zeiterscheinung, zu einem Ausdruck unsrer Schönheitssehnsucht gestalten konnte? — Warum fürchten wir, uns auf etwas festzulegen, und hasten fort, um Gutes und Schlechtes ganz gleicherweise über Bord zu werfen nach jeder Saison? Haben wir wirklich gar keinen Charakter mehr, der sich auch in solchen Fragen äußert? Wir wissen ja, wo „der Hase im Pfeffer liegt“. Es ist das Variationsbedürfnis mit vorwiegend sexuellem Einschlag, was der Kaufmann für sein Bedürfnis nach raschem Umsatz hier ausnutzt. Um zu gefallen, brauchen die Damen stärkere Reize oder glauben wenigstens sie zu brauchen. Aber anstatt der Verstärkung der Reize durch konsequente Höherentwicklung der individuellen Schönheit, geben sie sich in der Praxis der planlosen Veränderung hin — „toujours une autre“ — einer echten, rechten Dirnenpraxis. Warum soll nicht Farbe und Linie den Reiz der Schönheit geben, warum immer nur die hilflose Veränderungssucht, die nur zu Albernheiten der Moden führt? Die Frau sehe ein, daß für jede individuelle Erscheinung der Kreis der Kleidungsmöglichkeiten durchaus beschränkt ist. Es ist ja gar nicht wahr, daß jede Dame jede Modeänderung mitmachen darf, ohne sich vor den sauberer Empfindenden lächerlich zu machen. Wir sollten uns endlich zu besserem Kulturbewußtsein erziehen — auch der Mann, denn er gibt zuletzt den Ausschlag. Hat eine Frau die ihr zukommende, für sie harmonische Kleidungsform gefunden, so halte sie sie im wesentlichen fest. Dann werden wir ein so ratloses Umhertappen wie in der gegenwärtigen Mode, die an Stillosigkeit ihresgleichen sucht, nicht mehr nötig haben. Man sieht es an diesem Beispiel ganz deutlich. Der gute Instinkt klammert sich an die einzige fruchtbare Modenerscheinung der letzten Zeit — der schlanken fließenden Gewandung — (wohlgemerkt ich rede von der Mode, nicht von den idealen Wünschen einer Kleidungsreform) fest und will nicht los — deshalb ist das Allerletzte nur ein lächerliches Sichsträuben und ohnmächtiges Hinwegwollen. Hat die Frau erst gelernt, ihren eigenen Stil zu haben, dann wird nicht nur solche Stillosigkeit unmöglich sein, sondern auch die ungesunde Modekonjunktur wird gemildert und in ihren wirtschaftlich so verderblichen Folgen abgeschwächt werden. Gefallen wird die Frau dann mehr. Der gebildete Mann aber erkennt jetzt schon, daß nur auf die harmonische Art sich zu tragen statt auf die letzte Neuheit alles ankommt. Das hygienisch „gesunde“ Kleid wird noch lange Zeit haben, sich durchzusetzen. Heute gehen wir gar nicht darauf ein, heute sprechen wir einmal von der Mode. Jede Frau aber, die sich bewußt von dem oktroierten Modekonfektionsbetrieb abwendet und mit Sinn einen persönlichen Stil treibt, bringt uns einen Schritt ab von der trostlosen Hilflosigkeit der gegenwärtigen Mode und einen Schritt näher zur Stilkultur.

Alexander Elster

Digitized by Google

Pfarrer Bion

ist kürzlich in Zürich gestorben. Wer war das? Vielleicht ehrt ihn nichts mehr, als daß man so wenig von ihm weiß. Bion war der Begründer der Ferienkolonien. Als er vom Lande in eine Stadtwohnung kam, kränkelten seine Kinder, er gab sie auf eine Weile wieder hinaus, da erholten sie sich — dieses einfache Erlebnis gab ihm den Anlaß, auch andern verschaffen zu wollen, was den Seinigen ward. Die Beschäftigung mit der Aufgabe führte ihn dann weiter und weiter zur Erkenntnis der Schwierigkeiten, zu ihrer Bewältigung und zur Benutzung der Möglichkeiten. Jetzt hat wohl schon eine Million von Menschen dem wenig bekannten Nachfolger Pestalozzischen Führergeistes zu danken.

Ist es denn nun Frau Steinheil gewesen?

Ach, über diese welterschütternde Frage wissen wir Gewisses immer noch nicht, denn die einen meinen, die Richter hätten recht, die andern: wer weiß, sie können sich irren. Der Steinheil-Rummel läuft schon ein Jahr durch die Blätter, im ersten Februarhefte bereits haben wir uns über sein endloses Geschwätz lustig gemacht — werden wir nun wenigstens mit der Frage in Ruhe gelassen, ob diese Pariser Dame gemordet hat oder nicht? 20—30000 Mark hat ihr Prozeß der französischen Staatskasse gekostet, das ist Sache unsrer Nachbarn drüben. Aber ganz sicher 300000 Mark zum allermindesten haben die Zeitungen ganz Europas wegen Madame Steinheil an Reporter für Honorare gezahlt, und rechnen wir die Kosten für Telegramme, für Satz, Druck und Papier dazu, so kommen wir unzweifelhaft in die Millionen für Steinheil-Ausgaben. Nicht die kleinsten Blätter haben sich ausgeschlossen, die größten aber für diesen „Fall“ Aufwendungen gemacht, wie für kein andres Ereignis der menschlichen Kultur, höchstens Zeppelin ausgenommen. Kurz: wenn's einen wahrhaft würdigen Gegenstand gilt, ja, so stellen wir unsern Mann, sind aber dann auch der begeisterten Teilnahme aller Kreise unsres Volkes sicher.

Schiller, der naive Emporkömmling

Wer hat noch nicht über das Wort gelacht, das einst ein Abgeordneter im Reichstage sprach: „Bei dem deutschen Botschafter in Rom verkehrt alles, vom Adel bis herab zu Künstlerkreisen.“ Sind wir aber jetzt weiter? Heute, nach bald einem Dritteljahrhundert, ist noch ein viel schöneres Wort immerhin auch an weit sichtbarer Stelle geschrieben worden, in dem Leitaufsatze, mit dem ein führendes Blatt der Konservativen Schiller feiert: „Wahrlich, eine herzbewegende Erscheinung, dieser Mann, geboren im untern Mittelstande des Volkes, durch Charakter und wahrhaft edeln Sinn an der Seite seiner Fürsten! Eine Lebenslage, die er, naiv genug, als sein gutes Recht in Anspruch nimmt.“ Als Beweis für diese Schillersche „Naivität“ wird dann das „Drum soll der Sänger mit dem König gehen, Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!“ zitiert.

Der Gedanke, daß die Wertvollsten für die Menschheit die sind, die ihr aus sich heraus am meisten geben, ist ja so einfach, daß wir uns seinetwegen nicht zu erregen brauchen. In bescheidener und zugleich würdiger Weise hat ihm beispielsweise Friedrich Chri-

Digitized by Google

stian in einem berühmten Briefe gerade an Schiller Ausdruck gegeben. Irgendeinen Potentaten nicht seiner besondern persönlichen Leistungen wegen, sondern nur weil er einen Thron erbte, für eine der Ehre mehr als ein Geistesgroßer werte Persönlichkeit zu halten, ist für jeden, der nicht den Gottesgnadentum-Gedanken teilt, sagen wir: drollig. Nur sollte man sich auf der linken Seite nicht gar zu sehr wundern, wenn auf der rechten solche Auffassungen immer wieder gedeihen. Vom Fürsten zu verleihende Titel, Orden, Adelungen und dergleichen werden ja von sehr vielen nicht etwa nur hingenommen, weil die Welt nun einmal aus langer Gewohnheit so läuft, sondern mit dem Gefühl einer wirklichen Gehobenheit, nach dem die Seele verstohlen gehrt und der Wille verstohlen trachtet. Solange das geschieht, so lange sind Äußerungen wie jene der Ausdruck einer Gefühlsweise, die zwar nur in konservativen Kreisen öffentlich bekannt wird, privatim aber auch in sehr viel liberaleren tatsächlich noch als lebendige Kraft wirkt.

Mann und Weib

Die Dienstbotenfrage

im Lichte der hauswirtschaftlichen Schulung

Jede Zeit bietet ihre kulturellen, ökonomischen und sittlichen Probleme, welche mit der allgemeinen Entwicklung des Wirtschaftslebens Hand in Hand gehen. Die Frauenarbeit in Industrie, Handel und Verkehrswesen ist in einem Vierteljahrhundert um das Vierfache gestiegen und gab annähernd 931000 Frauen Brot, während die Landwirtschaft über 4 Millionen ernährt und die gewerbliche Tätigkeit annähernd 3 Millionen beschäftigt. Das dürfte der Anlaß sein, daß sich die Zahl weiblicher Dienstboten trotz zunehmender Bevölkerung nicht vermehrt, sondern sogar um etwa 30000 vermindert hat.

So sehr man auch den gesunden Anteil der Frau am Erwerbsleben der Nation begrüßt, so bedenklich macht es doch, wenn der gesundeste und für das Volkswohl wichtigste Beruf zurückgeht.

Es ist fraglos, daß das schützende Dach des Familienhauses, die zweckentsprechende Ernährung, der gute Aufenthaltsort darin, die abwechslungsreiche Arbeit, die Einflüsse anderer Gesellschaftsklassen die Kraft und Geistesentwicklung der Volksfrau im Dienst begünstigen.

Junge Menschen werden vor mannigfachen und ungünstigen Lebenserfahrungen behütet und können besser als in andern Berufen menschlich erzogen werden. Die weiblichen Dienstboten verstärken als künftige Volksmütter den guten Kern der Nation erheblich. Schon deshalb greift die Dienstbotenfrage in weite Gebiete des ganzen Volkslebens.

Die Verringerung der Zahl der Dienstboten ist außer im Frauenerwerbsleben nicht nur in der Verbesserung der städtischen und der Haus-Einrichtungen zu suchen, nicht in einer durch schlechtere Einnahmen und höhere Ausgaben bedingten Sparsamkeit, sie ist in einem Freiheitsbedürfnis begründet, dem in unserer Jugenderziehung die richtigen Wege gewiesen werden müssen. Wir sehen z. B. in Amerika und auch schon in England trotz Reichtums und höherer Löhne einen Verfall des Dienstbotenstandes.

Die Rückwirkung des Dienstbotenmangels auf das Familienleben wirkt z. B. in Amerika geradezu zersetzend. Kinder werden mit häuslichen Arbeiten oft der-

Digitized by Google

artig überbürdet, daß sie den Geschmack für die Häuslichkeit schon in der Jugend einbüßen, Geselligkeit im Hause stockt, kranke und alte Personen werden persönlicher Fürsorge entzogen, und ein übermäßiges Freiheits- und Vergnügungsbedürfnis stellt sich bei der Jugend ein, welche den reizvollen und gemütlichen Herd vermißt.

Im ganzen vergiftet die Idee: „andere Menschen zu bedienen sei degradierend". In Deutschland ist diese Auffassung des Dienstes im allgemeinen noch fremd. Aber man kann sich nicht verhehlen, daß der Zug der Zeit mehr Freiheit für das Individuum verlangt, und daß das, was früher vielleicht im Dienst angenehm empfunden wurde, mit der Zeit wie eine schwere Kette drückt.

Der Dienstbote gehört keinem anerkannten „gelernten" Stande an. Er kann auch nicht, kann wenigstens nur wenig darin steigen. Und als Mensch wird der Dienende im Durchschnitt nicht genügend geachtet. Der Beweis dafür ist ja schon, daß es bis jetzt nicht möglich war, eine reichsgesetzliche Gesindeordnung zu schaffen, es fehlen eben die Voraussetzungen dazu. Einwandsfreie praktische Leistungen, welche auf einer Lernzeit fußen können, sind meistens nicht nachzuweisen. Die zufällig erworbenen Kenntnisse können oft nicht einmal die vorhandene rohe Kraft ausnützen, und die in dürftigen und ungeordneten Verhältnissen zuweilen aufgewachsenen Mädchen bringen den unbekannten Pflichten eines Dienstes weder die sittlichen Qualitäten noch irgendein Können, das sie mit intensivem Wissen verwerten wollen, entgegen. Wenn man nun die Planlosigkeit junger Haushalte, die Unsicherheit und Ungeschicklichkeit der Leiterinnen in Betracht zieht, die alles andre gelernt haben, als Haushaltungskunst, so kann man zu diesen Vorgesetzten für geduldige Unterweisung und erfolgreiche Lehre junger Dienstmädchen auch noch kein Vertrauen haben.

Kommen junge, ungelernte Kräfte in ältere, durch Kinder und andere Schwierigkeiten kompliziertere Hauswesen, so finden sie den Ariadnefaden im Labyrinth der Hauswirtschaft gar nicht oder sehr schwer. Die besseren Elemente verlieren den Mut, die leichtsinnigen lassen sich tadeln für Unterlassungen oder Vergehen, für die sie nach Lage der Dinge nicht die geringste Verantwortung haben sollten.

Ein neuer Stand von Dienstboten kann nur mit Hilfe der Hausfrau geschaffen werden, welche selbst auf der Höhe hauswirtschaftlicher Bildung steht.

Hedwig Heyl

(Schluß folgt)

Bildung und Schule

Kunsterziehung und Kunstgeschichte

Von vielen Seiten, auch von Hochschulprofessoren, kommt immer wieder der Vorschlag, zur Kunsterziehung die Kunstgeschichte zu benutzen. Wie stellen wir uns dazu?

Weder angehende Künstler noch Kunsthistoriker sollen an unsern allgemein bildenden Mittelschulen erzogen werden. Wohl aber junge Menschen, die künstlerischen und kunstgewerblichen Erzeugnissen gegenüber zwischen Schein und Wahrheit, zwischen Schundwerk und Kunstwerk in dem Grade unterscheiden können, den ihr Alter und die zugemessene Bildungszeit erreichen läßt. Sie sollen angeregt werden, das Schöne aus Natur und Kunst zu lesen. Dann erst wird der Unterricht lebendig werden, wenn er den

Digitized by Google

jungen Menschen nicht nur ein Erlernen, sondern ein Erleben bedeutet, ein Klarwerden über das Wesen der künstlerischen Naturbetrachtung und einer natürlichen Kunstauffassung.

Der Kunstgeschichtsunterricht allein — selbst wenn die inneren Zusammenhänge der Entwicklungsstadien verfolgt werden — führt zu diesem Ziele nicht. Es gibt genug Menschen, die Kunstgeschichte an Hochschulen ausgezeichnet gelehrt erhielten, lernten und sogar lehren und trotzdem ohne lebendiges Natur- und Kunstgefühl und ohne ästhetisches Urteil bleiben. Die Umgebung, die sie sich in ihren Wohnungen schaffen, gibt Zeugnis davon, daß das Gelernte in ihnen nicht lebendig geworden ist. Es getraut sich wohl mancher, genauen Bericht über die griechische Kunst im Zeitalter des Perikles zu erstatten, der auf seinem Schreibtisch ein Hausgreuel als Tintenzeug stehen hat, obwohl er um weniger Geld ein besseres hätte erwerben können.

Bei jungen Menschen von 14—19 Jahren darf ein gutes historisches Wissen selten vorausgesetzt werden. Aber auch wenn sie es haben, ist es für sie sehr schwer, sich treffende geschlossene Bilder von den Kulturen alter Völker zu machen und die treibenden Kräfte zu erfassen, aus denen heraus sie ihre Kunstwerke geschaffen haben. Doch angenommen, es wäre möglich, daß die jungen Schüler Werke der Kunstgeschichte als Denkmäler des Geistes vergangener Zeiten und Völker begriffen, so wäre damit das notwendige ästhetische Erfassen noch lange nicht erworben. Wenn man die Architekturgeschichte chronologisch verfolgt, stehen unsere Mittelschüler mit 14—16 Jahren vor der Aufgabe, in die Bedeutung und Schönheit des griechischen Tempels einzubringen. Wird das einem Knaben oder einem Mädchen möglich sein, die kaum die beim Bau eines guten Gartenhäuschens auftretenden Konstruktionsgedanken verstehen und die Schönheit, die aus der Zweckmäßigkeit und Anordnung des Ganzen und seiner Gliederung sprechen kann? Der Lehrer dürfte noch so Gutes über den griechischen Tempel vortragen, dem Schüler müßte doch die Schönheit der Massenbehandlung bis herab zur Bildung des Kapitells oder der Bedeutung der Säulenkannelierungen unverständlich bleiben. Was soll denn der Unterricht?

Der junge Schüler hat zunächst noch ein schwaches Gefühl für das Abhängigkeitsverhältnis der Formbehandlung von Material und Materialcharakter im Bauen, Formen und Malen. Es ist wichtiger, daß ihm ein gesundes Empfinden für das Charakteristische eines guten Holz-, Putz- oder Hausteinbaus, einer Holz-, Bronze- oder Steinskulptur, eines materialgerecht behandelten Möbelstücks, eines Wand-, Tafel- und Illustrationsbildes vermittelt werde, als daß er die geschichtliche Entwicklung dieser Kunstzweige verstehe. Darum sei ja auch ein gebildeter Künstler zum Erzieher in Sachen der Kunst gewählt, weil ein solcher am ehesten die notwendigen Voraussetzungen zur Erteilung dieses Unterrichts an so jugendliche Menschen erfüllt. Denn wir müssen der Jugend von der Kunst als Künstler reden, wenn wir sie dafür erwärmen und gewinnen wollen, nicht als Wissenschaftler.

Was bedeuten für den Schüler die „zusammenfassen“ wollenden kleinen Kapitelchen über große Künstler und lange Epochen in unseren Kunstgeschichtsbüchern, wenn die Vorstellungen, die da „zusammengefaßt“ werden sollen, nicht in

Digitized by Google

ihm leben? wenn sie höchstens ein trübes Nebelbild vor dem inneren Auge des jungen Menschen vorüberziehen lassen, wo ein freudiges Aufleuchten, Klarwerden und Reicherwerden allein dem Zwecke entsprechen könnte?

Unsre Schüler lernen aus diesen kurzgefaßten Kunst-Konversationslexiken nichts Gutes. Wenn sie später einmal bei Gelegenheit wieder von großen Meistern hören oder gar Bilder von ihnen sehen, erinnern sie sich vielleicht: ah, von dem hab ich auch schon einmal etwas gelernt, also muß es wohl ein bedeutender sein. „Mitreden" lernen sie für später, für die „Gesellschaft", wo man so etwas gut „brauchen" kann und wo es eine „Schande" wäre, berühmte Namen nicht zu kennen und nicht zu wissen, daß sich der gotische Stil vom romanischen dadurch unterscheidet, „daß dieser durch den Rundbogen, jener durch den Spitzbogen ausgezeichnet ist".

Wenn ein Abcschütze lesen lernt, legt man ihm die Fibel und keine Literaturgeschichte vor. Für unsre Mittelschüler ist auch das Lesen in einem Tüchtigen fruchtbarer als das Lesen über ihn. So, meinen wir, wäre auch in der künstlerischen Erziehung mit dem Genusse einfacher, dann minder einfacher Kunstwerke anzufangen. Zuletzt, in den reiferen Studienjahren erst, hat auch Geschichte der Kunst als Lehrgegenstand einen Sinn. Denn es gilt, Kunstliebende zu erziehen, mit der Kunst verwachsene Menschen, denen sie im Leben mehr bedeutet als Namen, Ereignisse und Jahreszahlen.

Mit solchen Worten ungefähr wandte ich mich kürzlich angesichts der Gefahr, die der künstlerischen Erziehung unsrer Jugend mit dem Betreten eines Irrwegs droht, an einige Männer, deren Rat und Urteil mir in dieser Sache maßgebend erschien. Zu meiner Freude traf ich auf warme Teilnahme und so mögen von den mir zugegangenen Briefen zwei hier folgen.

Universitätsprofessor Dr. Hans Cornelius schreibt: „... Kunstgeschichte gibt, wie man an täglichen Beispielen sehen kann, durchaus nicht Kunstverständnis. Im Gegenteil: durch das Beachten des Historischen, also des Wechselnden an der künstlerischen Produktion wird notwendig der Blick vom Künstlerischen, das ist von dem (ewig in gleicher Weise, von aller Historie unabhängig) Gesetzmäßigen der Kunst abgelenkt. Der Kunsthistoriker weiß immer nur, zu welchem Stil oder zu welcher Epoche er ein Werk rechnen soll; warum es aber gut oder schlecht wirkt, weiß er nicht. Man braucht nur die unglaublichen Urteile eines der größten Kunsthistoriker (J. Burckhardt) über Tintoretto nachzulesen, um vor kunsthistorischen Urteilen den nötigen Respekt zu bekommen. Wenn auch heute einzelne Ausnahmen unter den Kunsthistorikern sich finden, die eben nicht nur historisch, sondern auch in eigener Praxis künstlerisch zu arbeiten sich bemühen (Wölfflin), so bleibt darum doch die Regel bestehen, daß die historische Beschäftigung mit den Kunstwerken das Gegenteil dessen zutage fördert, was für eine gedeihliche Entwicklung künstlerischen Verständnisses zu wünschen ist."

Der Brief des Professors Theodor Fischer lautet:

„Was soll ich sagen? Kürzer als in einem Buch kann man das Thema gar nicht abhandeln. Ich bemühe mich, das Problem einfach zu fassen; aber es geht nicht. Alles spielt herein, Kunst und Leben; die Überspanntheit unserer Bücherkultur; der Humanismus, der eigentlich keiner

Digitized by Google

mehr ist; die Unnatur der gewaltsamen Kunsterziehung, und zwar diese zuvörderst.

Machen Sie um Gottes willen kein neues »Fach« aus dem Wissen um die Kunst. Statt den jungen Leuten den Vertikalismus, das Gerabeaussehen wieder zu gönnen, neues Bücken über Bücher!

Nein, das wäre ein konsequenter Schritt weiter auf dem Weg von der Kunst weg.

Mehr aufrechte Haltung auch beim Zeichnen! Denn die Natur sehen ist die Hauptsache; und je weniger die Kunst inmitten der Natur von dieser unterschieden wird, desto besser ist dieser Kunstunterricht. Man lehre, wie schlechte Kunst sich gegen die Natur spreizt, wie die gute eins ist mit ihr. Also muß man wohl damit anfangen, das sehen zu lernen, was um uns ist. Kaum eine Stadt ist so arm, daß nicht einiges Lehrmaterial an der Straße stünde. Viele sind überreich — auch an den sich spreizenden Gegenbeispielen.

Um Kunst verstehen zu können, muß man ihr Entstehen kennen; aber nicht etwa Uhde oder Hildebrand besuchen wollen, sondern zum Töpfer, zum Weber, zum Steinmetzen, Schlosser oder Schreiner gehen. Wie die Kunst aus dem Handwerk herausgewachsen ist, wachse auch das Verständnis am Handwerk. —

Lehren Sie nur am Gegenstand selbst! Erst wenn das Auge gut und stark geworden ist, mag die Abbildung aushelfen. Denn die dickste Wurzel des Kunstverständnisses ist das Gefühl für die Abhängigkeit des Werks von den örtlichen und stofflichen Voraussetzungen. Das wird heute von unseren Neuesten bestritten: die abstrakte Form sei das eigentlich Künstlerische. Morgen hoffentlich merkt man den Trugschluß.

Kunstgeschichte in der knappen Form, wie sie das Übermaß des Stoffes nötig macht, könnte an Gymnasien dem Geschichtsunterricht angegliedert werden. Diese hat aber mit dem Kunstverständnis wohl wenig zu tun, mit dem innerlichen Erleben, wie es nur die Betrachtung von Originalwerken zuläßt. Weiter würde ich aber trotzdem nicht gehen.

Ich meine, wir sind ziemlich auf demselben Weg."

Mögen diese Zeilen die künstlerische Erziehung unserer Jugend auf die rechten Wege führen helfen.

A. Braig-Schweinfurt

Wo ist das Steckenpferd geblieben?

Ein gut Teil Kindheitszauber hängt an den beiden Worten Wiege und Steckenpferd, die zwei aufeinanderfolgende Stufen der Kindesentwicklung kennzeichnen, und Poesie und Spruchweisheit leben stark von den Gemütstönen, die diese Worte in uns erklingen lassen. Die Worte — wo aber sind die Dinge geblieben? Daß die Wiege in ihrer Gestalt als Horizontal- oder Vertikalschaukel fast völlig verschwunden und wohl nur noch in Museen und Bauernstuben zu finden ist, wollen wir nicht allzusehr bedauern, indem wir uns vom gesundheitlichen und erzieherischen Standpunkt aus des höchst zweifelhaften Wertes dieses Beruhigungsmittels bewußt werden. Unsere „Wiegenlieder" sind keine Lieder an der Wiege mehr, unsere Frauen sitzen nicht mehr, wie Maria auf Dürers liebem Holzschnitt, am Lager des Lieblings, mit leichtem Fuß ein sanftes Schaukeln unterhaltend, mit flinker Hand und wirbelnder Handspindel den Faden drehend und dazu ein leises Liedchen vor sich hinsummend — das ist dahin, wie der Post-

Digitized by Google

hornklang. Aber es mußte dahingehen.

Das Steckenpferd dagegen verdient die Zurücksetzung, die es erfahren hat, ganz gewiß nicht. Durch welches andre Pferdespielzeug könnte es ersetzt werden? Schaukelpferd, Räderpferd, oder gar die aus beiden zusammengesetzte, so oder so zu gebrauchende Patentmähre — was sind sie gegen das muntre Roß, das wirkliche, lebendige Beine hat, das treulich mit dem Reiterlein springt, wohin es gelenkt wird, und das erst müde wird, wenn auch sein Herr nicht mehr mag! Bei lebhafter Kinderphantasie tut's ja auch Vaters simpler Stock, aber ein Pferdekopf vorn dran ist doch was andres.

Wer heutzutag seinem Jungen ein Steckenpferd kaufen will, der kann nicht an allen, aber an vielen Orten vergeblich aus einem Spielwarenladen in den andern laufen; Steckenpferde scheinen nicht mehr zu „gehn". Spielzeug, mit dem man Automobilunglücke und Eisenbahnzusammenstöße nachmachen kann, die gehn. Darum, ihr Künstler, die ihr's nicht verschmäht, unsern Kindern gesundes kindliches Spielzeug zu verschaffen, laßt uns dem Steckenpferd eine fröhliche Auferstehung bereiten! Abseits von den Großstädten lebt es noch da und dort, führt ihr's am Zaume, so wird es in sie zurückkommen.

H. F. Hofmann

„Dürerbund-Ratgeber" und „Dürerbund-Jahresbericht"

Eine Wegweisung zu den Niederschlägen unsres Geisteslebens, will sagen: zu unserm Schrifttum zu sichern, die von jedem Dreinsprechen geschäftlicher Interessen frei sei, das haben wir angesichts der Bevorzugungsofferten von „Nord und Süd" je nach dem Annoncenauftrag im vorigen Jahre als eine der allerwichtigsten Aufgaben des Dürerbundes bezeichnet. Deshalb nahm der Bund den Kunstwart-Ratgeber wieder auf. Der alle Erwartungen übersteigende Erfolg im vorigen Jahre (der „Nord- und Süd"-Ratgeber erscheint heuer überhaupt nicht mehr) hat uns nun zu einer Art von Verdoppelung dieses Unternehmens ermutigt: jetzt kommt neu durchgearbeitet und erweitert der „Literarische Ratgeber" heraus, außerdem aber auch noch ein „Literarischer Jahresbericht" des Dürerbundes. Der „Ratgeber" soll das dauernde Unternehmen sein; er führt ohne Rücksicht auf alt oder neu durch das den Laien Wichtigste aus dem gesamten deutschen Schrifttum, er will Hausbuch werden und kommt wie jedes andre Buch in neuer Auflage, wenn die alte vergriffen ist. Der „Jahresbericht" dagegen kommt alljährlich, er mustert die letzte Ernte, spricht über sie und gibt dann an den „Ratgeber" die Empfehlungen des Besten zu dauernder Verwertung ab. Der „Jahresbericht" nimmt auch Anzeigen und Illustrationen auf und wird nach Art der „Weihnachtskataloge" von guten Buchhandlungen an ihre Kunden verteilt. Der „Ratgeber" bringt als solcher weder Anzeigen noch Bilder, er ist wie ein andres Buch (kartonniert für 1,80 Mk.) zu kaufen, wobei ein Jahresbericht mit dreingegeben wird.

Die Herausgeberschaft beider Unternehmungen liegt bei Avenarius. Was hier unter „Herausgeberschaft" zu verstehen und wie dafür gesorgt worden ist, daß das Urteil der Referenten rein sachlich ab- und weitergegeben werde, darüber steht das Erforderliche in den beiden Vorworten zu lesen.

Wir bitten unsre Freunde drin-

Digitized by Google

gend, diese beiden Dürerbund-Unternehmungen zu unterstützen. Am „Ratgeber“ hat ein halbes Hundert unsrer besten Hochschullehrer und sonstigen Sachverständigen mit Aufopferung gearbeitet, um den Gebildeten einen Überblick über das ganze Gebiet des deutschen Schrifttums zu verschaffen — dies Buch zur Hand zu haben, wäre wirklich achtzehn Zehnpfennigstücke wert, auch wenn man nicht wüßte, daß ein etwaiger Reinertrag ausschließlich den gemeinnützigen Unternehmungen des Dürerbundes zugute kommt. Man begnüge sich also nicht mit dem „Jahresbericht“ als Weihnachtskatalog, man bestelle den „Ratgeber“. Zweitens: man unterstütze diejenigen Buchhandlungen durch Aufträge, welche den „Jahresbericht“ des Dürerbundes verbreiten. Denn wir dürfen ja nicht nur durch Fordern und Versagen, wir müssen auch durch Helfen und Fördern ins praktische Leben eingreifen und denen beistehen, die unsre Gedanken verwirklichen helfen.

Lebende Worte

Zu unsern Anzeigen und Prospekten

Vor kurzem ist uns einmal ein Prospekt durchgelaufen, der mit dem Kunstwart nicht hätte verbreitet werden sollen — die Einsender, die sich deshalb beschwerten, hatten recht! — und wenn wir ihn jetzt nicht nennen, so unterlassen wir das nur, weil wir damit den Zwecken seiner unerwünschten Reklame noch mehr dienen würden. Uns hatte bei der Annahme erst eine harmlose Ankündigung vorgelegen, als der Prospekt kam, mußte er geradeswegs zum einfügenden Buchbinder gehn, zu tun war um diese Zeit ohnehin überviel, und so wurde das Verfängliche übersehn. Jetzt passen wir doppelt auf. Aber man wolle von uns auch nicht verlangen, was wir weder leisten können noch dürfen. Wir können nicht alle Bücher kennen und nicht alle Verfänglichkeiten durchschauen. Wir vom Verlage dürfen uns auch ebensowenig wie die Herren von der Redaktion anmaßen, Vormünder der Leser zu sein. Es muß bei ihnen stehn, ob sie Empfohlenes für bedenklich halten, wenn die Meinungen darüber tatsächlich auseinandergehn. Wir glauben nicht, daß ein einziges deutsches Blatt mehr Inserate ablehnt, als der Kunstwart. Er muß sich aber auch vor dem Scheine hüten, als ließe er schulmeisterlich selbst im Anzeigenteile nur zu Worte kommen, was ihm paßt, und zwänge Andersdenkende vor seinem Leserkreise zum Schweigen. Kunstwart-Verlag, Georg D. W. Callwey

Lasset die Kinder Kinder sein!

Ach, ihr Eltern und Lehrer! tut doch mir und den Kleinen die Liebe und laßt sie Kinder sein. Streifet doch dem jungen Geist, wenn er eben seine Knospe entfaltet, nicht den Blütenstaub ab, um Schulstaub darauf zu streuen, und laßt die Blume an der Sonne Gottes blühen, statt hinter den Treibhausfenstern der Studierstube. Jaget dem Knaben, wenn er mit frischen und roten Wangen vor euch steht, nicht das junge Blut durch Vokabeln aus dem kindlichen Antlitz, und trübet nicht das helle, fröhliche Auge durch den Kummer über gelehrte Zweifel. Reißet ihm nicht die kleinen Finger voneinander, damit er Dezimen auf dem Klavier greifen, zerret ihm nicht die kleinen Flügel auseinander, damit er glücklichere Kinder überflügeln könne, und lasset ihn auf keinen andern Stelzen gehen, als auf wirklichen. Ach, ist es denn nicht ge-

Digitized by Google

nug, daß den gereiften Geist Zweifel quälen, wohin er nur das forschende Auge wendet, muß denn schon die junge Saat durch diese Qual, welche im kleinen Kopfe tausendfach wächst, getötet werden? Ist es denn nicht genug, daß die Männerbrust soviel Schmerz über Lebensfragen zerreißt, muß denn schon das kleine Herz des Knaben die Angst martern, mit der er am Sonntag Abend ins Bett kriecht, wenn er seine Montagslektion nicht begriffen hat? O warum mußt ich in meinem achten Jahre den mathematischen Triangel berechnen, statt dem klingenden nachzulaufen, wenn das Bataillon mit der Musik kam? Warum mußt ich mich mit algebraischen Formeln herumbalgen, statt mit andern Knaben? Wo ist der Mensch, der nicht manche Stunde zurückwünscht, die er anders verleben möchte? Beim Jüngling ist's manch drückende Lehrstunde in der staubigen Schule, bei dem Mann oft das Gegenteil, und beim Greise oft das ganze Leben.

Eduard Helmer (Ernst Koch) in seinem Buche „Prinz Rosa-Stramin" (1834).

Unsre Bilder und Noten

Von Ambrogio de' Predis hat die Welt so gut wie gar nichts gewußt, bis Morelli-Lermolieff mit ihm bekannt machte, dann gab es viel Polemik hin und her, jetzt aber ist endlich der Hofmaler des Ludovico il Moro aus Lionardos Schule lange schon eine anerkannte Berühmtheit. Wir unserseits halten es nicht für sicher, daß das heute von uns als Steindruck wiedergegebene Bild der Oldenburgischen Galerie ihm mit Recht zugeschrieben wird, für unsre Zwecke aber kommt das nicht weiter in Betracht. Wir weisen auf das Werk als einen seltsamen Schatz, der abseits in der deutschen Tiefebene aufbewahrt wird, wo ihn nicht gar viele aufsuchen werden, und von dem deshalb die meisten kaum wissen. Unsre Zeit hat ja wieder gelernt, dem Reiz dieser „Primitiven" nachzugehn, die eigentlich keine Primitiven mehr sind, dieser Künstler, die alles auf das schlichteste zu vereinfachen scheinen, während sie es doch bis zum Sprengen mit latentem Leben anfüllen. „Bis zum Sprengen" — das Gefühl der gefüllten Knospe kommt uns bei dieser Kunst der Frührenaissance immer wieder.

Die Kunst der Hochrenaissance bringt dann die freie Entfaltung der Blüte; blicken wir von Ambrogio auf Bronzino, so ist's ja beinah, als sähen wir dem Fallen der Hüllen und dem Freiwerden von Haupt und Gliedern zu. In Wahrheit liegt freilich das eigentliche „Aufbrechen" zwischen den beiden Künstlern. Ambrogio ist um die Mitte des 15. Jahrhunderts, Bronzino 1502 geboren, und was bedeutete damals ein halbes Jahrhundert Kunst! Wer sich zum Beispiel an Bronzinos „Christus in der Vorhölle" erinnert, ordnet unsern Maler mit manchem Kunsthistoriker bereitwillig unter die verrufenen Michelangelo-Manieristen ein. Aber vor mehr als einem seiner Bildnisse wird er stutzig werden; hier ist's, als wenn ein ganz andrer Bronzino spräche, ein Mann ganz ohne Schwulst und Phrase, ein Künstler von großem Respekt vor dem Wirklichen, von Seelenkenntnis, von zurückhaltender und doch scharfer und feiner Charakterisierungskraft und dabei (nicht so sicher in der Farbe, gewiß aber in Komposition und Zeichnung) von außerordentlichem Geschmack. Das Gehaltene und Gemessene seiner

Digitized by Google

Bildnisse läßt sie trotz der späten Zeit dem Geiste nach nahe mit denen verwandt erscheinen, die im Kreise derer um Lionardo geformt wurden. Mona Lisa selber erscheint dann als Zwischenglied, freilich noch auf einer höheren Flur. Unser Porträt ist das der Lucrezia Pucci, das Original hängt in den Uffizien zu Florenz.

Zu den beiden Bildern des „Mädchens von Antium“ wolle man den Rundschaubeitrag des um die Erhaltung dieses Schatzes verdienten Prager Universitätsprofessors Klein vergleichen, den unsre Leser schon als den glücklichen „Zusammensteller“ der Gruppe des antiken Rokoko vom ersten Hefte dieses Jahrgangs her kennen.

Aber warum bringen wir in diesem Vorweihnachtsheft die vier Beilagenseiten mit „Photographien nach lebenden Tieren“? Um auf die prächtige Voigtländersche Publikation von Meerwarths „Lebensbildern aus der Tierwelt“ jetzt vor dem Feste hinzuweisen, gewiß. Dann als Vorläufer eines der Tierwelt in Kunst und Leben gewidmeten Kunstwartheftes. Aber wir möchten auch gerade vor dem Weihnachtsfeste noch daran erinnern, daß man über den Bildern des Lebens in jederlei Gestalt ja nicht des Lebens selber vergessen wolle, auch wo es zu schenken gibt. All die Bücher und Blätter, die uns, auch ohne Anspruch auf Kunst im engern Sinn, mit der Natur selber in Verbindung setzen, mit den Tieren und Pflanzen, und über die Bücher und Bilder hinaus alles, was die Natur selbst uns an Schönheit bietet, gehört zu dem, was aus der Zivilisation zur Kultur führt. Denn es stärkt das Naturhafte in uns, das als zweites Element zur Zivilisation hinzukommen, oder vielmehr: das in uns bleiben und gedeihen muß, wenn unser Spiritus nicht vor „Denaturalisierung“ schal werden soll. Sonst könnte uns geschehen, daß wir in Bewunderung all der herrlichen Zivilisationsmittel mitten zwischen ihnen steckenbleiben, statt daß wir sie zur Erringung der Freiheit unsrer Natur und unsrer Herrschaft über die äußern Hemmungen zu unsern Dienern machen. Veröffentlichungen wie die von Meerwarth machen uns immer wieder bewußt: das Tier ist nicht nur Form und nicht nur Farbenkombination. Es ist nicht nur „Vorlage“ und „Motiv“ für uns Menschen und unsre Kunst, um daraus was Monumentales oder Dekoratives zu „machen“, es ist auch etwas Lebendiges an sich, das uns aus sich heraus bereichern kann. Und so sind solche Bücher sehr willkommen als Mitkämpfer gegen Ästhetentum und Snobismus. A

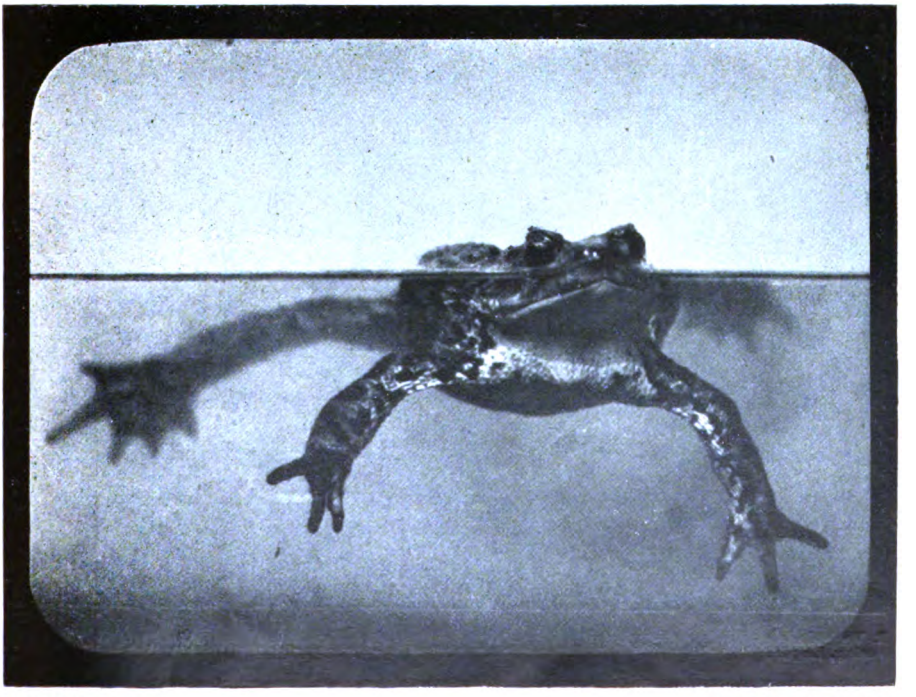
Unsre Notenbeilage bringt Proben aus den verschiedenen Heften der neuen Weihnachtsmusik der Hausmusik des Kunstwarts. Diese aus dem Volke stammenden Lieder und Weisen mögen für sich selbst und für die Sammlungen sprechen, die wir zum Gebrauch unsern Lesern empfehlen. Sie mögen dartun, wieviel kostbare Stücke tönender Weihnachtspoesie, bisher nur von wenigen gekannt, vorhanden sind, echte, urwüchsige Gebilde, keine sentimentalen Talmiprodukte der Weihnachtsindustrie. Einfach, und doch vom süßesten Reiz umflossen, bedürfen diese Lieder keiner besonderen Erläuterung und keiner Einstellung der Phantasie. Sie gehören vielmehr zu jenen, welche die Kraft der Stimmung in sich tragen und jedermann, ob hoch, ob niedrig, ob schlicht oder feingebildet, in ihren Bann zu schlagen vermögen. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortl.: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

R. Voigtländers
Verlag, Leipzig

H. MEERWARTH



R. Voigtländers
Verlag, Leipzig

H. MEERWARTH

KW

Digitized by Google

R. Voigtländers
Verlag, Leipzig

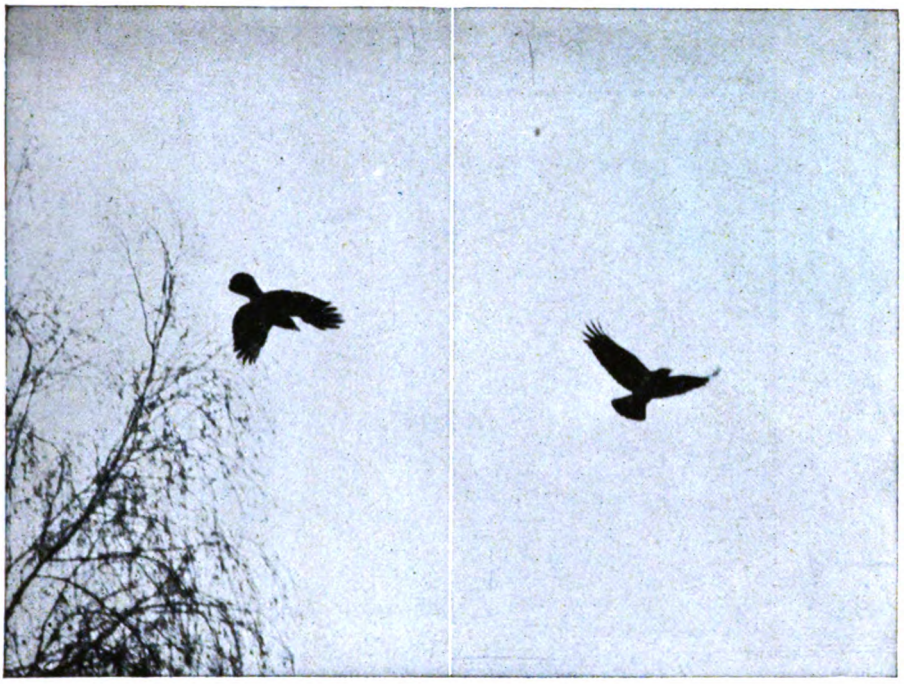
H. MEERWARTH

KW

R. Voigtländers
Verlag, Leipzig

H. MEERWARTH

Digitized by Google



R. Voigtländers
Verlag, Leipzig

H. MEERWARTH

R. Voigtländers
Verlag, Leipzig

H. MEERWARTH

KW

Digitized by Google

R. Voigtländers
Verlag, Leipzig

H. MEERWARTH

R. Voigtländers
Verlag, Leipzig

H. MEERWARTH

KW

Digitized by Google

BRONZINO

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS MÄDCHEN VON ANTIUM

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

KW

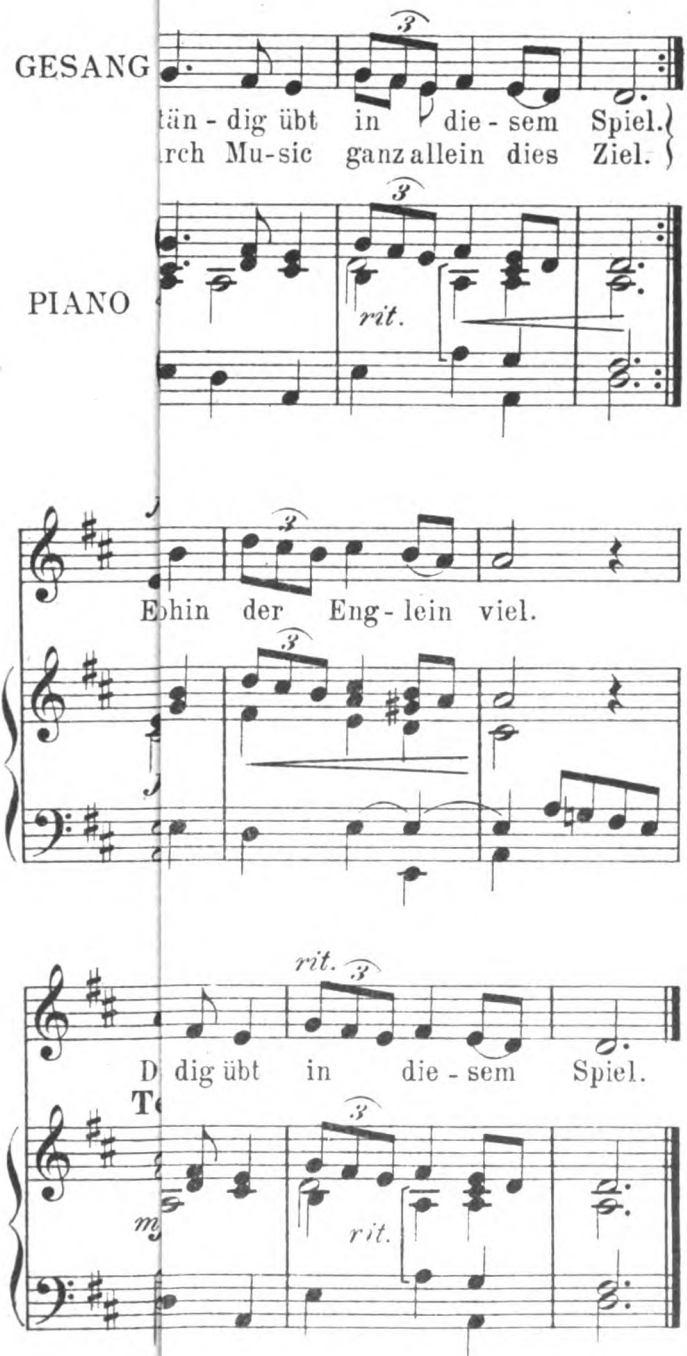
KOPF DES MÄDCHENS VON ANTIUM

Digitized by Google

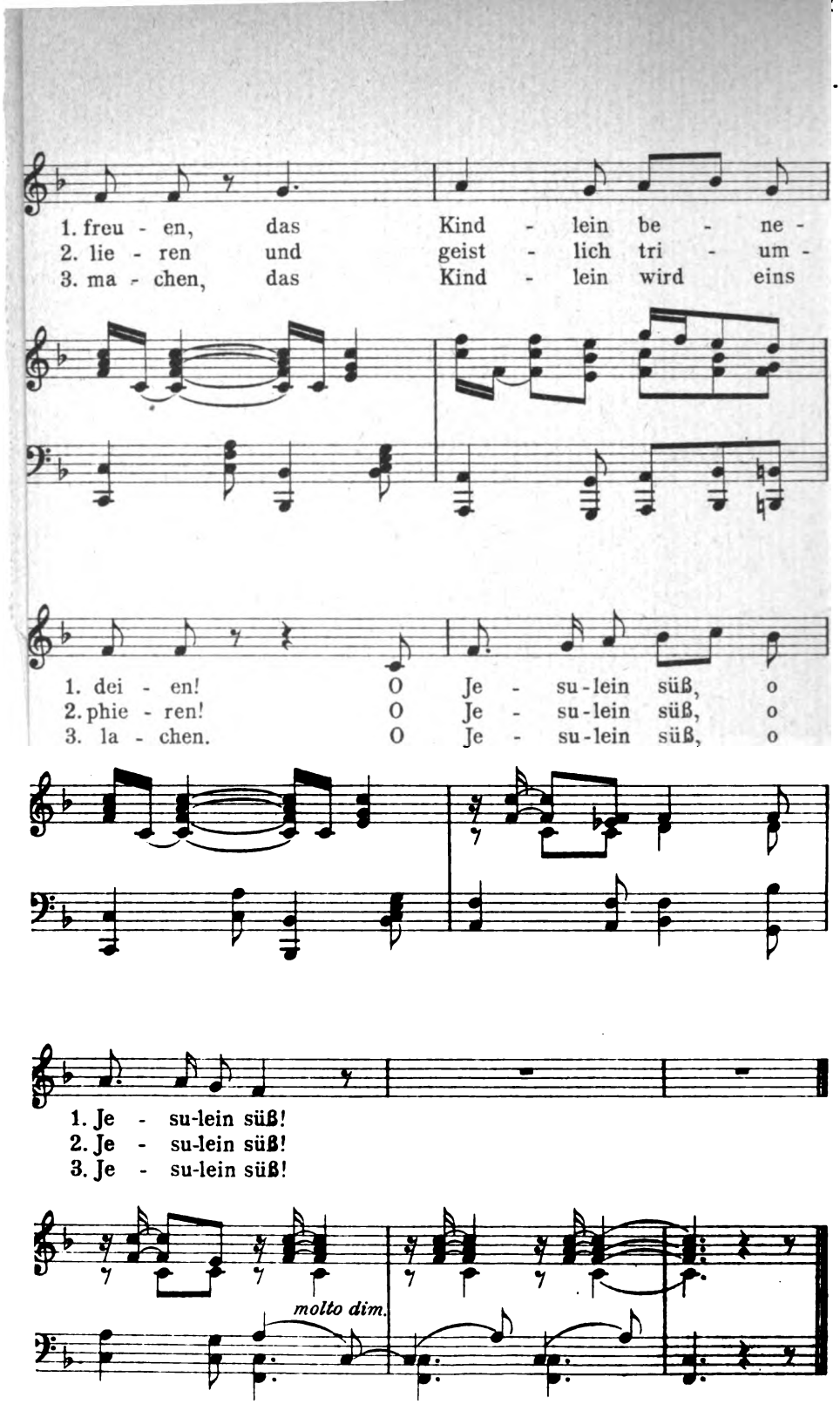
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

N MUSIC (Augsburger Tafelkonfekt)



Digitized by Google



Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

MARTIN SCHONGAUER

KW

Digitized by Google

Jahrg. 23 Zweites Dezemberheft 1909 Heft 6

Weihnachten

Die einen klagen: „Noch nie war die Religion so tot wie jetzt.“ Die andern frohlocken: „Seit langen Jahrzehnten ist der religiöse Drang nicht so stark gewesen, wie jetzt.“ Wer kennt seine Zeit? Ein jeder sieht nur, woran *sein* Weg vorüberführt. Ein jeder nur, was *seine* Augen erfassen können. Und die Wellen gehn über die Oberfläche oft anders, als in der Masse die Strömung geht. Es gibt auch nicht bloß *eine* Strömung im Meer. So kann es geschehn, wie manchmal an der See: die Flut kommt zu dir und schüttet sich sichtbar zu dir hin, aber was du vor sie wirfst, das zieht sie dennoch von dir weg und hinaus. Ein andermal legt sie dafür sacht an den Strand, was in den Weiten verloren schien. Wer kennt seine Zeit? Was heut noch so machtlos ist, daß man kaum darauf achtet, kann plötzlich im Parlament der Geister die Mehrheit gewinnen und regieren. Das Alte aber bleibt dennoch da, wartet und wirkt im stillen.

Wem Religion und Glauben, oder gar nur der Glauben an das, was uns Christen die Bibel sagt, ein und dasselbe ist, der mag jetzt trauern, denn der Glaube in diesem Sinn, der *ging* zurück. Immerhin fragt sich: ist das ein Versinken oder ist's ein Ebben, dem später ein Fluten folgen wird? Aber Religion ist ja *nicht* dasselbe, wie irgendein bestimmtes Glauben an dieses oder das. Sie kann das wechseln, an was sie glaubt. Es gibt eine Religion des gläubigen Christen und des gläubigen Juden, des gläubigen Heiden und des Atheisten, der an Wegen baut nach irgendwelchen Idealen hin — selbst streng christliche Theologen haben ja auch solcher Männer Trieb als Religion längst anerkannt. Der Streit um den *Wahrheitsgehalt* der einzelnen Religionen ist etwas anderes, wovon wir hier gar nicht sprechen. Prüfstein der Echtheit religiösen *Gefühls* als solchen ist nicht, ob *wirklich* ist, was einer glaubt, sondern die *Inbrunst*, mit der er's für wirklich *hält*. Ich für mein Teil weiß nicht einmal, ob solches Gefühl mit einem sichern „dieses glaube ich“ verbunden sein muß. Denn so alt ich bin, ich habe noch nie eine meine Fragen stillende Bestimmung dessen gelesen, was ich als religiöses Gefühl in den andern und in mir selber finde. Immer wieder: als ein *Gefühl*. Das mich mein *Verbundensein* fühlen läßt mit allem, was sichtbar und unsichtbar war und ist, mit allem, was wirkt, ob ich's kenne oder nicht. Mich einzelnen als ein kleinstes Stückchen, als kleinstes Organ, das mitgelenkt wird von der Allgemeinheit und für sein Teilchen ihr wieder dient. Ein Teilchen, das die Gesamtwirkung der Kraft der Welt beglückt erahnt, indem es auch sich selber von ihr gehalten und bewegt, von ihr getragen und in ihr mittragend fühlt. Wenn ich mir am tiefsten dessen bewußt werde, daß ich *lebe*, und im *Ganzen* lebe, dann ist mir's, als würde ich geweiht. Andern mag's anders gehn, vielleicht nennt jeder einfach dasjenige in seinem Fühlen Religion, was er aus dem Unbewußten heraus als das *beste* in seinem Fühlen empfindet. Aber

Digitized by Google

„Gefühl ist alles", auch des Goetheschen Fausts Bekenntnis war kein Bekenntnis irgendwelchen bestimmten Glaubens, auch nicht eines pantheistischen, war nur Bekenntnis eines Gefühls. Eines uralten Menschenerbes an Gefühl aus all den Ahnengeschlechtern seit ihres ersten Seelenmorgens Erdämmerung. Eines Gefühls-Erbes, das eben seines Uralters wegen so unausrottbar lebt, daß es, wie die Kindheitserinnerungen im Greis, das letzte Lebende noch im Veratmenden sein wird.

Das religiöse Gefühl kann nie am Sterben sein. Und gar in unsrer Zeit! Wir, die wir diese Blätter schreiben und lesen, wir sind wohl von dem Verdachte frei, blinde Preiser der Gegenwart zu sein: schälte uns wer dauernde Nörgler, wir begriffen's eher. Und dennoch verläßt uns nie und nimmer das sieghafte Gefühl: uns hilft die Zeit. Uns in unserm Kreise allein? Verbitterte gibt es heut wie je, auch grundehrliche, auch tieftüchtige Menschen, aber ich glaube: Verzweifelnde gibt es heute weniger, als in manchem Jahrzehnt vorher. Ich meine: Verzweifelnde, weil ihr Glauben an eine große Idee ihnen hoffnungslos scheint. Verzweifelnde, weil sich im Draußen nichts in ihrem Sinne bewegen will. Es geht ein Aufhorchen auf Edles durch die Welt. Ein Sich-Besinnen, ob man den Gedanken Verkörperung geben darf und kann. Überall ein Gefühl von der Macht der Idee. An tausend Orten mehr als ehedem schon der Wille zur Tat. Und wie erste Kristalle in der Lösung da und dort schon sie selbst, die Tat.

Dächt ich an unser engeres Gebiet allein, ich könnte immer nur wieder bitten: vergleicht das Jüngst mit dem Jetzt, wenn ihr verzagen wollt. Verzagen sollten wir in einem Kampf, bei dem man's beim härtesten Gegner fühlt, wie er besorgt nach Stützen sucht, um sich zu halten, und wo er noch nicht weicht, doch keinen Schritt vorwärts kommt, es sei denn, sein Nebenmann wiche dafür schon drei zurück? Aber das ist ja das schönste, daß es beinah schon Torheit geworden ist, von „unserm engern Gebiet" überhaupt zu sprechen, daß wir gar nicht mehr in einem abgesonderten Geistweltgebiete hausen. Daß man uns die Hand reicht rechts und links, wie wir sie strecken dürfen nach links und rechts, weil man in Kunst und Wissenschaft, in Technik und Gewerbe, im theoretischen und praktischen Leben, weil man in der ganzen Kultur unsrer Zeit die Zusammenhänge zu fühlen beginnt. Die Leute, die „Ästhetik" treiben, ohne sich um das Leben rings zu kümmern, werden fast schon zu komischen Figuren, wie die Verstandesleute, die mit dem Verstande allein die Lebensbetätigung der Kunst betrachten. Das Spezialistentum zieht sich in seine akademischen Burgen zurück und wird selbst dort schon bedroht. Der Theoretiker verbündet sich minder selbstbewußt als ehedem mit dem Praktiker. Der Praktiker aber hört mehr, als er's seit Menschengeschlechtern getan hat, auf die leise oder laute Rede des sozialen Gewissens. Man braucht nur an unsre Gesetzgebung zu denken, um dieses an der Arbeit zu sehn, auf seine Erfolge, wo es siegte, auf die Erregung im Streite und nach dem Streit, wo es zunächst noch unterlag. Irren wir, wenn wir glauben, daß sich im sozialen Gewissen ein gut Teil des gemeinsamen religiösen Gefühls unsrer Zeit

Digitized by Google

ausdrückt? Daß das soziale Gewissen vielleicht geradezu die moderne Form einer Religion ist? Und irren wir, wenn wir im Aufwachsen des Bewußtseins vom Zusammenhang aller Erscheinungen einen gewaltigen Stärker dieser Gefühle sehn?

Immer und immer hören wir wieder: wir leben in einer Übergangszeit. Mir scheint, wir leben in einem Zeitalter der Reformation. Das der Renaissance und der Kirchenerneuerung erscheint uns gewaltiger, weil wir es geführt sehen von einer Reihe von Persönlichkeiten im Riesenmaß. Vielleicht, weil sie ihre Zeitgenossen tatsächlich so hoch überragten, vielleicht nur, weil wir nicht mehr sehen, wie vieles sie selbst in die Höhe hob. Möglich, daß der Blick der Zukunft solche Männer nicht erkennen wird, wenn er auf unsere Gegenwart zurückschaut. Sicher, daß er auch der „Schwarmgeister" in ihr genug bemerkt, der Abirrer und Verführer, der Berauschten und Berauschenden und der Spekulanten mit geistigem Edelgut. Es ist vielleicht unsre ernsteste Aufgabe, mit nie ermüdender Wachsamkeit auf sie zu achten und uns sorglich davor zu hüten, dem Kopfe Schweigen zu gebieten, weil er zu lange allein sprach. Aber gewiß ist auch, daß jener Rückblickende aus kommender Zeit in unsern Jahren nicht nur jene ungeheuren Umwälzungen der Technik sehen wird, in deren Anbetung der ethische Materialismus zum Alleinherrscher ward. Noch vor wenigen Jahrzehnten sah es so aus, jetzt nicht mehr. Uralte Kräfte der Menschennatur, über die so lange obenhin vernünftelt worden ist, wachsen aus den Tiefen, und ein Wollen regt sich in vielen Tausenden, das ihrer achtet. Es will die Zivilisation, aber es will sie nur als Mittel zur Kultur. Bis das große Blühen beginnt, wird's noch lange dauern. Während die Tage kurz, die Nächte lang sind, Stürme rauschen und Fröste töten. Das Licht jedoch, das in der Weihnachtsnacht aufglimmt, das sehen wir. A

Anzengruber

Zwei Tage des Gedenkens an Ludwig Anzengruber bringt uns der Ausgang dieses Jahres. Am 29. November 1909 hätte der Volksdichter seinen siebzigsten Geburtstag begangen — wenn seine Lebenskraft sich nicht in Entbehrung und Übermühung früher verzehrt hätte — und am 10. Dezember 1909 sind es schon zwanzig Jahre, daß der große Grausame ihm das Dichten und das Leben miteinander abschnitt. Der doppelte Gedenk-Zeitpunkt könnte wirklich etwas wie einen Abschnitt vorstellen.

Bei der Feier eines lebendigen Siebzigers ward es unlängst hier bereits angemerkt: der zufällige Zwischenfall des äußern Sterbens soll den Dichter, der „bloß" in seinen Werken lebendig blieb, mit nichten um den üblichen Ehrentag bringen. Bedeutet diese Altersfeier doch das einzige Recht des anerkannten deutschen Dichters an die Nation! Daß zur selben Zeit das zweite Jahrzehnt seit dem Tode des Menschen Anzengruber abgelaufen ist, das sollte uns zum willkommenen Anlaß dienen, den Gefeierten endgültig von der nicht ganz zweifellosen Ehre eines Zeitgenossen freizusprechen und ihn un-

Digitized by Google

zweideutig in die unsichtbare Akademie unserer Unsterblichen zu versetzen.

Allerdings, so wenig Anzengruber mit irdisch akademischem Wesen zu schaffen hat, so wenig mögen manche zugeben, daß irgendein Bebauer des volkstümlichen Sonderfeldes auf künstlerische Weise sich Unsterblichkeit erwerben könne. Allein diese manchen werden unsres Dafürhaltens sicherlich widerlegt von der Zeit, niedergestimmt von den Nachlebenden. Nicht Lage und Umfang des Stoffgebiets noch die „Höhe" des verwendeten Deutschs können da das Maß geben, sondern ausschließlich die menschlich-künstlerische Größe der Persönlichkeit. Die kann auch das winzigste Sondergebiet zum Königreich erheben. Für die Goldsucher, deren Geschäftigkeit etwa nachher dasselbige Land in Mißachtung bringt, darf ja der Entdecker nicht verantwortlich gemacht werden.

Anzengrubers Größe erweist sich deutlich schon darin, daß selbstlose Begeisterung für eine geläuterte, rein-menschliche Sittlichkeit es war, die seiner Begabung (von seinem neunzehnten Jahr an war sie fleißig geübt worden) endgültig die Fesseln löste: als er zu Ende seiner zwanziger Jahre den „Pfarrer von Kirchfeld" schuf. In diesem ersten seiner reifen Werke überwiegt noch das Mitempfinden mit den zeitlichen Gewissensnöten seines Volkes; so neigt sich das Ethos hier nahe zur Tendenz. Wiewohl die innige Unmittelbarkeit der Herzensaussprache keinen Gedanken an jene kalten Programmwerke der Verstandesdichter aufkommen läßt, muß das Tendenzartige doch das Künstlerische der Arbeit beeinträchtigen. Die Entwicklung, die der Dichter von solchem Ausgang aus gewann oder vielmehr: sich erarbeitete, bezeugt vollends seine Berufung unter die Großen der Dichtkunst. Das Zeitlich-Gebundene schwand bald aus seinen Werken, der sittliche Unterbau blieb, wurde ins Ewigmenschliche vertieft und verwuchs immer harmonischer mit dem Bau der dichterischen Darstellung.

Von den Zugeständnissen an den anspruchslosen Geschmack des Volksstückpublikums in Sachen der Dramaturgie muß hierbei natürlich abgesehen werden. Das widrige Lebensgeschick allein könnte freilich sattsam entschuldigen, was da gelegentlich an Durchgestaltung der Form versäumt ward. In Armut wuchs Ludwig Anzengruber auf; im Elend der Schmiere, des Brot-Journalismus vergingen ihm die jungen Jahre; ein Schreiberpöstchen bei der Wiener Polizeidirektion, honoriert mit monatlich fünfzig Gulden, ward dem bürgerlichen Dasein des beinah Dreißigjährigen zur rettenden Stätte; als er mit fünfzig Jahren starb, war er im Hauptamt noch immer nicht mehr als Witzblattredakteur. Und nach den ersten Bühnenerfolgen begegnete Wien seinem besten Dichter (der vereinsamte Grillparzer war 1872 gestorben) mit einer schmählichen Gleichgültigkeit.

Die andere Seite des deutschen Österreichertums, das weichliche seichte Weanertum, das dem kernigen mittel- und oberösterreichischen Bauerntum so arg entfremdet gegenübersteht, zeigte sich wieder in ganzer Anmut. Die Operette triumphierte, Offenbach war der Abgott der Zeit. „Die Direktionen", schrieb Anzengruber an Rosegger, „verlangen Kassastücke, und ein Volk, das sich um die Volksstücke

Digitized by Google

kümmert, gibt es hierorts nicht." Es ist klar, daß unter solchem Druck des Lebensgeschickes die zwanzig Theaterstücke, die Anzengruber (außer den Erzählungen) in seinen beiden letzten Jahrzehnten schrieb, nur im Raubbauverfahren auf Kosten seiner Lebenskraft, zwischen der Brotarbeit, in der Unrast mühsam errungener Mußestunden entstehen konnten — nicht zu reden von dem höchst unglücklichen Eheleben (wovon sich wohl etliches in den Werken niederschlug).

Bewundernswert, wie selten trotz alledem Unzulängliches oder Veraltetes zur Hemmung wird, wieviel Köstliches das Episodenwerk auch in den unverkennbaren Nebenwerken birgt. Es war kein Zufall, keine Lässigkeit, daß Anzengruber als Dramatiker die Form des Volksstücks bevorzugte. Es war ein notwendiger, organischer Vorgang für ihn. In Wien war er geboren, in Wien verbrachte er den weitaus größten Teil seines Lebens und dort sollte er auch sterben. Aber der Abstammung nach war er ein oberösterreichisches Landkind rein deutschen Blutes. Das tiefwüchsige Empfinden fürs Volkstum seiner Heimat suchte sich eine volkstümliche Ausdrucksform. Doch man vergleiche nur seine Bauernkomödien und Wiener Volksstücke mit dem durchschnittlichen „Volksstück", das vor ihm auf der Wiener (und mancher andern) Bühne heimisch war, oder mit dem, was leider trotz ihm heut noch als volkstümliche Dramatik auftreten darf! Man wird erkennen, um wieviel das Volksstück Anzengrubers noch in den schwächsten Szenen reicher ist an Lebensgehalt, Logik, unsentimentalem Gemüt, Schlichtheit, Geschmack.

Ein anonymer Weiser hat, in Brockhaus' Lexikon, den Ausspruch getan: „Die Hauptwirkung seiner Schöpfungen liegt im Inhalt, nicht in der künstlerischen Gestaltung." Die erste Hälfte des Satzes könnte man zur Not gelten lassen, doch nur wenn der Gegensatz in der zweiten Hälfte wesentlich enger gefaßt würde, etwa: „nicht in der äußern Form". Aber wir sollten den abgegriffenen Gegensatz Inhalt kontra Form tunlichst vermeiden und Fragliches minder allgemein kennzeichnen. In dem wertvollen „Inhalt" der Anzengruberschen Dichtung ist ein höchst kostbares Stück „künstlerischer Gestaltung" miteingeschlossen: die meisterliche Gestaltung der Charaktere. Ein Menschenbildner so schöpferischer, grundehrlicher und fein differenzierender Art ist unbedingt ein Gestalter von vielen Graden. Anzengruber hat das (unphantastische) Volksstück unendlich gehoben, hat erst eine ernst zu nehmende Abart des Dramas daraus gemacht. Weiter als in Anzengrubers stärksten Werken kann das Volksstück wohl überhaupt nicht veredelt werden, ohne seine Eigenart einzubüßen.

Voraussetzung solchen Vollbringens ist, daß die menschendarstellende Dichterkraft mit der besondern Gabe des dramatischen Sehens und Zusammenziehens ausgerüstet sei. Und in der Tat verspürt man den so seltenen echt dramatischen Zug in Anzengrubers dramatischen Werken überall. Namentlich ist er ein Meister der kleineren dramaturgischen Einheiten; vor allem zeigt jede einzelne Szene die prächtige Geschlossenheit im Ring des Notwendigen. Äußerste Knappheit der Einführungen, schlagkräftig fortschreitender Dialog, Vermeidung ergebnisloser Zusammenstöße, Ruhe und Sicherheit im Aufbau der großen Auftritte kennzeichnen sein Theater.

Digitized by Google

Um die große tragische Form war es ihm auch im ernstesten Fall nicht zu tun. Es ist recht müßig, darüber streiten zu wollen, ob ihm unter andern Lebensverhältnissen und Umwelteindrücken die reine Tragödie am Herzen gelegen hätte und gelungen wäre, oder nicht. Wie er ward und werden mußte, konnte im Grunde nur das Tragikomische sein Element, volkstümliche Wirkung das Ziel sein — das Volkstum freilich in dem Sinne gefaßt, daß die unterste Bildungsschicht durchaus nicht als einzige gemeint, sondern bloß mit-einbegriffen war. Nichts lag der Seele Ludwig Anzengrubers ferner, als im Sinne falscher, kitschiger Volkskunst die Denkens- und Fühlensträgheit zu unterstützen oder den niederen Instinkten zu schmeicheln. Er wünschte sich wohl im Sinne des Goethewortes „einen großen Kreis, um ihn gewisser zu erschüttern" — in Ernst oder Scherz — doch handelte sich's dabei nicht um ein Hinabsteigen, sondern zumeist um ein Emporziehen.

Wie wenig es ihm, zumal wo er ganz Künstler sein durfte, auf die Wirkung nach unten ankam, wieviel tiefer seine Wahl bäuerlicher Stoffe begründet war, das hat er am Schluß des „Sternsteinhofes" mit bemerkenswerter Deutlichkeit ausgesprochen: „. . . solche alte Geschichten von erprobter Wirkung in ein neues Gewand zu stecken, ist nur ein künstlicher Behelf, und ein anderer ist es, das letztere aus Loden zuzuschneiden; es geschieht dies nicht in dem einfältigen Glauben, daß dadurch Bauern als Leser zu gewinnen wären, noch in der spekulativen Absicht, einer mehr und mehr in die Mode kommenden Richtung zu huldigen, sondern lediglich aus dem Grunde, weil der eingeschränkte Wirkungskreis des ländlichen Lebens die Charaktere weniger in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit beeinflußt, die Leidenschaften, rückhaltlos sich äußernd oder nur in linkischer Verstellung, verständlicher bleiben und der Aufweis: wie Charaktere unter dem Einfluß der Geschicke werden oder verderben . . . klarer zu erbringen ist an einem Mechanismus, der gleichsam am Tage liegt, als an einem, den ein doppeltes Gehäuse umschließt und Verschnörkelungen und ein krauses Zifferblatt umgeben; wie denn auch in den ältesten, einfachen, wirksamsten Geschichten die Helden und Fürsten Herdenzüchter und Großgrundbesitzer waren und Sauhirten ihre Hausminister und Kanzler."

Dies klar bewußte Erkennen hätte allerdings keine Gewähr für ersprießliches Schaffen gleicher Art geboten, wäre nicht im Unterbewußtsein der zeugungskräftige Boden dafür vorhanden gewesen — der Boden, dem am Ende auch das Erkennen selber entstammte. Die Drei-Einheit der natürlichen Anlage, des Wollens und des Tuns, die ja jeden Erfolg erklären hilft, hinderte im übrigen den großen Volksdichter nicht, innerhalb seines Bereichs eine recht vielseitige Tätigkeit zu entfalten. Sein Lebenswerk* vereinigt Humore verschiedensten Charakters und unerbittlichen Ernst, Meisterwerke nicht

* Gesammelte Werke in 10 Bänden. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf. (Auch Einzelausgaben.) Zwei Ergänzungsbände enthalten Briefe von Ludwig Anzengruber, mit Beiträgen zu seiner Biographie, herausgegeben von Anton Bettelheim.

Digitized by Google

nur der Dramatik, sondern, zu Unrecht nicht völlig nach Verdienst gewürdigt, auch der erzählenden Dichtung.

In allen Volksschichten wurden und werden die tiefernsten und tiefluftigen Geschichteln, die in den zwei Bänden „Dorfgänge“ gesammelt sind, die köstlichen „Kalendergeschichten“, die beiden großen Dorfgeschichten viel zu wenig gelesen; wahrscheinlich nur deshalb, weil man nicht weiß und nicht vermutet, daß der Theaterstückschreiber auch ein Geschichtenerzähler vom selben Rang gewesen. Wer diese Bücher heute kennen lernt, wird darinnen nirgends etwas veraltet finden. Ein großer Ergründer des Zeitlos-Wahren in den mannigfachsten Erscheinungsformen des Menschenherzens hat da, im Kleinen wie im Großen, Dauerhaftes geschaffen.

Vielleicht nimmt es die meisten nicht wunder, daß der Urheber der Bauerndramen in kürzeren Erzählungen verwandten Schlages Ebenbürtiges geleistet hat: ländliche Humoresken und Schicksalsnovellen, deren handelnde Menschen von genau so kernechtem Leben erfüllt sind wie seine andern Gestalten, die man von der Bühne her kennt. Als Angehörige eines wohlvertrauten Volkes wird man auch sie begrüßen, diese tragischen und komischen Einsamen, geselligen Schwätzer, ernsten Alten, raufluftigen Bursche, sauberen Dirndln, harben Altweiber, Verbrecher aus Leidenschaft, Pfiffikusse, Scheinheilige, Verkannte und andre Leut mehr. In zwei Fällen hat die Geschichte sogar als Vorbild für ein Theaterstück gedient: aus „Wissen macht Herzweh“ ward „Der Fleck auf der Ehr“, aus dem „Einsam“, der Katastrophe zur Geschichte eines sündigen Priesters, ward „Stahl und Stein“. Im sonstigen hat auch von den Personen der Erzählungen jedwede, unbeschadet der typischen Bedeutung, ihre besonderen Eigentümlichkeiten.

Erstaunlicher ist es, daß der geborene Dramatiker auch die Bedingungen des großen Dorfromans glänzend erfüllt hat. „Der Schandfleck“ und „Der Sternsteinhof“, beide haben wohl eine Reihe von Auflagen erlebt; aber wie niedrig sind diese Zahlen noch im Verhältnis zu den gewaltigen Auflageziffern des jeweiligen „Buches der Saison“, das tatsächlich zumeist das Buch der einen Saison bleibt! Und doch wird hier jedem gesunden Geschmack aufs Vorzüglichste Genüge getan, da sowohl die allzu literarischen Hemmungen des Ästhetenstils wie auch die Banalität der landläufigen Dorfgeschichte fernbleiben, hingegen literarische Vorzüge und gemeinverständliche Anschaulichkeit wundervoll verschmolzen sind. So kann der mindergeschulte Kopf durch die atmende Wahrheit dieser Lebensschilderung unmittelbar gepackt werden und die wuchtigen Konflikte inmitten so einfacher Zustände förmlich miterleben. Der künstekundige Leser genießt außerdem freudigen Dankes die Wahrnehmung erlesener Dichterarbeit, die dies Buch der unschuldig-unglückseligen Geschwisterliebe zutroß dem Schandnamen mit organischer Poesie (die erste Hälfte auch mit Notwendigkeit) ganz erfüllte und im „Sternsteinhof“ die Tragikomödie weiblichen Ehrgeizes mit unbeirrbarer Seherkraft geschaut, gespiegelt hat.

Unter Anzengrubers Bühnendichtungen werden wohl diese den ersten Rang behaupten: die Dreizahl der prachtvollen Komödien,

Digitized by Google

davon keine ernstlich hinter die übrigen zurückgestellt werden kann: „Die Kreuzelschreiber“ mit ihrer aristophanisch-oberdeutschen Verspottung übersinnlich-sinnlich-unsinniger Beklemmungen und der glücklichsten Verkörperung spinozistischer Weisheit, „Der Doppelselbstmord“ mit der klassisch kecken Erledigung des ewig-geglaubten Motivs „Liebend Paar und harte Väter“, „Der Gwissenswurm“, diese lichte Neudeutung des Tartüff-Gedankens durch ein geistesklares und gütiges deutsches Gemüt; ferner die elementare Wiener Erziehungs-Tragikomödie „Das vierte Gebot“ und das tiefwühlende Gewissensdrama „Der Meineidbauer“, ungeachtet etlicher Zufalls-, Melodram- und Kriminalsensation.

In diesen letztgenannten beiden, auch im „Pfarrer von Kirchfeld“, im „Fleck auf der Ehr“, in „Stahl und Stein“, im „Ledigen Hof“ (einem Schauspiel von seelischer Reinlichkeit, das mehrere moderne Eintragsstücke vorwegnahm) tritt mehr oder minder deutlich eine interessante innere Verwandtschaft mit dem Gesellschaftskritiker Ibsen hervor, zum guten Teil (z. B. „Meineidbauer“, 1872) bevor der Norweger in München mit den „Stützen der Gesellschaft“ (1877) die Hauptreihe seiner Gegenwart-Sittendramen eröffnete. Unsern Jüngstdeutschen kam Anzengruber um reichlich ein Jahrzehnt zuvor; indem er in aller Unbefangenheit seinen angebornen Kräften rüstig Spielraum schuf, ward er ein Moderner vor der Moderne. Und so war es nur gerecht, für den Ausklang dieses Dichterlebens aber eine glückliche Fügung, daß die Begründer der „Freien Bühne“ zu Berlin in einer ihrer ersten Aufführungen Anzengrubers „Viertes Gebot“ zu vollem Erfolge brachten; dadurch bereiteten sie unmittelbar, sowie mittelbar, durch die Rückwirkung auf Wien, dem Verfasser kurz vor seinem Ende eine hohe Genugtuung.

Den Titel eines Naturalisten hat Ludwig Anzengruber nur vorübergehend zu tragen gehabt. In seiner Wirklichkeitstreue ist ja das, was dem Naturalismus fehlte: Lebensbejahung, Ethik, Humor. Er selbst nennt sich in dem höchst lesenswerten künstlerischen Bekenntnis von 1879 (Einleitung zu „Dorfgänge, II“) einen Realistiker. Allein um die Unterabteilung kann es uns hier gar nicht zu tun sein. Die wesentlichere Überzeugung lebt, nun neu befestigt, in uns und über uns Heutige hinaus: daß Anzengruber auf jeden Fall zu den Meistern deutscher Dichtung zählt. Wenn große Verehrung eine kleine Umdeutung heiligen kann, so möchten wir dem Dichter selbst seines Steinklopferhanns Tröstung, im Hinblick auf unsre Unsterblichen, zurückgeben: „Es kann dir nix geschehn; du gehörst zu dem allen, und das alles gehört zu dir — es kann dir nix geschehn. . . .“

Willy Rath

Lose Blätter

Aus der Ballade „Deutsches Recht“

von E. von Handel-Mazzetti

[Wir haben die beiden Stücke, die wir im folgenden abdrucken, gefliſſentlich für unser Weihnachtsheft aufgespart, nicht nur als ganz be-

Digitized by Google

KW

CHRISTKIND IM WALDE. VOM GRAFEN POCCI
AUS „A. DREYER, FRANZ POCCI“ (MÜNCHEN, GEORG MÜLLER)

Digitized by Google

sonders edle, sondern auch als Stücke ganz besonders weihnachtlichen Gehalts, wenn Weihnachten vor andern Festen das der christlichen Liebe ist. Die Baronin Handel-Mazzetti, der wir es danken, gibt in ihrem bei Kösel in Kempten erschienenen Buch „Deutsches Recht und andere Gedichte“ zunächst Lieder oft geistlichen Charakters, dann balladenartige, auch ein Weihnachtsidyll, und schließlich eben den langen Volkssang aus Stadt Steyr „Deutsches Recht“, der dem Ganzen den Namen gibt und es krönt. Unsre beiden Stellen daraus sind ohne weitere Erläuterung oder Ergänzung für sich verständlich. Man muß nur die ersten Strophen mit einiger Aufmerksamkeit lesen — dann ist man „drin“. Denn eben das gelingt unsrer Dichterin ganz herrlich, das Hineinversetzen ins Geschehen, das Anschaulichmachen, das Mit-Erlebenlassen. Auch hier wieder ist nichts „antiquarisch“, ist auch die Sprache nicht „hergeholt“, auch hier wieder lernen wir nach der ersten Befremdung durch das Ungewohnte aufs raschefte all das Altertümliche als den ganz natürlichen Ausfluß eines Geistes erfassen, der in dieser Zeit und bei ihren Menschen mit vollster Teilnahme seines ganzen Ichs eben l e b t. Aber die Natürlichkeit dieser Poesie ist doch hohe Kultur, die Frucht einer überaus ernsten Schulung; die scheinbare Leichtigkeit ihres Gestaltens deutet bei näherem Prüfen immer auf reifesten Kunstverstand.

Übrigens sprechen wir von der Dichterin bald wieder im Kunstwart.]

Das Kind sieben Stund auf dem Tabor lag,
Nichts hört man als ferne den Stundenschlag,
Einen nächtlichen Vogel tirlieren.
Der Mond ging am Freithof spazieren.
Da kommen zwei Männer zum Tabor daher,
Tragen Leiter und Brechzeug und Rafern schwer
Und heimliche Reden sie führen.

Der eine sprach: „Unsa Gwandl ist letz,
Gel Bua! Wir habn lang nix gessen.
Wos nutzt dann der Ring der toten Metz?
Nutzt ihr nixi; sie kann 'n nit fressen.
Do Bueb, do nimb! Ein Springwurz rot.
Mogst es nit han? Auf Metzen tot
Seind oft schon Teufeln gsessen.“

Der ander sprach — ging nackt und bloß
Unterm Wolffell: „Mag's nit haben.“
Und lachte, der Bänkel wild und groß,
Den die Elbin gebar im Graben.
Sie kamen zum Freithof, da brachen sie ein.
Bleich stehen die Apostel im Mondenschein
Um den Stein mit Bildern erhaben.

Wohl hat den gewaltigen Stein zerschellt
Mit dem Webebaum der Bube.
Der Alte die Leiter stellt und hält,

Digitized by Google

Der Bub der steigt in die Grube.
Wie die Hölle sie klafft, der Moder sticht,
Er steht, schlägt Feuer, er förcht sich nicht,
Hat ein Herz wie ein Wolf, der Bube.

Es tanzen die Lichter im Totenhaus,
Rennen Molche rund um die Truhen.
Aus zerlechzendem Holz schaut ein Schädel heraus,
„Tu nur schlafa, dir brauch i nix tuen“;
Die Trugen herdann, die ist's, die von Erz!
Er sprengt sie, da wendet sich um sein Herz —
Eine schneeweiße Braut sieht er ruhen.

„Zeuch ihn ihr ab! Zeuch ihn ihr ab!“
Heult's über dem Totenreiche.
Doch unter den Toten der wilde Knab
Beugt sich hin zu der strahlenden Leiche:
„Behalt deinen Ring, Fraw wunderbar!
Schöner Fraw nimmer auf Erden war!“
Und küßt auf den Mund die Bleiche.

Heiß war der Kuß, wie das Leben heiß.
Zugrund alle Drachen fahren.
Ha, was geschieht! Die Tote weiß
Bewegt sich! Engel und Scharen!
Lebendiges Blut aus der Wunde floß,
Aus dem Mund tritt Blut — jetzt öffnet sie groß
Die Augen, die sternenklaren.

Wohl heult von dannen der alte Dieb:
„Hilf Gott und alli Zwelfboten!“
Der junge jauchzt: „O du schönstes Liab,
Lebst du dann unter die Toten?“
Und die Jungfrau, die drei Tage schlief,
Mit flehender Stimme dem Vater rief,
Und sie lebte unter den Toten.

Da umfaßt er lind ihren Leib so rein,
Ihre Augen rührend bitten.
Und trägt sie über Gewürm und Gebein
Hinweg mit siegreichen Schritten;
Auf den Armen trägt er sie aus der Gruft
Der erste Hahn schon vom Aichet ruft,
Die Nacht, die ist schon verlitten.

Die Stange gezückt, mit der holden Last
Er tritt in den Hain vorm Fried.
Schwarz türmt sich die Stadt, allem Raubvolk verhaßt,
Eine Lampe im Dunkel verglüht.

Digitized by Google

Tief atmet er auf, nun er talwärts steigt.
Das Licht kommt, Himmel und Erde schweigt,
Nur der Frühtau rieselt im Ried.

Streng weht der Ost, dünn ist ihr Kleid.
An seinem Herzen sie zittert, hu, hu!
Den Wolfspelz er zeucht von den Schultern breit,
Steht entblößt und deckt sie zu.
Ein Brot noch hätt er, womit er sie speist.
In Feuer, in Feuer der Himmel kreist,
Ruft der Kuckuck dem Liebchen Kucku.

Wie im Traum begann sie reden leis.
„Wohin ist mein Muetter gangen
Und der Engel, der mich im Paradeis
Geküsset und umbfangen?"
Da drückt er an sich ihre Gliedlein zart
Und pfiff vor Liebe nach Drosselart.
Um sein Haupt hundert Lerchen sangen . . .

Im Richtersaal zu Steyr tagt
Der Rat gelehrt und strenge.
Das Steyrerkreuz in Trauer ragt,
Der Tod spannt aus die Fänge.
Seine Sense blitzt, seine Sense mäht
Den Riesen jung, der nackend steht
Vorm schwarzen Ratsgepränge.

„In nomine caesareae Maiestatis! — Dieser Knab,
Der als Rauber durchs Land vagieret,
Hat einer edlen Patriziae Grab
Mit gottloser Hand violieret.
Vor solche mehr dann heidnische Tat
Ist er zum schweren Tod auf dem Rad
Juxta legem kondemnieret."

So sprach der Richter in seiner Pracht,
Es erhub sich die schwarze Stube.
„Macte Judex!" riefen die Räte mit Macht.
Groß schaute der wilde Bube.
— Heda, was gibt's? Hallbardier, Hartschier!
— Ach, ein blondes Kindlein geht ein zur Tür,
Ein Lamm in die Löwengrube.

In die Hände schlug der wilde Mann,
Dumpf klangen die eisernen Schellen,
Sie senkte den Blick und sah ihn nicht an,
Das schmerzte den braunen Gesellen,
Schrittlein macht sie zierlich und scheu,

Digitized by Google

Tritt vor den Richter, den steyrischen Leu,
Der gesetzt ist, das Raubzeug zu fällen.

Schüchtern sie sprach: „Schön Gruß meinem Herrn“,
Und neigt sich mit zartem Erröten.
Er sprach: „Was führet den Morgenstern
Zum Saturn, zum Richter Freyln Greten?“
Da sprach sie leis: „Vor den armen Mann,
Der hier gefangen steht — der mir Guets getan —
Möcht ich haben schön vorgebeten.“

Doch mit finsterem Wort wies der Richter sie ab.
„Das laßt sein, der muß sterben nach Rechten;
Ein Heiltum hat er geschändet, ein Grab,
Drum aufs Rad laß ich rechtens ihn flechten.“
Da sprach sie zitternd, zu Tode erschreckt:
„Aber Herr, er hat mich vom Tode erweckt,
Ja vom Tode . . . nach dreien Nächten . . .“

„Des preisen wir Gottes Majestät,
Der Sünd in Segen gewendet,
Doch dreimal unter Strafe steht,
Wer Grüft und Gräber schändet.
Auch Judas half, da er Jesum verriet,
Zum Heil der Welt ohne Willen mit,
Und hat doch am Strick geendet.“

Da hielt sie ihm dar ihr Händchen klein
Und flehte: „O Herr! Abt Gnade!
Ich schenk euch dies Ringlein mit köstlichem Stein
Und was sonst ich hab Schöns in der Lade.“
Er lächelte grimm: „Holde Einfalt du!
Bring mir Salomos Ring, alles Gold von Peru,
Recht bleibt Recht, und der stirbt auf dem Rade.“

Sie sprach: „Nun weiß ich's; Ihr seid mir feind.“
Er strich sich den Bart, den greisen,
Den blonden Engelskopf senkt sie und weint.
Da raunen die Räte, die weisen.
Sieh da! Der Riese den Knechten entrinnt!
Tät einen zarten Schrei das Kind,
Stund er bei ihr in den Eisen.

„Host bitt“, er sprach, „fürn Wolfen graus?
Dirndl viel zart — tuast weinen?
Loß gehn — in der Pein lach i's alli aus,
Aba du, du därfst nit weinen.“
Da schluchzte sie weh: „Ich will weinen Blut.“
Doch der Richter, der rief die Hartschierer in Wut:
„Zum Tod mit ihm, weg von der Reinen!“

Digitized by Google

Ha, wie sie ihn packen! Ihr brechen die Knie,
Sie lallt: „Maria, hilf gnädig!“
Wolf Händel sprach: „Kind, hier hilft keine Marie,
Doch — vielleicht hülf ein Weibsbild ledig.“
„Wer ist sie, was hat sie zu tun, o sprecht!“
„Nimmt sie zur Eh ihn nach altdeutschem Recht,
Geht er der Strafe ledig.“

„Das Recht ist schlecht, das Recht ist schlecht,“
Schrie der Richter, „auch will's schon veralten.
Bringt sie mir her, die Hur, die den möcht!“
Doch das Kind sprach, die Händlein gefalten:
„Bitt schön, die Herren! So wie ich hier steh,
Will nehmen den armen Rauber zur Eh
Und ihn also beim Leben erhalten.“

Da ging ein Schauer durchs weite Gemach,
Alle Wangen entfärbte das Grauen.
Nur der junge Riese für Liebe und Schmach
Glüht wie Feuer bis über die Brauen.
Wild bräute der Richter: „Habt ihrer nicht acht!
Sie rast! Er betört sie mit teuflischer Macht,
Der Vampir, die reinste der Frauen!

Jungfrau, Jungfrau, halt ein, halt ein!
Du begehrst deinen Todesbecher!
In dein frommes Bett willst du nehmen ein
Den Unhold, den schwarzen Verbrecher?
Deinen Leib, aus Rosen und Licht gewebt,
Zu dem betend der Seraph die Hände erhebt,
Soll schänden, zertreten der Schächer?“

Ein Wehschrei wie Brüllen des Urs sich da wand
Aus der Brust des gefesselten Recken.
„Es Füx! Ihren Leib! Nit ihr Hand noch Gewand!
Manner, kummts! Tuats aufs Rad mi strecken!“
Doch sie lief zu ihm hin, wie er schnaubte für Weh,
Und legt ihre Hand wie Lilien und Schnee
In die Raubhand, der Steyrer Schrecken.

Und bebend sie rief: „Dem soll's wissend sein,
Dem — Herrn! Du bist arm und gefangen,
Doch dein Herz ist viel gut, und das seine ist Stein,
Und vor ihm, nit vor dir tut mir bangen.
Seine Reden stechen das Herz mir wund!
Du trugst mich an deinem, so warm du gekunnt,
Den Weg vom Tabor, den langen.

Mein Ring war golden, mein Hemdlein war Seid,
Und du gingst wie die liebe Not!

Digitized by Google

Du haſt nit geraubt mein Kleid noch Geſchmeid,
Und ſah uns doch keiner als Gott —
Und ein Vöglein klein, das ſang vieltraut."
Da wandte der Mann ſich und ſchluchzte laut,
Und im Saal ward's wie Morgenrot.

Süß ſprach ſie: „Mich fror im ſcharfen Wind,
Da gabſt du dein Hemd mir dar.
Und du ſchenkteſt ein Brot mir verlaſſenem Kind,
Und das Brot dein letztes war.
Du Armer, geblößet, gebunden, gekränkt,
Du Guter, der du mir alles geſchenkt,
Nimm mein Herz — es iſt dein fürwahr."

Vor der Jungfrau gebeugt der Gewaltige ſtund,
Nur der Raubkatz Fell um die Lenden.
„Laß mi ſterben", bat er mit bleichem Mund.
„Von mir Sünder tu, Reinſte, dich wenden."
Da rief ſie hell: „So verlaſſe mich Gott,
Verlaß ich dich je, der mich freite vom Tod
Und mich trug wie ein Muetter auf Händen."

In der Unſchuld und Liebe war ſchöner die Maid
Als Pſyche, das Götterkind.
Und es wuchs empor aus der Niedrigkeit
Der mächtige Sohn der Sünd.
Ihre Liebe tilgt das Mal ſeiner Schand;
Ihre Liebe ein goldenes Königsgewand
Um des Wilden Blöße ſpinnt.

An dem herrlichen Paar hing jeglicher Blick.
Wolf der Händel rief: „Richter, richtet!
Die heilige Natur ſchuf zwo Meiſterſtück,
Ein Frevler, wer eines vernichtet.
Dieſer braune Titan, mit der Charis gepaart,
Er zeugt uns in Wahrheit die göttliche Art,
Die Homerus, der Alte, gedichtet."

„Bei Gott, Herr Wolfgang, Ihr redet guet,
Trotz Ewerm Luther", ſprach Reſſer;
„Nit Ehr noch Nam tuat's, ſundern das Bluat,
Und das wilder iſt oft das beſſer.
Drumb laut ich begehr: teutſches Recht vor den Mann,
Denn das Bluet ſchafft uns Helden wohlgetan,
Nit die Ehr tuat's, noch Adel, noch Schlöſſer."

Teutſches Recht! wie ein Wetter der Saal losbrach,
Des Richters Spiel war verloren.
„In nomine civitatis styrensis!" er ſprach,

Digitized by Google

„Dieſer Knab war dem Tod erkoren,
Doch nach teutſchem Recht freit vom Tod ihn ein Weib.
Es ſei, er gehöre mit Leben und Leib
Dieſer Jungfrau edelgeboren."

Hell jauchzt das Kind, wie ein Lerchlein hell
Überjauchzt es den Baß, den harten:
„Eia mein lieblieber Trautgeſell,
Jetzt gehn wir in Roſengarten.
Da kommt dich grüßen der Vater mein,
Da will ich dir winden ein Kränzelein
Von Roſen rot vielzarten."

Er ſchaut ſie an mit den Augen groß,
Wie man ſieht einen Engel ſchweben,
Bang hebt ſich die Bruſt gebräunt und bloß,
Und die rieſigen Glieder ihm beben.
Ganz leiſe er ſprach: „Frau, führe mich!"
Da rauſchte es fern und feierlich;
Sein Wald, der gab ihm das Leben.

„Wilder Wald, wo die ſchwarze Droſſel fliegt,
Wo ich bin kummen zum Leben,
Fahr wohl, ein Fraw mir am Herzen liegt,
Keine zartere kann's nit geben."
— An ſein Herz mit Wonne und Schmerz er ſie hob,
Wie ein ſchimmerndes Brautzelt ihr Haar ihn umwob,
Und ſein Kuß war heiß wie das Leben.

Und die heiligen Arme entbreitet ſo mild
Zum Segen der Herrgott von Steyer.
Und der Tod unterm Kreuze ſtiert wild, ſo wild
Wie ein angeſchoſſener Geier.
Ja, Tod, deine Macht zu Boden liegt,
Die Liebe, die Liebe hat dich beſiegt —
Und morgen iſt Brauttag in Steyr.

E. von Handel-Mazzetti

Aus Anzengrubers Dichtungen

[Über Anzengruber ſpricht in einem beſonderen Aufſatze dieſes Heftes Willy Rath. Auf den folgenden „Loſen Blättern" mögen zunächſt einige kleinere Proben von der Weltanſchauung und Menſchenbetrachtung Anzengrubers Zeugnis ablegen. Gern hätten wir den Erzähler Anzengruber recht weit ausholen laſſen, weil er hinter dem Dramatiker in der landläufigen Schätzung allzuſehr zurücktritt. Wenn unſer Raum nicht reicht, ſo können wir zum Glück auf leicht zugängliche Ausgaben kleinerer Erzählungen hinweiſen („Der ſtarke Pankraz und die ſchwache Eva" in den Wiesbadener Volksbüchern, „Der Erbonkel" und andere Geſchichten in den Volksbüchern der Dichtergedächtnisſtiftung, „Hartingers alte Sixtin" in Heſſes

Digitized by Google

L. Anzengruber

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

Volksbücherei). Das 1. Kapitel aus dem „Schandfleck", das in technisch vorzüglicher Knappheit den Keim des ganzen Romans enthält, wird hoffentlich dazu anregen, das ganze Werk zu lesen oder wieder zu lesen. Die dramatischen Werke Anzengrubers, wenigstens seine bedeutendsten, sollten freilich so bekannt sein, daß eine unmittelbare Erinnerung daran überflüssig erscheinen möchte. Aber die Kenntnis der Anzengruberschen Stücke beschränkt sich doch vielfach auf die bühnenwirksamsten, und ganz allgemein: gelesen werden die Stücke Anzengrubers zu wenig. Man wird beim Lesen in ihnen immer wieder Schönheiten entdecken, die im Theater leicht verloren gehen können.

Die Gesamtausgabe der Anzengruberschen Werke ist mit zehn Bänden bei der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. Nachf. in Stuttgart erschienen. Wir empfehlen sie sehr.]

Der Pfarrer bog sich von seinem Sitze nach dem Mesner zurück, und, da sich der Wagen gerade in Bewegung setzte, so fuhr er mit forschenden Augen auf ihn zu, während das groblinige Gesicht des letzteren nichtssagend zurückwich. Der Mann war unschuldig an den Gedanken, die er mit einem Worte in dem jungen Seelsorger weckte und die sich nun, begünstigt durch das Schweigen und die Einförmigkeit der Nachtlandschaft und durch das gleichmäßige Dahinrollen des Gefährtes, stille in ihm fortspannen. — — „Das ist eine ganz vertrackte Arbeitsteilung, der Wolfbauer findet das Wort und ich muß die Gedanken dazu nachholen. Es liegt ein fertiger Einwurf darin. Die Hartmäuligkeit kann auch von dem strengen Gebrauche der Zügel herrühren, und dann vermeint man nur die Masse zu lenken, während sie seelenmüde und gleichmütig in den ausgefahrenen Geleisen dahinzieht — bis sie ein gewaltiges, unerwartetes Ereignis scheuen macht, und sie mit elementarer Gewalt unberechenbare Wege dahinrast. Darin liegt die Gefahr, sie ist furchtbar, doch sie tritt selten auf, der Vorteil aber liegt in der angewohnten Fügsamkeit der Massen und die ist alltäglich. Es ist doch nur Geschmacks-, eigentlich Parteisache, ob man den Vorteil nützen oder der Gefahr vorbeugen will, die einen wollen die Menschen zu Massen ballen, das sind die politischen Praktiker, die andern wollen die Massen in Menschen auflösen, das sind die — Idealisten!" Er seufzte leise auf. Vielleicht war er in seinen Studienjahren auch einer gewesen.

Als der Mensch all jene Übermächte, nach denen ihn in seinen Träumen verlangte, und alle Vollkommenheiten, die er zu erreichen verzagte, Gott als Eigenschaften beilegte und denselben, wiewohl in kolossalen Proportionen, nach seinem Ebenbilde formte, da leuchtete ihm gleich ein, welch ein furchtbares Geschenk selbst für einen Gott die Allwissenheit an sich allein wäre, und er setzte ihr wohlbedächtig die Allmacht voran, und nun weiß die Gottheit in allem nur ihren Willen. Für den Sterblichen aber, im Gefühle seiner Ohnmacht, ist schon die Gabe der Weissagung kein freundliches Geschenk und alle Seher waren düster und blieben freudelos.

Es gibt nur eine Art der Weissagung, und diese erfüllt die Menschen mit Scheu vor den Sehern und mit Vorliebe für die Gaukler, denn es ist nicht die Kunst, aus dem Fluge der Vögel, den Eingeweiden der Opfertiere, den Kartenblättern oder dem Kaffeesatze — es ist die Kunst,

Digitized by Google

aus den eigenen und den fremden Sünden das Kommende vorherzusagen, welche sich bis heutigen Tag an Staaten, Völkern und Fürsten erprobt und deren furchtbare Folgerichtigkeit in Stunden stiller Einkehr bei sich selbst auch den einzelnen durchschauert.

Doch Friede ist nicht in der Natur. Wohl uns, daß wir kein Auge dafür haben, wie nicht für die Dauer eines Atemzuges, eines Herzschlages die bildenden und zerstörenden Kräfte ihre Betätigung aussetzen, daß wir in glücklicher Blindheit nicht sehen, wie kein Hauch verweht, kein Pulsschlag verrollt, ohne daß zahllose Wesen unter den Qualen des Werdens sich krümmen oder unter den Schrecken der Vernichtung vergehen. Nur die Menschenseele hat die Empfindung tiefen Friedens, selten und für kurze Zeit; sie wird ihn, der Verheißung nach, für immer haben, wenn die Brust über dem Herzen eingesunken sein wird, ob aber auch dann die Empfindung?

Volksgunst hält sich, wie im großen, so auch im kleinen an den Erfolg und darin liegt ein gutes Stück gesunden Denkens, welches nur da falsch schließt und verderblich wird, wo der Erfolg in seinen Mitteln und Zwecken unmoralisch oder der Person und der Sache nach ein unverdienter ist. Alle, die Magdalenen abgünstig waren, seit es hieß, sie habe es auf den Bauer abgesehen, schienen jetzt anderen Sinnes, wo sie eben das erreicht hatte, was zu erstreben man ihr für übel genommen.

Aus dem „Schandfleck"

Zu beiden Seiten der Straße erhoben sich Hügel, dehnten sich mählich hinan und machten den Versuch, eine Gebirgskette aufzubauen, welche aber etwas nieder ausfiel. Es war eine vornehme Straße, sie erlaubte den Häusern nur rechts und links Spalier zu machen und bewilligte der Ortschaft nur eine einzige Gasse. Ab und zu verzweigte sich auch ein Fahrweg und wand sich zwischen den Hügeln hindurch. Wer sich dort angesiedelt hatte, in den vereinzelten, verstreuten Gehöften, der gehörte wohl zur Gemeinde, aber ein Ortskind war er nimmer, er wohnte — wie sollte man es heißen, in der Schlucht, im Hohlwege? Das hieße den sanftansteigenden Hügeln doch zu viel romantische Ehre antun, der Volksmund traf auch hier das Richtige und nannte diese Wegstrecken „Gräben", und so wohnte ein und der andere Bauer im „mitteren", im „Heu-", „Wasser-" oder sonst irgendeinem Graben.

Im „mitteren" Graben, nahezu eine halbe Stunde vom Orte, befand sich ein Häuschen, über dem Hügel vor demselben stand die Sonne und spiegelte sich in den Fensterscheiben, diese gaben für diesmal das Bild in scharfen Umrissen wieder, denn sie waren dicht verhangen. Im ganzen Gehöfte ist alles still und ruhig, nur in der Küche, gerade vor der Stube mit den verhängten Fenstern, da brodelt manchmal vorlaut das Wasser in einem Topfe, oder es tropft von einem Deckel und verzischt auf der heißen Herdplatte; eine stämmige Dirne, die da herumhantiert, ruft dann immer ein strafendes „Pscht", nach einer Weile aber beginnt sie einen Ländler vor sich hinzusummen, bis sie ein Schmerzenslaut aus der Stube vermahnt, daß sich das doch auch nicht recht schicken will, und dann läuft sie geschäftig nach der Tür derselben und guckt hinein und nickt den

Digitized by Google

beiden Weibern zu, die da drinnen um die in Kindesnöten liegende Reindorferin geschäftig sind; geschäftig wohl nur die eine, die künftige Gevatterin, die andere, ein altes, zusammengeschrumpftes Mütterchen, blickt aus großen nichtssagenden Augen, als ob sie sich über alles höchlich verwundern würde, sitzt aber eigentlich ganz ruhig nebenbei und wartet, bis die Pflicht sie ruft.

Draußen im Hofe steht ein alter Mann, er mag sich immerhin auf seinen Taufschein berufen, der ausweist, daß er noch nicht die erste Hälfte der Fünfziger überschritten hat, er ist aber von der Zeit so übel mitgenommen, daß ihm diese Berufung wenig nützen wird, er denkt wohl auch nicht daran, und was den Taufschein anlangt, wäre ihm wohl lieber, der Pfarrer hätte nie die Mühe gehabt, einen Joseph Reindorfer in das Kirchenbuch einzutragen.

Also der Bauer war es, der Herr der Liegenschaft, der Joseph Reindorfer, der da draußen im Hofe vor einem Leiterwagen stand, dem ein magerer Braun vorgespannt war; auf dem Sitzbrette saßen ein vierschrötiger Bursche, etwa sechzehn Jahre alt und ein Mädchen, das vierzehn zählen mochte, die Kinder des Bauers.

Reindorfer nahm die Peitsche, die an der Deichsel lehnte, und langte sie dem Jungen zu. „Nun macht, daß ihr fortkommt, grüßt mir meinen Bruder und fahrt fein gescheit, es hat keine Eile, ihr braucht mir“ — setzte er verlegen hüstelnd hinzu — „nicht vor Abend heimzukommen.“

Der Bursche lachte. „Tut doch der Vater gerade, als wüßte man von nichts!“

Das Mädchen wurde rot, blickte zur andern Seite des Wagens nieder und stupfte den Bruder leise mit dem Ellbogen.

„Was wirst auch viel wissen“, brummte der Bauer.

„Für seine alten Tage“, sagte der Bursche keck, „hätte der Vater auch gescheiter sein können.“

Der Alte riß eine Mistgabel an sich und holte damit aus, aber er besann sich, sah den Buben giftig an und schlug nach dem Pferde, das erschreckt zum Hoftor hinausjagte und den Wagen hinter sich herriß.

Das Mädchen kreischte, der Junge fluchte, und als er den Wagen in ruhigen Gang gebracht hatte, sagte er zur Schwester: „Der Hof ernährt ohnedem kaum eines, bist du schon zu viel, weil du ja auch ausgesteuert werden sollst, nun soll gar noch ein Drittes davon fressen und zehren und beteilt werden.“

Er machte durch einen Peitschenhieb seinen Gefühlen Luft, und das Mädchen, das im übrigen seine Anschauungen zu teilen schien, vergalt die Anspielung auf sich nur durch einen nicht ernst gemeinten Puff.

Reindorfer hatte das Hoftor hinter den Davonfahrenden geschlossen, jetzt ging er langsam dem Garten zu; als er an der Küche vorüberkam, trat die Magd an die Schwelle und lächelte ihm zu, er sah sie groß an, dann wandte er sich ab und schritt kopfschüttelnd weiter. Im Garten war eine Laube, dicht mit Reben umrankte Latten, dort ließ er sich auf die Bank nieder, stemmte die Ellbogen auf den Tisch und starrte auf den feinen Kies der Wege.

Durch das breite Weinlaub spielte das Sonnenlicht, die Wiese, die hinter dem Garten hinanstieg, ließ es in hellem Grün erglänzen, bis hinauf zu dem Kamme des Hügels, den eine tiefdunkle Tannenwaldung umsäumte. Kroch, schwirrte und surrte es nicht durcheinander in Halmen,

Digitized by Google

Büschen und Bäumen, flatterte, flirrte und sang es nicht in den Lüften? Das wirkt der Sonnenschein mit Licht und Farbe und Wärme, — es ist doch sonst oft dem Bauer dort in der Laube das Herz im Leibe dabei aufgegangen, daß ihm das Grün so erfreulich, der Vogelsang so lustig schien, warum gerade heute nicht, wo man aus der linden, wohligen Luft mit jedem Atemzuge Lebensfreudigkeit und Lebensmut in sich sog, wo im lieben klaren Tageslichte jede Sorge verbleichen mußte; warum schlich er nicht über den Hof, und stahl sich leise durch die Küche, und lauschte an der Türe der Stube mit den verhängten Fenstern, die Magd hätte ihn sicher nicht verraten, und wunder nähme sie es auch nicht, wenn er es täte, das wollte sie ihm nur zu verstehen geben, als sie ihn vorhin anlachte, — warum hielt er sich ferne?

Ein paar Male rückte der alte Mann unentschlossen auf der Bank hin und her. „Solltest doch nachschauen gehn, daß es nicht auffällt. Ja, wer es so weg hätte, sich zu verstellen, daß es ihm niemand anmerkt und jeder glaubt! Vielleicht verstellt sich die ganze Welt so, als wär alles gut und schön, und es ist der Sonn nicht ernst damit und dem Gefiederwerk, das da herumlärmt; und dem ganzen lichten Tag ist es anders um das Herz, als er glauben machen will, und ich trau ihm heut nicht."

Ja, er hatte seinen guten Grund fernzubleiben, aber er konnte ihn niemandem sagen, denn auch der Bauer hält auf seine Ehr und Reputation in der Gemeinde und vor den Nachbarsleuten, und eben darum durfte er nicht auffällig tun, daß man nach keinem Grunde suchte, eben darum sollte er doch nachschauen gehn, damit keines ahnen konnte, was ihm, dem Reindorfer, nur zu gewiß war.

Das Kind war nicht sein!

Ja, wer es weg hätte, sich so zu verstellen! Was heute kommen sollte, war schon lange vorher zu wissen, von dem Tage an, wo es sich nicht mehr verheimlichen ließ, daß die Bäuerin sich vergessen habe, und wo er sich mit Mühe zurückhielt, daß er sie nicht mißhandelte. Er wollte ihr erst ein volles Geständnis erpressen, aber die Bäuerin schwieg in hilf- und ratloser Scham, und als er ruhiger geworden, da dachte er, er brauche ihr nicht abzufragen, was er wohl wußte. Herbergte er nicht im vergangenen Herbste ein paar Tage den Bankert des Müllers im Wasser-Graben, den Urlauber, dem niemand Gutes zutraute, und der in der Stadt drinnen vor nicht lang auch wieder eine ins Unglück gebracht haben soll? —

Bisher meinte er, er würde es auch, wenn die schwere Stunde käme, erzwingen können, daß er den Leuten keinen Anlaß zum Nachdenken gäbe, aber jetzt stand sie vor der Türe und er konnte nicht wider das Gefühl, das ihm die Brust verschnürte.

So saß er denn da außen im Garten, sah nieder auf den Kies und traute dem leuchtenden Tage nicht, von Zeit zu Zeit seufzte er schwer auf, als wollte es ihm — volkstümlich gesprochen — das Herz abdrücken. Das machte ihn verwirrt, denn jeder Seufzer erinnerte ihn, daß er litt, körperlich litt, daran hatte er nicht gedacht und nun war ihm, als sei alles in seiner Brust zusammengeschrumpft, leer, und eine ungeheure Last drücke von außen nach, als wollte sie ihm den Brustkasten in die Höhlung pressen, und dieses Gefühl ließ sich nicht verwinden, darunter seufzte er auf.

„Man kommt nicht auf gegen das Blut, meint man's noch so gescheit,

Digitized by Google

man kommt ihm nicht auf! Sagt ja auch die Bäuerin aus, sie hätt niemal kein Gedanken an so was gehabt und weiß jetzt selber nicht, wie sie es hat tun mögen. Was taugt aber der Mensch, wenn er auf sich selber kein Verlaß hat? Dann sind Treu und Glauben auf der Welt Narrensachen! Wofür ist gar ein Sakrament auf der Ehe, wenn eines so ungerufen durch eine Hintertür ins Leben kommen kann? Wär's nicht recht und ihm selber besser, ich brächt den Bankert gleich um?" — Seine Hände zuckten krampfhaft .... und da sah er auch leibhaftig das Kind vor sich liegen, mit dem gleichmütigen Munde und den großen verwunderigen Augen, er zog die Arme an sich und dachte an den schuldigen Teil. „Zwanzig Jahr hat sie ausgehalten, hat sich jung nie was vergeben, auf ihr Alter hat sie sich's versparen müssen. Ich weiß mich nicht aus, o du heiliger Gott, ich weiß mich nicht aus! Wir waren nie anders als gut aufeinander, sie hat es oft selber gesagt, sie könnt sich nicht beklagen; zwanzig Jahr, zwanzig Jahr haben wir in Ehr und Einträchtigkeit verlebt, da vergißt sie 'n Mann und ihre eheleiblichen Kinder um einen hergelaufenen Lumpen und nicht lange von heut, so läuft — als müßt es sein und gehör es ihm — der lebendige Schandfleck im Hause und in der Familie herum! Sie hätt mir's doch nicht antun sollen, sie hätt mir's doch nicht antun sollen!" Sein Blick wurde ungewiß und seine Mundwinkel zuckten. Da erhob er sich, strich mit der harten schwieligen Handfläche über den Tisch. „All vorbei!"

Er ging zurück über den Hof.

„Treu und Glauben sind Narrensachen!" —

Als er vorbeikam, wollte der Kettenhund an ihm hinaufspringen, er aber jagte ihn mit einem Fußtritte in die Hütte, dann tat er ihm wieder leid. „Sultan," rief er, „Sultan!" Und klatschte sich auf das Knie.

Der Hund war verschüchtert und verkroch sich in das Stroh.

„Herein, da herein!"

Das Tier gehorchte und er tätschelte ihm mit der Hand auf den breiten Schädel. „Ja, ja, du bist mein guter Hund, ich weiß, ich weiß schon", sagte er, als der plumpe Köter vor Freude immer in wunderlichen halben Sprüngen aufhüpfte. „Auf dich ist schon Verlaß, dich kann freilich nicht verdrießen, daß du bleibst, wie du bist, — ist dir ja gar keine Zeit gelassen, — bringst es ja kaum auf zwanzig Jahr! — Bist nur ein dummes Vieh und bleibst eines! — Ja, ja — bist ein braver Hund!"

Er bückte sich hinab und beschwichtigte das immer zudringlicher werdende Tier. Da kam jemand rasch heran und blieb neben ihm stehen und sagte: „Bauer, es ist da, ein Dirndl ist's!" Es war die Magd. Reindorfer erschrak, er blickte empor, kniff die Augen zusammen, verzog grinsend den Mund und nickte ein paarmal hastig mit dem Kopfe. Er dachte, er habe das recht hübsch gemacht und niemand könne es anders deuten, als er sei über die Botschaft erfreut, die Magd nahm es auch dafür und lief vor ihm her nach der Küche, öffnete die Stubentüre und lachte hinein: „Der Bauer kommt schon!"

Reindorfer trat in das Zimmer, nahte sich auf zwei Schritte dem Bette und sagte, ohne die Bäuerin anzusehen: „Ich bin froh, daß es vorüber ist!"

Das Kind wurde ihm in den Arm gelegt. Es schrie kräftig und schien stark und gesund.

Digitized by Google

Da war es, trug kein Mal und kein Zeichen, — war ein Kind wie ein anderes.

„Daß es leben mag!!“ *

Der Bauer schüttelte den Kopf, die Hände begannen ihm unter der winzigen Last zu zittern, und die Wöchnerin verlangte hastig das Kleine zurück.

Nachdem er mit einigen hervorgestotterten Worten den beiden Weibern gedankt hatte „für ihre Freundschäftlichkeit und Gutheit und Hilfeleistung“, versah er sich mit Pfeife und Tabaksblase und verließ die Wochenstube. In der Küche brannte er mit einer Kohle den Tabak an, klappte den Pfeifendeckel zu, schritt dann über den Hof hinaus auf den Fahrweg und wandelte wie ein Träumender dahin.

In wirren, wechselnden Bildern drängten sich dem alten Manne die Erinnerungen seines Lebens auf und er sammelte und sichtete, wie es sich bot, ob es fern oder nah lag, was er genossen und gelitten, gut gemacht oder übel getan, und suchte es gegeneinander abzuwägen; denn was eines erlebt, das muß doch einen Sinn haben, Freud und Leid, Rechttun und Verschulden mußte sich ja doch ausgleichen! Aber die Rechnung wollte ihm nicht stimmen.

Warum er den Hof verlassen hatte und jetzt beharrlich nach einer Richtung den Weg verfolgte, er wußte es nicht. Plötzlich blieb er stehen und horchte auf, er vernahm das Geräusch eines herankommenden Wagens, nun besann er sich, seinen Kindern war er entgegengegangen. Nun rief er sie an, sie mußten halten und ihn auf das Sitzbrett, in ihre Mitte nehmen. Da saß sich's gut.

„Nun, wie geht's daheim?“ fragte der Bursche.

„Eine Schwester habt ihr gekriegt.“

Mehr sagte der Bauer nicht und die beiden frugen nicht weiter und so fuhren sie denn schweigend dahin.

Abenddämmer lag über den Matten.

Als sie der Stelle zulenkten, wo der „Wasser-Graben“ in den ihren einmündet, da rasselte ein anderes Fuhrwerk daher und sie wurden angerufen: „Liebe Leuteln, haltet ein wenig auf, laßt mich vorfahren!“

„Ist's nicht der Knecht aus der Mühl?“ fragte Reindorfer, indem er die Zügel anzog. „Wohin noch in der Eil?“

„Nach'm Pfarrhof. Der Müller macht's nimmer lang! Gute Nacht!“

Damit polterte der Wagen ihnen voran, er war ihnen lange aus Gesicht und Gehör, als sie durch ihr Hoftor einfuhren.

Vom Hofe aus führt eine Stiege nach dem Dachboden, einige Pfeiler stützen sie, und der Raum zwischen ihnen und dem Treppengange heißt „die Lauben“, in derselben befand sich ein Tisch und dahin trug jetzt die Magd das Abendessen für den Bauer und das Gesinde. War ja ohnedies heut spät geworden.

Der junge Reindorfer trat nur unter die Türe, um seine Mutter zu grüßen, das Mädchen aber schlüpfte an ihm vorbei und eilte zur Wiege.

---

* Das in der Redeweise der Bauern sehr gebräuchliche Wort „mag“ hat man nicht not, wie es oft geschieht, durch „kann“ zu erklären, ihm entspricht vielmehr ganz genau unser aus der gleichen Wurzel stammendes hochdeutsches „vermag“.

Digitized by Google

Die Bäuerin erwiderte den Gruß ihrer Kinder, dann kehrte sie sich hinüber zur Wand.

Als der Bursche die Türe hinter sich zuzog, sagte die Tochter, welche sich über den Säugling gebeugt hatte: „Ist ein klebers* Ding. War ich auch so?“

„Ist doch keines anders.“

Der Bescheid ward mit halb ungläubigem Lächeln aufgenommen.

„Gute Nacht, Mutter!“

Die Wöchnerin war allein — und sie sollte auch allein bleiben.

Nach dem Abendessen und geschehener Danksagung bedeutete Reindorfer die Magd, sie möge in der Küche schlafen, daß sie zur Hand sei, wenn etwa der Bäuerin nachts etwas zustoßen sollte, er meine aber, Ruhe sei ihr vor allem vonnöten und darum geh er heute mit seinen Kindern auf den Dachboden schlafen.

Noch friedlicher als er im Tageslichte gelegen, lag nun der Hof im Mondenschimmer, denn auch seine Inwohner ruhten; der Schlaf hielt sie in seinem Banne, den Sinnen — durch die aller Reiz und alle Regung, all Lust und Leid ihren Einzug halten, räumte er schmeichelnd die Wirklichkeit hinweg, wie eine Mutter spielmüden Kindern das Spielzeug, und während wir oft, wenn wir über die arme Frist unseres Daseins erbangen, ihn kindisch anklagen, als ob er sie unterbräche und uns davon wegnähme, teilt er von Tag auf Tag die Last des Lebens; trage sie einer, sei Schmerz oder Wonne ihr Druck, in einem Stücke, wie gar zu bald erläge er.

Geräusch ist sonst ein ohnmächtiger Feind, aber wenn sich Unruhe im Innern des Schläfers mit ihm verbündet, dann verscheucht es den Schlaf.

Fuhr nicht ein Wagen eilig an dem Hause vorbei? die Leute darauf mußten eine Laterne mit sich haben, denn ein Lichtschein streifte die Tücher, womit die Fenster verhangen waren.

Die Reindorferin ermunterte sich, sie horchte auf, — wie stille war alles, — sie war gewohnt, dort von der Ecke her die regelmäßigen Atemzüge ihres Mannes zu hören, nun gewahrte sie in dunklen Umrissen das unberührte Lager, sie tastete neben sich, da stand die Wiege und in derselben lag das Kind, ohne Laut und Regung; war es Furcht oder Hoffnung, was sie mit zitternder Hand nach dem kleinen Körper langen machte? Sie fühlte Wärme und verspürte den leisen Atem. Sie zog hastig den Arm unter die Decke, war es Widerwille oder Freude, was sie empfand? Wußte sie es? — Und in ratlosem Unwillen über sich selbst und alles, wie es gekommen war und noch drohend ausstand, drückte sie heftig das Gesicht in die Polster, und ihre Augen wurden feucht. Weinte sie über sich oder über das Kind? Wie unschuldig das auch war, konnte sie je ein Herz zu ihm fassen? denn auch sie wird es, solange es lebte, vermahnen, denn auch für sie, die Mutter, verbleibt es, wie es der Bauer genannt, ein Schandfleck!

Aus dem „Gwissenswurm“

(Wohlhäbige Bauernstube. Hintergrund links ein Doppelfenster, rechts der Haupteingang. Rechte Seite Fenster, links eine Seitentür. Vorne gegen links ein Tisch mit mehreren Stühlen, gegen die Wand ein mit Leder überzogener Sorgenstuhl, an dessen Rückenlehne ein Bettpolster.

* kleber = unscheinbar, gering

Digitized by Google

Wie der Vorhang aufgeht, ist die Bühne leer. Auf dem Tische steht eine dampfende Schüssel. Vor dem Fenster sieht man Knechte und Mägde mit Rechen und Heugabeln vorbeiziehen.)

Erste Szene

Knechte und Mägde

Chor

Knechte:

Glei is die Sunn am Platz,
Mußt dich halt schlaun,
Sunsten, mein lieber Schatz,
Brennt's dich ganz braun.

Mägde:

Mei Bub, geh, sag ma no,
Was kümmert's dich?
Die Sunn, die brennt dich do
Schwärzer als mich!

Beide:

(Jodler) Jujujuheh! (Ausklingend)

Zweite Szene

Von links: Rosl (ältere Magd) führt Grillhofer, der sich leicht auf sie stützt, herein.

Grillhofer: Au weh! Au weh! Hebt schon wieder so a sakrischer Tag an.

Rosl: No kimm nur, Bauer. Da steht schon dein Suppen; laß s' nit kalt werdn.

Grillhofer: Ah was — meintswegn. Mir schlagt eh nix mehr an. (Hat sich mit Beschwer niedergelassen, schneidet behend sich Brot in die Schüssel und löffelt es mit Gier aus.)

Rosl: Wer weiß, Bauer. Wann dich der liebe Gott wieder gsund machen will ...

Grillhofer: Er will aber net.

Rosl: Ah freilich. Er wird schon wolln.

Grillhofer (schreit): Er will aber net, ich weiß's!

Rosl (erschrocken): No ja, nachher is's was anders.

Grillhofer: Weißt, Rosl, du mußt's nit so aufnehmen, wann ich dich anschrei! Es is nit so bös gemeint. Aber weißt, wann man in Erkenntnis der Sündhaftigkeit schon so weit kämma is, daß man sich frei in alles schicket, wann einm glei in Gottsnam der Teufel holet, so laßt man sich selbn Zustand der Gnad von neamab mehr gern abreden.

Rosl: No jo, freilich, freilich, wohl wohl, Bauer, wann's a so is, so bleib holt in dein Zustand.

Dritte Szene

Vorige. Wastl (durch den Haupteingang)

Wastl: Gutn Morgn, Bauer.

Grillhofer: Gutn Morgn, Wastl. Na, na, laß nur dein Pfeif in Maul, geht dir sunst aus.

Wastl: Kann's wohl derwarten. Es is für dich net zutraglich, kunnt dich reizen, hust ehnder z'viel. — No — werdn wir heunt schaun,

Digitized by Google

daß wir's Heu hereinkriegn, 's Wetter wird neama lang so sauber aushalten. Gestern schon um Mittag hot's in der Luft so gflirretst, als wär die a in der Hitz verbröselt und tat durcheinanderwoiseln, wann die Sunn durchscheint. 's is höchste Zeit zum Dazuschaun. Und a Heu is dös, Bauer, so schön und viel, und es riecht frei, daß eins umfalln könnt vor Gutheit.

Grillhofer: No ja, no ja.

Wastl (schupft die Achsel): „No ja — no ja." Aber, Bauer, wann ich dir sag, a Heu — 's älteste Rindvieh da herum kann sich auf so oans nit besinna. Gfreut dich denn gar nix mehr? Nachhert gfreut ein'm a nix. Wem gang's denn was an, wann dich net?

Rosl: Hast recht, Wastl, hast recht, sag ihm's nur h'nein!

Grillhofer: Laßt's es gut sein, wann ich so bin, is's doch eng nit abtraglich, ich vergunn schon mein Nebenmenschen 's gute Heu. Jo, jo, gwiß. Aber ich taug halt nix mehr auf derer Welt — na — na — mich bekümmert nimmer 's irdische, mich bekümmert nur 's himmlische Heu, wovon gschriebn steht: „Der Mensch welkt dahin wie Heu", und da is mir nur um die Einfuhr in den himmlischen Heuschober!

Wastl: Jesses und Joseph, Bauer, mir kennt sich frei neama mit dir aus. Wann ich dir früher gredt hätt von so ein Heu — wie dös a Heu is . . . ! Aber seit dich nur allweil bekümmerst, was gschrieben steht, gibst auf kein vernünftig Reden mehr was.

Rosl: Hast recht, Wastl, hast schon recht, sag ihm's nur h'nein.

Wastl: Seit dich vor ein halbn Jahrl der Schlag gstreift hat, bist neama der alte.

Grillhofer: Selb tat sich a net schicken! Dös war a Deuter vom lieben Gott, sider der Zeit halt ich still und wart auf'n zweiten. Mei lieber Wastl, du bist a guter Bub — a du, Rosl, ja, ja, du bist a a ehrlichs Mensch — müßt's halt a Einsehn mit mir habn, noch dös kleine Neichtel Zeit, so mir bschiedn is; leicht moch ich noch fruher a End und zieh mich zruck von alln weltlichen Wesen. Ja, ja, konn leicht möglich sein, ich bin no lang net so, wie ich sein möcht, hat sich doch vorhin, wie du kämma bist, Wastl, der Gwinnst- und Spekalierteufl in mir a weng noch grührt. Na, na, dös därf net sein, daß sich 's Heu zwischen mich und mein Schöpfer drängt. Na, na, ich hab eh genug auf mir, dazukämma därf nix mehr, abwendig därf mich nix mehr machen von die gottseligen Gedanken.

Rosl: Tust doch, als wärst der sündhaftigste Mon. Hast leicht eins umbracht?

Grillhofer: Dös net, Gott sei Dank, Rosl, dös net; aber 's Gegenteil auf unerlaubte Art kunnt leicht möglich sein. — Geh, lang mir das dicke Buch dort her.

Rosl (holt die Postille von einem Schrank und legt sie vor Grillhofer hin).

Grillhofer: So und hiatzt geht's all zwei in Gottsnam an enger Tagwerk und ich geh an meins. Is der Schwager noch net da?

Rosl: Na.

Grillhofer: Wann er kimmt, Rosl, so bring ein Wein und a weng a Rauchfleisch eine. Hitzt gehts. (Schlägt das Buch auf und beginnt zu lesen.)

Rosl: Bhüt Gott! (Ab durch den Haupteingang.)

Digitized by Google

Vierte Szene

Grillhofer und Wastl

Grillhofer: Bhüt dich Gott, Rosl! (Kleine Pause, ohne aufzusehen.) Bhüt dich Gott, Wastl!

Wastl: Ich hab jo no nix gsagt.

Grillhofer (aufblickend): Willst no was?

Wastl: Es liegt mir schon lang auf. Aber dein Schwagern, über'n Dusterer, möcht ich mich amal ausreden.

Grillhofer: No, nur kein unbschaffens Wort.

Wastl: Bewahr, wär mir a z' gring dazu, daß ich a unbschaffens Wort über eahm verlier — der elendige Kerl.

Grillhofer: Wastl! — Er ist mein einziger Verwandter, der einzige Mensch, der ein trostreichen Zuspruch für mich hat, dem was glegn is an mir in Zeit und Ewigkeit.

Wastl: Ich weiß's eh, er is, der dich zu dem bußfertigen Wesen hinzerrt, wie 's Kalbl zur Kuh, wenn's 's Saufen derlernen soll.

Grillhofer: Hehe! Sixt, Wastl, wie trotz deiner Boshaftigkeit nix dagegen fürbringa kannst. 's Kalbl muß ja saufen, sunst wurd's hin.

Wastl: Schon recht, Bauer, aber für a Kalbl warst mer doch schon z'viel ausgwachsen. — Sag do selber, Bauer, wie d' no riegelsam warst, hat der Dusterer kein Fuß über dein Staffel gsetzt — was findt er's denn hitzt vonnöten, daß er dir alle Tag übern Hals rennt? Zwegn der Zeit und Ewigkeit leicht? Ka Red, meinst net selber, daß er sich zutatig macht, weil er glaubt, es könnt die ganz Hinterlassenschaft an ihm falln? Und hat er dich erst da, nachher kunnst freili — von ihm aus — Gott verhüt's — nit früh gnug selig werdn.

Grillhofer: So mein ich ja eh selber.

Wastl: Na alsdann, na sixt, is doch amal a gscheite Red von dir! Oder wie d' früher hast a Wartl davon falln lassen, daß d' dich möchtst in die Ruh setzen, meinst nit a selber, er wurd dir einredn, daß dein ganz Bußfertigkeit um a gut Trümmerl z' kurz war, wann du nit ihm 'n Hof verschreibst und nöt bei seiner Sippschaft als Ausnehmer bliebst? Han.

Grillhofer: No jo, so mein ich ja ehnder selber.

Wastl: No, so sag ich, scheinheilig is er.

Grillhofer: Und ich sag, er is's net.

Wastl: Wohl is er's.

Grillhofer: Na, sog i! Wastl, du bist a dummer Bua, du verstehst dös net, der Dusterer der is so, der is so, wie er is. Und zwegn dem, was mer gredt habn, so tut das der Bußhaftigkeit kein Eintrag, und werd i ihm's doch net in Übel aufnehma, daß er auf sich schaut, wo sein Vorteil und der meine Hand in Hand gehn.

Wastl: Na, hörst, da möcht eins doch glei narrisch werdn! Wann sein Vorteil is, meinst nit, es kunnt wohl a a kleine Spitzbüberei mit unterlaufen?

Grillhofer: Na, Wastl, dös net, dös net. Alls, was er fürbringt, dös is nur zu wahr — nur zu wahr is's!

Wastl: No, ich konn da nix sag'n, ich weiß nit, wie er dich h'rumkriegt hat, so hilft a kein Redn.

Grillhofer: Host a recht, Wastl. Redn is do von unnötn! Der Dusterer is über ein Feldpater. Alles kurz und eindringlich und hitzt:

Digitized by Google

glaub's oder glaub's nit! A Teuxelskerl, sag ich dir, mit sein gottgfälligen Wesen. Dran glauben muß man. Dös hat er herausst, ja, ja, dös hat er herausst. Zwegn, daß er sein Vorteil sucht, selb is richtig, aber dös tut nix, mag's selber gern sehn, wann einer was treibt, er treibt's recht, aber ehrlich muß's dabei zugehn, wann ich ihm dahinter kam, daß dös kein Schickung is, dö ihn in mein Haus führt, daß net so sein müßt, wie er sagt, daß er auf'n Herrgottn sein Rechnung lugt — Kreuzsakra, Wastl, da kriegest a Arbeit.

Wastl: Jessas, Bauer, schaff an, schaff nur glei an!

Grillhofer (läßt den Kopf hängen): Laß gut sein, Wastl, laß's gut sein. 's kimmt net a so. — Er hat mich schon bei der richtigen Faltn. Er hat mich an oans erinnert, hon's schon lang vergessen ghabt — hitzt aber hat sa sich aufgriegelt, hitzt sitzt's da, und gibt kein Ruh mehr, der Gwissenswurm is's, und da hilft kein Aufdammen. Schön, schön unterdrucken heißt's und reuig sein.

Wastl: Grillhofer, wann's wahr is, daß eins, das sein Art auf einmal ändert, bald verstirbt, so machst es neama lang, der Dusterer braucht net lang mehr ernste Gsichter z' schneiden, der konn bald lachen. Kreuzteufi! Früher habn mer garbeit und sein dann lustig gwest all Tag, und du warst der Fleißigst und Lustigste, und wann ich denk, daß der alte Halunk dran Schuld tragt, daß mir hitzt dasitzen wie auf einer Karthausen — Sikra h'nein, ich wollt, er kam hitzt h'rein, daß i ihm's h'neinsagn kunnt: Dusterer, du bist a Haderlump!

Fünfte Szene

Vorige. Dusterer

Dusterer (kleine, hagere, schwächliche Gestalt, von der Zipfelmütze bis zu den Stiefeln hinunter ganz schwarz gekleidet. Spricht alles auf trockene, gewichtige Bauernmanier, stoßweise): Gelobt sei Jesus Christus!

Wastl (schreit, wie in seiner Rede fortfahrend): In Ewigkeit!

Grillhofer: In Ewigkeit!

Dusterer (behält seine Pfeife im Munde und geht rasch auf Grillhofer zu): Grüß Gott, Schwager, grüß Gott! No, wie is dir denn wordn aufs letzte Beten?

Grillhofer: Hm, besser, ja ich mein schon a bissel besser.

Dusterer (setzt sich): Verlaubst schon. Na, sollt mich freun. Ja, ja. (Beobachtet Grillhofer scharf.) Sollt mich rechtschaffen gfreun. Tat's nur wieder weisen, daß ma die Krankheiten abbeten kann, is a alte G'schicht, freilich ghört die rechte Frummheit und Bußfertigkeit dazu, wer nur unserm Herrgott 's Maul machen möcht, der richt nix. Nur an die Leut und an der eingrißnen Gottlosigkeit liegt's — an sunst nix — an sunst nix! (Pafft Rauchwolken von sich.) Ja, ja.

Wastl (tritt zu ihm): Mußt nit rauchen, Dusterer, ich bin vom Haus und rauch a net. (Nimmt ihm die Pfeife aus dem Mund.)

Grillhofer: Wastl — du Sikra h'nein!

Wastl (klopft die Pfeife auf dem Fensterbrett aus und setzt den Fuß auf die glimmende Asche): Verlaubst schon. Um die Gselchtigkeit is 'm Bauern ja doch net z' tun.

Grillhofer: Na, aber den Arger, den d' ein'm machst, schlagt mir leicht an.

Digitized by Google

Wastl: Is dir gwiß gsünder. (Gibt dem Dusterer die Pfeife zurück.) Da, Dusterer.

Grillhofer: Wastl, du Sakra, du nimmst dir viel heraus. (Erhebt sich mühsam.) Mach mich nit schichti, am End kunnt ich dich doch no meistern.

Wastl: Recht is's, dös steht dir an — kimm nur her, Bauer, ich wehr mich nit viel — und dir is's leicht gsund.

Grillhofer (setzt sich erschöpft): Du narrischer Höllteufl, du! — Geh zu, sag ich, geh zu! —

Dusterer (begütigend): Laß gut sein, Schwager, laß's gut sein — ja — ja. (Mit Emphase) I verzeih ihm — ich verzeih ihm — dös tu ich.

Wastl (mit unsäglicher Verachtung): Er verzeigt mir — (Ist bis zur Türe gegangen.) Der! verzeigt mir! Bhüt dich Gott, Bauer! (Ab.)

Sechste Szene

Grillhofer, Dusterer, dann Rosl

Dusterer: Is a kecker Ding, der Wastl! Ja, ja! Mein allweil, Hochmut kommt vorm Fall. Kunnt doch gschehn, wer weiß wie bald, daß er entbehrli wurd. — Ja.

Grillhofer: No, no, nur vertraglich; was sagst: du verzeigst ihm, wann d' ihm was nachtragn willst?

Dusterer: Hat er s' angnommen, dö Verzeihung — hat er s' angnommen? Han.

Grillhofer: Ah was, auf'm Stubenbodn wird er s' nit liegen lassen habn — solang ich die Augen offen hab, will ich net sehn, wie mein Anwesen zruckgeht, der Wastl is wie a Pfleger drauf. Tat keiner gut, der ihn weggab. Du verstehst dich a mehr aufs Himmelreich, als auf d'Wirtschaft.

Dusterer: Wohl, wohl. Z' wirtschaften hat's wenig gebn, da muß oans auf'n himmlischen Vatern vertraun. Daß ich sag, ja, daß ich sag, es war mir vorhin nur um die Pfeifen, weil a Anfeuchtung is beim Reden — weißt, mir redt sich trocken so schwer.

Grillhofer: D'Rosl muß eh glei ein Wein bringen.

Dusterer: No, nochert is schon recht, nochert is schon recht. Dann wölln mer weiter redn. Mein Seel, ich bin so austrückert da h'rum, als hätt mich die glütende Höll'luft anblasen.

Grillhofer: Warst leicht unt' auf ein klein Bsuch?

Dusterer: Dös net, Schwager, dös net, aber gelesen hab ich davon.

Grillhofer: In ein Buch stund's aufzeichnet?

Dusterer: In ein großen dicken Buch — wie dös, so dick — sein auch Bilder dabei, alles, wie's zugeht; es ist grausam anz'schaun, sag ich dir.

Grillhofer: So, so, ja freilich, wann's bschriebn is, ja freilich nachher! — Mußt mir's lesen lassen.

Dusterer: Gwiß, Schwoger, gwiß! Sobald so weit bist, daß dir einwendig denken kannst, dich trifft's neama, du bist draus'd! Dann is aber a rechte Herzfreud, wann ma so davon lest und denkt sich all seine Feind und Unfriedmacher in die Qual hinein. Dös is dir a so a Vergnüglichkeit, wie beispielmäßig, wann's dir dein Anrainer die ganze Feldfrucht verhagelt, dir biegt's kein Halmerl um.

Digitized by Google

Grillhofer: Jo, aber wo bleibt denn da die christlich Nächstenlieb?

Dusterer: Richtig, richtig, die hon ich beispielmäßig ganz vergessen. Aber wo bleibt denn der Wein?

Siebente Szene

Vorige, Rosl

Rosl (bringt eine Flasche mit Wein, dazu ein Glas und einen Teller, worauf ein Stück Rauchfleisch und ein Brot, und stellt es vor Dusterer auf den Tisch): Gsegn's Gott!

Dusterer: Vergelt's Gott! Schau die Rosl — die Rosel — no, du bist ja no allweil so sauber beinander, wie's jüngste Dirndl. (Schenkt rasch ein.) Verlaubst schon, Schwoger, daß sie mir Bescheid tut. (Nötigt ihr das Glas auf, indem er sie um die Hüfte faßt.)

Rosl: Wann's erlaubt ist? Dein Wohlsein!

Dusterer (tätschelt sie im Rücken): No, bleibst wohl hübsch ledig — hübsch ledig — und brav.

Rosl (macht sich los und schlägt ihn auf die Hand): Was is denn dös? (Ab.)

Achte Szene

Vorige, ohne Rosl

Dusterer: No, no — is a dalkets Ding, die Rosl — Grillhofer, am Schürzenbandl bin ich ihr hängen bliebn, ja, ja, am Schürzenbandl, sunst nix! (Trinkt) Ah, das is a Tropfen! (Stellt das Glas vor sich hin.) Ja, daß ich also sag, Schwoger, weil ich mich hitzt leichter mit dir red und weil wir allein sind. — Grillhofer, (erhebt sich feierlich) Grillhofer, mir machst nix weis! (Schenkt im Stehen wieder ein.)

Grillhofer: Wie meinst dö Red?

Dusterer (setzt sich, indem er den Wein austrinkt): Schwoger, ich weiß, warum ich dir gsagt hab, daß ich dir das Höllbüchl erst spater bring. — Ich hab dich fruher betracht — du hast gsagt, besser wär dir. — Laugn's net — wir sein hitzt unter vier Augen — dir is übler als gestern.

Grillhofer: No, werd ich's leicht laugnen unter uns, nur vorm Wastl, daß er sein vorlauten Wesen Einhalt tut, hab ich's gsagt. Aber ich muß's wissen, daß mir einwendig wohler is, die Seel is mir gsünder wie jemal.

Dusterer: Dös gab der liebe Herrgott, aber leicht is dös Ganze nur a hoffartig Einbildung von dir. (Erhebt sich wie oben.) Grillhofer, weißt, warum dir net besser is? (Schenkt ein.)

Grillhofer: Wußt's net.

Dusterer: Weil dir die Bußhaftigkeit fehlt. (Setzt sich und trinkt aus.) Weil dir die Bußhaftigkeit fehlt.

Grillhofer: Dös wußt ich a net.

Dusterer: Grillhofer, glaub mir, wann i dir was sag! Dir fehlt die Bußhaftigkeit!

Grillhofer: Möcht wissen warum.

Dusterer: So, so — beispielmäßig laß dir sagn, es is a Unterschied zwischen Frummheit und Frummheit und Reuhaftigkeit und Reuhaftigkeit, wie zwischen 'm Rosolie und 'm Wacholder, der eine is zur

Digitized by Google

Hochfahrt, der andere warmt ein'm 's Einwendige. (Erhebt sich wie oben.) Grillhofer, es steht geschrieben, wer mir nachfolgen will —

Grillhofer: Der nehme sein Kreuz auf sich.

Dusterer: Nein.

Grillhofer: Was na? Nachher net.

Dusterer: Das heißt, so steht wohl a gschriebn, aber so mein ich net, 's Kreuz hast schon auf dir. Aber es steht ferner geschrieben, wenn du mir willst nachfolgen, so wirf dein Gut ins Meer.

Grillhofer: Tragst du mein Hof auf'm Buckel hin bis zum Meer?

Dusterer: Ins Meer und teile es mit den Armen. (Setzt sich und trinkt aus.)

Grillhofer: So kann net geschrieben stehn!

Dusterer: Warum?

Grillhofer: Wann ich's ins Meer wirf, kriegn's ja die Fisch und net dö Armen.

Dusterer (erhebt sich wieder): Aber es steht doch so geschrieben.

Grillhofer: Wird doch kein Unsinn gschriebn stehn?!

Dusterer: Und warum net, Grillhofer? Glaub mir, wann ich dir was sag. Es steht geschrieben!

Grillhofer: Na, da mach du a Nutzanwendung drauf, ich bin mir z' dumm dazu.

Dusterer (setzt sich und trinkt aus): Is kein Kunst, denn es is beispielmäßig zu verstehn. Wann du willst mit'm Himmel auf gleich kämma, dann mußt du alles Weltwesen, um was dich noch sorgen und bekümmern könntst, von dir tun, du mußt das Deine verschenken, mußt es an die Armen verteilen.

Grillhofer: Da sein eahner doch z' viel, kam ja auf kein was, wär schad um das schöne Anwesen.

Dusterer: Kannst es ja beinand lassen; wann d' ein einzigen Armen a Guttat derweist, gilt's für alle, schau dich halt um, vielleicht findst unter der Hand in einer einzigen Familie a ganz Träuperl Arme beinander, die leicht noch z'neben der christlich Nächstenlieb no a verwandtschäftliche Zuneigung für dich hätten — ja — ja — brauchst etwa gar net weit herumzsuchen, Schwoger — ja — hm — ja, daß ich sag, beispielmäßig, ich und mein Weib und meine fünf Kinder, wir möchten dich schon rechtschaffen pflegen, möchten dir's im Gebet gedenken, a nach dein'n seligen End — ja — ja — beispielmäßig.

Grillhofer: Schneid net so h'rum, 's hat ja alls a christlich Absehn und hab ich schon selber dran denkt. Aber in d' Ausnahm gehn, wo andere mit ihnere leibliche Kinder aften nix Guts derlebn, zu Fremde auf Gnoden und Ungnoden!? Net beklagn könnt i mich, heißet's doch gleich: der Narr, was hat er 's Unnötig tan, und von fruher her hot's mir nie taugt dein Sippschaft zwegn engerer Duckmauserei — na, es is nur, daß ma sich ausdischkariert — ja — ja — därf dich net beleidingen. Jetzt steht's mer ja an, verwahrt war ich schon, wie in ein Kloster, selb weiß ich. Wohl, wohl. Aber ich denk nur so, koan andrer da h'rum tat a so.

Dusterer: Grillhofer — Schwoger — laß dir sagn, tu's oder tu's net. Mir is net um mich. Aber nach die andern mußt net fragn, na, na, nach dö mußt net fragn. Mußt es der Sippschaft net antun, daß ma's derlebt, wir fahreten am jüngsten Tag allzsamm in Himmel und

Digitized by Google

müßten dich zrucklassen und für alle Ewigkeit voneinander. Sorg di um di, laß du nur dö andern in d'Höll abipurzeln. Hihi, laß nur dö abipurzeln.

Grillhofer: Na jo — selb war schon recht, wann's nur net ein oder der andere etwa doch billiger richtet und rumpelt a da obn eine, und hernzet mich d' halb Ewigkeit, daß mei Himmel z' teuer war. I möcht nur fragn, ob sich's a auszahlt? Wann no die andern bräver warn —! Bin ich denn so sündig?

Dusterer (fährt empor): Fragst no — fragst no, Grillhofer, ob d' sündig bist?! Solltst net fragn, Grillhofer, du net, du vor alle andern net — sollst danach fragn; du bist's, Grillhofer, und schon wie! Beispielmäßig laß dir sagn, auf der Alm im Fruhjahr, wann sich der Schnee ballt, fliegt so a Malefizvogel — meint selber nix Args — vom Astl oba und nimmt sich a Maulvoll Schnee — und denkt bloß, er tut sein Schnabel a Guttat, paar Bröckeln rutschen weiter, es wird a Kügerl draus, aus der Kugel a Knödl, aus'm Knödel a Bünkel wie a Fuder Heu, dös torkelt allweil Tal obi, immer größer und größer und raumt 'n Wald mit, haut abi ins Tal und die Lawin is fertig. So a Unglücksvogel bist a du, Grillhofer! (Schenkt ein.) Bist auch du! Frag net, ob d' sündig bist! Denk an die Riesler Magdalen, was vor fünfundzwanzg Jahr in dein Dienst war, wie mein Schwester, dein Weib, Gott hab s' selig, noch glebt hat, denk an die Riesler Magdalen, sag ich, dö hast du a ins Kugeln bracht, daß ins Rollen kämma und in die siedige Höll h'neingfalln is und wer weiß wieviel Seeln mitgrissen hat. Neamand hat mehr was von ihr derfahrn, die fufzgimal* ist s' vom Gricht zwegn einer Erbschaft aufgfordert wordn, verschollen is s' bliebn. Grillhofer, aber am Tag des Gerichts, da wird alles ans Licht zogn, da wird sich herausstellen, was du alles angstellt hast in sündhafter Begehrlichkeit; Grillhofer, wann da Sachen ans ewige Licht kommen, was uns gar net träumt. Wann's gfragt wird, wer is schuld an deiner armen Seelverderbnus? Grillhofer, Schwoger, net um a Million möcht ich da an deiner Stell unbußfertiger vor Gottes Thron stehn, net um a Million.

Grillhofer: Hätt ihr doch nachfragn solln.

Dusterer: No wohl — no wohl! Aber hitzt is's z' spat, gschehn is gschehn. Ich wollt dir's ehnder net sagn, aber heunt nacht hat mir wieder von ihr traumt, wie s' dagsessen is im ewign Feuer, rundum 's hölliſche Glast**. O Jesses, es war schreckbar. Heunt fruh hab ich glei zu meiner Alten gsagt, für dö zwei armen Seelen muß was gschehn.

Grillhofer: Hast recht, dumm is schon, aber hast recht. No hilft nix, als fleißig fürbitten. Am End hast doch schlecht gsehn — na ja — na ja — im Feuer und Rauchen verlassen ein'm ja leicht die Augen, wird am End gar net dö Höll gwesen sein, sundern nur 's Fegfeuer, wo die Magdalen hast sitzen gsehn.

Dusterer: Beschwörn kunnt ich's net, daß's die Höll war!

Grillhofer: No, so gebn wir's halt an, wär mir lieb, wann's derer armen Seel a z' guten kam. Wann mer wieder a bissel besser is, fahrn mer nach der Kreisstadt, und da mach mir's halt richtig — ja — ja — du ziehst auf'n Hof samt deine Leut, a kleine Probzeit, und ich verschreib dir'n, aber, daß nichts verabsaumt wird.

* fünfzigmal ** Glast (Feuerschein) von „Gleißen"

Digitized by Google

Dusterer: No nix, gar nix, kannst dich verlassen. No schau, selb gfreut mich, deintwegn, Schwoger, deintwegn! Meiner Seel! Abgsehn, daß 's gute Werk a a Staffel in Himmel is. Aber deintwegn schon gar. Hitzt wirst schon Herr werdn über den sakrischen Gwissenswurm, verlaß dich drauf, es is net der erste, den ich aus'm Nest nimm! — Ja — ja, kannst dich verlassen! Was ich sagen wollt, wann geht's nach der Kreisstadt — wann dir leichter is? Sixt, Grillhofer, sixt, schau, Schwoger, hitzt laß ich dir a 'n Bader holn, ja, ja, ma därf nix außer acht lassen und die Kräuter habn ja ihnere Heilsamkeit a vom lieben Gott. Ja, ja, weißt, hitzt is was andersicht, früher wär der Bader zu nix net nutz gwesen, aber hitzten habn wir zum Anfang 'n Wurm 's Zappeln glegt, dös is 's Erste, wann dös vorbei is, kann a der Bader wieder was richten. Mein Seel, heunt gfreut mich mein Lebn! (Ist aufgestanden und tätschelt den Grillhofer zärtlich in den Rücken.) Weil ich so ein Schwagern hab. Ja, ja. Na, die Freud, so a hußfertige Seel z' finden bei derer schlechten Zeit! Beispielmäßig war der Saul im Alten Testament a schlechter Sucher gegen meiner, hat ein Esel gsucht und a Kron gfunden, mir aber war kein Kron so lieb, als daß ich 's Gsuchte a find — (umarmt Grillhofer) mein lieben Schwagern.

Grillhofer: No, no, laß's nur gut sein und wann d' meinst, so schick halt nach'm Bader, wann amal was sein soll, so hab ich's gern bald in Richtigkeit.

Dusterer (sitzt wieder auf seinem früheren Platz): Ich weiß, ich weiß, mer kennt dich dafür, du haltst auf die Ordnung. Ja, ja, und no war's ja recht! (Hat das Gesangbuch aus der Rocktasche gezogen und vor sich aufgeschlagen.) Und daß wir net draus kämman, so laß uns unser Bußlied singen.

(Dusterer setzt ein, Grillhofer singt mit.)

Lied:

Erlös uns von des Lebens Pein,
O Herr, in deinen Gnaden,
Und führ uns in den Himmel ein,
Das kann uns gar nicht schaden!

(Wie beide einsetzen, um die zwei letzten Zeilen zu wiederholen, fällt rasch der Vorhang.)

Verwandlung

(Freie Gegend. Im Hintergrunde ein Teil des Grillhoferschen Hauses, ein Fenster nach der Bühne zu, steht offen, dessen bunte kurze Vorhänge verwehren den Einblick in die Stube. Ein Zaun mit Einlaß in der Mitte schließt den Hintergrund ab. Vorne rechts über einen niederen Graben führt ein Steg. Links im Vordergrunde ein Heuschober.)

Neunte Szene

Liese (kommt über den Steg, sie trägt einen Anzug, der von dem der andern Dirnen abweicht und zeigt, daß sie aus einer andern Gegend daheim):

Lied:

Mit üble Vorsätz geh
Fort aus'm Haus,

Digitized by Google

Aus dem Kalender „Kunst und Leben" (Verlag Fritz Heyder, Berlin)

KW

FRITZ KUNZ

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Glei schaut die ganze Welt
Anderschter aus!
Bin zeitlich fruh noch fort
Im Morgendunst,
Kenn alle Hund im Ort,
Freundlich warn s' sunst!

Nenn jeden bei sein Nam,
Kenn jeden gnau,
Hitzt bellen s' hinter oam:
„Schau, schau, schau, schau!"
Da geht d'Horlacherlies,
Mit der's net richtig is!
Schau, schau, schau, schau!
(Jodler ad libitum)

D'Vögeln, die in der Fruh
Singen so lieb,
Die schrein jetzt ein'm zu:
„Dieb, Dieb, Dieb, Dieb!"
Ui, dö Horlacherlies,
Mit der's net richtig is.
Dieb, Dieb, Dieb, Dieb! (Jodler)

(Mit einer Gebärde, mit der man Vögel verscheucht, in die Hände klatschend.)

Gscht! Nixnutzigs Gflieder werk, net wahr is's, so is die Horlacherlies net. Freilich hot die Mahm gsagt, hingehst und einschmeichelst dich, als ob ich a Katz wär! Aber kein Red, dös tu ich net. Aber furt von hoam bin i gern, u mein, wie gern! Jahraus, jahrein kein andern Kirchturm sehn, als den von Ellersbrunn, d' schön Zeit über vor harter Arbeit 's Kreuz kaum gspürn und 'n Winter über beim Spinnradl sitzen . . . o du mein Gott, und auf einmal frei h'nausrennen dürfen, in die schön grüne, lichte Gotteswelt h'nein — haha, bleibet a Narr hoam! — Jesses und Joseph! Frei kugeln möcht i mich im Heu!

Zehnte Szene

Vorige, Wastl

Wastl (schon etwas früher sichtbar, ist bei den letzten Worten durch den Zaun aufgetreten, noch rückwärts): Tu's, Dirndel, ich schau dir gern zu!

Liesl (halb nach ihm gewendet): Wußt ich, du denkst was Unrechts, kriegest mir eine!

Wastl (kommt vor): No wußt i gern, was d' dir denkst, daß i mir denkt hätt, han Dirndl? (Erkennt sie.) O heilig Mutter Anna, dö is's!

Liesl: Jegerl, der Wastl!

Wastl: Ja, der Wastl, und du bist dö Horlacherlies, eh schon wissen. Hätt mir's net denkt, ich komm no zsamm . . . Was suchst denn du da h'rum?

Liesl: 'n Grillhofer.

Wastl: 'n Grillhofer?

Digitized by Google

Liesl: Ja, 'n Grillhofer.

Wastl: No, 'n Grillhofer. — No, dem sein Großknecht bin ich. Willst leicht in Dienst bei ihm? Da hätt ich a a Wartl dreinz'reden. Mir zwei taugen net unter ein Dach und wann dich gleich der Bauer nahm, so rennet ich heunt no auf und davon.

Liesl: Zwegn meiner brauchst kein Schuh z' zreißen. Ich bin nur auf Bsuch!

Wastl: Auf Bsuch?

Liesl: Jo, auf Bsuch.

Wastl: So, auf Bsuch. Was willst eahm denn?

Liesl: Dös geht di nix an. — Sag amal, was is denn der Grillhofer für a Mon?

Wastl: A trauriger.

Liesl: Ui je, dös taugt mer net, da geh ich lieber glei wieder.

Wastl: Is a gscheiter.

Liesl: Aber geh, Wastl, was hast denn gegn mi? Tut's dich denn net a wengerl gfreun, daß mir uns wieder zsammfinden?

Wastl: Müßt's lügn! — Solltst dich eigentlich schamen, daß d' mich derkennst.

Liesl: Wußt net warum. Kimmt's mer doch völlig für, als schamest du dich.

Wastl: I mi? Zwegn we, ich frag no, zwegn we?

Liesl: No schau, Wastl, wann ich dir als alte Bekannte gut dafür bin, bleib ich dir derweil die Antwort schuldig, aber möchst mer net sagn, zwegn we ich mich schamen sollt?

Wastl: No, dös ist doch klar.

Liesl: So sag's!

Wastl: „Sag's!" — O du ... sag's, sagt's! Hat's dir denn no nie leid tan, wie d' mir mitgspielt hast, wie ich no in Ellersbrunn Knecht war?

Liesl: Wie's d' Knecht warst in Ellersbrunn?

Wastl: Jo, wie i Knecht war in Ellersbrunn.

Liesl (nachdenkend): So, wie d' Knecht warst in Ellersbrunn.

Wastl: Tu no, als wußt von allm nix.

Liesl: Kann's doch schon die Zeit über vergessen habn.

Wastl: Dös sieht dir schon gleich. Ja, dir schon.

Liesl: No geh, so sag's, wie's war!

Wastl: Wonn i mag.

Liesl: Magst schon, wann i dich bitt.

Wastl: Meinst? Bist a weng sicher.

Liesl: Aber, Wastl, was tust denn so harb? Ich wußt rein nix!

Wastl: Da schlag doch 's Wetter drein. Bin ich dir net in Ellersbrunn nachgrennt wie narrisch?

Liesl (sieht ihn von der Seite an): Freilich, wohl, wohl! Selb laugn ich net.

Wastl: Stund dir a schlecht an.

Liesl: Is ja alles zwischen uns zwei in Ehrn verbliebn.

Wastl (grimmig): Ebens drum!

Liesl: Aber, Wastl, wird dich doch nit harbn, daß sich keins von uns versündigt hat?

Digitized by Google

Wastl: Dös net. Dös freili net! In Ehrn is alls verbliebn, is a dumme Gschicht, aber es muß ein recht sein; mit einer Dirn, was net auf sich halt, laßt sich a kein rechter Bub gern ein, war schon recht dös dich in Ehren halten, aber mich für'n Narren halten war von unnöten!

Liesl: Geh! Und wie is denn dös zugangen?

Wastl (eifrig): Dös fragst du no? Du fragst dös no? Na, ich dank! Han, wie ich gmeint hab, ich möcht dir taugn, hab ich dich net gfragt, wo mir zsammkomma kinnten?

Liesl: Ja, dös hast gfragt.

Wastl: Und weil dir's auf der Heid z' einschichtig war!

Liesl: Freili —

Wastl: Und mir auf der Landstraßen z' leutselig, hon i gsagt, ich kimm in Wald.

Liesl: Bist jo a kumma!

Wastl: Jo, aber du bist wegbliebn! Sikra h'nein, von wie es Mondschein raufkämma is, bis's wieder abigangen is, bin ich dort am Fleck gwest, und a Kälten hat's ghabt, daß's ein schier d'Seel aus'm Leib hätt rausbeuteln mögn!

Liesl: No, hon ich dir's drauf net gut gmeint, hon ich net gsagt: wann dir die Kälten zwider war, sollst af d' steile Wand gehn, wann hoch um Mittag is?

Wastl: No, war ich net durt? War a a Hitz zum Verschmachten. Wer aber wieder net kämma is, warst du.

Liesl (ironisch): Du hast dich aber neamer beklagt.

Wastl: Ah freili, noch ja, daß d' mi leicht no zum Auffrischen in Mühlbach schickest! Dank schön. Teufi h'nein. (Stampft mit dem Fuße auf.) Frotzel ein'm net! (Wendet sich ab, sieht aber zuletzt widerwillig nach der Liesl, die laut auflacht, lacht mit.)

Liesl (lustig): Aber schau, Wastl, was kann a Dirn auf a Lieb gebn, dö net amal bissel Kaltstelln und Aufwarmen vertragt, da is ja mehr Verlaß af's sauere Kraut.

Wastl: Du bist a eine, dö 'm Teufel aus der Butten gsprunga is! Geh zu!

Liesl: No, laß dir a was sagn, Wastl!

Wastl: Red, wann's dir a Freud macht, auffitz ich dir neamer!

Liesl: Sag mir amal, Wastl, wie dir im Wald und af der Wand langweilig wordn is, warum bist denn net hoamgangen?

Wastl: Warum ich net hoamgangen bin?

Liesl: Jo, warum d' net hoamgangen bist?

Wastl: No, a so — weil — a so halt, weil i net hoamgangen bin.

Liesl: Werd ich dir's halt sagen, Wastl, warum d' net hoamgangen bist.

Wastl: No, wann d' es besser weißt, als i selber, so sag's.

Liesl (stellt sich ganz nahe zu Wastl): Weil d' es hast vor die andern Bubn net merken lassen wollen, daß d' umsonst warst, (stößt ihn mit dem Ellbogen in die Seite) weil's hätt ausschaun solln, als wär ich durt gwest und wie lang a noch! Han, (stößt ihn wieder) war dös rechtschaffen gegn a ehrliche Dirn? So red was. (Holt wieder zu einem Stoß aus.)

Digitized by Google

Wastl: Na, net — net — (fängt ihren Arm) meint mer doch net, du warst da h'rum so spitzig.

Liesl: Auslaß, sag ich. — Aber ich hab mich schon auskennt und allmal zur Zeit, wo ich mit dir hätt gehn solln, hab ich mich mit meine Kameradinnen hübsch im Ort sehn lassen.

Wastl: Jo, jo, und drauf is dös Frötzeln und Feanzeln angangen und furt mußt ich aus Ellersbrunn, weil ich doch net dös ganze Buamergsindel ein um'n andern niederschlagn mag.

Liesl: Hast aber a ein Unterschied gmerkt, zwischen ehrliche Dirndeln und der leichten War.

Wastl: A ja, dös schon, und wie! Hab's a allzsamm in die Höll abigwunschen.

Liesl: Selb macht nix, rennen mer do no af der Welt h'rum! — Aber dir war schon recht gschehn für dein unehrlichs Gspiel.

Wastl: No, wer sagt, es hätt net do no ehrlich ausgehn mögn?

Liesl: Du hast es net gsagt.

Wastl: No ja, damal war ich dumm und hon gmeint, leicht kunntst du no dümmer sein. Aber sider der Zeit bin ich schon gscheit wordn.

Liesl: Dös sahet mer dir doch net an.

Wastl: Hm, liegt mer net auf, wann du's net bemerkst. Meinst, weil ich mich mit eng Weibsleut net einlaß? Bei eng gilt a jeder für dumm, der sich net anstellt, wie a Kater im Marzi. Der Gscheiter* halt sich grad af die Seiten. — Wie ich damal furt bin von Ellersbrunn, hon ich mir denkt, no hast abgwirtschaft in der Lieb für dein Lebzeit. D'Horlacherlies wär die einzige, die dir taugt hatt, und dö spielt dir so mit — und schad is, wann d' weiter suchst, a zweite wie die Horlacherlies gibt's neamer af der Welt! — Gleichwohl taugt a dö nix. Aus is und gar is, schaust dich gar neamer weiter um unter den Kittelwerk. So hon ich's a ghalten.

Liesl (schelmisch): Geh zu, du kannst ein' ja völlig stolz machen, Wastl.

Wastl: Ahan, dös gang dir grad no ab, zu dö übrigen Sachen, dö d' an dir hast.

Liesl: Na geh, mach ein' net schlechter. Kannst es denn wissen, ob mir net hart gschehn is um dich?

Wastl: Wird dir a hart gschehn sein?! Außer es is mittlerweil einer kämma, der dir's abgwonnen hat.

Liesl: Na, dös is net. Ich bin mir grad so gscheit wie du.

Wastl: Was? Du warst noch, wie mir damal voneinand gangen sein?

Liesl: Akrat!

Wastl: Kannst mer in d'Augn schaun, Dirndl?

Liesl: Kerzengrad a noch!

Wastl: Schwör!

Liesl: Meiner Seel und Gott! — No, sag mir aber, Wastl, wann's nur dö eine Horlacherlies af der Welt gibt, warum stund dir denn die a neamer an?

Wastl: Ja weißt, Liesl, dös is a so. Du bist freilich a so a recht, wie d' bist, aber a so bist net, wie ich mir dich einbildt hab.

* der Gescheitere

Digitized by Google

Liesl: Na, so sei halt kein so einbilderischer Ding.

Wastl: Ja, mein Gott, dös verstehst net. Dös is halt wieder a so: Wann ma di a so anschaut, da kriegt ma erst vorm Herrgott 'n Respekt, der a so was af d'Füß stellt, so frisch und lebig und sauber und kreuzbrav, dös war schon dö Horlacherlies, wie's kein zweite net gibt, aber wann ma denkt, wie du ein'm mitspieln magst, wo du deine Krampeln versteckt hast, da meint mer doch, selb taugt a wieder net; wann d' nur a bissel a Demütigkeit no hättst!

Liesl: Jegerl, geh zu, weil du so demütig bist, glangst glei keck nach der Dirn, wie's kein zweite mehr gibt, und verwunderst dich, daß dö net gleich a bemerkt, daß du der Wastl bist, wie's kein zweiten mehr gibt.

Wastl (lachend): A na, so hon i nie gredt.

Liesl: Aber tan hast danach.

Wastl: Na, na, aber so tu ich neamermehr, und no sein mir all zwei gscheiter, und no könnt mer's rechtschaffen und ehrlich von vorn wieder anhebn, wann dir nur taugen möcht.

Liesl: Wer weiß, ob's mir net taugt.

Wastl: Aber Liesl, neamer fürn Narren halten.

Liesl: Aber Wastl, wie wurd denn dös sein kinna, du bist ja hitzt so viel gscheit.

Wastl: Na, dir is mer's leicht net gnug. Aber reden laß no mit dir drüber nachm Feierabend.

Liesl: Wohl, wohl.

Wastl: Wo bstellst mich denn hin?

Liesl: Weißt's ja eh — in Mühlbach!

(Die in der kommenden Szene Auftretenden werden hier sichtbar.)

Wastl: O du Unend, dös zahlst mer — (will sie an sich ziehen und küssen).

Liesl (wehrt ihn ab): A Ruh gibst. Eine hab ich dir schon versprochen — d'zweite verdienst hitzt — (hat ihn gegen den Heuschober und in die Enge getrieben) Zahltag ist!

Wastl (wehrt sich): Aber net vor dö Leut, Liesl.

Elfte Szene

Vorige. Knechte und Mägde, darunter Michl und Annemirl, Rosl. (Alle durch den Zaun auftretend.)

Michl: Ho, Großknecht, wehr dich! Wehr dich, sunst geht's dir schlecht.

Wastl: Halt 's Maul!

Annemirl: Je schau, schau, weiß mer's doch jetzt, warum 'n Wastl kein hiesige Dirn net ansteht, dös is sein Schatz und der kimmt von auswärts.

Wastl (sieht sie von der Seite an): Besser a Dirn kimmt von auswärts, als sie geht nach einwärts, dös steht net schön.

Rosl: No, no, Wastl, richtig is net mit dir, hast vergessen, daß Mittag is? Wir sein alle schon abgfuttert, hab dir dein Essen af d'Seit gstellt.

Wastl: Ich frag nach kein'm Essen. Han, Liesl, magst du's leicht habn? Hast ein weiten Weg hinter deiner; wirst hungrig sein.

Liesl: No, wann viel is, gib's her.

Digitized by Google

Wastl: Wird net wenig sein. Kumm nur. Und dann schau, daß d' mit unsern Bauer auf gleich kimmst.

Michl: Liesl heißt s'?

Annemirl: Soll s' in Dienst?

Rosl: Dös war recht. Wastl, dö bring nur aufn Hof. Bist so lustig, wies d' ausschaust, Dirndl?

Liesl: Bin mein Lebtag net trauriger gwest, wie hitzt.

Rosl: Nachher is's schon recht. Brachst 'n Bauer wieder z'recht, dös war a verdienstlich Werk; möcht mer doch wieder lachen und lustig singen hörn aufn Hof, wie ma alt wordn is dabei.

Liesl: No, soll dös net sein?

Rosl: U mein, na! Hörst nix, als von Buß und von Reu und vom Versterbn!

Liesl: Na, da tu ich net mit.

Rosl: Und koans soll sich rührn.

Liesl: Ös armen Hascher, ös! No, ich ghör net zu dö engern, und justament sing ich hitzt oans.

Wastl: Net, Liesl, na; war no z'fruh, eh schau, daß dich der Bauer leiden mag.

Liesl: Weißt ja net, was ich ihm will und ob mir drum is, daß ich ihm ansteh! Kränkt mich ja gar net, wann er mich gleich davonjagt, und dann geh ich wieder und bring der Mahm ein schön Gruß.

Wastl: Du gangst — glei —

Liesl: Wann a i geh, kannst ja du doch kimma!

Wastl: No is's eh recht.

Liesl: No, und hitzt laßts mich aus, wann ich mir 's Einwendige von so einer traurigen Wirtschaft betracht, wird mir eh die Luft z'wenig in der Stubn, und ich bin mir nimmer gleich, bis ich wieder draußt bin. Muß ich schon eini, solang ich noch außerhalb bin, bin ich d'Horlacherlies und zum Trutz noch einmal so lustig.

Lied:

1

A Bub kimmt zu'n Himmel,
Fragt beim Petern sich an:
„Gibt's da Zithern und Dirndeln?
So bist du mein Mon!"
Und drauf sagt der Peter:
„Dös gibt's bei uns net."
Und da kratzt sich der Bub
Hinterm Waschl und geht.
(Jodler)

2

Der Bub kimmt zur Höll drauf,
Fragt beim Teuxel sich an:
„Gibt's da Zithern und Dirndeln?
So bist du mein Mon!"
Und drauf sagt der Teuxel:
„Dös gibt's bei uns net."

Digitized by Google

Und da kratzt sich der Bub
Hinterm Waschl und geht.
(Jodler)

3

Und Zithern und Derndeln,
Na, dö kann i net lo'n*,
Und so steht mer der Himmel
Und 's Höllreich net an.
O schön grüne Welt,
Laß sag'n, wie d' mer g'fallst,
Solang Zithern klingen
Und mei Dirndl mich halst.

Chor:
O schön grüne Welt,
Laß sag'n, wie d' mer g'fallst,
Solang Zithern klingen
Und mei Dirndl mich halst.
(Jodler)

(Zugleich hört man hinter der Szene Grillhofer und Dusterer das Bußlied singen.)

Erlös uns von des Lebens Pein,
O Herr, in deinen Gnaden,
Und führ uns in den Himmel ein,
Das kann uns gar nicht schaden!

Rundschau

Ideale

Allgemeinere

Wildgänse fliegen hoch oben durch die Wolken, hin und wieder sieht man einmal einen Zug, meistens hört man nur ihr heiseres, charakteristisches Geschrei. Der See rumort unruhig und unregelmäßig. Es ist, als fühlte er den langen Winter voraus, der alles erstarren macht, und wolle, ehe er sich dem drohenden Zwange der Vereisung fügt, noch einmal Leben zeigen. Die Luft ist dunstig, man erkennt das gegenüberliegende Ufer nicht. So habe ich vor meinen Augen die Illusion der Unendlichkeit. Gerade vor mir geht's hinaus in den unermeßlichen Raum, ins Uferlose. Lichtjahrtausende — so scheint es — würden nötig sein, um ihn zu durcheilen.

Im Garten lagert auf Beet und Weg eine fußhohe Schicht fallender Blätter. Zum Erschrecken nüchtern stehen die Bäume da und recken ihre Äste kraus und wirr durcheinander, wie jene erbarmungswürdigen Menschen, denen der Sturm des Lebens alle Illusionen geraubt hat.

Das einzige Leben in dieser illusionslosen, feuchtkalten Vorwinterwelt ist die Wandergans. Obgleich es gar nicht wahr ist, daß sie nur nach Futter schreit: der illusionslose Mensch sagt: „die

* lassen

Digitized by Google

schreit nach Futter". Schließlich hat auch er keinen andern Trieb mehr, als den Hunger, den Hunger, der ihn zur Selbsterhaltung zwingt. Nein, ist's nicht umgekehrt richtig? Der Selbsterhaltungstrieb schafft den Hunger? — Einerlei, es kommt doch immer auf dasselbe hinaus. „Hunger und Liebe erhalten die Welt!" Die Welt nicht, nur das Dasein von so manchen Bedauernswerten. Die Welt braucht viel mehr zu ihrer Erhaltung. Sie braucht Liebe, Erkenntnis und Schönheit, braucht Macht und Stärke und Demut und Geduld. Ach, so viel Geduld! Und sie braucht noch tausenderlei andres, wovon nichts wissen will, wem es nicht in seinen Kram paßt.

Aber wer ist unter uns, dem das Leben nicht ein gut Teil seiner Ideale genommen hätte? Es bleibt halt keiner unzerzaust. Soweit ist die Sache auf alle Fälle in Ordnung. Trostlos wird sie erst dadurch, daß manchem die Fähigkeit fehlt, seine ramponierten Ideale durch unramponierbare zu ersetzen.

Wenn es die gäbe! Wenn wir sie andern bieten könnten! Wenn wir ein Serum hätten zum Schutz gegen die unheimlichste Bazillensorte, die es gibt: die markzerfressenden Bakterien der Lebensverödung.

Einen Weg zu solcher Immunisierung gibt es allerdings. Aber er muß schon vom Kinde gegangen werden und darf erst am letzten Lebenstage verlassen werden. Lehre die Menschen das Hohe im Niedrigen, das Echte im Unechten, das Wahre im Irrtum und in der Lüge, die Liebe im Hasse, das Ewige im Vergänglichen, das Besondere im Alltäglichen erkennen und schätzen. Solange du nicht im Scheltwort, das dich züchtigen will, auch die brüderliche Liebe zu erkennen vermagst, die dich vollkommener sehen möchte, als du bist, solange du nicht in der Lüge auch die krampfhafte Sehnsucht zu sehen vermagst, eigne oder fremde Fehler als nicht vorhanden hinzustellen, damit nur ja die Harmonie zwischen Ideal und Wirklichkeit nicht in die Brüche gehe, so lange bist du nicht sicher, daß deine eignen Ideale standhalten vor jedem Sturme des Lebens.

Aber solch tiefes, gründliches Verstehen auch des Guten in Motiven, die nicht nur aus Gutem bestehn, setzt die Liebe voraus, die nicht das Ihre mehr sucht; Duldsamkeit, die göttlich ist, weil sie allein das Gute will, und eine ebenso göttliche Geduld, die alles duldet, unsrer letzten Ziele wegen.

Erreichen wir nicht alle Erziehungsziele dadurch, daß wir dem Kinde das Alltäglichste als ein Besonderes, als ein Wunder sondergleichen veranschaulichen? Mache das Kind heimisch in seiner alltäglichsten Welt und zeige ihm dort immer wieder neue Formen, neue Farben, neues Leben, wo es nichts mehr zu finden hoffte als die unseligen grauen Netze der Lebensöde. Beweise ihm, daß alle Gemeinheiten und Schlechtigkeiten nichts andres sind als die heimlichen, unermüdlichen Anstrengungen des Menschen nach Betätigung seiner höchsten sittlichen Ideale.

Kurz und gut: zeige dem Menschen überall Göttliches, und er wird nie ein Gott-loser Mensch werden können!

Wer die märchenhafte Schönheit des Lebens, die wunderbare Güte, die geheime Weisheit, nur ein einziges Mal an einem unscheinbaren Gegenstande erkannt und bewundert hat, der ist für alle Tage gefeit gegen Lebensverödung und Ernüchterung.

Digitized by Google

Ideale, die wirklich sind, weil sie aus der alltäglichsten Wirklichkeit geboren wurden, sind unzerstörbar. Ideale aus Wolkenkuckucksheim welken in der feuchtkalten Erdatmosphäre unbarmherzig dahin.

Eine sehr alte Weisheit freilich, aber deshalb bleibt sie doch eine Weisheit.

Heinrich Scharrelmann

Sprachemeuerung

In Friedrich Schlegels „Fragmenten“ steht der Satz: „Das sicherste Mittel, unverständlich oder vielmehr mißverständlich zu sein, ist, wenn man die Worte in ihrem ursprünglichen Sinne braucht . . .“ Um den Denkirrungen, die mit der schwankenden Wortbedeutung verbunden sind, vorzubeugen, ersetzte ein bedeutender Philosoph in seinem Werk alle wichtigen Begriffsworte durch abstrakte Zeichen, zu denen er genaue Auslegungen schrieb; er schaltete das die Worte fast körperlich auffassende, sie wendende und wandelnde Gefühl aus und ließ so nur den mathematischen Gedanken an sie heran. — Es scheint, daß alle Worte (sofern sie nicht ganz einfache unübertragbare Dingworte sind wie „Baum“, „Haus“) von dem zeugenden mütterlichen Boden der anschaulichen Dichtersprache, auf dem sie entstanden, langsam und allmählich hinüberwandern ins Bereich des gedanklichen Begriffs, dem die Sprache nicht mehr Anschauung, Zweck ist, sondern Mittel: eine logische Rechenmaschine, die im wesentlichen Resultate liefern soll. Das gesehene Bild, die Anschauung wird auf diesem Wege zur Redensart, verliert wie eine abgegriffene Münze die Prägung und ist in der so entstandenen Ausdruckslosigkeit der Willkürlichkeit wie beliebigem Mißverstehen ausgesetzt. Ja, das Wort wird, bloß durch die Einbuße an sinnlichem Vorstellungsgehalt, etwas so andres, daß es zuletzt nur schwer und nicht ohne Befremdung noch in seinem ursprünglichen Sinne gebraucht werden kann. Wer seinen Bergstock „ablehnt“, Reisig „übers Knie bricht“, würde ungewohnt zu sprechen scheinen; wer etwa sagte: „die Sonne glänzt auf der Eisenbahn“, würde diesen ganz ursprünglich richtigen Ausdruck als eine lässige Sprachungenauigkeit für „auf den Schienen“ empfinden, weil „Eisenbahn“ für uns bereits die Gesamtheit dieses Verkehrsmittels bedeutet, nicht die durchs Land gelegte Bahn von Eisen. Dieser Verwandlungsprozeß der Sprache vollzieht sich fortwährend. Es ist ein Absterben der Worte. Die Sprache wird mit unlebendigen Stücken durchsetzt.

Die Sprache des mündlichen Gesprächs leidet unter dieser teilweisen Leblosigkeit kaum. Der Klang des Wortes, der lebendige Ausdruck des Redenden haucht Atem selbst in das rasch und ohne Nachsinnen Gesprochene. Anders die Schriftsprache. In ihr entsteht — in jedem Augenblick der Achtlosigkeit — das „Papierdeutsch“, ein Fluß von Redensarten und Phrasen, von schiefen, nicht mehr gesehenen Bildern. Das Lebendig- und Starkerhalten unsrer Sprache ist die Pflicht jedes Schreibenden — nicht bloß des Dichters, dessen Wesen sie ist. Wer schreibt, der nehme die Sprache nicht als etwas Selbstverständliches, nicht weiter zu Bedenkendes aus dem, was ringsum geredet und gedruckt wird. Der lerne sie kennen, der lebe in ihr! Wer sich mit den Worten so beschäftigt — wie etwa der Musiker mit einzelnen Akkor-

Digitized by Google

den —, wer ihre Heimat, Abstammung, ihren ursprünglichen Sinn, ihr sich wandelndes Lautbild kennen lernt, so daß jedes Wort für ihn ein lebendes Wesen wird, nur der vermag eine lesbare, anschauliche Sprache zu schreiben. Darum hörte Luther bei seiner Sprachschöpfung auf die Rede des gemeinen Mannes, der langsam in Anschauung und Bildern denkt. Heut ist auch im Volke schon, wahrscheinlich durch die Zeitungen, die Sprache verdorben. Dafür haben wir als Quelle der Bereicherung, der Reinigung und Erneuerung die Ergebnisse der wissenschaftlichen Erforschung unsrer Sprache. Sie müssen wir nutzen! Die Sprache unsrer Altvordern, die noch ganz aus der Anschauung schöpften, die Berufssprachen, die Mundarten müssen wir auf ihre lebendigen Worte ansehen und dann jedes Wort als greifbare Vorstellung unsrer Schriftsprache einfügen. An ihnen müssen wir gleichzeitig lernen, die gangbaren Worte wieder auf ihr Bild zurückzuführen und in Ursprünglichkeit zu brauchen. Es sei deshalb hier ein wertvolles und interessantes Werk empfohlen, dessen Studium für den Freund der Sprache ein Genuß, eine Erfrischung und — an der Hand der intensiv erfaßten Worte ein Gehen durch das Kulturleben und die Entwicklung des Volkes ist, bei dessen Lesen Anschauung das Resultat der philologischen Erörterung ist, bei dem ich an die Anekdote von dem Dichter denken mußte, der nur ein Wörterbuch beliebig aufzuschlagen brauchte, um die gewaltigsten inneren Erscheinungen zu haben. Es ist Dr. Hermann Hirts „Etymologie der deutschen Sprache", eine „Darstellung des deutschen Wortschatzes in seiner geschichtlichen Entwicklung" (München, Beck). Das Werk ist im Zusammenhange eines weitangelegten „Handbuch des deutschen Unterrichts" erschienen. Es umspannt das ganze Gebiet: Entwicklung, Entlehnungen, Ursprüngliches, Fremdes, Alter der Worte, Bedeutungswandel usw. Es mag in einzelnen Punkten anfechtbar sein, auch wohl einmal eine Lücke aufweisen (so vermisse ich die Etymologie des Wortes „unflätig"), im ganzen ist es eine außerordentlich dankenswerte und belehrende Arbeit.

Wilhelm von Scholz

Literatur

Die drei Weltromane des siebzehnten Jahrhunderts

legt uns der Insel-Verlag in sehr gut ausgestatteten Nachdrucken vor: den „Gil Blas", den „Don Quichotte", den „abenteuerlichen Simplicissimus", den „Simplicissimus" hat in einer nicht minder schönen Ausgabe auch Langen neu herausgegeben. Das mag als Anlaß gelten, hier einmal kurz über diese Romane zu sprechen. Alle drei längst klassisch gewordenen Werke spielen ja in unserm Vorstellungsleben von Jugend an eine bedeutsame Rolle; wir operieren mit den Gestalten wie mit festumgrenzten Begriffen. Des Lebens Fülle, die mühsam in den starken, für unser heutiges Empfinden überladenen Bänden gefaßt wurde, ist allmählich verblaßt, aus den Gestalten sind Worte geworden. Und viele übernehmen nur diese stehenden Begriffe, ohne daß sie jemals die Fülle der Anschauung sich zu eigen machen. Gerade ihnen ist zu raten, die drei Werke zur Hand zu nehmen, damit sie mit Inhalt ausfüllen, was sie als Wort besitzen. Zugestanden: Es ist nicht leicht, diese Romane Blatt für Blatt zu lesen.

Digitized by Google

Es ist Vergangenes darin. Das Tempo widerspricht dem, das wir gewohnt sind. Die Kürzungen hätten, ohne daß die Qualität Schaden gelitten hätte, noch stärker ausfallen können. Wappnet man sich aber mit ein wenig Geduld, dann freilich bringen diese Bücher außergewöhnliche Erlebnisstunden.

Die Geschichte des Gil Blas von Santillana hat vermocht, selbst dem grimmigen Romanhasser Schopenhauer Achtung abzunötigen. Während er sonst Romane als nutzlos verwirft, empfiehlt er diese Dichtung dem praktischen Menschen aufs angelegentlichste. Le Sage hat den inneren Zusammenhang seines Werkes mit dem spanischen Schelmenroman, der ihm als Vorbild diente, dadurch auffällig bezeichnet, daß er seine Begebenheiten auf spanischem Boden spielen läßt. Diese Äußerlichkeit vermochte dermaßen zu verwirren, daß man dem Gil Blas sehr lange den Originalitätswert abgesprochen hat. Wir sehen heute mit einem Blick durch die spanische Verkleidung hindurch. Es handelt sich um ein umfassendes Sittenbild des französischen Volkes, das durch die wechselvollen Schicksale eines Glücksjägers äußerlich zusammengehalten wird. Alle Stände und Berufe werden geschildert und mit Humor, der oft in Spott umschlägt, glossiert. Da alles zu einer Gestalt in Beziehung gesetzt ist, möchte manchem das Werk als eine Vorstufe zu unsern Entwicklungsromanen erscheinen. Demgegenüber ist zu betonen, daß alles nur von außen an die Persönlichkeit herankommt und auch nur ganz äußerlich auf sie einwirkt. Le Sage hatte eben an dem zufälligen Individuum, das seinem Roman den Namen gab, an dessen innerer Art und Entwicklung herzlich wenig Interesse. Ihn interessierte nur die äußere Welt, die er wie ein Wandelbild an dieser Gestalt vorüberziehen läßt. Eine unverhohlene, man ist versucht zu sagen: eine kindliche Freude an den Wechselfällen des Lebens, ein naives Schauen, ein rasches, bald lobendes, bald spöttelndes In-Worte-fassen des Geschauten machen den Haupttrieb in ihm aus. Er scheut sich nicht, neben seinen Akteur zu springen, diesen beiseitezuschieben und seine Meinung über die wandelnden Bilder in aller Deutlichkeit kundzugeben. Da uns heute mehr die Wirkung der Welt auf den Menschen, als diese Welt selber interessiert, da wir an dem bloßen Erdichtenkönnen, an der reinen Phantasiekraft nicht volles Genügen finden, so wird es uns schwer, alles aufzunehmen, was in beängstigender Schnelligkeit an uns vorüberzieht. Trotz der hohen Form, trotz des starken Könnens, trotz der vollen Beherrschung der damaligen Mittel kommen wir oft nicht an das Werk hinan. Es ist für unser Gefühl am meisten von den dreien veraltet. Wir werden von der Ereignisfülle verwirrt. Zwecklosigkeit grinst uns entgegen. So beginnen wir einem Punkte zuzustreben, der uns eine Überschau ermöglicht. So sehr man hastet: er will immer noch nicht kommen. Finden wir ihn dann aber doch — oft wo wir schon verzagt waren —, so genießen wir im Überschauen der gewaltigen Lebensfülle, in beseligender Rückerinnerung an das Wandelbild, das Welt heißt, einen der erhebendsten Augenblicke, die uns Literatur zu geben vermag.

Der Don Quichotte spricht dagegen schneller zu uns. Schon nach wenigen Schritten sehen wir das weltenweite Land vor uns aus-

Digitized by Google

gebreitet, das es dann nicht ohne Mühe und Seufzen zu durchschreiten gilt. Die wunderbar-wunderliche Mischung von Narretei und Ernst nimmt uns im ersten Ansturm gefangen. Ein Überlegener, der die Welt an sich erlitt, spielt durch eine der unvergleichlichsten Gestalten, die Dichterhände jemals schufen, mit den Dingen, spielt mit der Gestalt, spielt mit sich selber. Nichts ist in diesem Werke ernst genommen. Und hinwiederum: niemals ist die Welt ernster genommen als hier, wo sie mit der edelsten aller Waffen: dem Lachen, überwunden wird. Als eine literarische Satire gibt sich das Werk, als eine Verspottung der albernen Ritterromane, und wächst dann, obwohl es der Schale nach nicht mehr als eine Literatursatire ist und die angekündigte Verspottung mit lustiger Umständlichkeit und Drastik besorgt, zu einem Belächeln des Erdendaseins auf, zu einer Ironisierung nicht nur des einen Narren, der die Dinge seiner Phantasie wichtiger nimmt als die da draußen, sondern der Narretei alles Menschenseins, zu einem göttergleichen Belächeln der Verwirrungen, in die der Subjektivismus jeden von uns hineinführt. Jeden, denn wir alle kämpfen unser Leben lang irgendwo gegen Windmühlen, wir alle verehren, unfähig die Wirklichkeit der Dinge zu erkennen, irgendein hergelaufenes Mädchen aus Fleisch oder aus geistigeren Geweben zeitlebens als Donna Dulcinea de Toboso. Und so lachen wir — das allein sichert dem Don Quichotte seine Unvergänglichkeit — schließlich nicht mehr über den Ritter von der traurigen Gestalt, sondern über uns selbst.

Wie täppisch kommt, mit dem formgewandten Franzosen verglichen, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen daher! Wie plump und roh sind trotz der gleichen spanischen Vorbilder seine Kunstmittel. Und doch: wieviel höher weiß er uns über uns selbst hinauszutragen. Was der Gil Blas nicht besitzt, hat der abenteuerliche Simplicissimus im stärksten Maße: Innerlichkeit. Hier ist nicht bloß ermüdendes Anhäufen von Abenteuern. Der Held tritt in die Welt hinein und die Welt in ihn. So ist hier in der Tat eine Entwicklung gegeben, von der Weltunerfahrenheit des Einsiedlers aus Zufall bis zur Weltüberwindung des Einsiedlers aus innerstem Müssen. So viel formloser der Deutsche ist, um so vieles ist er eindringlicher als der Franzose. Ist ihm die Grazie und Überlegenheit verwehrt, so besitzt er dafür die Stärke, die Wucht. Denn eins spricht vom ersten Worte an zu uns: Dieses Buch ist nicht erfabuliert, sondern erlebt, erlitten. Der Deutsche ist ein vom Leben abhängiger, aber auch ein vom Leben begnadeter Bekenner, der Franzose ein geistreicher Fabulierer, der Lebensbeherrschung mehr vortäuscht als besitzt, der Spanier ein weltüberlegener Humorist, der da lächelt, wo dieser spottet und jener sich im Schmerz verzehrt. Hans Franck

Schnellen Ratzum Bücherkauf

wolle der Leser im „Literarischen Jahresbericht“ und vor allem im „Literarischen Ratgeber“ des Dürerbundes suchen, von denen man den „Jahresbericht“ durch die besten unsrer Buchhandlungen sogar unentgeltlich, den „Ratgeber“, der eine Art von Haus-Rat in literarischen Angelegenheiten werden möchte, gebunden gegen 1 Mk. 80 Pfg. beziehen kann. Der Kunst-

Digitized by Google

wart identifiziert seine Urteile mit denen der beiden Dürerbund-Unternehmungen nicht schlechthin, trotzdem sie mit der Zeitschrift durch die Personalunion eines gemeinsamen Herausgebers verbunden sind. Er ist froh, der allzu reichlichen Berichterstattung in allzu knappem Zeitraum nunmehr enthoben zu sein, die bisher ihn wie manche andre Zeitschrift mitunter zwang, andre Interessen des Blattes bis zum Fest stiefmütterlich zu behandeln. Was uns aber zur gesonderten Besprechung auf unsern Blättern besonders geeignet scheint, das wird auf ihnen trotz der Ergänzungsarbeit von „Ratgeber" und „Jahresbericht" auch noch besprochen werden.

Dresdner Theater

Björnsons neues Lustspiel „Wenn der junge Wein blüht" hat bei seiner „Uraufführung für Deutschland" in Dresden einen starken und warmen Erfolg errungen. Wir sprechen sonst von den Erfolgen der Bühnenaufführungen nicht viel, in diesem Falle aber betonen wir den Erfolg, weil er ganz besonders erfreulich ist. Die Stimmen haben Unrecht behalten, die befürchteten, die Dichtung möchte zu fein, die Wirkungen zu intim sein für die Bühne: eine köstliche und reife Dichtung wird nach diesem Dresdner Tage Freude in weite Kreise Deutschlands tragen.

Mehr noch als in mancher anderen guten Komödie ist die Fabel bei Björnson nur ein leichter Rahmen ums Bild. Die Entwicklungslinien sind nicht streng durchgehalten oder verknüpft, vielmehr liegt aller dichterische Wert in der Charakterisierung, in den glänzenden und entzückenden Einfällen, in den kleinen Blitzlichtern drastischer Komik, in der lebensstarken und tieferfahrenen Bejahung des Menschlichen und Allzumenschlichen. Doch seien die stützenden Umrisse der „Handlung" hier angedeutet. Vor Jahren war der junge Wilhelm Arvik ein gern gesehener, feingebildeter Mann, dessen Reserve durch heitere Liebenswürdigkeit gemildert wurde, das Mädchen, die nun längst seine Frau ist, ein wildes aber warmherziges und kluges Geschöpf. In tief herzlichen Versen gestand er damals, wie er in ihr den seinem schwanken Dasein notwendigen Halt fand. Glückliche Tage schrankenloser Gemeinschaft folgten. Aber das ist nun lange her — so lange, daß Frau Arvik es fast vergessen konnte. Jetzt ist eine Tochter der beiden verheiratet, die beiden andern werden umworben. Eine Schar von jungen Mädchen füllt den einst so ruhigen Hof von Arviks Landsitz und eine Korona von Bewerbern macht ihn ungemütlich — für seinen Besitzer. „Ich richte mir wohl am besten ein Zimmer auf dem Dach ein." Mutter und Töchter führen, entgegen Arviks Neigungen (sie meinen: heimlich vor ihm und aus Rücksicht auf ihn; aber er sieht es wohl und empfindet es als Kränkung) ein geselliges Leben für sich. Frau Arvik hat sich durch eigene Geschäfte selbständig gemacht; sie schläft bei den Töchtern; Arvik ist innerlich und äußerlich vereinsamt. Für einen Mann von seiner Lebenslust und seinem Gemüt ein bitteres, für den einst an der Seite seiner Frau Glücklichen ein unerträgliches Schicksal. So ist die Lage, als vom hohen Norden sein Schwager, Propst Hall, zurückkehrt, und sich der ältere Witwer in Arviks jüngste Tochter verliebt, wie sie sich in ihn. In dem Kreise

Theater

Digitized by Google

der Jungen fühlt Hall seine Lebensfreude, Denken und Fühlen, wunderbar gesteigert. Die beiden Männer sprechen sich über ihr jugendliches Fühlen aus, Hall feurig und in der seligen Hoffnung auf christlich-glücklichen Ehestand, Arvik bei aller Herzlichkeit skeptisch, ironisch, mehr oder weniger resigniert. In der fünf Monate alten Ehe seiner ältesten Tochter steht das Barometer auf Sturm, das ewige Wechseln der Freier und Bewerber verdrießt ihn wie die ihm entfremdete Haltung seiner Frau, die alle wechselnden Neigungen der Mädchen mitmacht. Er plant eine Reise „nach Australien". Dennoch gibt er seine Zustimmung, als Hall die Ängstlichkeit des Töchterchens überwunden hat. Als plötzlich die verheiratete Tochter, die ihren Mann auf lockeren Wegen ertappt hat, heimkehrt, und von Mutter und Schwestern mit einer Flut von Mitleid- und Zornträhen empfangen wird, bemerkt Arvik allein, daß auch ihre Eitelkeit im Spiel war und gibt nicht alle Hoffnung auf. Er sucht alle „Szenen" zu vermeiden, die hitzigen Übertreibungen der Seinen zu mindern. In einer Reihe von raschen Auseinandersetzungen offenbart er aber doch mit halb versteckten, halb polternden Worten seine Gesinnung und erfährt gleichzeitig von den gereizten Seinigen alle deren Heimlichkeiten. Am folgenden Tag kehrt er von dem Anlauf zu einer heimlich begonnenen Weltreise heim, da er eine Trennung nicht übers Herz bringt, aber seine Frau hat inzwischen auch das Unrecht eingesehen, das sie ihm im Lauf der Jahre schuldig-unschuldig im Verein mit den Töchtern zugefügt hat. Fröhliche Wiedervereinigung verheißt nun von der Erinnerung wehmütig-freundlich übergoldete Altentage.

Zu einer schier unerschöpflichen Fülle von geistreichem Dialog gibt diese Handlung Anlaß. Doch zerflattert er nicht in Witzraketen und Antithesen. Das Grundthema bildet die Ehe und das Verhältnis der Geschlechter; von vier Ehebündnissen, einem alten von Gefahr bedrohten, einem jüngeren eben zerschellten, einem soeben geschlossenen und einem zukünftigen wird da gesprochen. Die Variation ist auf dem Urprinzip des Dialoges und Dramas aufgebaut, dem Kontrast, den Kontrast „bezieht" Björnson aber nicht von der Theorie, von der Ethik, von unüberbrückbar getrennten Lebensanschauungen (was denn auch zur Tragikomödie oder Satire führen müßte), sondern von der unmittelbaren Anschauung des Lebens. Da hat Propst Hall am Sonntag gepredigt über die ideale Ehe und die Auffassung Pauli; nun stellen ihn die jungen Mädchen zur Rede; er verteidigt sich launig und voll Überzeugung gegen ihr sehr modernes Selbstverantwortungsstreben, — nur, seine Überzeugung bezieht er nicht allein aus der Theologie, sondern ebensoviel oder mehr aus seiner Verliebtheit. Die Hoffnung auf ideale Ehe hat aus ihm gepredigt. Der Propst ist nicht Träger kirchlicher Dogmatik, sondern sehr lebendiger, sinnenhafter, sporttreibender und heiterer Mensch. Er weiß es selbst, wenngleich seine Theorien dem zuhörenden Arvik ein Lächeln gütigen Spotts entlocken.*

* Von diesen Theorien und zugleich von der anmutigen, gleichsam freistehenden Diktion des Lustspiels hier eine Probe: „Was haben diese Mädels nicht in mir umgewälzt und aufgescheucht? Und

Digitized by Google

Dies ist der Stil, in welchem all die Geister hier bewußt-unbewußt ihres Herzens und ihres Kopfes Meinen zum besten geben. So offenbart die Nichte dem Onkel, daß die jungen Mädchen jetzt die älteren Herren mit ihrer ruhevollen Dankbarkeit dem stürmischen Flackerfeuer der jungen Männer vorziehen, eine aber zähmt unter schwerem Zwang des eigenen klopfenden Herzens ihren feurigen, revolverbewaffneten Bewerber — und eben diese künftige Ehe scheint Dauer und Glück zu verheißen. Da gesteht das verschüchterte Herzchen der zukünftigen Pröpstin dem Geliebten, wie „furchtbar peinlich“ ihr das alles in der langen Zeit bangen Harrens gewesen sei, und plötzlich hängt sie an seinem Hals, alle schauen zu, keine Flucht ist möglich, und die „tragische Spannung“ löst sich in hingebender Liebe. Da schießt das Temperament der Frau Arvik (... „Das sag ich frei heraus: . . .“) gewohnheitsmäßig übers Ziel in der Verteidigung ihrer Neigungen, ihrer Kinder, — und dann kommt in plötzlicher Erinnerung die Erkenntnis über sie, unter Tränen gedenkt sie der jungen Tage und jener Liebesgedichte. Arvik kehrt zurück und findet sie, — eines davon singend. Nun aber lodert ihre Empörung auf, daß er sie verlassen hat. Arvik: „Du vergißt..“, aber nein, es gibt so etwas wie eine Gardinenpredigt, wobei sie dann wirklich übersieht, daß er in der Tat nicht fortgereist ist, bis er es ihr bedeuten kann und sie lachend und weinend an seinem Herzen liegt, bis diese so sehr „übertriebene“ Frau selbst gesteht, wie „unmöglich“ sie ist und er von Herzen erwidern darf, daß eben dieses „Unmögliche“ ihn gehalten habe. Einig schließen sie sich dem Zuge an, an dessen Spitze Frau Arviks Bett in das Zimmer ihres Gatten heimkehrt.

So wirkt der „Kontrast“ (das Wort ist schwach genug — aber keines umfaßt dieses in tausend Farben schillernde Lichterspiel, das von innen und außen zugleich erhellt und erwärmt) nicht nur im Dialog, sondern er sitzt als das köstlichste Rätsel im Lebenskern der Menschen, sein Kultus steigert sich zu dem Hymnus auf das Unzulängliche, das auf unserem Erdball dennoch immerdar Ereignis wird. Das ist Humor, wenn etwas Humor ist. Und der Schluß dieses Hymnus, der an Tönen so überreich ist, erhebt ein Wort zum Leben, das dem Dichter unmittel-

---

was haben sie mir nicht gegeben!? ... Es ist genau so, als ob unsre Gedanken und Begriffe Umzug halten.., sie benutzen die Erde nur als Sprungbrett. Die Luft ist ihr eigentliches Reich. Der Äther. Der Tanz eines jungen Mädchens — (Arvik: Ja, dieser Tanz!). Ist das nicht das Schönste vom Schönen, was uns die Kunst bietet? Ja, das behaupte ich. ... Kultur erstrahlt in den Augen, den Mienen, den Bewegungen, im Gang und in der Sprache... Ich wollte sagen, das Unberührte und Runde der Formen, das findet sich auch in ihrem Denken.... Keine langen Linien, nirgends eine Fortsetzung. In Ringen geht es rundherum, von einem Ring zum andern. Jetzt dreht sich's um dies, jetzt um etwas ganz andres. Das eine zielt hierhin, das andre dorthin. Nichts, was zusammenhängt. Auch zeitlich nicht. Alles nur Augenblick. (Arvik: Sie sind sehr flüchtig, ja!) Du, hüte dich davor! Geraten wir in einen dieser Ringe hinein — dann helf uns Gott!“

Digitized by Google

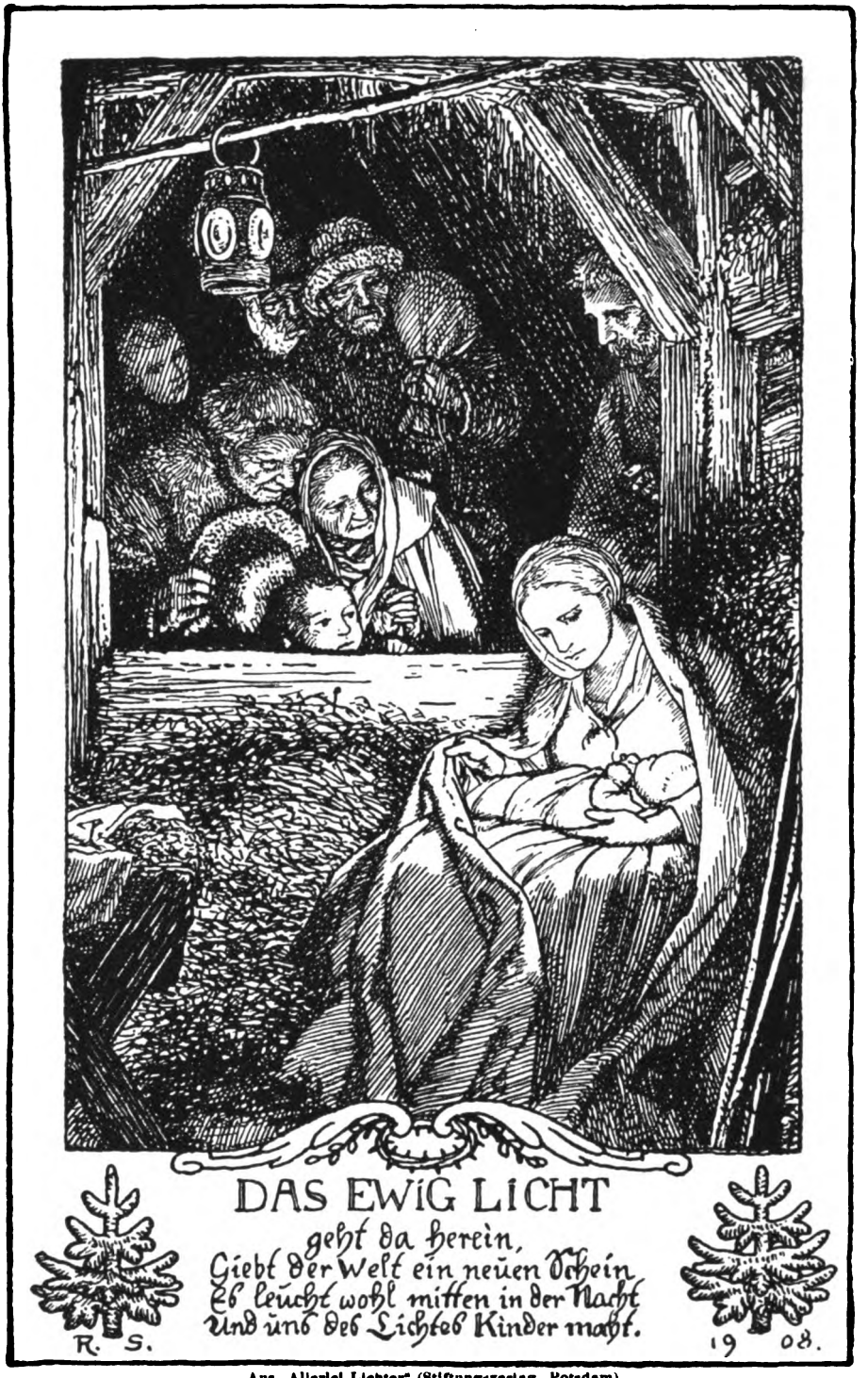
bar vom Herzen kam, Frau Arvik spricht es aus: das Wort vom „trauten Zusammenleben, das doch das Schönste von allem ist“. — Nicht rechnender wägender Kunstverstand hat das Lustspiel geschaffen. Der Schwung des Herzens geht durch alles, der Geist, der alles wirkt und schafft, pulst im Dialog, die Güte durchleuchtet ihn. „Wenn der junge Wein blüht, gärt es im alten.“ Des Wortes Sinn offenbart sich im Geist und in den Sinnen. Leben hier wie dort. Und zum Leben spricht der greise Dichter lächelnd und weise sein freudiges Ja. S

Da wir ausnahmsweise einmal vom Erfolge gesprochen haben, dürfen wir ausnahmsweise auch einmal von der Aufführung reden. Die Regie war besonders in der Gruppenverteilung der Sprechenden sehr gut, auch die Leistungen der Schauspieler waren das im allgemeinen, besonders die Mahnerts, der Frau Salbach und des Fräuleins Verden. Aber man sollte für diesen Mädchenflor, in dem der ganze Menschenmost zu schäumen scheint, auch das Allerbeste geben, was überhaupt da ist — Dresden hat jetzt in der jungen Treßnitz eine jugendliche Liebhaberin, wie seit Jahrzehnten nicht, wo blieb die? Der Darsteller Karl Tonnings hatte nicht verstanden, daß diese Gestalt bis zum humoristischen „tragisch“ ist; erst wenn das im Anfange klar gezeigt wird, wächst die Schönheit und Güte der Björnsonschen Idee während der Szene zwischen ihm und seiner Braut recht heraus. Alles in allem: das Dresdner Theater hat wieder einmal gezeigt, daß es auch führen kann. Ich wünschte ihm dabei eine kräftigere Unterstützung in der Presse. A

Berliner Theater

Wenn ich Franz Moor wär, dürft ich zu diesem Bericht über den Berliner Spielplan der zweiten Novemberhälfte nicht mal die Feder ansetzen. „Hab mich nie mit Kleinigkeiten abgegeben!“ — man soll sich das großmächtige Kanaillentum schon abgewöhnen, wenn man periodisch über unser gegenwärtiges Theater zu schreiben hat. Sechs neue Stücke, und kein einziges ganzes Stück; ein halbes Dutzend Dramoletts, Lustspiele, Komödien, Schwänke, Satiren, und nicht für einen Pfifferling Humor. Halt! doch. Ein „Stück“ ist da, das hat wenigstens eine Gestalt, über die man lachen kann. Nach ihrer Originalität freilich dürfen wir nicht fragen, nicht einmal nach ihrem literarischen Stammbaum; die Nachforschungen würden uns über Erckmann-Chatrians „Freund Fritz“ gar zu weit ins Dunkel der Theatergeschichte verlocken. Also begnügen wir uns mit der einfachen Feststellung, daß bei diesem Großschützenfest des Witzes Richard Skowronnek den Vogel abgeschossen hat. Der Glücksbolzen, mit dem ihm das gelang, heißt Siegfried Jonas aus Nakel und bleibe unter diesem Signum im Museum für lustige Figuren auch dann noch pietätvoll aufbewahrt, wenn das Lustspiel „Hohe Politik“, drin dieser Herr Allerweltskommissionär funktioniert, längst vermodert ist. Wer kennt sie nicht, die jüdischen Theateronkel mit den harten Talern und den weichen Herzen? Die Hans Dampf in allen Gassen, Beweger aller Dinge und Schlichter alles Übels, vor deren erfolgreicher Geschäftigkeit der liebe Gott im Himmel alle Ursache hätte zu erröten. Setze sie in ein Duodezfürstentum, wie das Großherzogtum

Digitized by Google



Aus „Allerlei Lichter" (Stiftungsverlag, Potsdam)

RUDOLF SCHÄFER

KW

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Lazenburg-Wetterstein eins ist, und laß sie zu Ministern und Hofmarschällen „du“ sagen und mit Leibkammerdienern Schmollis trinken und endlich sogar dem lieben Volke in der Prinzessin Adelgisa von Rheinfelden-Lachs-Lachs-Klosterstein — welche unwiderstehliche Komik allein in diesem kulinarisch-sakralen Namen! — eine junge Landesmutter bescheren, so hast du genug, übergenug getan, dein bescheidenes Publikum für drei Stunden zu unterhalten, und hast gleich auch einen Deus ex machina, der den Karren flugs wieder aus dem Dreck holt, sobald sich die übrige „Handlung“ einmal festgefahren hat. Hast du dann weiter noch das Glück, für diese köstliche Figur einen so verständnisvoll weiterdichtenden Darsteller zu finden wie Karl Meinhard vom Berliner Theater, so brauchst du nicht mehr mit dem Chor der brotlosen Bühnendichter zu klagen, daß sich das Kunstinteresse der großen Menge heute allzusehr den Kabaretts und Singspielhallen zuwende: du bist selbst einer dieser beati possidentes.

Und du kannst sie alle auslachen, die Gedankenvollen, die da glauben, sie müßten erst noch so etwas Altmodisches wie „Ideen“ für ihre Schwänke und Lustspiele aufbringen, um sich vor den Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts mit einigem Anstand sehen zu lassen. Da ist der Gustav Kadelburg, Skowronneks Kompagnon aus den klassischen Zeiten des „Husarenfiebers“, und Arm in Arm mit ihm der unermüdliche Rudolf Presber. Heilige Thalia! Was geben sich die beiden für Mühe, für ihr zweifarbiges Lustspiel „Der dunkelste Punkt“ den Falken des noch nicht Dagewesenen zu fangen. Und als sie ihn endlich in Gestalt der plötzlich offenbar werdenden Einheirat eines Niggers in die altadelige Familie von der Dühnen erwischt zu haben glauben und nun meinen, mit diesem Motiv aus einer kommenden bessern Welt die zurückgebliebenen Standesvorurteile der bornierten Aristokrateu gründlich ad absurdum geführt zu haben — was ernten sie dafür? Nichts als Unverstand und Undank! Die Kritik zitiert den Grafen Gobineau, und auch das Publikum verbittet sich energisch diese Zwangserziehung zur Vorurteilslosigkeit in Rassedingen.

Und nun gar der gedankenreiche Walter Harlan, Verfasser einer „Schule des Lustspiels“! Der nimmt das humanistische Gymnasium aufs Korn — gewiß ein dankbares Thema im Zeitalter all der grollenden Erziehungs- und Schulromane — und schilt „Lateinische Esel“ die verbohrten, eitlen Herren Väter, die ihre Söhne noch immer zu Cornelius Nepos und Cicero schicken. Meint ihr, da werden die Leute Halleluja schreien? Abermals nicht! Sie finden, daß dies Antischuldrama schulmäßiger und langweiliger sei als die ledernste Lektion über den Accusativ cum infinitivo, und ihre ganze Bewunderung des Verfassers erschöpft sich in der Gebärde, die im Eingang zu „Romeo und Julia“ eine so verhängnisvolle Rolle spielt. „Bite my thumbs“ nennt's Shakespere; „einen Esel bohren“ übersetzt es Schlegel-Tieck. Und dieweil ein Langohr allein nicht existieren kann, liefert zu dem vom Neuen Schauspielhause das Trianontheater das zweite, zu dem lateinischen das französische: „Buridans Esel“ von Flers und Caillavet, denselben, die neulich den „König“ sich und uns amüsieren ließen. Natürlich verwandeln sich da die geflügelten zwei Heu-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF
Digitized by Google

bündel, zwischen denen Bruder Graurock unschlüssig verschmachtet, in zwei oder unlogischerweise sogar in drei schöne Frauen, und der mit so viel Futterüberfluß gesegnete Salonheld genest von solchem Trilemma des Herzens erst, als ein Pflänzchen vom Lande, eine sich französisch etwas fremd ausnehmende Gurli, die Unschuldssonne ihrer Naivität über ihn scheinen läßt. Dieser Patois-Parisismus darf sich denn endlich mit dem unverfälschten Ostpreußentum Skowronneks in den Wettstreit wagen; sie beide werden für ein paar Monde die Heubündel darstellen, an denen das Theaterpublikum der Reichshauptstadt erproben mag, ob es sich zum Determinismus oder zur Freiheit des Willens bekennen will.

Fast pariserischer als diese Pariser Kompaniearbeit mutet Oskar Bendieners „Stück in drei Akten“ an, das sich „L'inconnu — nein: „Der Unbekannte“ nennt. Ein Vexierspiel mit einem falschen Liebhaber und einem echten Tausendfrank-Schein. Höchst geschickt gemacht, voller Kniffe und Überraschungen, dabei trotz des heiklen Stoffes ohne Schlüpfrigkeit, ja sogar mit künstlerisch reinen Mitteln, mit Stilgefühl und Überlegenheit gearbeitet. Freilich ist es zumeist nur die technische Fingerfertigkeit, die der mit dem Raimund-Preis gekrönte Wiener in diesem vom Neuen Theater aufgeführten Detektivstück zeigen kann; was sonst in ihm steckt, sein Menschliches, werden wir erst kennen und abschätzen lernen, wenn uns dieses Erfolgstück, wie das so zu sein pflegt, hinterher auch die älteren Dramen des Preisgekrönten bringt: das Eisenbahndrama „Die Strecke“ und das Juristendrama „Der Richter“. Friedrich Düsel

Scholander

reist wieder in Deutschland herum, der in seiner Art von keinem übertroffene, von keinem erreichte, der Sänger der unbegrenzten Möglichkeiten, der ohne Stimme singen kann. Singen nur? Auch das Lautespielen, wie hexenmeisterlich er's versteht, darf nicht dazu verführen, vom musikalischen Genuß als vom wichtigsten bei Scholander zu reden. Das ist eher der „dramatische“. Mit allergeringsten Mitteln zaubert er Menschen, Szenen, Bilder vors innere Auge, vom Vagabunden bis zum Kaiser und vom Trottel und Großmaul bis zum Fürsten des Geists, und alle lebend in ihrer Welt und beschienen von dieser ihrer Welt Sonne. Zweierlei Publikum sitzt ihm (gemischt durch die einzelnen und gemischt in den einzelnen) zu Füßen. Verhext von seiner Liebenswürdigkeit sind sie beide, aber das eine, weitaus größere, freut sich seiner doch vor allem als eines überaus prächtigen Spaßmachers. Das andre, weit kleinere, denkt: solch einer ist er auch, aber nicht das ist uns der liebste Scholander. Der liebste Scholander ist uns der ganz wundersame Charakteristiker, der das Feinste herausfühlt und das Feinste gestaltet, ganz und gar nicht zuletzt auch das Tragische. Wir wünschten, daß dieser Teil des Publikums sich mehrte, denn erst, wer sich zu ihm gesellt, bekommt von Scholander, was ihm bis an seines eignen Lebens Ende wahrscheinlich kein Zweiter geben kann. Könnte man seine Programme allein nach diesem Publikum einrichten, welche Feste gäbe das erst! Und so nebenbei wären es auch Befreundungsfeste zwischen den Kulturnationen, denn wie viele lehren Deutsche, Skandinavier, Engländer und Franzosen so freundlich in manchem von ihrem

Digitized by Google

Besten einander kennen, wie Scholander? A

Gustav Mahlers „Siebente“

ist jetzt bei Bote & Bock in Partitur erschienen und wurde nun auch an mehreren Orten gespielt. Sie hat fünf Sätze, und kritische Einwände werden sich vor allem gegen diese Gliederung richten. Mahler ist allerdings nicht der erste, der die Zahl der Sätze über die klassischen vier hinaus vermehrt. Aber die alte Symphonieform war keine willkürliche Schablone, sondern das Erzeugnis einer klugen Auslese aus den verschiedenen Möglichkeiten. Es erschien zweckmäßig, den Komponisten von vornherein zu verpflichten, die drei Haupttypen des Empfindens, das kämpferische Allegro, das gesangvolle Adagio, das rhythmisch bewegte Scherzo zu durchmessen und das Ende mit dem Hurrajubel des Finale zu bekrönen. Ich persönlich vermute zwar, daß die Zukunft einer gedrungenen, dreisätzigen Form gehört, aber es kann uns daneben jede andere recht sein, die sich von selbst vor der Logik des Gefühles rechtfertigt. Sollen wir aus dem Bereich der Symphonie nicht auf den Boden der Suite geraten, so müßte ein geistiges Band die einzelnen Sätze zusammenhalten und ihre Beziehungen untereinander verständlich machen. Dieses Band wird aber nicht sichtbar, man mutet uns zu, gedankenlos hinzunehmen, daß auf die marschmäßige Nachtmusik des zweiten Satzes ein düsteres Scherzo-Capriccio und dann wieder eine Nachtmusik im Serenadencharakter folgt, daß im zweiten und letzten Satz unversehens Herdenglocken läuten und dergleichen.

Diese Programmscheu Mahlers begreife ich um so weniger in einem Werke, das, wie die „Siebente“, vorzugsweise Impression, musikalischer Reflex auf Eindrücke von außen ist und nur wenig von dem Innenleben seines Schöpfers kündet. Was Mahlers Phantasie am meisten entzündet, sind Vorgänge des Volkslebens, Aufzüge, Tänze, Märsche. Der Alltag zieht ihn an, seine Trivialität hat keine Schrecken für ihn. Er will die Poesie des Wochentags entdecken, und die Pleinairmusik bildet geradezu eine Spezialität seiner Symphonien. Es ist Geschmacksache, ob eine Melodie wie das vom Cello geführte Trio des zweiten Satzes überhaupt noch als konzertfähig gelten soll und nicht lieber von der Banda als Gartenmusik zu spielen wäre. Mahler liebt solche äußerste Leutseligkeit, die im schroffen Gegensatze steht zu seinen himmelhohen, wolkenfernen Ekstasen. Da berühren einander die Extreme.

Mir scheint, daß das Zwiespältige in Mahlers Kunst sich daraus erklärt, daß seine von Haus aus impressionistische Begabung durch ein gewaltiges Wollen in die Bahnen einer Kunstform gepreßt wird, die vor allem Gestaltungskraft und Entfaltung von in tiefster Seele verdichteten Gedankenkeimen erheischt. Jener Wille zur Form ist in der Tat ein sehr starker. Kein anderer Komponist spannt so weite Bogen, aber diese kolossale Architektonik bleibt eine papierene, weil oft die entsprechenden thematischen Quadern für solche Spannungen fehlen. Mehr Mörtel als reeller Baustein.

Nimmt man die Motive einzeln, so ist wohl keines im höheren Sinne originell. Tongedanken, die uns als wie vom Himmel gefallene, geniale Eingebungen über-

Digitized by Google

zeugen, sind bei Mahler von jeher selten gewesen. Aber wie seine Persönlichkeit diese Allerweltsmotive ausprägt und ihnen ihren scharfen Stempel aufdrückt, daß sie mit einem Male Relief und Charakter zeigen, das ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neueren Kunstgeschichte. Man nenne das nicht Mache. Es ist mehr. Es entspringt einer fast dämonischen Kraft, das eigene Ich den Dingen aufzuzwingen, vielleicht einer Verachtung der Objektivität der Welt, die für den Komponisten erst Wert und Geltung gewinnt, wenn sie in seiner Subjektivität zu leben anfängt.

Der schönste Satz ist die Serenade. Ein symphonisch nachgedichtetes Eichendorfflied. Harfe, Gitarre und Mandoline geben ihr das Klangkolorit. Mondenglanz über jeder Note. Das ist eine jener Sommernächte, wo der Laute Klang erwacht, vom Walde her und aus den Gründen irre Hörner rufen und auf Markt und Platz verschlafene Brunnen rauschen. Wie ein Traum zieht dieser duftige Satz vorbei — man wird dem, der ihn geschrieben hat, den Charakter eines Tondichters nicht absprechen können. B

Bildende Kunst

Der deutsche Volksgesangverein

in Wien blickt mit Ende dieses Jahres auf ein zwanzigjähriges Bestehen zurück. Dieser von Joseph Pommer begründete und seither geleitete Verein ist der eigentliche Weckrufer des deutschen Volksliedes gewesen, und sein Obmann hat mit der ganzen Zähigkeit, Unbeugsamkeit und Streitbarkeit eines deutschen Kernmenschen seinem Ideal die Anerkennung errungen. Sein Fanatismus hat Bresche gebrochen in eine Mauer von Mißverständnissen und Vorurteilen, seine Einseitigkeit hat als Gegenwirkung gegen entgegengesetzte herrschende Ansichten sozusagen das Gleichgewicht in der landläufigen Bewertung des Volksliedes wieder hergestellt. Mag man Pommers Überzeugungen auch allzu schroff und radikal finden: jedenfalls hat seine und seines Vereines Tätigkeit ungemein dazu beigetragen, die alten romantischen Meinungen über das Volkslied zu zerstreuen, ein feines Unterscheidungsvermögen zwischen Echtem und Imitiertem zu erziehen, der Liedertafelei die Spitze zu bieten, der unentwegten Fabrikation „im Volkston“ das Handwerk zu legen, und somit ist er auf seinem besonderen Gebiete ein kräftiger Bundesgenosse unsrer Kunstwartbestrebungen. Möge er inmitten der Wiener Rührseligkeit und Weibischkeit eine gesunde Pflanzstätte des kräftigen Volksempfindens erhalten! B

Alfred Rethel

Nun ist es ein halbes Jahrhundert her, seit Alfred Rethel die Augen schloß, die schon damals seit Jahren die Welt nicht mehr in ihrem Glanze erkannt hatten. Eine Zeitlang hat man kurzweg gesagt: die Gleichgültigkeit der Kunstgenossen und das Unverständnis der Menge haben seinen Geist umnachtet, jetzt ist man wohl vorsichtiger mit solchen Meinungen. An der tiefen Tragik dieses Künstlerschicksals ändert sich dadurch nichts; sie lag aber nicht nur in der Gleichgültigkeit der Welt, sie lag mindestens ebensosehr darin begründet, daß Rethels ausführende Kraft seinem Wollen nicht immer und nicht willig diente.

Lange noch über seinen Tod hinaus hat es gedauert, bis wir Deutschen wußten, was dieser

Digitized by Google

Künstler an seinen Gnadentagen uns geben konnte, und genossen, was er uns gab. Als der Kunstwart den „Tod als Freund“ und den „Tod als Würger“ für billiges Geld neu herausgab, waren kaum ein paar hundert Abzüge dieser selben Blätter verbreitet, die dann allein in den Kunstwartausgaben je in mehr als einem halben Hunderttausend von Drucken in die Welt gingen. Jetzt ist der späten Liebe für Rethel vielleicht eine Periode der Kritiklosigkeit gegen Rethel gefolgt; man verteilt seine Gaben, als wären sie allesamt, was nur seine besten sind, während doch gerade er ununterbrochen nicht nur mit äußern, sondern auch mit inneren Hemmungen kämpfen mußte. Das unselige Bedürfnis nach „Vollständigkeit“, das nicht wählt, sondern immer nur die Mengen vergrößert (nachgerade vielleicht die ernsteste Gefahr unsrer „Kunsterziehung“) ist bei keinem bedenklicher, als bei Rethel. Denn wer den Trieb zum Größten schier als den einzigen Trieb kennt und so Wundergroßes schafft, wenn sein Geist mit Vollkraft zeugt, gerade er wird leicht unterm Scheine der Monumentalität Leeres geben, wenn die geistige Kraft nach dem ersten Phantasieren erlahmt, und das war bei Rethel ja oft der Fall. Redet man den Suchenden eine Bewunderung auch für solche Bilder auf, so schwächt man ihr Feingefühl für das Wesentliche.

Wo das Füllen der Form gelang, da übertraf ihn keiner. „Der Tod als Freund“ und „Der Tod als Würger“ werden in den Holzschnitten von Steinbrecher und Jungtow, die den zahmen Bleistiftlinien auch den kraftvollen Strich geben, vielleicht so lange dauern, wie Dürers berühmteste drei Kupferstiche, und aus denselben Gründen. Die sechs Revolutionsblätter „Auch ein Totentanz“ sind an einfacher Größe und zwingender Gewalt in dieser ihrer Weise wohl niemals wieder erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Ottos Besuch in Karls des Großen Gruft — welche Kunst hat großartiger feierlich Düsteres? Es sind nicht viele, aber immerhin noch einige Werke, die mit diesen zusammen den Namen Rethel durch die Jahrhunderte tragen werden. Wer sie ausschöpft, braucht der andern nicht, in denen die arme Menschlichkeit um das Göttliche ringt, denn sie bedeuten ihm Erlebnisse, deren Erinnerungen ihm in ernsten Stunden immer wieder wie edle Schatten aus dem Jenseits nahetreten.

Lionardo als Bildhauer

Wilhelm Bode hat den Mut gehabt, eine große Wachsbüste von berückender Schönheit als Werk Lionardos für das Berliner Museum anzukaufen, und da nun aus England, wo die Büste erworben wurde, die Behauptung herüberschallt, sie sei vor etwa sechzig Jahren von einem wenig bekannten Bildhauer Lucas nach einem Gemälde der Lionardoschen Schule modelliert worden, erhebt sich ein gewaltiger Streit um die Echtheit des Werkes, bevor noch festgestellt worden ist, wie denn eigentlich jene Zeugenaussagen lauten, welche eine Entstehung im 19. Jahrhundert beweisen sollen.

Ohne solche Stimmen wäre wohl niemand darauf verfallen, die Herkunft der Büste aus dem 16. Jahrhundert anzuzweifeln, da sie gerade die Eigenschaften, welche Lionardo auszeichnen, die Anmut der Bewegung wie den Liebreiz des Ausdrucks, im höchsten Grade besitzt. Von welcher Seite man sie

Digitized by Google

auch betrachte, bildet sie eine Verkörperung jenes konsequent befolgten Kontraposts, den Lionardo geschaffen, theoretisch begründet und in der Mehrzahl seiner Werke auch durchgeführt hat: jener äußersten Wendung in den Hüften wie im Halse, die den Rumpf nach einer anderen Seite richtet als den Unterkörper, die Arme in entgegengesetzter Richtung zu den Beinen bewegt und den Kopf wiederum anders wendet als den Rumpf. Dazu gesellen sich das für ihn bezeichnende holdselige Lächeln und die Neigung des wie in süße Träume verlorenen Kopfes nach unten und nach der Seite zugleich, worauf der bleibende Eindruck des Werkes beruht.

Durch diesen ausgesprochen lionardesken Charakter zeichnet sich die Berliner Büste sogar vor dem einzigen anderen größeren Wachsbilde aus alter Zeit, das bis auf uns gekommen ist, der Liller Mädchenbüste aus, die von aller Welt bewundert, in bezug auf ihre Entstehungszeit aber so verschieden beurteilt wird, daß man sie bald für ein Werk der Spätgotik, bald für eines der Renaissance, bald gar für eines des Rokoko erklärt hat und schließlich gestehen muß, daß hier die Wissenschaft tatsächlich noch vor einem ungelösten Rätsel stehe.

Mut freilich gehörte dazu, mit seiner vollen Überzeugung für ein Werk einzutreten, welchem aus der Zeit und der Schule, denen es seinem Aussehen nach zugeschrieben werden muß, also der mailändischen Schule des 16. Jahrhunderts, keine zum Vergleich geeigneten Beispiele gegenübergestellt werden können. Denn von lionardesken Bildhauerwerken ist bisher nichts bekannt geworden, und nun gar von solchen in Wachs, die wir für die ältere Zeit — wenn von den einer ganz anderen Art angehörenden kleinen Modellen Michelangelos und anderer abgesehen wird — überhaupt nur durch die Liller Büste kennen.

Als fruchtbar aber muß sich die Annahme erweisen, daß Lionardos besondere Kunstanschauung wie in Gemälden so auch in einem noch erhaltenen Bildwerke Ausdruck gefunden habe, zumal wir wissen, daß er beide Kunstarten gleichmäßig geübt hat. Da jedoch die Beantwortung der Frage, ob Lionardo selbst oder einer seiner Schüler das Werk geschaffen habe, wegen unzureichenden Materials wie wegen der Verschiedenheit der Anschauungen ihre besonderen Schwierigkeiten bietet, so kann mit Sicherheit angenommen werden, daß die Erörterungen über diese Büste sich noch durch eine lange Zeit hinziehen werden.

Um bereits für solche Untersuchungen einen sicheren Untergrund zu schaffen, sei hier das Wenige, was wir über Lionardo als Bildhauer wissen, kurz zusammengefaßt. Einige Andeutungen über die verschiedene Art, wie das Wesen dieses Künstlers aufgefaßt zu werden pflegt, mögen dann weiter zeigen, um welche Punkte es sich bei der Beurteilung der Frage zu handeln haben wird, ob ein Werk wie dieses ihm selbst angehöre oder seiner Schule.

Daß Lionardo zu den allergrößten unter den Bildhauern der Renaissance gehört hat, geht aus dem Umstande hervor, daß ihm das Modell zu dem Reiterdenkmal für Francesco Sforza mindestens den gleichen Ruhm eingetragen hat wie sein Hauptwerk auf dem Gebiete der Malerei, das Abendmahl in Mailand. Bei Verrocchio, wo

Digitized by Google

er die Malerei erlernte, wird er sich zugleich auch in der Bildhauerei haben ausbilden können, da dieser Meister mehr noch Plastiker als Maler war. Man ist sogar so weit gegangen, in Verrocchios Hauptschöpfungen, dem Ungläubigen Thomas von Or San Michele und dem Colleoni in Venedig, eine Einwirkung seines großen Schülers zu erblicken. Jedenfalls wird Lionardo, als er als Dreißigjähriger nach Mailand ging, ein durchgebildeter Bildhauer gewesen sein, da alles darauf deutet, daß die Herstellung des Reiterstandbildes den Beweggrund für diese Reise bildete.

Als Jugendarbeiten von ihm führte der mailändische Maler Lomazzo, der seine Nachrichten wohl von Lionardos Schüler Melzi hatte, lachende Frauenköpfe in Ton an, die dann in Gips abgeformt wurden; ferner Kinderköpfe, die von Meisterhand geschaffen zu sein schienen. Lomazzo selbst besaß das Köpfchen eines Christkindes in Terrakotta; der Bildhauer Leone Leoni das Relief eines Pferdes. In der Sammlung des Kardinals Federigo Borromeo, des Begründers der Ambrosiana, befand sich das Gipsmodell eines Christkindes, das Luini für seine Kopie nach Lionardos, jetzt in der Londoner Akademie bewahrtem Karton der heiligen Anna selbdritt verwendete, also ein Werk, das bereits in Mailand entstanden sein muß.

Von allen diesen Schöpfungen hat sich keine Spur erhalten. Mackowskys Annahme, daß Lionardo die bisher Verrocchio zugeschriebene weibliche Marmorbüste mit dem Veilchenstrauß, im Bargello, geschaffen habe, geht von einer Anschauung aus, der ich nicht beipflichten kann: die Zuschreibung einer Reihe von Reliefs, die in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts entstanden sein müssen und deren bekanntestes die Darstellung des Neides im Viktoria- und Albert-Museum in London ist, an Lionardo, eine Annahme Bodes, hat keine Zustimmung gefunden, sondern nur dazu geführt, die verschiedensten anderen Namen dafür in Vorschlag zu bringen, die ebensowenig befriedigt haben. Die Terrakottabüste des jugendlichen Johannes des Täufers in demselben wird jetzt wohl kaum noch für Lionardo in Anspruch genommen; das gleiche gilt von dem berühmten Marmorrelief des Kriegerkopfes im Louvre.

Leider hat sich von dem kolossalen Reiterstandbild, dessen Gipsmodell bereits zehn Jahre nach der Entstehung des Werkes zugrunde ging, auch nicht die geringste Nachbildung, die uns einen Begriff von seinem Aussehen hätte geben können, erhalten. Wir wissen nur, daß Lionardo dieses Modell 1493 im wesentlichen vollendet hatte, daß er in den folgenden Jahren, während er sein Abendmahl ausführte, gelegentlich daran weiterarbeitete und daß er sich schon mit den Vorbereitungen für den Guß beschäftigte, dessen Ausführung jedoch durch die mißlichen Finanzverhältnisse während der letzten Regierungsjahre Lodovico il Moros verhindert wurde. Aus der Aufeinanderfolge der verschiedenen Entwürfe, die Lionardo dafür zeichnete, ergibt sich, daß er schließlich — nachdem er ursprünglich an ein galoppierendes Pferd gedacht hatte — bei einem schreitenden stehenblieb, das die linke Vorderhand — diese auf eine umgeworfene Urne gestützt — und das rechte Hinterbein vorsetzte, während der mit einem kurzen flatternden Mantel bekleidete Rei-

Digitized by Google

ter gerade sitzend wahrscheinlich vorwärts schaute, in der weit zurückgestreckten Rechten aber den Kommandostab hielt. Im Vergleich zu dem realistisch schlichten Gattamelata Donatellos und dem gewaltsamen Colleoni Verrocchios wird Lionardos Reiterstandbild einen mehr der Antike sich nähernden abgeklärten Eindruck gemacht haben, ebenso wie seine Apostel auf dem Abendmahl mehr an die Fülle und Belebtheit der Parthenonskulpturen als an irgendwelche Gestalten Ghirlandaios erinnern. An ein Streben, die Antike nachzuahmen, wird aber bei ihm nicht zu denken sein, da er Zeit seines Lebens der Quattrocentist geblieben ist, dem die eingehendste Wiedergabe momentanen Lebens über die Darstellung der wirkungsvollen Form ging, und der in unablässigem Ringen mit der Natur die Größe und Einfachheit der Gestaltung aus sich selbst heraus gefunden hat, ohne sie im Wetteifer mit Werken der Vergangenheit als Selbstzweck zu erstreben.

Wenn wenig Jahre darauf, in Florenz, der junge Michelangelo ihm mit Hohn entgegenhielt, daß er den Guß des Kolosses nicht durchzuführen gewußt habe, so zeigt vielmehr die Dreifigurengruppe in Bronze, die Rustici später über der Nordtür des Florentiner Baptisteriums anbrachte und an deren Herstellung Lionardo stark beteiligt war, daß zu einem solchen Vorwurfe keinerlei Grund vorhanden war. Denn diese drei Gestalten — Johannes der Täufer zwischen einem Propheten und einem Leviten — sind auf den Bronzeguß vorzüglich berechnet und in der Ausführung auch ausgezeichnet gelungen. Hier besitzen wir ein Werk, an dessen Modell Lionardo während eines halben Jahres mit Rat und Tat mitgearbeitet hat, und das deshalb eine sorgfältige Untersuchung darüber verdienen würde, wie weit der Anteil eines jeden der beiden Zusammenwirkenden reicht. Bei dem Leviten ist schon von jeher der lionardeske Charakter des scharfgeschnittenen bartlosen Profilkopfes erkannt worden; auch Johannes der Täufer dürfte in seiner Haltung wie in der Stellung seiner Hände Bestandteile enthalten, die auf Lionardo weisen.

Die Arbeit muß in dem Winter 1507/08 gemacht sein, den Lionardo, nachdem er die Ausführung der Reiterschlacht im Stich gelassen und seinen Wohnsitz wieder nach Mailand verlegt hatte, vorübergehend in Florenz verbrachte, um den Prozeß gegen seine Brüder wegen der Erbschaft seines Onkels Francesco persönlich zu betreiben. Aus einem alten Notizensammler, der auch von Vasari benutzt worden ist, dem sogenannten Anonimo Gaddiano, wissen wir, daß Lionardo sechs Monate im Hause des Piero di Braccio Martelli zusammen mit Rustici gewohnt habe; im Spätsommer 1507 war er nach Florenz gekommen, und eine Notiz seiner Hand belehrt uns darüber, daß er am 22. März 1508 in diesem Hause noch mit der Ordnung seiner wissenschaftlichen Papiere beschäftigt war. Dadurch ist die Zeit seines Zusammenarbeitens mit Rustici genau festgestellt.

Im Dezember 1506 war das Werk bei Rustici, damals — da Michelangelo und Sansovino fortgegangen waren — dem bedeutendsten Bildhauer der Stadt, bestellt worden, um die bisher dort aufgestellten Marmorfiguren zu ersetzen. Lionardo half dem jüngeren Genossen, der sich eng an ihn an-

Digitized by Google

geschlossen hatte, nach Vasaris Zeugnis bei der Herstellung der Formen, der Eisenarmatur und überhaupt bei der Vorbereitung des Gusses. 1509 lieferte dann Rustici das fertige Modell ab und im Sommer 1511 war das Werk in Bronze vollendet, das Vasari als den schönsten Guß sowohl dem Entwurf wie der Durchführung nach bezeichnete, den man gesehen habe. Obwohl Lionardo bei dieser Herstellung nicht mehr beteiligt war, wird ihm doch wegen ihrer sorgfältigen Vorbereitung ein besonderes Verdienst an dem Gelingen des Ganzen zuzuschreiben sein. Was aber Rustici an Lionardo so angezogen, wird als dessen bella maniera (kühne Gestaltung) und dessen modi (die Durchführung) bezeichnet, wobei besonders der Ausdruck seiner Köpfe und die Anmut und Kraft seiner Bewegungen gerühmt werden.

Reichen auch diese spärlichen und wenig bestimmten Angaben nicht aus, um sich ein klares Bild von Lionardos bildhauerischen Verfahren zu gestalten, so kann eine Äußerung, die er Vasari zufolge dem jungen Bandinelli gegenüber getan haben soll — der sich ihm damals gleichfalls anschloß —, weiteres Licht auf die Richtung werfen, in der sich sein Streben bewegte. Er lobte nämlich diesem gegenüber mit Nachdruck (grandemente) die Werke Donatellos, also desselben Meisters, von dem auch Michelangelo seinen Ausgang genommen hatte. Daraus kann gefolgert werden, daß ihm auch in der Bildhauerei nicht etwa, wie man aus den zahlreichen Gemälden seiner späteren Mailänder Nachfolger entnehmen könnte, eine süße Anmut und Zartheit des Ausdrucks als höchstes Ziel vorschwebte, sondern vielmehr jene Kraft und Wucht, welche die Gestalten des Begründers der Renaissanceplastik erfüllt. Zu einer solchen Vorstellung passen auch die Figuren Rusticis vortrefflich.

Kehren wir nach dieser Überschau zu der Berliner Wachsbüste zurück, so sei es mir gestattet, hier zu wiederholen, was ich am Schluß meiner soeben vollendeten Lionardo-Biographie als Nachtrag hinzugefügt habe, um doch wenigstens zu dem Werke, das jetzt in aller Munde ist, das ich aber damals noch nicht hatte sehen können, auf Grund der mir allein bekannten, sehr guten Wiedergaben im Maiheft des Burlington Magazine Stellung genommen zu haben. „Trotz der Schönheit, Seltenheit und Wichtigkeit eines solchen Werkes aus dem 16. Jahrhundert", sagte ich da, „scheint die Anlehnung an das eindrucksvolle Bewegungsmotiv der Mona Lisa vielmehr gegen als für Lionardo zu sprechen, besonders wenn man das für ihn ungewöhnliche Hervorquellen der Augen, die gleichförmige Bildung der Lider und den geraden Verlauf von Stirn und Nase beachtet."

Was ich damals geäußert, muß ich — nachdem ich die Büste gesehen — vollständig aufrechterhalten. Die Beziehung zu der Mona Lisa ist ja freilich, da die Haltung der Arme nach den vorhandenen Resten anders ergänzt werden muß, als ich es mir vorgestellt hatte — nämlich emporgerichtet statt herabhängend und einzeln bewegt statt übereinandergelegt —, dahin abzuändern, daß hier die durch jenes Bild beliebt gewordene Bewegung bereits in einer wesentlichen Abwandlung, und zwar, wie der Vergleich der beiden, in der Woche (Heft 46) wiedergegebenen Florabilder von Hampton Court und Basildon Park zeigt, in einer völli-

Digitized by Google

gen Umkehrung der Gestalt und zugleich veränderten Haltung des Kopfes vorliegt. Der Zusammenhang mit der Mona Lisa aber bleibt deshalb doch bestehen, und gerade der Umstand, daß in der Büste das Bewegungsmotiv dieses Bildes und in noch stärkerer Anlehnung das des jugendlichen Johannes im Louvre verwendet worden ist, scheint mir eher gegen als für eine Herkunft von Lionardo selbst zu sprechen. Denn bei der ganz verschiedenen Ausdrucksfähigkeit der Bildhauerei von der Malerei müßte es doch wundernehmen, wenn der Künstler zu der einen Darstellungsart nur gegriffen hätte, um sie bloß zur nahezu unveränderten Wiedergabe eines Werkes der anderen Art zu verwenden, statt ein ganz neues, aus den besonderen Anforderungen der Plastik hervorwachsendes Werk zu schaffen.

Wenn ferner bei der Büste aus den Einzelheiten der Gesichtsbildung auf eine Herstellung durch Lionardo selbst gefolgert wird, so hängt das freilich aufs engste mit der Vorstellung zusammen, die man sich auf Grund seiner Gemälde von der Eigenart des Künstlers, dem innersten Kern seines Wesens macht. In bezug auf diesen Punkt aber gehen die Anschauungen der Forscher zurzeit weit auseinander, je nachdem von welchen Werken man dabei ausgeht, ob nur von den wenigen ihm mit Sicherheit zuzuschreibenden oder auch von solchen, die sich ihm bloß auf Grund einer mehr oder weniger großen Wahrscheinlichkeit zuschreiben lassen. Auch nach dieser Richtung hin kann ich die Büste, die mehr den allgemeinen Charakter der Zeit als den besonderen Lionardos trägt, nicht für ein Werk dieses Meisters halten.*

Behält man nämlich solche Gestalten im Auge, wie den Engel auf der Taufe Christi, die Madonna auf der Anbetung der Könige, diejenige auf dem Londoner Karton (die Madonna in der Felsgrotte läßt man hier am besten aus dem Spiel, um nicht die Frage wegen der beiden Exemplare wieder aufrollen zu müssen), die andere auf dem Louvrebilde der Anna selbdritt und endlich die Mona Lisa, wozu noch die große Zahl der echten Zeichnungen (freilich nicht der ihm fälschlich zugeschriebenen) kommt, darunter namentlich die Silberstiftstudie in Paris zum Kopf der Madonna Litta (bei der die Nachzeichnung des Umrisses durch fremde Hand in Abzug gebracht werden muß): so gewinnt man den Eindruck, daß den Meister durch die Jahre der Vollkraft hindurch das Streben nach einer von jeder Manier freien Gestaltung ausgezeichnet hat, wobei er aber nicht etwa darauf ausging, bestimmte Naturvorbilder treu nachzuahmen, sondern vielmehr unter voller Anspannung seiner Kraft darnach trachtete, die Bilder, welche in seinem Innern auf Grund der Anschauung entstanden waren, zu jedesmal neuem und daher durchaus individuellem Leben zu bringen. Wenn die späteren Nachahmer in Mailand gewisse Züge, die ihnen auf seinen Bildern besonders gefallen hatten, wie namentlich sein rätselvolles Lächeln, übertrieben, dabei aber den feinen

* Daß die Büste gerade im Gesicht überarbeitet worden ist, um Sprünge, die sich dort wohl ebenso befunden haben werden wie jetzt noch am Körper, zu beseitigen, erschwert wohl einigermaßen die Untersuchung; doch brauchen diese Eingriffe nicht so weit gegangen zu sein, daß dadurch der wesentliche Eindruck verändert worden wäre.

Digitized by Google

persönlichen Hauch, der jeder seiner Gestalten eigen ist, gegen ein mehr oder weniger allgemeines Schönheitsideal vertauschten, so kann nicht der Meister dafür verantwortlich gemacht werden. Auf solch einen Kanon aber deutet die Behandlung der Gesichtszüge auf der Büste.

Verwendet man freilich zur Charakteristik Lionardos jene zahlreichen, unter seinem Namen gehenden Gemälde, die gegen das Ende seines ersten Mailänder Aufenthaltes entstanden sein müssen — vor allem das Londoner Exemplar der Madonna in der Grotte —, von denen ich mich bemüht habe, nachzuweisen*, daß sie von Ambrogio Preda herstammen, und will man auf ihnen als Arbeiten Lionardos weiterbauen, dann gelangt man freilich zu ganz abweichenden Ergebnissen, die sich jedoch meiner Überzeugung nach mit den Merkmalen der im Vorhergehenden genannten Werke nicht vereinigen lassen.

Noch verwickelter wird die Sache, wenn man seine Jugendentwicklung, die uns nur durch literarische Nachrichten, aber durch keine erhaltenen Gemälde bekundet ist, durch die Zuschreibung unbeglaubigter Werke zu ergänzen sucht, wie namentlich der Verkündigung in den Uffizien und des augenscheinlich von der gleichen Hand stammenden weiblichen Bildnisses der Sammlung Liechtenstein, und daraus dann weitere Schlüsse zieht. Wird auf solche Weise zum Beispiel die bereits genannte Marmorbüste des Bargello vermutungsweise Lionardo zugeschrieben, so ist gar nicht abzusehen, zu welchen Folgerungen das weiter führen kann. Lionardos Bild aber wird nicht nur verwischt, sondern auch in seiner Bedeutung herabgedrückt, wenn man ihm, den stets die temperamentvollste Lebendigkeit auszeichnete, so starre Gebilde wie die genannten als Jugendwerke zutraut. Verrocchio, der gesuchteste Lehrer von Florenz, hat nachweislich außer Perugino, Botticelli, Lionardo und Credi noch viele talentvolle Schüler gehabt, deren Persönlichkeit wir uns nur zurzeit noch nicht in überzeugender Weise zu vergegenwärtigen wissen.

Zu dem hier nur andeutend geschilderten Wesen Lionardos scheint mir somit die Wachsbüste nach den einzelnen Merkmalen ihrer Gestaltung nicht zu stimmen. Als ein Werk jedoch, das unter seinem Einfluß in Mailand entstanden ist, wo eine tüchtige Bildhauerschule — Cristoforo Solari, Briosco, Busti und andere — in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts blühte, besitzt sie den größten Anregungsgehalt.

W. von Seidlitz

* im Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses, Wien (1906), XXVI, Heft 1

Arbeiter-Dilettanten

Der Arzt und Proletarierapostel Dr. Adolf Levenstein hat in Berlin eine Ausstellung von Malereien dilettierender Arbeiter veranstaltet. Es ist gewiß das soziologische Moment, das ihr die besondere Bedeutung gibt. Aber auch rein künstlerisch erhebt sie sich zu einer Höhe, die um so bemerkenswerter ist, als der Veranstalter bei der Auswahl der Bilder sich keineswegs in erster Linie von ästhetischen Gesichtspunkten leiten ließ, ihm vielmehr das subjektive, psychologische Moment im Vordergrund stand.

Langeweile und gesellschaftliche Eitelkeit, die beim bürgerlichen

Digitized by Google

Dilettanten so oft den einzigen Anreiz zur künstlerischen Betätigung geben, haben an diesen Proletarierarbeiten wenig teil. Wer den Werktag am Schraubstock steht, den größten Teil seiner kargen freien Zeit der Partei, der Gewerkschaft und seiner geistigen Fortbildung widmet, und dann noch einen so hohen Grad künstlerischen Bedürfnisses zeigt, daß er sich nicht im Betrachten und Genießen genügt, sondern selber zum Pinsel greift und meist sogar ohne die Erleichterung irgendwelcher Anleitung (wie sie der bürgerliche Dilettant doch fast immer genießt) aus Linien und Farben eine Welt sich baut, in dem werden wir eine tiefere seelische Nötigung ahnen dürfen. Das bestätigen die Bilder. Es ist, als ob die seelischen Kräfte, die durch ein mechanistisches Arbeitssystem niedergehalten werden, heimlich aus der Tiefe heraufdrängten, um Atem zu holen, teilzunehmen und schöpferisch sich zu regen; und so doch wieder das Leben auszurunden zu einem harmonischen Ganzen: Organische Phantasie, Bedürfnis des Menschen nach Ausdruck, nach Gestaltung seiner Sehnsucht und seiner Freude; nach Niederschlag und seelischer Siedelung. Da sind die Sehnsüchtigen; es wirkt ergreifend, wenn sie in den Exaltationen ihrer Phantasie sich die Dinge schaffen, die sie in Wirklichkeit entbehren müssen. Einer malt einen ganzen Zyklus dithyrambisch glühender Hymnen an das Meer, das er niemals gesehn hat. Ein andrer das goldne Zeitalter seines Zukunftsreichs, nackte Menschen in idyllischem Frieden, mit der unbeholfenen Innigkeit unsrer altdeutschen Primitiven. So sind die Romantiker der Ausstellung, bei ihnen überwiegt das psychologische Interesse. Rein künstlerisch höhere Werte bieten die Realisten. Ob sie in idyllischem Behagen die enge Welt ihres Besitzes malen, eine Art proletarischer Heimatkunst, ob sie mit Andacht vor dem Frieden der Natur stehn oder mit herbem Ernst die Welt ihrer Arbeit malen, hier ist immer ein ganz naiver Realismus, eine ehrliche Sachlichkeit vor der sichtbaren Welt. Nur bei wenigen mischt sich eine Tendenz ein, und es ist charakteristisch, daß diese künstlerisch weit minder glücklich sind. Wie stark das künstlerische Erlebnis vor dem Gegenstande oft gewesen ist, das zeigt zum Beispiel die Landschaft eines Kassenboten, die in ihrer farbigen Vehemenz von zwingender Energie ist. Aber aller Subjektivismus wird streng kontrolliert an der Hand einer gewissenhaften Technik. Und da liegt wieder ein Reiz dieser Arbeiterbilder: in ihrem Ernst gegenüber dem Technischen. Diese Menschen, die ja alle ihrem Beruf nach „Techniker“ sind, haben auch einen offnen Sinn für das technische Problem in der Kunst und einen natürlichen Respekt davor, der nicht dünkelt, daß mit Sentimentalität schon alles gemacht sei, der zugleich aber auch die Technik nie als Selbstzweck, rein als artistische Spielerei betrachten kann. Diese Arbeiter malen immer gewissenhaft, ob sie „akademisch“ oder „sezessionistisch“ malen. Der eine gibt ehrliche, klare Lokalfarben, der andre stimmt auf Luftton in feinster Nuancierung. Da greift einer, um die Lichtwirkung zu steigern, kühn zur neuesten Manier der Farbenzerlegung und malt ganz pointillistisch die Schornsteine seiner Fabrik hoch in flimmernder Luft oder das Stilleben seines Frühstückstischs. Ein andrer

Digitized by Google

Hinterhäuser und enge Gassen in einem einheitlichen weichen vollen Licht. Ein dritter den Durchblick seiner schmalen Küche in warmem liebevollen Ton, alle Einzelheiten mit Freude betonend. Rührend wirkt es, wenn die „optische Gewohnheit“ des Berufs aus dieser Technik schaut. Da malt ein sechzigjähriger Teppichweber eine Genreszene vor der Kneipe; das Bild ist wie mit der senkrechten Kette gemacht. Staunen dagegen muß man bei einem Steinrammer, der kleine Federstudien aus Kircheninterieurs mit höchster Subtilität gibt und einer peinlichen Gewissenhaftigkeit, die an Menzel denken läßt. Von einem herben, pessimistischen Realismus, doch ohne alle Tendenz sind die Bilder, die ein Dresdner Tischler von seiner Werkstatt malt. Sich selbst malt er bei der Lampe sitzend, ein ernstes, entschlossenes Gesicht mit hoher gefurchter Stirn. In den Porträts, und die meisten sind Selbstbildnisse, gipfelt die künstlerische Bedeutung dieser Ausstellung. Etwas ausdrucksvoll Dokumentarisches haben alle diese Bildnisse, die in der individuell begrenzten Realität zugleich die ganze Idee der modernen Arbeiterbewegung geben. Diese intelligenten, selbstbewußten, ernsten und doch liebenswürdigen Typen, da steckt all das drin, was der modernen Arbeiterschaft im Leben das charakteristische Gepräge gibt: Kulturenergie, Klassenbewußtsein, soziale Struktur und Physiognomie, die auch dem politischen Gegner immer wieder Achtung und Sympathie abzwingen. Von den mehr illustratorischen Arbeiten sind manche, besonders die eines talentvollen Sechzehnjährigen, von einem feinen lebendigen Reiz, der aber sofort verloren geht, wenn sich diese Kunst in den Dienst einer Tendenz begibt. Ein frischer, unbefangener Humor kommt dagegen oft sehr glücklich heraus. Und ein farbiges Tierbilderbuch, das ein Vater seinen Kindern gemacht hat, läßt die Erinnerung an Hans Thoma wachwerden. Eine ganze Gruppe schöner Bilder muß bei der Besprechung ausscheiden, das sind die Arbeiten berufsmäßiger Lithographen, die man nicht mehr als eigentliche Dilettanten bezeichnen kann. Die seltsamen menschlichen Formen, Kindergesichter und Engelsgestalten, die ein wochenlang unter Tage arbeitender Bergmann in fast halluzinatorischer Weise in den Gesteinsformen entdeckt und in seinen seelischen Exaltationszuständen zu Papier bringt, gehören wohl strenggenommen nicht mehr in das Gebiet der Kunst, sie sprechen nur in ergreifender Weise von dem Formen- und Lichthunger dieser in Einsamkeit und Dunkel lebenden Menschen.

Es ließen sich noch eine Menge Bemerkungen anfügen, die allerdings nicht in die eigentliche ästhetische Betrachtung gehören. Eine davon ist zu wichtig, als daß sie verschwiegen werden dürfte: die weitaus meisten dieser Arbeiter-Dilettanten sind Analkoholiker. Man wird zugeben müssen, das ist ein schöner Beweis dafür, wie die Enthaltung von dem beliebtesten „Freudenbringer“ das Bedürfnis nach Freuden verfeinert, wie sie die Sehnsucht und Fähigkeit zur Freude zu steigern vermag.

Erich Vogeler

Weihnachtskarten

Angewandte Kunst

Ist Weihnachten in der Tat nur noch das Fest des Essens und Trinkens und halb erzwungener Geschenke? Findige Köpfe sollen die sogar schon „auf Borg“ von

Digitized by Google

großen Geschäften entlehnen, um den Bekannten zu imponieren. Unter den unzähligen Glückwunschkarten, die mir voriges Jahr von sehr geschmackvollen Freunden zugingen, finde ich holde Jungfräulein und Kinder in altdeutscher Tracht im Schnee, beladen mit den hochmodernen englischen Weihnachtszweigen Mistel und Holly, die Kinder erhalten höchst unwahrscheinliche Christengel, die Rehen im verschneiten Walde bescheren. Was sich aber in der Küche bei den Dienstboten als „Weihnachtsgruß" einfindet, spottet in seiner Trivialität und Geschmacklosigkeit jeder Beschreibung. Für denjenigen, dem Weihnachten noch die Feier der Geburt des Heilandes, der Ursprung der Religion des Mitleids und der Liebe ist, bleiben nur die evangelischen Buchhandlungen und Missionshäuser, die Wanderverkäufer vor Weihnachten auch aufs Land schicken. Wenigstens ist hier ein frommer Spruch auf der Karte, während das Beste, was die vornehmen Buchhandlungen bei uns zu bieten haben, Phantasielandschaften mit dem Stern der heiligen Nacht sind.

Tiefer können unsre Festkarten nicht sinken.

Von amerikanischen Freunden erhalte ich regelmäßig Weihnachtsgrüße. Lange stehn sie noch auf meinem Schreibtisch. Es sind entweder vorzüglich ausgeführte farbige Reproduktionen der Madonnen der Frührenaissance, der anbetenden Engel oder der drei Könige — oder Spruchkarten in den Farben und Buchstaben der alten Klosterschriften oder Meßbücher, mit den wundervoll verzierten Initialen. Die Sprüche gehören nicht immer der Bibel, sondern auch modernen religiösen Verfassern an. So steht auf meiner letzten Spruchkarte: „Kraft? O betet nicht um ein leichtes Leben. Betet darum, stärkere Menschen zu werden. Betet nicht um Aufgaben, die euren Kräften entsprechen. Betet um Kräfte, die euren Aufgaben gleich sind. Denn daß ihr euer Werk tut, soll kein Wunder sein. Aber ihr sollt ein Wunder sein. Jeder Tag soll an euch selbst ein Wunder sein, an dem Reichtum des Lebens, das zu euch gekommen ist durch die Gnade Gottes. Philipp Brooks." Andre Sprüche sind Schriften von Trine und anderen entnommen.

Hier möchte ich anknüpfen. Warum haben wir in Deutschland nicht ähnliche Karten? Denn die Ausführung und der Geschmack der von den Missionen verschickten, obgleich tausendmal besser als das, was unsre Mädchen gelegentlich in den kleinen Buchhandlungen finden, steht nicht im Verhältnis zu dem Durchschnitt unsrer künstlerischen Ansprüche. Und warum sollen wir nicht künftig gute, würdige Festkarten haben, wenn wir die Postkarte doch einmal in unser tägliches Leben aufgenommen haben? Man versuche es wenigstens, der Erfolg wird sprechen.

Zum ersten: Die Reproduktion alter Bilder als Weihnachtskarte. Die Fülle der vorhandenen Muster macht schwindeln. Nicht nur die unendlichen Vorbilder der Renaissance, obgleich auch da einen jeden eine Madonna von Verrocchio, von Filippi Lippi nie zu oft grüßen kann. Aber die deutschen Madonnen! Eine Reihe von Bildern streift blitzschnell am geistigen Auge vorüber. Die köstliche Ruhe auf der Flucht im deutschen Walde unter der Tanne mit den langen Flechten, mit den spielenden Engeln von Lukas Cranach! Bei dem Hochstand unsrer Technik lassen sich da kleine Kunstwerke herstellen. Und

Digitized by Google

welche Auswahl für Kinderkarten! Die Engel, all diese singenden und musizierenden Engel, dazu die Hirten, die heiligen drei Könige, von je die Lieblinge der Kindheit. Hier möchte ich doch an den köstlich frischen Zug von Benozzo Gozzoli in der Kapelle Ricardi erinnern. Muster über Muster, bis hin zu den Jüngsten. Oder gibt es ein deutscheres Bildchen als den Weihnachtsmarkt von Richter, die drei Könige im Schnee von Heinrich Vogeler?

Dann aber die Spruchkarten. Ich lasse die Bibel einmal ganz beiseit. Allein Luther dürfte unerschöpflich sein. Moltke, Bismarck, Arndt — ja, gewiß, Moltke und Bismarck in ihren tiefen, kernigen, deutschen Aussprüchen auf Neujahrskarten! Wir Deutschen sind so reich, daß wir uns erst wieder einmal auf uns selbst besinnen müssen. Matthias Claudius. Wem fallen nicht noch mehr ein? Goethe vor allem! Auf jeder Seite seiner Briefe und Aufzeichnungen ein frommer Spruch, fromm im Sinn des Geistes, der Himmel und Erde zusammenhält. Und von den Neuen! Karl König, Harnack, Lhotzky, Naumann, Johannes Müller, der deutsche Pfarrer Hackmann in London, der die „Psalmen des Westens“ herausgegeben hat. Denn hier gilt keine „Richtung“. Gute Kost für alle. Ob es sich lohnen würde, solche Sprüche aufleuchten zu lassen in Blau und Gold, in Rot und Grün? Ob ich nicht stolz solch eine Antwort zurücksendete über den Ozean? Jetzt schäme ich mich immer, so farblos ist mein Gruß, farblos in geistigem Sinn. Schon ein „gesegnetes“ Christfest zu wünschen ist den meisten peinlich. Nur den Pfarrern ist es noch so halbwegs erlaubt.

Bleibt noch eine dritte Gruppe von Karten, die ich dem deutschen Volk zu Weihnachten wünsche. Die germanischen. Es ist dann für so viele Wintersonnenwende. Warum haben wir es ganz vergessen? Aber auch da fängt man sich ja wieder an zu erinnern, daß die Druiden in weißen Kleidern mit goldenen, sichelförmigen Messern die Mistelzweige von den Bäumen schnitten.

Werden die, die Wandel schaffen können, diese Anregungen aufnehmen? Agnes Harder

Man sagt uns vom Kunstwart gelegentlich nach, wir wollten alles allein machen. Also: Hier sind sie, die Anregungen für die Öffentlichkeit. Nächstes Jahr werden wir zuwarten, was davon verwirklicht wird. Erst wenn wir sehen: es kommt wieder nichts Gutes, werden wir vielleicht selber auch an diese Arbeit gehn. A

Heimatpflege

Die Kultur des Christbaums

In den letzten Jahren erhebt sich, so oft Weihnachten naht, in einer Reihe deutscher Blätter, die für Kultur Sinn und für ihre Pflege einige Bemühungen übrig haben, regelmäßig eine Debatte über den Christbaum. Ihr Inhalt ist nichts weniger als erfreulich. In der Hauptsache bewegt er sich in Klagen über die Art, wie man den Christbaum heutzutage mit sogenanntem Schmuck zu überladen pflegt, und in Vorschlägen, wie das wohl zu ändern sei. Aber wie es scheint, alles ohne irgendwelchen Erfolg. Denn wenn das nächste Weihnachten in Sicht ist, geht dasselbe Stück von neuem los.

Nun ist nicht zu leugnen, daß die Klagen nur zu berechtigt sind. Wer ein wenig Geschmack und

Digitized by Google

Schönheitsgefühl hat, fällt selbst unwillkürlich in solche Klagen ein. Es ist in der Tat geradezu ungeheuerlich, was man aus der schlichten, herbgrünen Erscheinung unsres Tannenbaums zu Weihnachten macht. Hans von Kahlenberg hat im „Tag“ vom 20. Dezember vorigen Jahres einmal die gröbsten Auswüchse aufzuzählen versucht.* „Was ist aus unserm Tannenbaum in unsern Weihnachtsprunkstuben geworden! Er trägt giftgrüne, zuckerhutblaue, rosa und feuerrote Stearinstiftchen; Blechapparate mit Fangarmen durchbohren seinen harzduftenden Leib. Von oben schüttet man ihm glitzerndes Salz, Asbest, Watte und Wollenflocken auf; dann bespinnt man ihn mit Frauhaar und Lametta; blitzblaue und geflammte Kugeln markieren Raketeneffekte; gläserne Eiszapfen baumeln herunter, dicht neben Rosen und Lilien. Er schaukelt an künstlich eingepfropften, regelmäßigen Zweigen bunte Paradiesvögel, Engelsviertel auf Glimmerstaubwolken, Zeppelinsche Luftschiffe, duftende Riechkissen, Zuckerkantburgen, Zwerge, Ruprechtknechte, heilige Jungfrauen und frisch angestrichene Reichspostbriefkasten ... Er läutet, er klingelt, er spielt Choräle und populäre Weisen, indem sich über seiner Spitze angereihte Püppchen karussellartig drehen; künstliche Vögel wie in Wertheims Wintergarten zwitschern aus seinen Zweigen; er verbreitet Wohlgerüche, erstrahlt in bengalischer Beleuchtung, knistert mit Feuerwerken ... Mich wundert nur, daß wir ihn nicht schon in Aluminium besitzen, um ganz silbern, oder, in Blechvergoldung, um pures Gold zu erscheinen. Er könnte auch noch Flügel haben und mit den Federn klappern. Gestehen wir uns doch: ein Protz, ein gläsernes, blechernes Tingeltangelungetüm ist aus dem traulichen, ernsthaften und schweigsamen Waldbruder geworden.“ Niemand kann behaupten, daß in diesen Worten etwas übertrieben ist. Im Gegenteil, die Dinge liegen stellenweise noch viel schlimmer. Das Kahlenbergsche Verzeichnis zählt noch bei weitem nicht alle Sünden gegen den Christbaum auf. Das ästhetische Entsetzen über seine Verunstaltung ist also in der Tat berechtigt genug.

Dazu gesellt sich ein weiteres. Wer Augen hat, zu sehen, be-

* Wer diese Schilderung für übertrieben hält, der lese das folgende Inserat, bei dem wir nur das Bild und die Firma weglassen.

Grossartige Neuheit!

Weihnachtsbaum, dessen Zweige künstlich von Vogelfedern gemacht sind, **ganz wie ein natürlicher Baum,** unverwüstlich, hält immer, wenigstens 15—20 Jahre. Auf ein Jahr gerechnet, sind die Kosten für einen Baum von 60 cm

nur 10 Pfennig.

Jeder Baum hat: 1 Reflektor, 1 strahlenden Stern, 3 silberhell klingende, harmonisch gestimmte Glocken, 6 schwebende Engel, 3—20 Lichthalter je nach der Grösse des Baumes, 3 Kerzen. Jeder Baum ist fertig montiert wie ein Schirm zusammenlegbar und kann von einem Kinde in fünf Minuten aufgestellt werden. — Sobald die oberen 3 Kerzen angezündet sind, läuft der auf der Spitze befindliche Reflektor rund und lässt 3 silberhelle Glöcklein erklingen und erweckt den Glauben an ein in der Ferne ertönendes Glockengeläute; 6 in Silber erstrahlende Engel umschweben die Spitze des Baumes, als wenn sie gleichsam die Herkunft des Herrn verkünden wollten. — Ich versende einen Baum wie Abbildung, aber ohne Schmuck, mit allen nebenstehenden angegebenen Teilen in einer Länge von 60 cm zu 1,60 M., 80 cm 2,50 M., 100 cm 5 M., 120 cm 8 M., 150 cm 11 M., 180 cm 15 M., 220 cm 28 M. p. Stück. Bäume von 120 cm an liefere mit schön bronziertem Eisenfuss. Zu jedem Baum habe ich passenden Schmuck, bestehend aus Silberperlen, Lamettablumen, Kugeln etc. in Sortiments von 1, 1.50, 3, 5 M. usw. Ein Baum mit einem Sortiment von Schmuck ist fertig und bedarf weiterer Zutaten nicht und ist so schön, dass jeder davon entzückt ist. Der Versand geschieht unter Nachn. und muss Porto u. Verpack. extra bezahlt werden. 1—4 Bäume gehen auf ein Postpaket, so dass es sich empfiehlt, mehrere Bäume auf einmal zu bestell. Garantie: Nehme zurück, wenn nicht gefällt u. sende ich Geld wieder ein. Daher kein Risiko.

Digitized by Google

Welch hohe Lüst, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein!
Wie muß es da wohl klingen,
Da so viel tausend Seraphim
Mit unverdrospnem Mund u. Stimm
Ihr Allelüja singen!

Aus „Allerlei Gärten" (Potsdam, Stiftungsverlag)

RUDOLF SCHÄFER

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

obachtet, daß trotz des Prunkes und der Überlast an oft sinnlosestem Schmuck, trotz seiner Verwendung in gegen früher geradezu unerhörten Größenverhältnissen, der Christbaum von alt und jung lange nicht mehr so beachtet und geliebt wird, wie noch vor mehreren Jahrzehnten. Gewiß, er gehört unerläßlich zu einem ordentlichen Weihnachtsfeste. „Ein Christbaum muß sein!“ Ist er aber da, ist er mit seinem Flitterkram glücklich oder besser unglücklich behängt und entstellt, dann — beachtet man ihn kaum. Anstatt wie früher geradezu Mittelpunkt des Festes zu sein, ist er vielmehr heute nur meist ein Dekorationsstück, das keine geistigen Werte irgendwelcher Art mehr bietet, das man deshalb nur gelegentlich mit ein paar Blicken flüchtig streift und schließlich zu Neujahr gern wieder zur Tür hinaustut.

Auch von der Jugend, den Kindern gilt das schon. Auch für sie hat heute dieser so aufgeputzte Christbaum seine Anziehungskraft mehr oder weniger verloren. Ich selbst habe das dutzendmal sowohl an fremden wie auch an den eignen Kindern beobachtet. Man muß sie oft, wenn er „brennt“, auf sein Leuchten und seine absonderliche Erscheinung geradezu erst aufmerksam machen. Dann ein paar Augenblicke des Anstarrens, und die Aufmerksamkeit ist wieder von ganz andern Dingen viel stärker in Anspruch genommen. Und das geschieht nicht etwa bloß am „heiligen Abend“, bei der Bescherung. Da wäre es immerhin noch erklärlich und entschuldbar genug. Denn auch und erst recht Kinder sind selbstsüchtig. Ihre Geschenke gehn ihnen allem vor. Aber dieselbe rasch eintretende Gleichgültigkeit gegen den Christbaum wiederholt sich ebenso, wenn der Baum an den dem heiligen Abend nachfolgenden Festtagen „angebrannt“ ist. Woraus aber folgt, daß auch schon die Kinder, wie die Erwachsenen, zu dem heutzutage so prunkhaft aufgeputzten Baum kein inneres Verhältnis mehr zu haben scheinen. Auch sie wissen mit seinem ganzen erdrückenden Flitter offenbar nichts Rechtes anzufangen.

Nun wäre es freilich äußerst verkehrt, wenn man annehmen wollte, daß die Ursache dieser inneren Abwendung von diesem „modernen“ Christbaum bei den meisten Menschen verletztes Schönheitsgefühl sei. So weit sind wir im deutschen Vaterlande noch nicht, daß auch nur der größere Teil unsres „besseren“ Bürgertums schon wüßte, was schön und was häßlich ist. Noch geringer ist natürlich ein solches Verständnis in den Kindern ausgebildet. Die wachsende Interesselosigkeit gegen den Christbaum liegt also — bei den meisten wenigstens — durchaus nicht auf ästhetischem Gebiete. Das wird durch eine andre Erfahrung noch besonders bestätigt. Man stößt nämlich fast auf dieselbe Empfindungslosigkeit und Gleichgültigkeit gegen den Weihnachtsbaum auch da, wo die ästhetisch unerträglichen Auswüchse im Christbaumschmuck mehr oder weniger schon beseitigt sind. Wo man also entweder zu der einfachen Schmuckweise unsrer Eltern zurückgegangen ist: Lichter, Pfefferkuchen, vergoldete Nüsse, rotbäckige Äpfel; oder wo man nur noch eine ganz einheitliche Schmückung anwendet: Lichter und Watte, oder Lichter und Asbest, oder Lichter und Lametta, oder dem ähnliche Verbindungen und Beschränkungen. Auch da will sich das alte traubliche Verhältnis, das einst unsre

Digitized by Google

Väter und Mütter und zum Teil wir selbst noch in unsrer Jugend zum Christbaum hatten, nicht recht einstellen. Und also muß die Ursache dieser Erscheinung noch anderswo liegen.

Nach unsrer Meinung liegt sie — auf wirtschaftlichem Gebiete. Die ökonomische Entwicklung, die auf Verhältnisse und Menschen stetig umgestaltend wirkt, hat auch den Charakter des Christbaums und sein Verhältnis zu uns durchaus verschoben.

Als er allgemeiner aufkam, war die Zeit der Öl-, als er sich noch in allen Ehren hielt, die der Petroleumlampe. Einsam und trüb brannte ihr Licht in den Wohnstuben der Familien, in den niedrigen Räumen der Gasthäuser, in den kleinen Läden und Schaufenstern der Verkäufer. Die Winternacht war zu ihrer Zeit noch nicht überwunden, nur eben erst erträglicher gemacht. Dazu kam die Einfachheit aller andern Lebensverhältnisse. Einfach und bescheiden die Ausstattung auch der „gut" bürgerlichen Wohnungen; wenig Schmuck; einfach, wenn überhaupt vorhanden, auch die Ausstattung der Schaufenster der Kaufleute und Handwerker. Wenn damals Weihnachten kam, zog der Christbaum in die Wohnungen der Menschen ein wie ein König des Lichts und des Glanzes. Anstatt der einzigen Petroleumlampe war nun ein ganzer Baum voll Lichter, womöglich gar noch aus edeln duftenden Wachskerzen; Schaumgold und Schaumsilber an Nüssen und Äpfeln, Sterne, Ketten und sonstige Gemächte aus Gold- und Silberpapier, meist eignes Fabrikat und Produkt des „Hausfleißes", erhöhten das Flimmern und den Eindruck der Pracht, die sonst den Wänden dieser Räume fremd war. Flitter war auch damals an und um den Baum, aber einheitlicher, weniger aufdringlich, naturhafter und darum doch geschmackvoller. Er störte auch den ästhetisch Gebildeteren damals nicht, weil die Gesamtwirkung des Christbaums eine durchaus eigenartige und unvergleichliche, im Kreislauf des Jahres und der Dinge nur ihm zukommende war. Das Entscheidende war der Gegensatz zwischen dem strahlenden Licht des Baums und der trüben Beleuchtung sonst. In diesem Kontrast beruhte das Geheimnis der Wirkung des Christbaums auf die Menschen jener Zeit; hieraus erklärte sich der Zauber des Außerordentlichen, Festlichen und Wunderbaren, den er in den Augen aller, hoch und niedrig, damals hatte.

Alle diese Verhältnisse haben sich nun, wie jedes Kind weiß, infolge technischer und ökonomischer Umwälzungen, heute gründlich geändert. Wenigstens das Bürgertum in Deutschland ist im Vergleich zu ehedem sehr viel reicher an äußeren Gütern geworden. Selbst einige oberste Schichten der Arbeiterklasse haben schon ein wenig Teil erhalten an einigem Komfort des Bürgertums. Die Wohnräume sind höher, heller, stattlicher geworden; die alte Einfachheit ist längst aus ihr geflohn. Schmuck und allerlei Pracht ist, ob in Schönheit oder Häßlichkeit, reichlich in den überladenen Zimmern da. Doppelt und dreifach aber gilt das alles von den heutigen Verkaufsläden und den meisten öffentlichen Räumen, in denen sich das Leben der Menschen von heute zu einem großen Teile abspielt, sei es, daß sie als Arbeitende und Angestellte, sei es, daß sie als Besucher, Käufer, Gäste sich darin bewegen. Alle Güter der Welt

Digitized by Google

und die Schmuckarten aller Zeiten und Zonen sind da oft versammelt, gleichgültig, zu welchem Zwecke und mit welchem ästhetischen Wertgehalte. Aber er ist da, alltäglich, allnächtlich da, da auch für die Menschen, die etwa daheim noch immer in engen, öden, schmucklosen Räumen hausen. Zur vollsten Wirkung aber kommt all dieser Reichtum und Glanz erst durch die Entwicklung unsrer Beleuchtungstechnik. Ihr in Wahrheit glänzender Aufstieg ist allen bekannt. Ölfunzel und Petroleumlampe sind überholt von Gaslicht, Gasglühlicht, Auerlicht, elektrischem Licht, Quecksilberlicht, der Nernst-, Siemens- und Aronslampe. In die entferntesten Dörfer schon kam das „neue Licht", in einfache und niedrige Bauern- und Arbeiterstuben. Fabrik- und Werkstatträume sind von ihm schon teilweise geradezu durchflutet. Gast- und Warenhäuser aber lassen es gar in schier ungebändigter Fülle über ihre Waren, Wände und Besucher ergießen, allabendlich alle und alles mit ihrem Glanze überziehn. Die winterliche Nacht, die Nacht überhaupt ist jetzt überwunden; der Mensch lebt, freilich nur erst, was die „Beleuchtung" anlangt, wirklich heute schon in Glanz, Klarheit, Licht und Helle.

Wenn jetzt Weihnachten im Kreislauf des Jahres wiederkehrt, und mit ihm der Christbaum, — so erscheint er nun in jedem Falle als ein ganz armseliger Geselle. Was können seine paar Dutzend Stearin- oder Paraffinkerzen auch ausrichten gegen die Helligkeit der elektrischen und Gaskronen, unter denen sich heute die Familien des Bürgertums wenigstens allabendlich versammeln? Und all der überlieferte Schmuck, mit dem man ihn behängen soll und muß, jetzt, an dem neuen Licht, erscheint er wirklich schon dem Knaben als kindischer und ganz wirkungsloser Flitter. Und nun versteht man sofort, warum er niemanden, weder Erwachsene noch Kinder, mehr in alter Weise anzieht, auf niemanden mehr einen tiefen Eindruck macht: Die frühere Kontrastwirkung seines einstmals so reich erscheinenden Lichtes gegen das träge Halbdunkel von Anno dazumal ist gänzlich verschwunden, ja geradezu in sein unangenehmes Gegenteil verkehrt. Vor der strahlenden Helle, die den Menschen nachtein, nachtaus nun zu Gewohnheit und Bedürfnis geworden ist, ist sein Leuchten nur noch ein ganz schwächlicher Leuchtversuch, ein wirkungsloser Dämmer. Und nun wird auch die ästhetisch abschreckende Entwicklung, die die Schmuckweise des Christbaums in den letzten Jahrzehnten genommen hat, mit einem Schlage erklärt: sie ist nichts anderes als ein unablässiger, freilich stets erfolgloser Versuch, dem Christbaum seine frühere, glänzende, strahlende, einzigartige Bedeutsamkeit zu behaupten. Deshalb überlädt man ihn geradezu mit allerhand sinnlosestem Putz. Deshalb verfällt man auf die absonderlichsten Dinge für ihn; man verleiht ihm Gerüche und Stimmen; man reckt seine Größe; ja in höchsten und reichsten Kreisen vervielfältigt man selbst seine Anzahl. Man will ihn mit Gewalt konkurrenzfähig halten gegen die Beleuchtungspracht und den Reichtum unsrer Tage. Und erreicht doch nur, daß man den armen, edlen, „urwüchsigen Waldsohn" nur um so abstoßender macht, ihn in immer mehr Augen diskreditiert, also daß man, selbst die Kinder mit einbegriffen, innerlich und äußerlich immer weniger mit ihm anzufangen weiß.

Digitized by Google

Wie ist nun etwa dieser Zustand zu ändern? Nach dem bisher Dargelegten ist nur ein Weg möglich, der zur gründlichen Besserung führt. Man muß überhaupt und für alle Zukunft auf jede Konkurrenz des Christbaums mit der modernen Beleuchtungspracht verzichten. In diesem Wettbewerb muß ja der Christbaum immer den Kürzeren ziehn. An Stelle seiner muß vielmehr wieder das Prinzip der Gegensatzwirkung treten. Und zwar nun gegen diese moderne Beleuchtungspracht. Das aber kann natürlich nur in umgekehrter Weise wie früher, der Petroleumlampe gegenüber, geschehn. Nicht durch seine Lichter also, sondern, um es ganz präzis zu sagen, durch seine Schatten muß der Christbaum in Zukunft wieder seine Zauber auf den auch heute noch „zauber"bedürftigen Menschen entfalten. Darum ist die Forderung der Zukunft in bezug auf den Christbaum: weg mit allem und jedem Schmuck. Kein Salz und Asbest mehr, keine Wolle und Watte, kein Lametta und Christkindleinhaar; keine Ketten von Papier, Perlen oder Zuckerkant; kein Glas, kein Konfekt, keine Puppen und Püppchen; nicht einmal mehr die roten Äpfel, braunen Pfefferkuchen und vergoldeten Nüsse der „guten alten Zeit". Auch keine Riesendimensionen des Baumes selber mehr. Jedenfalls darf er nie so groß sein, daß er seine nächste Umgebung oder gar den Raum, in dem er stehn soll, erdrückt und so etwa schiefe, unharmonische Größenverhältnisse in ihm schafft. Eher kann er wirken als ein Pflanzenschmuck, wie man ihn auch sonst im Laufe des Jahres im Zimmer hat, nur eben stattlicher als sonst, beherrschender noch, und eigenartig, dem Charakter des höchsten und eigenartigsten aller unsrer Feste entsprechend. So muß er vor allem schon als ganze Erscheinung schön sein. Daher sollte er womöglich kein einfaches Fichtenbäumchen sein. Das ist zu dünn, zu gerade, zu korrekt gleichmäßig in Ansatz, Verteilung und Richtung der einzelnen Zweige. Sondern eine Doppeltanne oder Doppelfichte, oder gar eine Kiefer mit reichen, buschigen Zweigen. Und nun zwischen dieser unverfälschten Natur nichts weiter als ein bis zwei Dutzend edler echter Wachskerzen, die ja selbst auch ein reines Naturerzeugnis sind. Diese nicht an starken Drähten befestigt, wie man sie bisher gern in den armen Leib des Stammes einbohrte, sondern auf einfachen „Düllen", die man auf die Zweige selber klemmt. Und zwar nicht an deren Spitzen, sondern so tief wie immer möglich in das Gezweig hinein versteckt. Dann drehe man, wenn die Bescherung mit ihren so ganz andersartigen Erregungen vorüber ist, alle Gas- und elektrischen Kronen und Leuchter aus, und lasse darnach aus dem Dunkel der wiedergewordenen Nacht das Licht der zwölf bis zwanzig Wachskerzen am Christbaum erstehn. Wo nicht ganz blasierte Menschen zusammen sind, wird dann der ganze wundersame Zauber des Christbaums von einst wieder lebendig und auf alle, groß und klein, wieder wirksam werden.

Denn nun ist dieser Christbaum wieder eine Erscheinung, die ebenfalls mit keiner sonst vergleichbar ist. Ein Stück reiner Natur grüßt uns inmitten eines Raumes, der ganz Kulturprodukt ist. Die Lichter der Wachskerzen aber mit ihrem stillen rötlichen Leuchten steigern diesen Eindruck der Natur nur noch, indem sie Lichtnester bilden

Digitized by Google

auf dem Hintergrunde der tiefgrünen Schattenmassen der Gezweige. Ruhvolle Feierlichkeit, geisterndes Dämmern geht nun wieder von diesem Christbaum aus, erfüllt den Raum, umspinnt die Menschen und erfüllt sie mit einem Gefühl unsagbar erquicklichen, tiefen Ausruhens. Fast ist es, als ob das „Wunderbare", nach dem alle Menschen sich ja eigentlich so inbrünstig sehnen, als ob das „Schweigen im Walde" selber zu den still feiernden Menschen einzukehren beginne. Alles leere Geschwätz verstummt beim Scheine solchen Christbaums von selber, macht einem schon längst als tot geglaubten Bedürfnis nach dem Gesang der alten lieben Weihnachts- und Volkslieder Platz: und wie immer sie dann gesungen werden, ob vollendet oder mangelhaft, ihr Gesang labt. Die Poesie der Dämmerstunde von einst ist wiedergekehrt. Und sie steigert sich immer mehr, wenn allmählich Licht um Licht am Baum von selber verlöscht. Denn immer tiefer, breiter, wuchtiger werden dann die schwarzen Massen am Baum, geheimnisvoller wird das Dunkel, gigantischer das Durcheinander der starken und zarten, großen und kleinen Schatten der Zweige an der weißen Decke des Wohnraums. Dann scheint das ganze Zimmer wie verwandelt, wie geheiligt, wie erfüllt von allerlei verklärten Gestalten. Schließlich kämpft nur noch ein einziges Licht um sein kleines Leben. In seinen Zuckungen bilden sich immer neue, immer unverständlichere Schattenbewegungen. Weit fort, in immer schweigendere Rätselgefilde gehn unsre leise gewordenen Gedanken. Bis endlich völlige Finsternis kommt, ganz tiefe Einsamkeit um uns wird.

Und das alles hat der eine neue Kontrast getan: des Ungewohnten im Bewohnten, des Naturhaften im Kulturhaften, des Einfachen gegen das Prächtige, des Schattens gegen das Licht. Und dieser Gegensatz ist nunmehr dauernd. Ja, er wird sich noch steigern, und desto tiefere ästhetische und seelische Wirkungen üben, je glänzender sich in Zukunft noch die Entwicklung unsrer Beleuchtungstechnik gestaltet. Denn desto stärker bringt er die Stille der „heiligen" Nacht, von der das Lied singt, zum Ausdruck, desto mehr schafft er in den Menschen das Gefühl tiefen Ausruhens vom Hasten der Zeit. Nun erst und erst so ist der Zauber des Christbaums für immer gefunden. Und niemals wird er wieder zerstörbar sein. Paul Göhre

Zuchthausarbeit*

Gesellschaft

Die Ausdruckskultur, die unser privates und öffentliches Leben durchdringen muß, darf auch nicht vor den Zuchthausmauern Halt machen. Solange die Strafe nicht auf die Vernichtung des Verbrechers ausgeht, so lange muß dem Verbrecher auch Lebensmut erhalten werden, denn den braucht er, um „durchzukommen", zum Teil braucht er geradezu heroischen Mut. Lebensmut aber kann ohne Lebensfreude nicht gedeihen. Denn dem Sträfling ist der freie Verkehr mit der Außenwelt genommen; er ist meist von

* Wir möchten bemerken, daß die folgenden Zeilen nicht von irgendeinem „Ideologen" ausgehn, der vom wirklichen Leben im allgemeinen und von den Zuchthäuslern im besondern aus eigner Erfahrung nicht viel weiß. Ihr Verfasser, Freiherr Leo von Egloffstein, ist nicht nur Jurist, sondern Verwalter des Arbeitshauses zu Rebdorf. K.-L.

Digitized by Google

Freunden verlassen, war in üble Gesellschaft geraten oder niemals in gute gekommen. Wenn solch einem Menschen überhaupt die Einwirkung des Guten erschlossen, wenn bei ihm überhaupt der Versuch der Veredlung unternommen werden kann, so ist dies in seiner Einsamkeit jetzt möglich. Kein Gesetz will und keine Zuchthausordnung darf verhindern, daß dem Strafgefangenen das zugänglich gemacht wird, was heute dem Mann aus dem Volk zur Lebensveredelung geboten wird. In den arbeitsfreien Stunden, bei Zellenbesuchen, bei der Tätigkeit der Gefängnismission (an der sich die Dürerbündler fleißig beteiligen sollten) ist gute Gelegenheit dazu. Auch hier muß den Unterricht und die „Besserungsarbeit" beherrschen, was von moderner Erziehung gefordert wird. Das sind keine „Humanitätsduseleien", es sind Forderungen, welche die Gesellschaft stellen muß zu ihrem eigenen Schutz. Stellt sie sie nicht, so handelt sie einfach töricht, indem sie aus Lust daran, sich am Verbrecher zu rächen, die Versuche verabsäumt, ihn für später nach Möglichkeit unschädlich zu machen. Die Arbeitsräume müssen Lehrwerkstätten werden. Die Arbeit muß die Lust an der Arbeit steigern.

Wir kommen zu einem zweiten wichtigen Punkt: Gegenwärtig noch dient die Arbeit des Zuchthäuslers unter Umständen auch der Produktion des jämmerlichsten Schundes. Sie sollte zu nichts gebraucht werden, was nicht einen wirklichen inneren Wert hat. Ausdruckskultur weise auch der Strafarbeit Weg und Ziel. Ferner: Der Verbrecher sollte durch Arbeit den Schaden wieder gutmachen helfen, den er der Gesellschaft angetan hat. Die Gesellschaft hat ja so viele, viele Schäden auszubessern: der Staat sollte dem Gefangenen den Auftrag und die Gelegenheit geben, für die sozial Geschädigten zu arbeiten. Zuchthausarbeit sollte nicht zum Geschäftemachen in den Dienst von Geschäftsmännern, sie sollte ausschließlich in den Dienst des Gemeinnützigen gestellt werden. Die praktischen Schwierigkeiten, um Gefängnisarbeit zum Beispiel der öffentlichen Armen- und Wohlfahrtspflege dienstbar zu machen, sind gering. Der Gefängnisarbeit fehlt bekanntlich günstiger Absatz, und wer könnte die wohlfeilsten aller Arbeitskräfte besser brauchen als unsre Wohlfahrtseinrichtungen? Die Zentralstelle für Volkswohlfahrt wäre vortrefflich geeignet, Angebot und Nachfrage zu vermitteln.

Wenn dies geschehen, wird in den Strafanstalten die Arbeit erst zum Segen werden.

Leo von Egloffstein

Abraham a Sancta Clara

ist nun auch schon zweihundert Jahre tot. Trotzdem lebt er immer noch in solchem Maße, daß man ihm Reden, Artikel, Bücher widmet — obgleich sein Wort doch ungleich mehr vom Munde zum Ohre ging, als von der Feder ins Auge, und obgleich in seiner schriftlichen Hinterlassenschaft nur sehr wenige Bescheid wissen. Die meisten lachen schon über die Titel — „Gack, Gack, Gack a Ga", „Huy und Pfuy der Welt", „Geistlicher Kramerladen" usw. — der seine Predigten so nannte, den soll man ernst nehmen? Heute sieht ein Hofprediger freilich nicht so aus. Aber anderseits: Heute, wo man allmählich anfängt, auch den General Booth mit seinen Heilsarmee-Pauken und -Posaunen zu verstehen, sollte man's eigent-

Digitized by Google

lich doch können. Der schwäbische Bauernsohn, der kaiserlicher Hofprediger zu Wien geworden, war halt vor allem Praktiker, er kannte seine Leute, ihm heiligte der gute Zweck das nicht schlechte, aber derbe Mittel, er brachte sie, ging's wie's konnte, zum Zuhören, dann aber pfiff er ihnen die Wahrheit, daß sie, soweit menschenmöglich, nach dieser seiner guten Pfeife tanzten. Wer meint, das Aufpfeifen sei dann jedenfalls nur in der Hanswurstweis geschehn, der würde sich irren. Liest man in den Predigten, gewinnt man sofort den Eindruck einer weit überragenden Persönlichkeit, die mit klar bewußtem pädagogischen Willen und Erkennen ihre Hörer lenkt, und zwar einer, vor der man, wie schon Schiller an Goethe schrieb, „Respekt bekommen muß". Nicht nur wegen ihrer ganz augenscheinlichen sittlichen Kräfte. Abraham war auch eine ästhetische Kraft hohen Rangs. Ein Mann, der nicht den Worten nachjagte, sondern dem die Worte aus allen Winkeln der Erscheinung hervorwuchsen, weil sich seiner Phantasie alles aus der überlieferten einen Bild-Ansicht schnellstens zu etwas Ganzem, Vollem, Lebendigem rundete. Er war ein Veranschaulicher, ein Verkörperer wie selten einer, und wer nicht bloß mit Reflexionen zum Verstand, sondern mit seinem sozusagen klompeten Ich zum ganzen Menschentum in seinen Hörern reden will, dem kann er noch heute die Zunge lösen helfen. In einer Zeit der Sprach-Verschniegelung und der Perücken-Rhetorik nahm auch die Form seiner Sprache immer wieder Kraft aus dem Boden. Wie seine Gedanken festbeinig gesund im Irdischen standen, so hoch sie sich in seinen Himmel reckten.

Die Dienstbotenfrage
(Schluß)

Mann und Weib

Ein harmonisches Hauswesen beweist die Lebenskunst seiner Herrin. Man bildet zur schönen Kunst, um das Auge zu erfreuen, zur Tonkunst, um dem Ohr Offenbarungen zuzuführen, und preist solche Talente, obgleich man schließlich ohne beide leben könnte. Lebenskunst aber, die alle Talente und Techniken einbegreifen kann, die eigenes und Familienleben gestaltet, sie wiegt in der Anschauung der Menschen so leicht, daß sie glauben, die Elemente dazu wären entbehrlich. Daher wird das Leben dann bei so wenigen ein vollendetes Kunstwerk, ein Kunstwerk, das schon in seinem Vorhandensein bildend auf jeden wirkt, der sich ihm naht.

Solches Lebenskunstwerk ist für unsre Häuser durch die Frauen aller Schichten anzustreben.

Die Töchter sollten, ehe sie einen Beruf ergreifen, die Bildungsgelegenheiten ausnutzen, durch die sich ihnen die wirklichen Fäden des praktischen Lebens enthüllen, in denen sie durch Anschauung und Erfahrung sie kennen und halten lernen. Zu jeder Kunst ist eine Technik und körperliche Geschicklichkeit nötig, ein ausgebildetes Gefühl für Raum und Maß, Zeit und Mittel. Das Genie hat das vielleicht von Natur, wird sich aber, will es etwas Sicheres erreichen, zur Nachprüfung bewogen fühlen. Dem Durchschnitt ist ein ernstes Studium geboten, und es wird von der Einschätzung verlangt.

Wir hoffen, daß es uns gelingen wird, auch mit unsern hauswirtschaftlichen und Frauen-Schulen die Frau der Selbständigkeit zuzuführen, daß Unabhängigkeit von fremder Hilfe das Ergebnis einer Erziehung sein wird, welche auf Größeres hoffen läßt. Daß wir die

Digitized by Google

erste „Selbständigkeit“ erreichen, wie es das Wort so schön ausdrückt: das Stehen auf eignen Füßen, die Emanzipation, welche auf jeden Fall die Frau vor einem höheren Aufstieg braucht.

Jean Paul sagte schon zu seiner Zeit: „Das Mädchen treibe statt der träumerischen, einseitigen Dreifingerarbeit die vielseitigen Geschäfte des Hauswesens, welche das Träumen und Selbstverlieren jede Minute durch neue Aufgaben und Fragen aufhalten, in den ersten Jahren von der Kochkunst an bis zur Gärtnerei, in den späteren von der Statthalterschaft über die Bedienten bis zur Rechenkammer des Hauses. Was der Minister im kleinen Staate... dies ist eine Frau in ihrem noch kleineren... nämlich der Minister aller Departements auf einmal.“

Die pädogogische Einsicht unsrer Zeit will der jungen Hausfrau aber nicht zumuten, daß sie ihrer Hilfe, dem Dienstboten im Hause, die Elemente der Hauswirtschaft im Abc beibringen soll. Die Zeiten behaglichen Nebeneinanderarbeitens sind den übrigen Pflichten moderner Frauenarbeit nicht mehr abzugewinnen, sie sollen es auch gar nicht mehr in alter Weise. Eine neue Dienstbotenära kann sich auf der Achtung der Herrschaft aufbauen, die sie vor dem eigenen Schaffen des Dienstmädchens hat, wenn es eine gewisse Schulung mit in den Dienst bringt. Das Freiheitsgefühl, das der erfolgreichen Bewegung der Flügel des Vogels gleichkommt, die Befreiung von eigener Unbehilflichkeit, das sollte man stärken, wenn die Bahn bezeichnet ist, die der Flug zu nehmen hat.

Die Dienstbotenerziehung dazu ist nur mit dem obligatorischen Haushaltungsunterricht zu lösen. Fortbildungsunterricht, solange er nicht obligatorisch ist, wird mehr oder weniger zufällig sein.

Es handelt sich beim hauswirtschaftlichen Unterricht um ein Erziehungsmittel, das mit keiner andern Disziplin des Schulwesens an Wirksamkeit und Wirklichkeit zu vergleichen ist. Gutes Dienstpersonal soll nicht nur in seinen Leistungen befriedigen, es soll die moralischen Eigenschaften vermehren, die das Leben der Menschen untereinander zu einer Freude und nicht zum Ausgangspunkt unzähliger Unannehmlichkeiten und schlechter Erfahrungen macht. Wie für die wissenschaftliche Schulung der Lehrstoff zusammengetragen und gegliedert wird, so geschieht dies auch jetzt für die praktischen Fächer, dann aber ist man im hauswirtschaftlichen Unterricht bei weitem besser gestellt, indem er sich mit vielem, was schon durch das Leben bekannt ist, verbinden und dadurch bei den Lernenden eine tätige, rege Teilnahme am Unterricht zeitigen kann, die vom Anfang an das Glücksgefühl des „Verstehens“ gibt.

Selbsttätigkeit und Selbständigkeit können sich unter dauerndem Kommando nicht entwickeln. Wir wollen nie vergessen, daß der innere Trieb, das angeregte Interesse für die Arbeit Eigenart und Erfolg bringen können. Je mehr es gelingt, eine Netzmasche des Verständnisses an die andere zu knüpfen, je mehr wird das Tätigkeitsfeld der Sinne, des Verstandes und der Glieder erweitert, ohne die Kraft zu überlasten. Die ungelernte Arbeit war Pfuscharbeit, weil sie gelegentlich das Ding beim falschen Ende anfing, mit unzureichender Zeit; am falschen Platz mit ungeeigneten Mitteln und häufig auch zu unrichtigem Zeitpunkt.

Digitized by Google

Aber das Demoralisierende dieses Beginnens waren sich die wenigsten klar, denn sonst könnte die Unordnung, die beinahe ein großer Volksfehler ist, nicht solche Fortschritte gemacht haben. Es ist eine gegebene Aufgabe des hauswirtschaftlichen Volksunterrichts, durch Gewöhnung und Konsequenz im kleinsten jenen großen Fehler zu bekämpfen, der durch alle Schichten geht: die Unordnung, der Anfang so vielen Unglücks.

Die nun seit 25 Jahren sich entwickelnde Methode im Haushaltungsunterricht stellt die Schülerin dauernd vor kleine Entscheidungen, sie bildet sich ein Urteil durch Vergleich mit der Tätigkeit andrer, kurz, sie verläßt sich auf ihre eignen Wahrnehmungen und kommt dadurch nach und nach zur Wahrheit und Festigkeit in sich. Trotzdem sie ruhig ihren Arbeitsplan verfolgt, fordert das Arbeiten mit andern die Rücksichtsnotwendigkeit, der man auch im Hause nicht entraten kann. Der sanfte Zwang der Disziplin der hauswirtschaftlichen Schule, der auf Beiordnung, Unterordnung, Gefälligkeit und Zuvorkommenheit hält, muß eine ersprießliche Wirkung vor der Dienstzeit ausüben.

Ein sehr eingebürgertes Übel ist körperliche Faulheit. Der Fleiß in der Lernschule setzt noch nicht den Fleiß und die Ausdauer der Gliederbewegung voraus, die schnelle zweckmäßige Tätigkeit, welche notwendig ist, um in gegebener Zeit eine Arbeit aufweisen zu können.

Da das Ergebnis der Tätigkeit dem Lob und dem Tadel der Kritik ausgesetzt ist, und auch die Art und Weise des Arbeitsweges dabei berücksichtigt zu werden pflegt, ist das Ehrgefühl und der Wille angeregt und schafft wirkliche Freude zur Arbeit. Diese Freude muß mit in den Beruf gebracht und dort wach erhalten werden. Eine ebenfalls geschulte Hausfrau, welche von gleichen Grundsätzen ausgeht, wird diese Freude durch volle Gerechtigkeit vergrößern und auch das Werdende richtig beurteilen und beloben können. Fertigkeit kann man nur durch intensive Übung erlangen. Diese ist durch die hauswirtschaftliche Schule allein nicht zu beschaffen, es sei denn durch Fachschulen oder mit markanteren Betrieben verbundenen Beschäftigungsschulen von langer Dauer. Ein großer Fehler ist durchschnittlich die Weichlichkeit, die geringe Widerstandskraft der Anfängerin Anstrengungen und Unbehagen gegenüber, da gewöhnlich Haus und Lernschule in dieser Beziehung nichts gefordert haben. Hitze, Kälte, schwierige Muskelarbeit, Verletzungen müssen ertragen werden. — Die Uhr, welche das Zeitgefühl durch den ganzen Unterricht ausbildet, braucht und kann nirgends so mitwirken, wie in der Haushaltungsstunde. Wieviel wird über Unpünktlichkeit der Dienstboten geklagt, bis jetzt aber bildet nur das Heer die Männer zur Pünktlichkeit aus. Sparsamkeit mit der Zeit bedeutet „Geld“. Wenn aber das Thema „time is money“ auch in noch so vielen Aufsatzstunden abgehandelt wurde, niemals wurde dies so zur Überzeugung gebracht, wie in unserm Unterricht, wo Ersparnisse von Minuten und Pfennigen, wo Bruchteile von Werten leicht zu Vermögen multipliziert werden können. Wer brachte bis jetzt unsern Dienstmädchen diese notwendigste Klarheit zum Bewußtsein? Höchstens ein Zufall. Die

Digitized by Google

Ehrlichkeit, die man fordert, ist häufig durch Unkenntnis und Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl unterbunden. Nicht allein ist Diebstahl unehrlich, auch wenn fremdes Eigentum dem Verderben ausgesetzt wird oder durch Unordnung verkommt, dürfte das der Unehrlichkeit gleichkommen. Wieviel Kartoffeln verschwinden mit den Schalen? wieviel Kohlen mit der Asche, wieviel wertvolle Bratenknochen im Müll, und wieviel verdorbene Speisen im Abfall!

Die Predigt bei gelegentlicher Entdeckung hat wenig Zweck, weil in diesen Dingen nur durch positives „Wissen" ein feineres „Gewissen" geweckt werden kann, vor dem auch keine Ausrede standhält. Das Wissen kann aber in der Haushaltungsschule eng verbunden mit Können sein, denn man kann sich von der Wirklichkeit der Dinge selbst überzeugen und von dem, was mit ihnen unter dem Gesetz, das die Welt regiert, vorging. Wann sind je diese Gesetze im Haushalt aufgenommen und verarbeitet worden? Und täglich angewendet? Und doch gibt ihr Walten eine Berührung mit einer höheren Welt, mit der göttlichen Ordnung, die wir verstehen lernen sollen, im Geringen und Kleinen, um mit heiliger Ehrfurcht erfüllt zu werden für das Höchste. Wir lehren die Natur verstehen mit ihren Werdeprozessen, wie sie sich uns in Pflanzen und Tieren, im Menschen und in den Umwandlungsgesetzen zeigt, wir lehren sie verstehen und bewundern und daraus nicht nur Freuden schöpfen, sondern auch die Richtlinien folgern für die Gesetze der Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit.

Der Stoff der Hauswirtschaft schließt ja alles ein, was Natur und Kultur uns gebracht und woran die Frau fortarbeiten muß. Die Arbeit im Haus, die die Herrin versteht und die Dienerin tut, baut Brücken von Herz zu Herzen. Diese sind zur Gestaltung eines neuen Dienstbotenstandes besonders notwendig. Wir leben in einer Zeit, in der die Menschen künstlich auseinandergerissen werden. Wo früher Vertrauen Herrin und Dienerin jahrzehntelang verband, stehen heute Gesetzesparagraphen, Verträge und Kontrakte mit ihren kalten Forderungen. Wir haben diese in Verbindung zu bringen mit einem höheren menschlichen Empfinden, mit der Achtung, die gegenseitig erblüht bei Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Wertschätzung.

Die Hausfrauen, denen das Volksmädchen als Dienstbote anvertraut wird, sollten bedenken, daß wir nicht vom Brote allein leben. Nicht Gelderwerb — und wäre er noch so hoch — kann einen treuen und strebsamen Dienstboten belohnen, das kann nur warme, aufrichtige Menschenliebe und innerliches Verstehen. Das Verstehen aber bahnt die allgemeine hauswirtschaftliche Bildung an.

Hedwig Heyl

Bildung und Schule

Gegen den Phantasiemord durch Spielzeug

nur zwei Worte heut vor dem Fest — denn wir können ja nicht immer aufs neue schon Gesagtes wiederholen —, aber Worte der herzlichsten Bitte um unsre Jugend, und Worte, deren Richtigkeit jeder bestätigt, der sich mit diesen Dingen nur einmal denkend, erfahrend beschäftigt hat. Jedes natürliche Spiel ist Übung von Kräften, die sich üben wollen, je mehr es fertig gibt, je weniger regt es sie an, je weniger also

Digitized by Google

taugt es. Aber freilich: je mehr es fertig gibt, je schneller befriedigt es auch, weil die Befriedigung dann so leicht ist — und hierbei liegt die Gefahr. Die Kinder jubeln vor Vergnügen über die lebensgroße Puppe mit beweglichen Augen, „echtem Haar“ und womöglich noch einem Sprechapparat im Leibe — jubeln darüber am ersten Tag, auch wenn am zweiten die nun satt gefütterte und dadurch faul gemachte Phantasie mit dem Ding nichts mehr anzufangen weiß. Eltern, Onkel, Tanten und gute Nachbarn wollen aber beim Schenken selber als Lohn ihres Schenkens einen möglichst großen „Effekt“, also kaufen sie, was am meisten sofort gefällt. Unsre Industrie nützt das natürlich aus; alle Spielwarenschaufenster sind überladen mit dem immer „natürlicheren“, immer „prachtvolleren“ Kram, der der eigentlichen Bedeutung des Spiels, des Übens der Kräfte geradezu spottet, die Untugenden des Protzenbewußtseins („ich habe das Feinste“) schon in Kindern weckt und die Phantasie verkümmern läßt.

Zum Religionsunterricht

In einer Zeit wie der unsrigen, in der die getrennten Bekenntnisse langsam eine neue von ihnen unabhängige Moral, ein neues Leben- und Weltanschauen überwächst, wird der Religionsunterricht — soweit er nicht ein ängstlicher, krampfhafter Seelendrill ist, sondern auf einem Gefühl für den Einklang mit der Epoche beruht — mehr und mehr geschichtlich werden. Vollends in dogmatisch unbefangenen Familien wird man Wert darauf legen, der heranwachsenden Generation das religiöse Phänomen als geschichtliche Tatsache und ohne die angemaßte Suprematie seiner irdischen Verwalter verständlich zu machen. Einer der wichtigsten Grundsätze solchen Unterrichtes müßte sein: das religiöse Phänomen nicht nur in der einen Form kennen zu lehren, die es auf Grund der geschichtlichen Zusammenhänge in unserer Kultur annahm, sondern am Beispiel mehrerer Religionen sein Wesen darzutun. Insbesondere würde auch der primitive Glaube ursprünglicher Völker; dann zum näheren Verständnis heutigen Religionswesens die deutsche Götter- und Dämonensage, über die sich das Christentum, nicht überall den Grund bedeckend, hingelagert hat, beizuziehen sein. Ein Handbuch, das den Stoff zu solchem Unterricht zusammenstellte und ordnete, fehlt meines Wissens. Und wäre heute gewiß ein Bedürfnis. Ganz abgesehen von den Eltern, die es zu Gesprächen mit ihren Kindern brauchen würden: wir haben in Deutschland eine ganze Reihe freireligiöser Gemeinden (wie zum Beispiel in München) mit dem Recht ausschließlichen Religionsunterrichtes, die als breite Interessentengruppen in Frage kämen. — Die „Religionslehre für die Jugend“ (Fritz Eckardt Verlag, Leipzig) von Eugen Heinrich Schmitt, dem Verfasser eines sehr wertvollen Werkes über „Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen“ (Jena, Eugen Diederichs) und einer umfassenden Arbeit über „Die Gnosis“ (ebenda) mag dem Lehrer eines heutigen Religionsunterrichtes immerhin empfohlen werden. Wenn auch vielleicht nur, damit er den Stoff auch von dieser Seite bedenke und den innerlichen Gehalt der Legende auffinde. Vielleicht auch, damit er kritisch werde. Jedenfalls nicht, daß er unmittelbar so lehre, wie hier die Geschichte Jesu gefaßt ist.

Digitized by Google

Hier sind die Wunder ausgestrichen, und stets ist ein real Mögliches an ihre Stelle gesetzt — insofern nicht bloß rationalistisch, als dabei das äußere Wunder der Legende zum inneren rein seelischen Erlebnis gemacht wird. Aber die dichterische Kraft der Evangelien ist gebrochen, aus etwas Poetischem, Anschaulichem ist etwas Didaktisches geworden. Die Religion (Erkenntnis Feuerbachs) nimmt aber das Bild für die Sache; und es hat mit Religion nichts mehr zu tun, wenn man das Bild ausstreicht. Wozu dann Christus und die Evangelien! Wie einprägsam ist die Versuchung durch den Satan, wie blaß ein Spielen mit den bloßen Gedanken — so bei Schmitt. Ja, wie ist selbst der geistige Gehalt im Bilde deutlicher als im abstrakten Gedanken! — In diesem Zusammenhange sei eines im Prinzip sehr dankenswerten Unternehmens gedacht, das der Insel-Verlag veranstaltete: die Bibel, ausgewählt. Die Ausführung durch Alfred und Paul Grotjahn scheint mir indessen nicht sehr glücklich. So fehlt zum Beispiel die Verstoßung der Hagar und des Ismael durch Abraham, wodurch das abgedruckte Opfer Abrahams seinen dichterischen Grund verliert. Im „Neuen Testament" fehlt die Versuchung, in der sich Christi ganzer Weg entscheidet. Und anderes.

Wilhelm von Scholz

Weihnachtliches

Seltsame Menschen! Glaubt ihr darum an einen Gott des Erbarmens, damit ihr alle Milde und alles Mitleid ihm allein anheimgeben könnt? Hofft ihr nur darum auf ein Reich des Trostes und der Gnade, damit ihr jedes verlangende Sehnen und jede weinende Bitte dahin verweisen könnt? Warum vermögt ihr nicht milde zu sein einer gegen den andern und Herz zu fassen eines zu dem andern, warum nicht? Haß, so groß und gewaltig er sein mag, zeigt ihr offen, — Liebe, so klein und gering sie sein mag, verbergt ihr scheu! Oh, wie ihr euch doch wehe tun mögt, seltsame Menschen!

Ludwig Anzengruber

Unsre Bilder und Noten

Wer nach dem abgelegenen Kolmar kommt, etwa um sich Grünewalds zu erfreuen, in dessen Zauberreich man eigentlich nur hier recht eintreten kann, der kann dort auch noch an einen andern Großen der alten deutschen Malerei so nahe heran wie kaum anderswo. Denn im Münster Sankt Martin wird Martin Schongauers berühmtestes und bestbeglaubigtes Malwerk, sein Jugendwerk „Die Madonna im Rosenhag" aufbewahrt. Es ist sehr schade, daß wir's unsern Lesern nicht farbig zeigen können, aber ein schlechter Farbendruck hätte hier mehr gefälscht, als wiedergegeben, und sogar ein guter wäre bei der notwendigen starken Verkleinerung eine gewagte Sache gewesen, sogar wenn uns die Kirche das Original, woran ja gar nicht zu denken, auf einen Monat hätte leihen können. So müssen die Leser vor unserm Zweiplattendruck die Phantasie erproben. Rot also ist das Untergewand, tief rot der Mantel der Maria, die hier im grünen Rosenhag das

Digitized by Google

Kindlein hält, über dessen rechtes Ärmchen ihr Blondhaar fällt, während allerhand Heimatsvögel, mit größter Liebe naturtreu gemalt, bunt durch die Zweige zwitschern und zwei Engel die Krone tragen. Der Hintergrund ist Gold. Rechts und links oben, wo das Bild jetzt beschnitten ist, segnete einst Gott Vater und schwebte die Taube des heiligen Geistes. — Schongauer ist herb, wie sein Meister Rogier. Und vier und ein viertel Jahrhundert liegen zwischen der Entstehung des Werkes und uns. Es ist viel wegzuräumen, ehe man zu seiner Schönheit dringen kann. Ich glaube, am schnellsten gelingt das dem Menschen von heut — von dem „Rosenhage" aus, von diesem umrankten Spalier, wo im Gezweig sich die Vögel tummeln. Das ist von jenen alten Meistern her immer ähnlich so geblieben in der deutschen Kunst bis zu Ludwig Richter und den noch Jüngeren — aber schöner als hier bei Schongauer ist es nie empfunden und nie gemalt worden. Betrachten wir's recht aus der Nähe und mit guter Gemächlichkeit, so haben wir gemeinsamen Boden in der Naturfreude von damals wie von heute. Einmal in Sympathie gestimmt, werden wir auch die seelische Schönheit der körperlich unschönen Muttergottes-Frau empfinden, wenn wir nur nicht nach „Schönem" im landläufigen oder im italienischen Sinne suchen. Ich erinnere wieder an ganz Modernes: an den tiefen Seelenausdruck, den ein Uhde, ja, den mit noch entschiedener Abweisung alles bloß Hübschen eine Käthe Kollwitz in „häßliche" Gesichter legt. Das baut uns heute eine Brücke, wenngleich sehr zu bezweifeln ist, ob den Zeitgenossen Schongauers die Frauen vom Typ seiner Madonna nicht gerade als schön erschienen. Das Christkindgesicht verstehen wir schneller. Im ganzen Bilde lebt auch noch die Gotik, nicht nur in den überschlanken Fingern, auch in dem prachtvollen Aufbau der Hauptgestalt, bei der man sich immer das tiefe Rot vergegenwärtigen muß, das vom Golde und von dem edelsteinartigen Bunt der Vögel umgeben wird. Die thronende Himmelskönigin ganz nah beisammen mit der Rosen- und Vogelfreude des Irdischen — erobert man sich mit dem Gefühl diesen Gehalt des Werkes, so ist das, als hätte man aus alten Steinsärgen Samen geholt, und er keimt.

Bleiben wir jetzt zum Weihnachtsfest bei deutschen Madonnenbildern, auch wenn wir wieder in die Gegenwart zurückkehren! Daß wir mit Hans Thoma beginnen, wäre im Thoma-Jahr ohne weiteres billig, auch wenn seine „Ruhe auf der Flucht" nicht eines der schönsten Bilder der ganzen Gattung wäre. Es ist lange nicht so viel durchführende Arbeit darin, wie in jenem alten Meisterwerk (man vergleiche zum Beispiel die Hände), lange nicht dieses ehrfurchtsvolle Verweilen der Zeichnung, das vielleicht von allen Neuen ähnlich jenen Alten nur Leibl ausgebildet hat — keiner weiß das besser, als sicherlich Thoma selbst.

Digitized by Google

Es ist hier ein Wirken auf andre Ziele hin mit andern Mitteln. Im Vergleich mit dem Alten ist bei dem Neuen ein Komponieren mit Licht und Schatten in einer Art, die damals noch nicht bekannt war. Dazu im „wirkenden Licht" des Mondes eine Landschaftsstimmung; von „Landschaftsstimmung" können wir bei Schongauer noch nicht sprechen. Und doch etwas unverkennbar Gemeinsames: in der Verbindung von Gefühlsinnigkeit und bewußtem oder unbewußtem Streben nach Monumentalität.

Bei Wilhelm Steinhausen dagegen ist die „Rast auf der Flucht" ganz als Idylle aufgefaßt. Deutsche Menschen im tiefsten Träumerfrieden deutscher Landschaft. Die Engel singen nicht in der Luft und spielen nicht sichtbar mit, wie bei Cranach, sie singen wie die Lerche in Uhlands Gedicht in der Menschenbrust — das äußere Auge braucht sie nicht zu sehn. Das Kind wie bei Thoma eben ein Menschenkind. In der Landschaft Sommertag. Alles liebliche deutsche Heimatidylle.

Fritz Kunz hat in dem Blatte, das wir dem Fritz Heyderschen Abreiß-Kalender „Kunst und Leben" entnehmen, das Thema der „Stillen Nacht, heiligen Nacht" mit andern technischen Gedanken behandelt. Die Zwischentöne zwischen Schwarz und Weiß fehlen auch in der Form von Schraffierungen, das Bild mutet dem Nichtkenner in seiner Technik wie eine Nacheiferung nach alten Holzschneidern an. Die Zeichnerstrenge hat das freundliche Leben des Gehalts gar nicht beeinträchtigt, eher gibt sie ihm Kraft. In seiner Kompositionsschönheit würde ein Bild solcher Art erst beim Einordnen etwa in ein architektonisches Ganze recht zur Geltung kommen.

Ganz Idylliker ist Rudolf Schäfer, vielleicht sogar noch mehr denn Ludwig Richter, zu dessen Nachfolgern er in manchem unzweifelhaft gehört. Es macht uns Freude, auf zwei seiner schönen und dabei sehr preiswerten Mappen von Federzeichnungen heut durch zwei Nachbildungen hinweisen zu können, auf „Allerlei Lichter" und „Allerlei Gärten", die beide vom Stiftungsverlage zu Potsdam, zu 1¼ Mark das Stück, herausgegeben sind: denn wir halten sie recht für berufen, die Freude an gediegener Zeichenkunst in christlichen Häusern zu verbreiten. Von Schäfers Kunst gesprochen und andre Proben von ihr gezeigt haben wir ja schon früher (Kw. XX, 12). Das Kerzenbild „Das ewige Licht" wie das Bild des alten Mütterchens, das von „Christi Garten" träumt, bedeuten Volkskunst im allerbesten Sinne.

Im Text finden die Leser noch ein Bildchen von Pocci, das Christkind im Walde. Wie bescheiden der darstellerische Aufwand, und wie herzlich die Wirkung! Wir möchten damit wieder einmal an den zeichnenden Grafen erinnern, für den das Verständnis ja allmählich wiedergekommen ist. Und so auf das bei Georg Müller in München

Digitized by Google

erschienene Buch von A. Dreyer, „Franz Pocci“ aufmerksam machen, das viele freundliche Gaben solcher Art enthält.

Unser Bildnis Anzengrubers ist so gut wie unbekannt und technisch nicht gut — aber es scheint uns viel charakteristischer, als irgendein andres der Anzengruberschen Bildnisse. Wir verdanken es der Güte seines Sohnes.

Die vier Ansichten der vielumstrittenen Berliner Flora-Büste begleiten den heutigen Rundschauaufsatz wohl unsres besten Lionardo-Kenners, des Geheimrats W. von Seidlitz, über „Lionardo als Bildhauer“. A

Noch einmal Weihnachtsmusik! Aber diesmal nichts Altes, nichts Volkstümliches, sondern ein Kunstlied. Es gibt deren nämlich nicht allzuviel. In der wertvollen Tonlyrik der neueren Zeit ist die Weihnachtsstimmung ziemlich spärlich vertreten. Man überläßt das den Halbdilettanten und Geschäftskomponisten. Sehr mit Unrecht. Das Lied, das wir heute nach dem Gedicht von Ada Christen zur ersten Veröffentlichung bringen, ist von Friedrich Mayer, dem Wiener Komponisten, auf dessen überraschendes Talent der Kunstwart erst zu Beginn dieses Jahrgangs hinwies. Den Stimmungshintergrund gibt der alte Choral „O du selige“, etwa in der Terzentechnik Hugo Wolfs behandelt, charakteristisch durch die fast feminine Reizsamkeit der Harmonie, die hier im vollen Sinne als ein Ausdrucksmittel dient. Mit sprechender Melodik setzt die Singstimme ein. Beim Eintritt des A-Dur übernimmt das Klavier die Führung und webt unter weichen Mixturwirkungen das Hauptmotiv weiter. Bei der Wendung nach as scheint die Musik immer mehr in sich selbst zu versinken (man achte auf die rhythmischen Verschiebungen in den Takten von der zweiten zur dritten Seite) und in bezwingender Innigkeit blüht dann der Gesang „Grüßt auch dich mit Märchenaugen“ auf. Ein süß träumendes Nachspiel spinnt diese Empfindung fort, bis der leise wiederklingende Choral zum äußeren Abschluß führt. — Die erübrigende Seite sei benutzt, um eine andere lyrische Probe desselben Komponisten aus seinen in der „Hausmusik“ erschienenen Liedern mitzuteilen. In noch höherem Maße ist es hier die Wahrheit, Wärme und Innigkeit des Ausdrucks, die mit verhaltener Leidenschaftlichkeit emporbrängende Steigerung ins Piano, die den Hörer in Bann schlägt und jedes Lied zu einem kleinen Nervenrausch macht. Ich kenne kaum einen zweiten unter den heutigen Lyrikern, die den Ablauf der psychischen Empfindungsreihen eines Gedichtes in Tönen so intuitiv und treffend abspiegeln wie dieser. B

An unsre Leser

zu Weihnachten an dieser Stelle ein kurzes Wort zu richten, ist Brauch, so lange der Kunstwart besteht. Anfangs war dieses Wort meist eine Bitte, uns zu Gesinnungsverwandten zu helfen, die Freunde

Digitized by Google

werden konnten, allmählich ward es ein Dank für solche Hilfe, und ein Dank ist es nun lange schon Jahr für Jahr. Ein Dank darf es auch heute sein. Das Durchführen unsrer neuen Pläne ist nun so fest gesichert, wie nur gesichert sein kann, was eben von Menschenkraft abhängt. Kunstwart, Kunstwart-Unternehmungen und Dürerbund hätten nie ihre gegenwärtige Bedeutung für unsre deutsche Kultur erreicht ohne die Beständigkeit in der Hilfe der Unsrigen. Die wäre nicht möglich gewesen, wenn ihr Vertrauen in uns je gewankt hätte. Für dieses Vertrauen möchten wir den Lesern heute noch einmal besonders danken. Was hat man uns in all den Jahren vorgeworfen, um was alles hat man uns bespöttelt, wegen wessen alles hat man uns verdächtigt! Uns hat das nie beirren können, weil es die Leser nie beirrt hat: die hielten zu uns, als ständen sie mit uns ganz körperhaft Hand in Hand. Unsre Schuld dafür tragen wir dadurch ab, daß wir arbeiten. Daß wir's nicht umsonst tun, daß wir gewirkt haben und wirken, macht uns beim Rückblick dieser Arbeit froh. Und das macht uns froh bei dem Blick in die Zukunft: wir sehen nun auch eine Jugend zu uns treten, die arbeiten will und arbeiten kann, die uns hilft und die einst an unsrer Stelle ehrlich der Zeit und ehrlich unserm Volke dienen wird. —

Allen um uns fröhliche Weihnacht und das neue Jahr unterm Segen der Freudigkeit!

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende für Musik: Dr. Richard Batka in Wien III; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien III, Arenbergring 16 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

HANS THOMA

KW

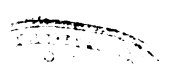
Digitized by Google

LIBRARY
OF TH

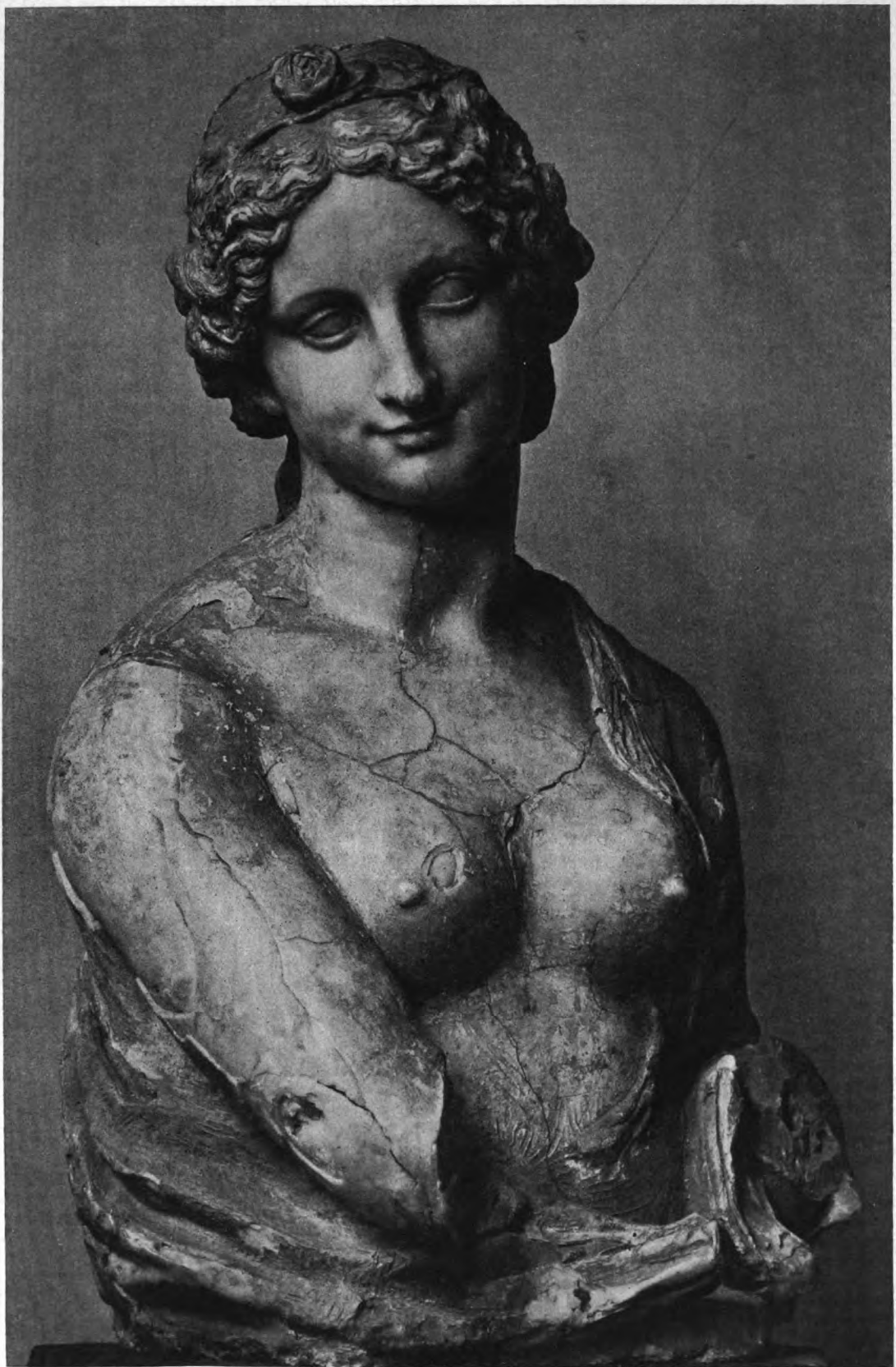
Digitized by Google

WILHELM STEINHAUSEN

Digitized by Google



Google



DIE UMSTRITTENE FLORABÜSTE

KW
LIBRARY OF THE
Digitized by Google

DIE UMSTRITTENE FLORABÜSTE

KW

DIE UMSTRITTENE FLORABÜSTE

KW

DIE UMSTRITTENE FLORABÜSTE

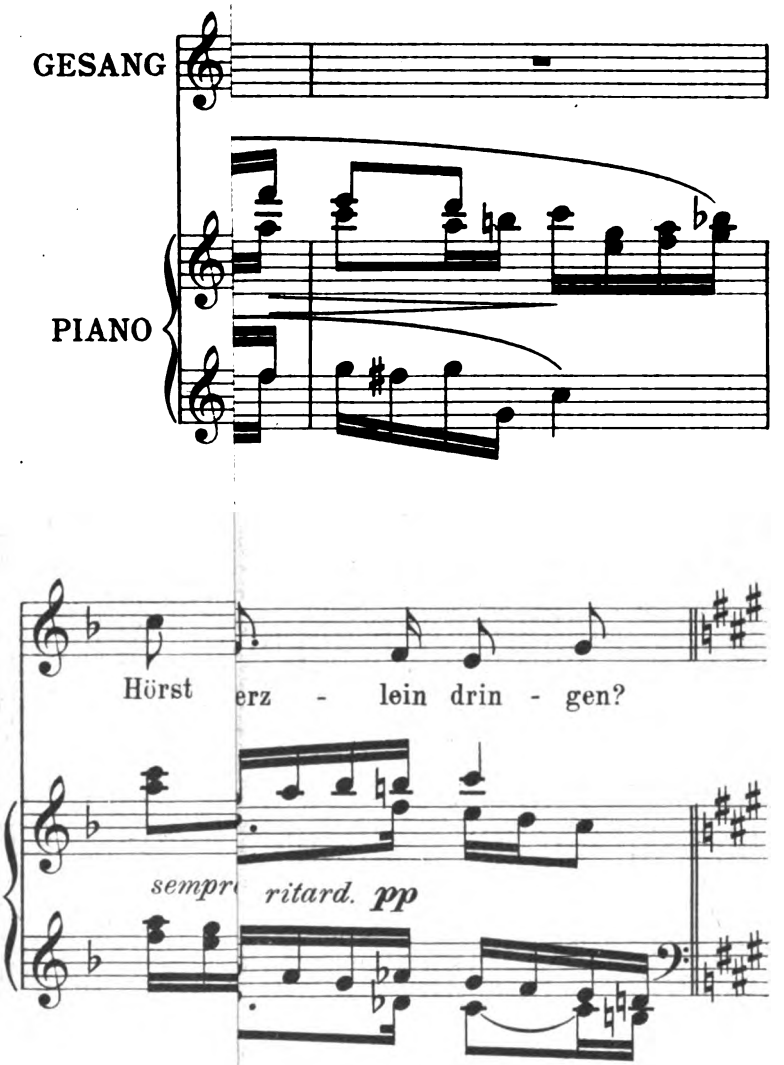
KW

Digitized by Google

BEI

RICH MAYER

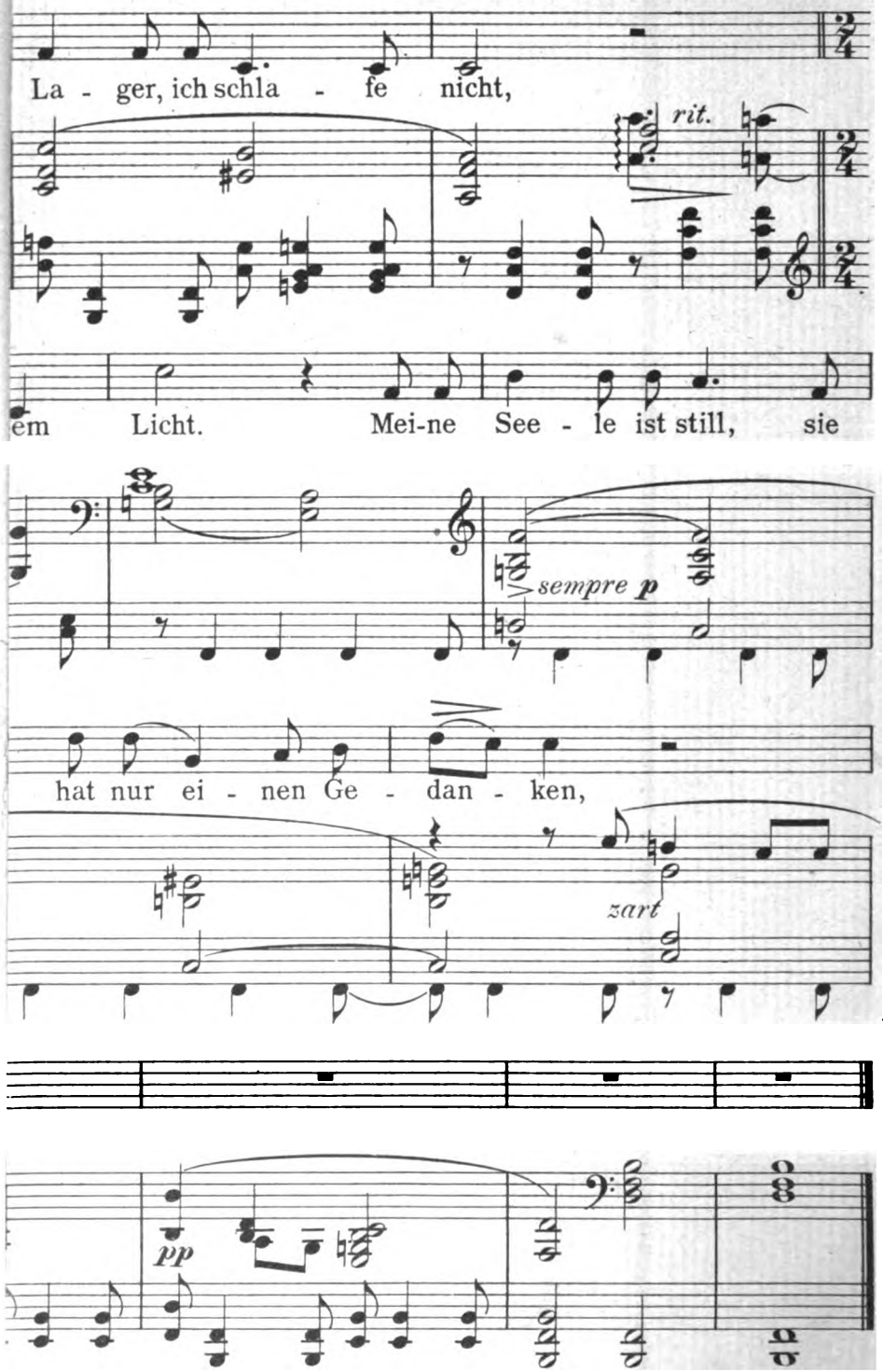
Ada Christen:
CHRISTBAUM



Digitized by Google

Gustav Falke:

FROMM



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google